

Roman Widder

PÖBEL, POET UND PUBLIKUM

Figuren arbeitender Armut
in der Frühen Neuzeit

konstanz|university press

Pöbel, Poet und Publikum

Roman Widder

PÖBEL, POET UND PUBLIKUM

Figuren arbeitender Armut

in der Frühen Neuzeit

Konstanz University Press

Gefördert mit Mitteln des im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder eingerichteten Exzellenzclusters der Universität Konstanz »Kulturelle Grundlagen von Integration«.

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Roman Widder 2020

Publikation: Konstanz University Press 2020

www.k-up.de | www.wallstein-verlag.de

Konstanz University Press ist ein Imprint der

Wallstein Verlag GmbH

Vom Verlag gesetzt aus der Chaparral Pro

Einbandgestaltung: Eddy Decembrino, Konstanz

ISBN (Print) 978-3-8353-9116-1

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8053-0

DOI <https://doi.org/10.46500/83539116>

Inhalt

Einführung: Armut, Unehrllichkeit, Literatur 9

Hegels Pöbel 10 | Freiwillige und unfreiwillige Armut 12 | Lazarus 17 | Der literarische Pöbel 20 | *Labouring Poor* 26 | *infamia iuris* vs. *infamia factis* 31 | Der virtuelle Pauperismus der Lohnarbeit 35 | Der Pöbel als dritte Person 43 | Zur Theorie der Figur 47 | Zur Gliederung des Buches 52

I PÖBEL

1 ›Die an der Erde Kriechenden‹: Pöbel und Armut bei Martin Opitz 59

Deutsche Dichtkunst 59 | Kipper und Wipper 62 | Geld und Pöbel 67 | Pöbel und gemeiner Mann 71 | *Das Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) als Apologie 75 | ›Das Armut‹ im *Wachtelgesang* (1621) 82 | Opitz, der Bergbau und Marcus Teubner 89

2 Pöbel und Poet: Die Ökonomisierung poetischer Gelehrsamkeit 97

Normativität der Reformpoetik 98 | Georg Philipp Harsdörffer: Poesie als Training der Muttersprache 103 | Die Dialektik von Inklusion und Exklusion 106 | Herkules und die Hydra 110 | Sigmund von Birken 115 | Bettelei und Epideixis 120 | Die Komödie der Ständeklausel 124 | Das lange soziale Band des Romans 130 | Fiktion und Hurerey 133

II PICKELHERING

3 Scharfrichter und Pickelhering um 1621 139

Das Prager Flugblatt 140 | Scharfrichter und Lohnarbeiter bei Jakob Ayryer 145 | *Jemand und Niemandt* 150 | Souveränität und Infamie 154 | Das Frankfurter Flugblatt 157 | Der Fettmilch-Aufstand 161 | Die Kipper- und Wipperkrise in Frankfurt 165 | Antisemitismus und Konkurrenz 169

4 Die Rache des Pickelhering in der *Absurda Comica Oder Herr Peter Squentz* (1657) 172

Autoren und Subjekte des Komischen: Gryphius als Autor? 172 | Schimpfspiel 178 | Die Entehrung der Wand 181 | Die Wächterepisode 185 | Lollinger als Leineweber 188 | Zwei Formen des Lachens 192 | Lollinger als Meistersinger 196 | Lollinger als Brunnen 202 | ›Verehrung‹ als Entehrung 207

III PIKARO

5 Lohnarbeit und Infamie im Pikaroroman 213

Apologie der Infamie 213 | Von Lazarus zu *Lazarillo de Tormes* 217 | Sprechende Waren 219 | *Guzmán de Alfarache* (1599/1604): Topos und Typos, Pöbel und Pikaro 226 | Schamhafte und Schamlose Armut 230 | Lohn und Strafe bei Albertinus 232 | Landstörtzer und Schelme 235 | Fiktion und Simulation im Schelmenroman 239 | Lohn- und Zwangsarbeit 241

6 Die Simplicianische Warenform 248

Soldaten-Handwerk in Grimmelshausens Simplicianischem Zyklus 248 | Freiwillige und unfreiwillige Armut 252 | Gott als »reicher Mann« und das Junker-Handwerk 258 | Das Schermesser: Lohn, Preis, Profit 262 | Simplicianische Leser 269 | Zeitlohn und Romanform 276 | Lohnform und Romanzeit 281 | Philarchus Grossus 286 | Die Gaukel-tasche 289

7 Reproduktionsarbeit in der *Landstörtzerin Courasche* (1670) 295

Ivstina Dietzin (1626): Das Zerwürfnis zwischen Erzähler und Figur 296 | Huren und Hexen 300 | Freiwillige Sexarbeit und Kapitalsortentransfer 306 | Reproduktions- als Lohnarbeit 311 | Pöbel und Hexen 314 | Poetik der Infamie 318

IV PUBLIKUM

Zur Einführung 325 | Zwischen ›publicum‹ und ›privatum‹ 325 | Armer und reicher Pöbel 329

8 Die Kritik des Publikums 334

1726: Streik der Augsburger Schuhknechte 334 | Die Herstellung der Ruhe 341 | Die Regierung der Einbildungskraft: Bodmer und Breitinger 345 | Mensch und Pöbel: Johann Christoph Gottsched 351 | Die Adjektivierung des Pöbels 355 | Die Arbeit der Kritik 357 | Hanswurst: Arbeit und Müßiggang 359 | Der Pöbel »als Bauer«: Friederike Caroline Neuber 362 | Der »Pöbelprinzipal«: Joseph Ferdinand Müller 367 | Zwischen »Adel« und »Pöbel«: Die bürgerliche Gesellschaft 372 | Mittelstand und Menschheit 377

9 Volk und Pöbel: Zur Dialektik von Politik und Ökonomie 381

Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks (1760) 381 | ›Labouring Poor‹: Bernard Mandeville 386 | Populismus und Population: Gabriel-François Coyer 391 | Nobilitierung der Ökonomie 398 | Volk und Pöbel 401 | Johann Heinrich Gottlob von Justi 406 | Theodizee der Unmündigkeit 408 | Justis *Dichterinsul* (1745) 412 | Literatur als Reproduktionsarbeit 417

**Schluss: Sich gegenseitig ›durch selbst-erfundene Lügen
erregen‹ 423**

Dank 435

Verzeichnisse 437

Abbildungen 437 | Quellen mit Siglen 437 | Sonstige Quellen 440 | Digitale

Ressourcen 446 | Nachschlagewerke und Lexika 446 | Häufig zitierte Zeitschriften 446 |

Forschungsliteratur 447

Einführung: Armut, Unehrllichkeit, Literatur

Und darüber hinaus ist zwischen uns und euch eine tiefe Kluft, damit niemand, der von hier zu euch hinüber will, dorthin kommen kann und auch niemand von dort zu uns herüber.

Lukas 16, 26

Produktiver Arbeiter zu sein ist daher kein Glück, sondern ein Pech.

Karl Marx, *Das Kapital*, Band 1, 532

Die Rede vom sogenannten ›Pöbel‹ begleitet die Debatten der Gegenwart: Unschwer zu vernehmen ist seine Wut, die sich als Resonanzkörper populistischer Parolen anbietet. Behauptet wird seine Irrationalität, die bei Wahlen stets die falsche Entscheidung trifft und so die repräsentative Demokratie bloßstellt. Und der für das bürgerliche Selbstverständnis unangenehme Zufall der Armut und Arbeitslosigkeit vieler wird ohnehin schon länger durch seine angebliche Faulheit erklärt. Der Pöbel ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts zum Schlagwort einer Gesellschaft geworden, die sich wie lange nicht mit einer Gefahr der Entzivilisierung konfrontiert sieht, deren Öffentlichkeit sich der Regeln ihrer Liberalität vergewissern muss und die sich im selben Moment bewusst wird, dass sie die soziale Frage verdrängt, nicht aber gelöst hat.

Wer oder was genau ist aber dieser Pöbel? Oder genauer: Wer nennt wen wann und warum Pöbel? Diese einfache Frage stand am Beginn der vorliegenden Untersuchung. Ausgangspunkt war dabei die Beobachtung, dass die Sozialfigur des Pöbels in literarischen und politischen Diskursen der Frühen Neuzeit eine komplexe Vorgeschichte hat. Das Studium dieser Vorgeschichte ermöglicht es, ein fundiertes historisches Verständnis der Figur zu entwickeln. Die grundlegende Hypothese, die im Folgenden entfaltet werden soll, lautet, dass sich in der verbalen Herabsetzung des Pöbels eine systematische Abwertung der arbeitenden Armen artikuliert, die zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert ein zentrales Element der Herausbildung einer auf Lohnarbeit basierenden Markt- und Konkurrenzgesellschaft war. Oder umgekehrt: Die Undarstellbarkeit arbeitender Armut in der kapitalistischen Moderne artikuliert sich symptomatisch in ihrer Entstellung zum Pöbel. Insofern diese Hypothese eine Verbalinjurie zum Gegenstand einer historischen Reflexion macht, ist sie jedoch durchaus voraussetzungsreich.

Hegels Pöbel

Die Frage nach dem Pöbel ist heute kaum mehr denkbar ohne die berühmten Bemerkungen Georg Wilhelm Friedrich Hegels in seinen *Grundlinien der Philosophie des Rechts* (1821). Hegels knappe Einlassung findet sich im dritten Teil über die Sittlichkeit, welche die ersten beiden Teile, Recht und Moral, vermittelt. Dort wiederum erscheinen die Bemerkungen im Abschnitt zur bürgerlichen Gesellschaft, dem konzeptuellen Bindeglied zwischen Familie und Staat. Dort also, wo sich die Vermittlung der Vermittlung vollziehen soll und somit der Zusammenhalt des Ganzen auf dem Spiel steht, erscheint der Pöbel, und zwar als Sonderform von Armut. Als solche stellt er einen Gegenstand der Polizei dar:

Das Herabsinken einer großen Masse unter das Maß einer gewissen Subsistenzweise, die sich von selbst als die für ein Mitglied der Gesellschaft notwendige reguliert – und damit zum Verluste des Gefühls des Rechts, der Rechtlichkeit und der Ehre, durch eigene Tätigkeit und Arbeit zu bestehen –, bringt die Erzeugung des *Pöbels* hervor, die hinwiederum zugleich die größere Leichtigkeit, unverhältnismäßige Reichtümer in wenige Hände zu konzentrieren, mit sich führt.¹

Hegel setzt hinzu, dass die Armut alleine keinen zum Pöbel mache, sondern erst die »innere Empörung gegen die Reichen, gegen die Gesellschaft, die Regierung usw.« Aufgrund der Zufälligkeit, mit der in der bürgerlichen Gesellschaft Reichtum angehäuft wird, werde der Pöbel ferner »leichtsinnig und arbeitsscheu«, und so entstehe in ihm das »Böse, daß er die Ehre nicht hat, seine Subsistenz durch seine Arbeit zu finden, und doch seine Subsistenz zu finden als sein Recht anspricht«. Der Pöbel entsteht für Hegel also nicht durch Armut alleine, sondern durch »die Abwertung der Scham und Ehre, der subjektiven Basen der Gesellschaft«. Dass eine Armenfürsorge, so die Schlussfolgerung im folgenden Paragraphen, »die Subsistenz der Bedürftigen« sichern könnte, »ohne durch die Arbeit vermittelt zu sein«, ist für Hegel nicht denkbar, denn jede Form von Versorgung würde gegen die inneren Prinzipien der bürgerlichen Gesellschaft verstoßen. So offenbart sich im Pöbel auf überraschend klare Weise deren innere Beschränktheit: »Es kommt hierin zum Vorschein, daß bei dem *Übermaße des Reich-*

¹ G. W. F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen*, hg. von Eva Moldenhauer, Frankfurt a. M. 1986, § 244.

tums die bürgerliche Gesellschaft *nicht reich genug* ist, d. h. an dem ihr eigentümlichen Vermögen nicht genug besitzt, dem Übermaße der Armut und der Erzeugung des Pöbels zu steuern.« Der einzige Ausweg sei darum, »die Armen ihrem Schicksal zu überlassen und sie auf den öffentlichen Bettel anzuweisen«.²

Der Pöbel ist für Hegel also die an ihre Versorgung gewöhnte Armut, die den Willen zur Arbeit verloren hat, jedoch ein Recht auf Subsistenz beim Staat einfordert. Frank Ruda hat *Hegels Pöbel* (2011) erstmals eine ausführliche Analyse gewidmet. Ruda argumentiert, dass am Pöbel innerhalb der Hegelschen Rechtsphilosophie die Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft zutage treten, weil er dieselbe an ihren eigenen Ansprüchen misst. Da es in der bürgerlichen Gesellschaft jedem Einzelnen auferlegt ist, durch eigene Arbeit seine Subsistenz zu sichern, findet Hegel keine Lösung, dem Phänomen der Armut gerecht zu werden. Alle Methoden der Armutsbekämpfung verstoßen erstens gegen die innersten Prinzipien der bürgerlichen Gesellschaft und führen zweitens zur Entstehung von Pöbel. Am Pöbel kommt darum das zum Vorschein, was Ruda als »Logik der doppelten Latenz« bezeichnet: Aufgrund der ökonomischen Funktionsweise der bürgerlichen Gesellschaft kann in ihr jeder jederzeit verarmen, jeder ist also latent arm. Zugleich betont Hegel aber das »Subjektive der Armut«³ im Fall des Pöbels: das Ressentiment gegen den Staat. Die subjektive und insofern ebenfalls zufällige Operation, die den Armen zum Pöbel werden lässt, entbindet ihn endgültig von der bürgerlichen Gesellschaft. Auf diesem Weg wird der Pöbel jedoch – das »Exkrementale, Ausgeschiedene, das Entbundene der bürgerlichen Gesellschaft« – gleichzeitig zu etwas Universellem.⁴ Horizont von Rudas Hegel-Analyse ist deshalb der Universalismus des Proletariats beim frühen Karl Marx.

Historisch betrachtet ist dieses Emanzipationsnarrativ, das vom eigentumslosen Pöbel zum klassenbewussten Proletariat führt, nicht neu. Begriffsgeschichtlich wurde es bereits von Werner Conze entwickelt.⁵ Die

2 Hegel, *Grundlinien*, § 244 f.

3 Ebd., § 242.

4 Frank Ruda, *Hegels Pöbel. Eine Untersuchung der Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Konstanz 2011, hier: 65 f. Dass Hegel dem Armutsproblem in beispielloser Ratlosigkeit gegenüberstand, bemerkte bereits Shlomo Avineri, *Hegels Theorie des modernen Staates*, übers. von R. u. R. Wiggershaus, Frankfurt a. M. 1976, 170–186. Die vorliegende Arbeit verdankt Rudas Untersuchung ihre grundlegende Idee, sowie im Einzelnen zahlreiche Anschlussmöglichkeiten. Nicht anknüpfen werde ich allerdings an den von Ruda gewählten theoretischen Zugriff entlang der Philosophie Alain Badiou.

5 Conze setzt den Pöbel weitgehend mit einer temporären Überbevölkerungskrise und den Pauperismus-Debatten um 1830 gleich und beschreibt dann die Organisation und Assoziation des

für den Vormärz durchaus sinnfällige Genealogie verkleinert den Pöbel jedoch auf eine Früh- und Vorform des Proletariats und schöpft damit das analytische Potential des Begriffs nicht umfassend aus, das sich in meinen Augen gerade in der Untersuchung seiner *longue durée* ergibt: Die Pöbel-Formel prägt die gesamte Frühe Neuzeit, ökonomisch gesprochen die Zeit der Entstehung des modernen Arbeitsmarkts und den langwierigen Prozess des Übergangs von einer Gesellschaft, welcher der Markt als eine Option unter anderen zur Verfügung stand, zu einer Gesellschaft, welcher er zu einem allgemeinen Zwang geworden war.⁶ Es ist deshalb das Ziel dieser Arbeit, das historische Verständnis des Pöbels vom Schatten seiner zukünftigen Erben zu befreien. Gegenüber der Eindimensionalität sowohl einer universalistischen Konzeption des Proletariats als auch einer empirisch-historischen Konzeption der industriellen Arbeiterklasse ermöglicht das begriffliche Prisma des Pöbels dem Historiker, die Vielgestaltigkeit von Proletarisierungsprozessen, die »diversity of proletarianization«⁷ zum Vorschein zu bringen.

Freiwillige und unfreiwillige Armut

Als »Pöbel«, »Pöfel« oder »Pövel« wurden über Jahrhunderte nämlich keineswegs nur die Bedürftigen bezeichnet.⁸ Fragt man Machiavelli, so erfährt

Pöbels im Proletariat. Werner Conze, »Vom ›Pöbel‹ zum ›Proletariat‹. Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland« (1941), in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Köln/Berlin 1966, 111–136; ders., »Proletariat, Pöbel, Pauperismus«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 5, Stuttgart 1984, 27–68.

6 Unterschieden wird insofern nicht zwischen Subsistenzwirtschaft, sondern zwischen Marktwirtschaft und Kapitalismus. Vgl. Ellen Meiksins Wood, *The Origin of Capitalism. A Longer View*, London 2002. Wood bietet auch einen hervorragenden Überblick über liberale und marxistische Theorien des Übergangs; außerdem Fernand Braudel, *Die Dynamik des Kapitalismus*, übers. Peter Schöttler, Stuttgart 1986, 49–59.

7 »We cannot validly speak of proletarianization as a once-and-for-all transition«. Wally Secombe, *A Millennium of Family Change. Feudalism to Capitalism in Northwestern Europe*, London/New York 1992, 168, 290. Vgl. auch David Harvey, *The Enigma of Capital and the Crisis of Capitalism*, London 2010. Zum Begriff der Proletarisierung vgl. auch Patrick Eiden-Offe, »Der Prolet ist ein anderer. Klasse und Imaginäres heute«, in: *Merkur* 72 (2018), 15–30.

8 Dem heutigen »Pöbel« entsprechende Worte existieren im Deutschen bereits seit dem Mittelalter (ca. 1200) und bilden eine Entsprechung zum lateinischen *vulgus* sowie zum griechischen *ochlos*. Die Entlehnung aus dem Altfranzösischen (*poblus*, lat. *populus*) existiert im Mittelhochdeutschen jedoch in zahlreichen verschiedenen Formen (*povel*, *pövel*, *bovel*, *popel*, *popel*, *pöpel* u. a.). Als erster bedient sich Luther der b-Form »Pöbel«, die sich dann erst

man sogar mit Erstaunen: »auf der Welt gibt es nur Pöbel [vulgo]«. ⁹ Der Pöbel ist hier dem Bereich des Scheins, damit aber zugleich einer Politik des Diesseits zugeordnet. Machiavellis einflussreiches Herrschaftsideal lässt sich einer repräsentativen Öffentlichkeit und einem kleinräumigen Stadtstaat zuordnen. Die Autorität des Fürsten gründet sich dabei auf das Einverständnis zwischen Obrigkeit und Bevölkerung. Der Pöbel ist also immer schon ein politischer Pöbel und er tritt als Markierung dieses säkular orientierten Politikverständnisses auf: Nicht die göttliche Legitimation garantiert dem Fürsten seine Herrschaft, sondern seine Klugheit im Umgang mit der Gedankenwelt der Vielen.

Im deutschen Sprachgebrauch ist eine solche affirmative oder immerhin neutrale Verwendung des Begriffs jedoch äußerst selten anzutreffen. ¹⁰ Spätestens seit den Bauernkriegen ¹¹ hat sich der Pöbel-Begriff vermehrt dazu angeboten, den politischen Widerstand verschiedener gesellschaftlicher Gruppen zur bloßen Empörung zu trivialisieren. Seitdem ist ihm ein Moment der Staatsfeindlichkeit eingeschrieben, er wurde zu einem polemisch eingesetzten Begriff der politischen Kommunikation. Sebastian Francks *Traktat wider Herrn Omnes, d. i. wider den Pöbel* (1535) und viele andere Texte aus dem Kontext der Reformation zeugen davon, dass bereits im 16. Jahrhundert eine affirmative Identifikation mit dem Pöbel kaum anzutreffen ist. Doch auch bei dem Theologen Franck bilden Pöbel und Welt zwei unmittelbar aufeinander bezogene Terme, nur unter umgekehrten Vorzeichen. ¹²

im 18. Jh. durchsetzt. Vgl. Virgil Moser, »Über ›pöfel – pöbel«, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 37/1 (1911), 133–148.

⁹ Niccolò Machiavelli, *Il Principe / Der Fürst*. Italienisch/Deutsch, übers. von Philipp Rippe, Stuttgart 2007, 141.

¹⁰ Insofern wäre Conze zu korrigieren. Conze wertet die Semantik als allgemeine, nicht-pejorative, ständische Semantik, deren Politisierung sich erst im 19. Jahrhundert ereignet habe. Davon kann vor dem Hintergrund des in dieser Arbeit behandelten Materials keine Rede sein. Vgl. auch Peter Blickle, *Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform. Band 1: Oberdeutschland*, München 2000, 80 f.

¹¹ Blickle zufolge hat sich in den Bauernkriegen erstmals die neuzeitliche Möglichkeit einer Konvergenz menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit politisch Gehör verschafft, vgl. Peter Blickle, *Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes*, München 2011, 52. Zu einem Überblick über die neuere Forschung vgl. auch Peter Rauscher/Martin Scheutz (Hg.), *Die Stimme der ewigen Verlierer?: Aufstände, Revolten und Revolutionen in den österreichischen Ländern (ca. 1450–1815)*, Wien u. a. 2013.

¹² Bei dem auch von Conze angeführten Franck-Text handelt es sich um ein holländisches Traktat, das dem Traktat *Von der Welt (Een stichtelijck tractaet van de werelt, des duyvels rijck*, Gouda 1565) beigelegt und im Original als *Van der grooten hoop/ heer-Omnes/ das dulle afgodische/ ghepeupelte oft Buffel ende gemeyne alle-man* betitelt ist. Beide Traktate beziehen

Während diese politische Dimension des Pöbels unübersehbar ist, ist die von Hegel vorgenommene Verortung des Pöbels im Kontext des Armutsproblems keineswegs zwangsläufig. Es erweist sich jedoch als sinnvoll, der von Hegel gelegten Spur zu folgen. Im Zentrum des christlichen Ethos der Armut, welches das Mittelalter dominierte, stand ihre Freiwilligkeit: Demut und Entsagung galten als fundamentale Werte der Heilsoökonomie. Bronislaw Geremek spricht diesbezüglich vom »heroischen Modell der Entsagung«.¹³ Symmetrisch auf diese Form von Armut bezogen war die Pflicht zur Barmherzigkeit: Die Gabe von Almosen sollte das eigene Seelenheil befördern, Barmherzigkeit war ein exklusiver Weg zur Erlösung. Da das Modell der freiwilligen Armut und der Typus des Barmherzigen die Anschauung der Armut dominierten, kam das, was aus heutiger Perspektive als die eigentliche Armut erscheint, nämlich die unfreiwillige Armut, dabei zunächst kaum in Betracht. Wie Geremek ausführt, geriet dieses Modell allerdings bereits im Spätmittelalter in eine Krise, sodass sich die Dogmatik der Kirche auf die Wirklichkeit des materiellen Elends hin öffnen musste. Der Unterscheidung zwischen *freiwilliger* und *unfreiwilliger Armut* wurde typologisch durch die Differenz der Armen mit Petrus (*pauperes cum Petro*) von den Armen mit Lazarus (*pauperes cum Lazaro*) Ausdruck verliehen. Sie erlaubte es, ein für den Klerus geltendes und die Kirche legitimierendes Ideal der Entsagung und Pilgerschaft zu trennen von der materiellen Not der Laien, für welche die Fürsorgepflicht der Kirche galt. In Abgrenzung zur politischen Neuzeit spielt diese Unterscheidung insofern eine wichtige Rolle, als auch der dem Lukas-Evangelium entlehene Lazarus noch eine positive Figur darstellt. Lazarus wird eben nicht verurteilt und

sich direkt aufeinander, wobei der Bezug zu den Bauernkriegen explizit ist. Vgl. hierzu Alfred Hegler, *Sebastian Francks lateinische Paraphrase der Deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate*, Tübingen 1901, 77–79, 105–107; sowie Guillaume van Gemert, »Instrumentalisierung spiritualistischer Gläubigkeit im Kampf gegen obrigkeitlichkirchliche Orthodoxie. Zum Stellenwert von Sebastian Francks auf niederländisch überlieferten Traktaten aus dem frühen 17. Jahrhundert im Prozeß der Institutionalisierung der reformierten Amtskirche in den Niederlanden«, in: Hartmut Lauffhütte/Michael Titzmann (Hg.), *Heterodoxie in der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2006, 161–174.

13 Bronislaw Geremek, *Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa*, übers. von Friedrich Griese, München/Zürich 1988, 30. Vgl. auch Robert Jütte, *Arme, Bettler, Beutelschneider. Eine Sozialgeschichte der Armut*, Berlin 2000, 131–209; Christoph Sachße/Florian Tennstedt, *Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Bd. 1: Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg*, 2. Aufl., Stuttgart u. a. 1998, 23–84; Wolfram Fischer, *Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der »Sozialen Frage« in Europa seit dem Mittelalter*, Göttingen 1982, 10–56; Wolfgang v. Hippel, *Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit*, München 1995, 44–53.

verworfen, verjagt oder bestraft, sondern im Gegenteil im Jenseits belohnt und entschädigt und vor allem wird die Unfreiwilligkeit seiner Armut im Diesseits anerkannt. Während alle späteren Kategorisierungen der Armut einseitig markiert sind und der weniger edlen Form (der schamlosen, fremden, undankbaren Armut etc.) kein Existenzrecht zubilligen, sind die beiden prototypischen spätmittelalterlichen Formen christlicher Armut moralisch gleichberechtigt.

Im Rahmen der Neuverteilung von Verantwortung zwischen kirchlicher und weltlicher Macht kommt es in der Frühen Neuzeit allerdings zu einer Laizierung der Armenfürsorge, welche den Kirchen die alleinige Zuständigkeit entzieht und den Kommunen mehr Verantwortung überträgt. Herausragende Bedeutung hat seitdem der Diskurs über die mobilen Armen, über Bettler und Vaganten, und mit ihm die Unterscheidung von einheimischen und fremden Armen. Das wesentliche sozialpolitische Instrument lautet über Jahrhunderte, dass jede Kommune sich um ihre eigenen Armen zu kümmern habe und fremde Arme des Landes verwiesen werden sollen. Das sogenannte *Liber vagatorum* (1510), ein anonymes Volksbuch, welches das Leben der Vaganten detailreich beschreibt, bildet den Ausgangspunkt dieses Diskurses. Martin Luther versieht die unter dem Titel *Von der falschen Betler bueberei* erschienene Neuauflage von 1528 mit einem gegen Vaganten gerichteten Vorwort und hilft so, seine enorme Popularität im deutschen Sprachraum bis Ende des 17. Jahrhunderts zu begründen.¹⁴ Dabei geriet die Unterscheidung von einheimischen und fremden Armen faktisch früh an ihre Grenzen, einerseits durch merkantilistische Siedlungspolitiken, andererseits aufgrund der horizontalen Mobilität der frühneuzeitlichen Gesellschaft insgesamt. Der größer werdenden Menge von Kolporteuren und Händlern sowie der Wanderschaft von Studenten und Gesellen konnte nur durch Innovationen im Bereich polizeilicher Identitätskontrolle begegnet werden, etwa durch die Erfindung des modernen Personalausweises.¹⁵ In diesem Kontext, also jenseits der theologischen Reflexion über die Armut, entfaltete sich ein anderer Armutsdiskurs, der treffend als »Entstehung der Unbarmherzigkeit« bezeichnet wurde.¹⁶

14 Vgl. Beate Althammer/Christina Gerstenmayer (Hg.), *Bettler und Vaganten in der Neuzeit (1500–1933). Eine kommentierte Quellenedition*, Essen 2013, 29–79.

15 Vgl. auch Marina Garbellotti, »Welchen Armen helfen? Armut und Fürsorge in Italien (16.–18. Jahrhundert)«, in: Klaus Bergdolt/Lothar Schmitt/Andreas Tönnemann (Hg.), *Armut in der Renaissance*, Wiesbaden 2013, 119–137; sowie Valentin Groebner, *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*, München 2004, 124–151.

16 Norbert Schindler, *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1992, 258–314.

Die neue Sozialpolitik war in ihrem Kern gekennzeichnet durch ein doppeltes Verbot: das Verbot sowohl der Bettelei als auch der privaten Almosenvergabe. Während unerlaubte Mildtätigkeit durch Geldstrafen sanktioniert wurde, standen auf öffentliche Bettelei, auf die Weigerung, in den Arbeitshäusern zu außergewöhnlich niedrigen Löhnen zu arbeiten, und bereits auf kleinere Eigentumsdelikte deutlich härtere Strafen. Arbeit durfte erzwungen, Arbeitslosigkeit musste bestraft werden. Armut, so lässt sich diese fundamentale Umwertung zusammenfassen, wurde von einem ethischen Ideal zu einem Verbrechen, Arbeit hingegen zum Heilmittel gegen Armut. Die Reformation trug zu diesem Prozess das ihrige bei, aber die Kritik der Werkgerechtigkeit alleine vermag die schon früher einsetzenden Veränderungen in der Wahrnehmung von Armut und Arbeit kaum zu erklären. Die theoretische Grundlage dieser neuen Epoche und damit eine erste politische Theorie der Armenfürsorge lieferte der spanische Humanist Juan Luis Vives (1492–1540) mit der zweibändigen Abhandlung *De subventione pauperum* (1526). Vives setzt eine umfassende Politik der Wohlfahrt der reinen Versorgung alleine durch monetäre Almosen entgegen: Geld ist für ihn nur das letzte und schlechteste Mittel der Fürsorge. Die Armen sollen nicht nach Geschenken fragen, sondern ihre Armut als Geschenk Gottes empfangen, sich an die Arbeit halten und keinen Unfrieden stiften. Nicht die Armut als solche, aber die Undankbarkeit der Armen wird dabei zur expliziten Gefahr für den Frieden der Gemeinde, sodass ihre gewaltsame Disziplinierung unvermeidlich erscheint.¹⁷

Historiker der Armut haben den Pöbel aufgrund seiner pejorativen Konnotation in der Regel übergangen.¹⁸ Es ist jedoch der beschriebene Zusammenhang, in dem auch die Figur des ›herrenlosen Gesindels‹, im englischen Sprachraum der ›masterless men‹, und schließlich auch des Mobs geprägt wird: des *mobile vulgus*, eines umherziehenden Pöbels.¹⁹ Die Rhetorik gegen den Mob signalisiert das Politisch-Werden einer Bevölkerung, die ihren Platz in der Gesellschaft entweder verloren oder verlassen

17 Juan Luis Vives, »De Subventione pauperum / On the relief of the poor, or of human need« (1526), übers. von Paul Spicker, in: Paul Spicker (Hg.), *The Origins of Modern Welfare*, Oxford 2010, 1–100, hier: 17, 27 f., 83, und insbesondere 93 f. Zu Vives vgl. auch Andreas Keck, *Das philosophische Motiv der Fürsorge im Wandel: Vom Almosen bei Thomas von Aquin zu Juan Luis Vives' De subventione pauperum*, Würzburg 2010.

18 Explizit etwa bei von Hippel, *Armut, Unterschichten, Randgruppen*, 3–7.

19 Zum ›herrenlosen Gesindel‹ im Deutschen vgl. Ernst Schubert, *Fahrendes Volk im Mittelalter*, Bielefeld 1995, 358–367; außerdem A. L. Beier, *Masterless Men. The Vagrancy Problem in England 1560–1640*, London/New York 1985; zum Mob vgl. Peter Linebaugh, *The London Hanged. Crime and Civil Society in the Eighteenth Century*, London 1991, 38 f.; sowie Christopher Hill, *The World Turned Upside Down. Radical Ideas During the English Revolution*, Harmondsworth 1972, 39–57.

hat. Dass die Beweglichkeit des Pöbels, seine Herrschafts- und Heimatlosigkeit, zu einem Problem wurde, verdankt sich dabei auch der Situation der Handwerksgelesen in ganz Europa. Die ökonomische Schwächung der Zünfte im 17. Jahrhundert führte zu einer Vermassung der Gesellschaft und dadurch zu einer neuen Dimension von »professional mobility«. ²⁰ Ein hohes Maß von Mobilität war demnach nicht mehr nur Überlebensstrategie für unqualifizierte Arbeit, sondern der Normalfall qualifizierter, abhängiger Arbeit. Gegenüber der christlichen Modellierung der Armut tritt in der Frühen Neuzeit also ihre polizeiliche Kontrolle, eine »Logik des Verdachts«, ²¹ die in jedem Begehren von Almosen Betrug wittert und die verallgemeinert als Unterscheidung von ehrlicher und unehrlicher Armut zu fassen wäre: zwischen wahrhaftig Bedürftigen und simulierenden Bettlern. Unehrlliche Armut ist gegenüber der älteren Unterscheidung zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Armut ein zumindest in dieser Quantität neues Phänomen. Armut steht von nun an vor der Herausforderung, ihre Ehrlichkeit, also ihre Unfreiwilligkeit beweisen zu müssen. Die Pöbel-Semantik bildet dabei einen entscheidenden Einsatz für die Disziplinierung der Armut.

Lazarus

Für die Literaturgeschichte der Armut war die Lazarus-Figur lange von zentraler Bedeutung. Das 16. Jahrhundert hat nicht weniger als zehn voneinander weitgehend unabhängige Dramatisierungen der Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus (Luk 16, 19–31) hervorgebracht, die zeigen, wie wirksam die christliche Modellierung der Armut in der Frühen Neuzeit war. ²² Die moralische Tendenz der Dramen, deren Anfänge noch in der

²⁰ Eleonora Canepari, »Working for someone else: Adult Apprentices and dependent work (Rome, 17th to early 18th century)«, in: Eva Jullien/Michel Pauly (Hg.), *Craftsmen and Guilds in the Medieval and Early Modern Periods*, Stuttgart 2016, 261–275, hier: 274.

²¹ Ruda, *Hegels Pöbel*, 28.

²² Während die Luther-Übersetzung Lazarus einfach als »Armen« anführt, ist er in der Vulgata ein Bettler: »erat quidam mendicus nomine Lazarus« (Lk, 16, 20). Vgl. auch Wolfram Washof, *Die Bibel auf der Bühne der Reformation. Exempelfiguren und protestantische Theologie im lateinischen und deutschen Bibeldrama der Reformationszeit*, Münster 2007, 461–64; Stephen Wailes, *The rich Man and Lazarus on the Reformation Stage. A Contribution to the Social History of German Drama*, London u. a. 1997, 29. Zu den ägyptischen und hebräischen Vorstufen des Gleichnisses vgl. Hugo Gressmann, *Vom reichen Mann und armen Lazarus. Eine literaturgeschichtliche Studie*, Berlin 1918.

Zeit der deutschen Bauernkriege liegen,²³ bewegt sich dabei zwischen der Verurteilung des Reichtums und der polizeilichen Problematisierung von Bettelei. Gerade aufgrund der Bandbreite von Deutungen derselben biblischen Fabel war die Lazarus-Figur für die Literatur ein »small but potent paradigm«,²⁴ das sich um 1600 jedoch erschöpft hatte, weil der neuen Orientierung auf politische Einheit und ökonomische Disziplin unfreiwillige Armut als solche aus dem Blickfeld geriet. Beispielhaft lässt sich das am Höhepunkt und Abschluss der Lazarus-Dramatisierungen zeigen: Georg Rollenhagens *Spiel vom reichen Manne und armen Lazaro* (1590).

Vor dem Haus des reichen Mannes, so die Grundkonstellation hier wie in allen Lazarus-Dramen, liegt Lazarus »in grosser hungers Not«, der reiche Mann aber gibt ihm »nicht ein bißlein Brot«. ²⁵ Den Kern des Dramas bildet dann die Kontrastierung von »rechten armen« und »Böß Buben«²⁶ – den Allegorien einer ehrlichen Armut (einem Blinden, einem Lahmen, einer alten Witwe und eben Lazarus) stehen eine Reihe von Spielleuten und Landsknechte gegenüber, die als Figurationen von Faulheit, Betrugerei und Verstellung auftreten, im Unterschied zu Lazarus aber in das Haus des reichen Mannes eingelassen werden. Die Aufgabe der Zurückweisung der Armen hat der sogenannte *Oeconomus*. Durch ein Gespräch mit zwei Rabbinern, die den reichen Mann beraten, wird dieser in seiner Haltung bestärkt. Hier zeigt sich kurz die politische Sprengkraft des Problems, denn die beiden Rabbiner bringen Lazarus und die Almosenfrage unmittelbar mit der Gesetzestreue des »gmein Volck[s]« in Verbindung, das sie auch »Pöbel« nennen.²⁷ Während das Drama dem Leser damit eine jüdische Unterwanderung der christlichen Theologie der Barmherzigkeit nahelegt, kulminiert die Armutskritik seiner Protagonisten im Bild der »faulen Bettler«. ²⁸ Die christliche Ethik der Barmherzigkeit wird hingegen von Lazarus persönlich formuliert: »Denn wer eim Armen gibt in Noth, / Der kriegts widr mit

23 Stephen Wailes spekuliert sogar, dass das früheste erhaltene Stück dieser Tradition, eine anonyme Publikation des Sterzinger Spielarchivs, mit dem Augsburger Schillingaufstand von 1524 in Verbindung zu bringen ist, der über das Verbot der beliebten Predigten des Barfüßers Johannes Schilling ausbrach und unter anderem zur Flucht von Jakob Fugger führte. Wailes, *The rich Man*, 304–307.

24 Ebd., 307.

25 Georg Rollenhagen, *Spiel vom reichen Manne und armen Lazaro* (1590), hg. von Johannes Bolte, Halle 1929, 10.

26 Ebd., 46.

27 Ebd., 71.

28 Rollenhagen, *Spiel vom reichen Manne*, 84. Zur Judenfeindlichkeit vgl. Elliott Bergman, »Images of Jews and Judaism in Georg Rollenhagen's drama ›Vom reichen Manne und armen Lazaro‹«, in: *Neophilologus* 92/3 (2008), 491–501.

Gewin von Gott«. ²⁹ Gemäß der Gattungstradition wird diese Ethik noch einmal bestätigt und am Ende wechselt die Handlung ins Jenseits über: Kurz nachdem Lazarus verhungert ist, erkrankt auch der reiche Mann und fängt an, heftiger zu stinken, als Lazarus je gestunken hat. Der letzte Akt soll noch einmal die höllische Qual und Reue des reichen Mannes aus der Innenperspektive zeigen. In der Verkehrung der Rollen zwischen irdischem und jenseitigem Leben bleibt das Stück gegenüber dem Fehlen von Barmherzigkeit unbarmherzig und damit der Logik seiner Gattung treu. In diesem Sinn wurde die schroffe Gegenüberstellung von Armut und Reichtum auch in zahlreichen Gemälden des 16. und 17. Jahrhunderts bearbeitet, die im Bildhintergrund stets die himmlische Rettung von Lazarus zeigen. ³⁰

In den Diskursen seiner maßgeblichen Protagonisten ist diese Logik bei Rollenhagen jedoch schon obsolet geworden. Dass der Schwerpunkt des Stücks nicht mehr auf der Kritik des Reichtums, sondern auf der Unterscheidung und Verdächtigung der Armut liegt, zeigt die angehängte *Leichpredigt Vber des Reichen Mannes Begrebniß*, die eine überraschende Umwertung des reichen Mannes vornimmt. Im Stile einer Lobrede ist sie von Hochachtung für den reichen Mann geprägt, »vielfeltig« habe er »der Armen Bürgerschaft und Bauern gedienet«, sei beim »weltlichen Regiment« zurecht für eine »gute Policeyordnung« und gegen den »vielseitigen Zulauff der frembden vnd einheimischen müssigen Bettlern« eingetreten. ³¹ Erst dann sei das Böse über ihn hereingebrochen, dieses Böse betrifft hier jedoch nicht mehr seine fehlende Hilfsbereitschaft gegenüber Lazarus, sondern schlicht den Anruf eines Todes, der jedem Menschen in gleicher Weise blüht. Damit steht die *Leichpredigt* im Kontrast zum Handlungsverlauf des Stückes und zur Geschichte der Lazarus-Dramatisierungen insgesamt. Sie verdrängt alle sozialen Konflikte und interessiert sich nur noch für die individuelle Heilsgeschichte des reichen Mannes.

Obwohl die reformatorischen Lazarus-Dramen in der Mehrzahl eine konservativ lutheranische Tendenz haben, gehören sie mit ihrer Reichtumskritik insgesamt einer Zeit vor der Aufwertung des Eigennutzes um 1600 an. ³² Die Anhäufung privater Reichtümer ist in ihrer theologischen

²⁹ Rollenhagen, *Spiel vom reichen Manne*, 109.

³⁰ Vgl. Detlev Sievers, *Die Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus im Spiegel bildlicher Überlieferung*, Kiel 2005.

³¹ Ebd., 158–160.

³² Die Umwertung des Eigennutzes, die sich in der politischen Ökonomie des 18. Jahrhunderts vollendet, beginnt tatsächlich schon im 16. Jahrhundert, wovon Leonhard Fronspergers *Von dem Lob des Eigen Nutzens* (1564) ein eindrückliches Beispiel gibt. Vgl. Winfried Schulze, »Eigennutz und Gemeinnutz. Über den Normenwandel in der ständischen

Dogmatik schädlich, für das Gemeinwesen genauso wie für das Seelenheil des Einzelnen. Einerseits stellt Lazarus also die Modellierung eines Subjekts der Armut dar, welches potentiell fähig ist, die Legitimität von Ungleichheit infrage zu stellen. Andererseits teilen die Lazarus-Dramen einen antirevolutionären Konsens: Explizit und mit Verweis auf die ›gute Policey‹ werden die Armen am Beispiel von Lazarus ermahnt, keine Unruhe zu stiften. Lazarus wird letztlich dafür benutzt, andere Formen von Armut zu diskreditieren, die wahren von den falschen Armen zu unterscheiden. Gerade in seinem Desinteresse für Lazarus und das Problem der unfreiwilligen Armut bildet Rollenhagens Lazarus-Drama den Höhepunkt und Abschluss der Entwicklung.

Während die deutschsprachige Dramengeschichte des Lazarus in den sozialrevolutionären Unruhen der Bauernkriege ihren Ausgang nimmt, findet sie ihr Ende in den Tumulten der Inflationsjahre zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, die zugleich die Geburtsjahre der deutschen Gelehrtenpoetik waren.³³ Mit dem Beginn der Hegemonie der Gelehrtenkultur im literarischen Feld wird das Lazarus-Thema und damit ein bei aller Ambivalenz grundsätzlich affirmativer Bezug auf ein Subjekt der Armut aus dem dramatischen Kanon gestrichen. Die vorliegende Arbeit handelt vom literarischen Nachleben des Lazarus: Je vehementer nämlich die Existenz unfreiwilliger Armut geleugnet wird, desto prekärer wird der Platz von Lazarus im modernen Diskurs über Armut. An seine Stelle tritt die Polemik der Poeten gegen den Pöbel.

Der literarische Pöbel

Die politische Beschimpfung des Pöbels hat sich in der Frühen Neuzeit in literarischen Diskursen fortgesetzt, und zwar so massiv, dass man von einem eigenen Diskurs über die »plebs literaria« oder den »literarischen Pöbel« sprechen kann.³⁴ Dieser literarische Pöbel lässt sich ganz allgemein

Gesellschaft der Frühen Neuzeit«, in: *Historische Zeitschrift* 243 (1986), 591–626; sowie Sandra Richter/Guillaume Garner (Hg.), ›Eigennutz‹ und ›gute Ordnung‹. *Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert*, Wiesbaden 2016.

33 Von Rollenhagens Lazarus-Spiel sind vier verschiedene Drucke erhalten, der letzte stammt aus dem Krisenjahr 1622. Vgl. die Angaben in der Ausgabe von Johannes Bolte, in: Rollenhagen, *Spiel vom reichen Manne*, Vorwort, III–XVI.

34 In dieser reflexiven Form taucht der Ausdruck erst um 1820 auf, und zwar im Kontext einer Kritik an Adolf Müllners Trauerspiel *König Yngurd* (1817) durch Friedrich Gottlob Wetzel. Vgl. Anonymus, *Ueber den Ausdruck »dem Pöbel angehören«*. Ein Sendschreiben von L.A.T. an Brock-

als Legitimationsfigur humanistischer Gelehrsamkeit fassen. Der Stand der Gelehrten bot in den Gesellschaften der Frühen Neuzeit einzigartige Aufstiegsmöglichkeiten, verlief quer zur ständischen Ordnung und bildete damit prinzipiell einen Ort der Integration von sozialen Differenzen. Diese Position jedoch hatte er nur über ein äußerst exklusives Standesbewusstsein und eine letztlich elitäre Kommunikationssituation errungen. Dichter und Kritiker, Erzeuger und Leser gelehrter Texte entspringen im Humanismus derselben sozialen Gruppe: einem höfischen Beamtentum, das sich aus der Geistlichkeit, aus dem Adel und aus dem städtischen Patriziate rekrutierte. Die Idee der *nobilitas literaria*, also der in der italienischen Renaissance entstandene Anspruch auf Gleichheit des Adels der Feder mit dem Blutadel, grenzte sich vom Adel zwar immer schon ab, war aber nicht nur terminologisch an ihm orientiert.³⁵

Dass humanistische Dichter nach Doktorwürde oder Nobilitierung streben, sollte jedoch nicht davon ablenken, dass sie dabei das Ziel materieller Absicherung verfolgten. Die soziale Integration der Gelehrten war schließlich eher schwach, sodass sie auf den Erfolg ihrer akademischen Karrieren angewiesen waren und de facto nicht selten ein »prekäres« Leben führten.³⁶ Der Elitismus der Humanisten sollte deshalb nicht als Zeichen von Macht und Sicherheit gedeutet werden, sondern er war Resultat einer aggressiven Pflege ihres symbolischen Kapitals. Die chronische Verunglimpfung des Pöbels muss als Symptom der Prekarität gelehrten und literarischen Lebens gedeutet werden, aus der eine Form konstitutiver Komplizenschaft mit der herrschenden Aristokratie resultierte, seit dem 17. Jahrhundert

haus. Müllneriana. Verhandlungen über eine Rezension des Yngurd, Bd. 2, Leipzig 1820, 6–7. Als prinzipielle Gedankenfigur prägt die Polemik gegen eine größer werdende *plebs literaria* jedoch schon länger die Diskurse der Gelehrtenrepublik.

35 Grundlegend zum humanistischen Elitenbewusstsein vgl. Albert Schirrmester, *Triumph des Dichters. Gekrönte Intellektuelle im 16. Jahrhundert*, Köln 2003; Marian Füssel, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis: Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006. Sowohl Schirrmester als auch Füssel rekurrieren in ihren Untersuchungen auf Bourdieus Begriff des symbolischen Kapitals. Zur geistlichen Herkunft der Gelehrten vgl. Heinrich Bosse, »Gelehrte und Gebildete – die Kinder des 1. Standes«, in: ders., *Bildungsrevolution 1770–1830*, hg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari, Heidelberg 2012, 327–351.

36 Martin Mulsow erklärt aus dieser sich um 1700 verschärfenden Prekarität letztlich die intellektuelle Radikalität der Aufklärung. Vgl. Martin Mulsow, *Prekäres Wissen: eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*, Berlin 2012. Auch Füssel spricht vom »prekären Status« der Gelehrten; vgl. Füssel, *Gelehrtenkultur*, 418. Revisionen in Bezug auf den angeblichen Gegensatz von Volk- und Gelehrtenkultur im Humanismus finden sich etwa in Roger Chartier, »Volkskultur vs. Gelehrtenkultur. Überprüfung einer Zweiteilung und einer Periodisierung«, in: Hans-Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hg.), *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie*, Frankfurt a. M. 1985, 376–388.

verstärkt durch die Integration in die Beamtenschaft absolutistischer Staaten. Obwohl es also stimmt, dass die gelehrten Diskurse von einer exklusiv-elitären Selbstbezüglichkeit geprägt sind, sollte die Geste, mit welcher der Pöbel in weite Ferne zunächst zu den Gelehrten, dann zur bürgerlichen Gesellschaft gerückt wird, als Geste des historischen Materials erkannt und nicht unkritisch reproduziert werden.³⁷

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts verschärft sich die Distinktionsrhetorik aus mehreren Gründen: Zunächst führt der Abschied der Kunstdichtung von der Latinität zu einer Entgrenzung von Volks- und Gelehrtenkultur. Bereits für die humanistischen Gelehrten der Renaissance war es eine Selbstverständlichkeit, sich nach unten abzugrenzen. Da sie lateinische Gedichte verfassten, fiel ihnen diese Abgrenzung aber nicht sonderlich schwer.³⁸ Der Wechsel ins Deutsche, der traditionell mit Martin Opitz (1597–1639) verbunden wird, zielt bereits auf die Vergrößerung des Publikums und die Einlösung eines pädagogischen Anspruchs. Zwangsläufig geraten die dichtenden Humanisten dabei in Konflikt mit der existierenden volkssprachlichen Tradition, und so werden »eventuelle Kontinuitäten innerhalb der deutschsprachigen Erzähltradition [...] systematisch verschwiegen«.³⁹ Die Reproduktion eines hochkulturellen Selbstbildes muss sich ohne das Hilfsmittel der Diglossie nun poetologischer bzw. ästhetischer Kriterien bedienen. Die systematische Ignoranz oder Diffamierung der nicht-akademischen literarischen Kultur zeugt dabei nicht von ihrer Irrelevanz, sondern im Gegenteil von ihrer bedrohlichen Nähe.

Es ist aber nicht nur die sprachliche Diffusion von Gelehrten- und Volkskultur, welche die Legitimität der Dichtkunst zu Beginn des 17. Jahrhunderts infrage stellt, sondern auch die soziale Realität des Schauspiels. Für Souveränitätstheoretiker wie Jean Bodin war die mobile Unterhaltungskultur, waren »Gaukler und Jongleure« unzweifelhaft eine »Gefahr für jeden Staat«.⁴⁰ Die heftigsten Debatten entwickelten sich diesbezüglich in jenen

37 Zum Pöbel (*vulgus*) in den Gründungsakten der Gelehrtenrepublik vgl. auch Caspar Hirschi, »Piraten der Gelehrtenrepublik. Die Norm des sachlichen Streits und ihre polemische Funktion«, in: Kai Bremer/Carlos Spoerhase (Hg.), *Gelehrte Polemik: Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700 (Zeitsprünge, Forschungen zur Frühen Neuzeit, Bd. 15, 2/3)*, Frankfurt a. M. 2011, 176–217, hier: 188 f.

38 Eckhard Bernstein, »Humanistische Standeskultur«, in: *Hansers Sozialgeschichte der Literatur. Band I. 15. Jahrhundert: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, hg. von Werner Röcke und Marina Münkler, München/Wien 2004, 97–130.

39 Stefanie Stockhorst, *Reformpoetik. Kodifizierte Genusstheorie des Barock und alternative Normenbildung in poetologischen Paratexten*, Tübingen 2008, 342.

40 Jean Bodin, *Sechs Bücher über den Staat. Buch III–VI.*, übers. und mit Anmerkungen versehen von Bernd Wimmer, eingel. und hg. von P. C. Mayer-Tasch, München 1981, 317.

Gebieten Europas, in denen Puritanismus und Calvinismus ihren Einfluss geltend machen konnten. Der maßgebliche Streit um die Integrität des Schauspiels, der auf das gesamte 17. Jahrhundert ausstrahlte, hatte sich in England zwischen Stephen Gosson und Philipp Sidney entwickelt, aber auch in deutscher Sprache erschienen Traktate über die Sittenwidrigkeit der Komödien. Johann Jakob Breitingers *Bedencken Von Comoedien oder Spilen* (1624) wurde in Zürich im selben Jahr publiziert wie das *Buch von der deutschen Poeterey* durch Martin Opitz in Breslau.⁴¹ Die in den Poetiken zu beobachtende Zurückweisung oder *refutatio* der die Dichtung betreffenden Anschuldigungen – Ausschweifung, Alkoholismus, Lüge etc. – betrifft ganz besonders ihre sozialen Berührungspunkte zum unehrlichen Milieu des Schauspiels. In den deutschsprachigen Gebieten finden diese Polemiken nicht zuletzt am Gegenstand der neuen, aus England importierten komischen Figur statt: dem Pickelhering.

Während die mobile Unterhaltungskultur sich der polizeilichen Verfolgung und Disziplinierung der Armut ausgesetzt sah, bildet das Schauspiel einen Kontiguitätsbereich von Dichtern und Bettlern, der durch die *simulatio*-Problematik noch dazu semantisch fundiert ist.⁴² Im Rahmen der sich verschärfenden Arbeitsdisziplinierung kommt es auch juristisch zu einer Engführung von Bettelei und Verlogenheit, *mendicitas* und *mendacitas*.⁴³ Dass die polizeiliche Kontrolle der Armut immer wieder auf ein unauflösbares Problem der Simulation und damit des sozialen Kredits stößt, reflektiert in der Frühen Neuzeit jedoch nicht nur das Theater, sondern insbesondere der Roman. Insofern gehört das Problem der fingierten Armut zu den Urszenen der modernen Literatur.⁴⁴ Im Pikaroroman hat einerseits eine literarische Formwerdung der Obsession unehrlicher Armut stattgefunden, die andererseits aber zeigt, dass der Verdacht der Unehrlichkeit von Armut schnell zu einer sozialen Tatsache wird, mit der die Armen unmöglich ehrlich umgehen können. Die Vorstellung, dass Europa in der Frühen Neuzeit tatsächlich von einer Flut simulierender Bettler

41 Johann Jakob Breitinger, *Bedencken Von Comoedien oder Spilen. Die Theaterfeindlichkeit im Alten Zürich. Edition – Kommentar – Monographie*, hg. von Thomas Brunnschweiler, Bern u. a. 1989.

42 Zur höfischen Aufwertung von *simulatio/dissimulatio* seit Castiglione vgl. Ursula Geitner, *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen 1992; sowie Claudia Benthien/Steffen Martus (Hg.), *Die Kunst der Aufrichtigkeit im 17. Jahrhundert*, Tübingen 2006.

43 Vgl. Paola Pugliatti, *Beggary and Theatre in Early Modern England*, Burlington 2003.

44 Vgl. César Real Ramos, »Fingierte Armut: als Obsession und die Geburt des auktorialen Erzählers in der Picaresca«, in: Gisela Smolka-Koerdt (Hg.), *Ursprünge von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*, München 1988, 175–190.

überschwemmt wurde, die dabei wahnsinnige Reichtümer anhäuften, lässt sich retrospektiv nur schwer widerlegen, sie sollte aber auch nicht unreflektiert aus der hypertrophen Rhetorik des historischen Materials übernommen werden.

Als dritter Faktor, der im 17. Jahrhundert zu einer Transformation der sozialen Struktur des literarischen Lebens führte, ist die Entwicklung des Buch- und Zeitschriftenmarkts zu nennen, welche langsam von einer exklusiven akademischen oder höfischen Kommunikation wegführt. Die monetäre Entlohnung von Literatur blieb in der Frühen Neuzeit lange Zeit nicht nur unüblich, sondern auch illegitim.⁴⁵ Dichtende Humanisten pflegten eine Ökonomie des symbolischen und sozialen Kapitals, für welche die unmittelbare ökonomische Verwertung ihrer Dichtung nachrangig, wenn nicht kontraproduktiv war. Für Opitz etwa war

der grösseste lohn [...] / den die Poeten zue gewarten haben; daß sie nemlich inn königlichen vnd fürstlichen Zimmern platz finden / von grossen vnd verständigen Männern getragen / von schönen leuten (denn sie auch das Frawenzimmer zue lesen vnd offte in goldt zue binden pfeget) geliebet / in die bibliothecken einverleibet / öffentlich verkauffet vnd von jederman gerhümet werden. (BDP, 411)

Der Verkauf von Literatur ist bereits hier ein Bestandteil ihrer sozialen Wirklichkeit, er bestimmt diese aber noch nicht. Die geringe Legitimität der gewerblichen Verwertung von Literatur wird im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts jedoch allmählich überwunden. Die neue Orientierung hin zu einem inklusiven und ökonomischen Publikums-Begriff lässt sich auch als Reaktion auf die Gefahr jedes aristokratisch geprägten Publikums interpretieren, »durch Schrumpfung zugrunde« zu gehen.⁴⁶ Daraus resultierte aber alles andere als die Überwindung materieller Prekarität. Dass literarische Autorschaft selbst zum Beruf, zur subsistenzsichernden Arbeit für ausgehandelte Honorare wird, bedeutet, dass sie von anderen wirtschaftlichen Bereichen nicht mehr prinzipiell unterscheidbar ist. Als

45 Harald Steiner, *Das Autorenhonorar – seine Entwicklungsgeschichte vom 17. bis ins 19. Jahrhundert*, Wiesbaden 1998, 27–39; Heinrich Bosse, *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*, Paderborn u. a. 1981, 23–35; Walter Krieg, *Materialien zu einer Entwicklungsgeschichte der Bücher-Preise und des Autoren-Honorars vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Nebst einem Anhang Kleine Notizen zur Auflagengeschichte der Bücher im 15. und 16. Jahrhundert*, Wien/Zürich 1953, 39–85.

46 Erich Auerbach, *Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter*, Bern 1958, 255.

gewöhnliche Berufsarbeit wird sie derselben kontingenten Pauperisierungsdynamik unterworfen wie alle anderen Gewerbe. Insbesondere in Poetiken und Paratexten literarischer Texte stellt sich mit dem Pöbel stets die Frage nach den materiellen Existenzbedingungen der Dichtung. Am Leitfaden des Pöbels lassen sich nicht zuletzt die Exklusionseffekte gerade dieser neuen Orientierung am Markt beobachten.

Diese drei Faktoren – die sprachliche Konfusion gelehrter und nicht-gelehrter Dichtungstraditionen, die soziale und semantische Nachbarschaft von Literatur, Schauspiel und Bettelei und schließlich die schrittweise Vermarktlichung literarischer Erzeugnisse – führen dazu, dass die Dichtung in der Schimpfrede gegen den Pöbel immer auch sich selbst beschreibt. Meiner Lesart zufolge kann der literarische Pöbel als Personifikation des schlechten Publikums und damit als Symptom der konstitutiven Prekariätät des Werts von Literatur verstanden werden, als Figur des polemischen Streits um ihr symbolisches Kapital, zunehmend jedoch auch als Figur der anonymen Konkurrenz auf dem literarischen Markt. Diese Perspektive eröffnet für die Sozialgeschichte der Literatur einen breiteren Horizont. Die ältere Forschung verfolgte in der Regel eine elitensoziologische Perspektive, die den Barock im Hinblick auf seine vorbereitende Rolle für die Emanzipation des Bürgertums in der Aufklärung untersuchte,⁴⁷ wobei das polemische Verhältnis der Gelehrten zum ›Pöbel‹ zwar immer wieder erwähnt, nicht aber systematisch problematisiert wurde.⁴⁸ Eine Literatur-, Sozial- und Diskursgeschichte des Pöbels muss eine solche Verengung der Perspektive auf die Emanzipation des Bürgertums zwangsläufig vermeiden und ist stattdessen prädestiniert dafür, die paradoxen Voraussetzungen

47 Das polemische Verhältnis des Humanismus zum »Pöbel« wird vor allem in der älteren sozialhistorischen Forschung immer wieder erwähnt, jedoch kaum gesondert problematisiert. Vgl. exemplarisch Wilhelm Kühlmann, *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*, Tübingen 1982, 67–135; Gunter E. Grimm, *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*, Tübingen 1983, 266; Wilfried Barner, *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*, Tübingen 1970, 225–232; Joachim Dyck, *Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition. Mit einer Bibliographie zur Forschung 1966–1986*, 3. ergänzte Auflage, Tübingen 1991, 129–135; Conrad Wiedemann, »Barocksprache, Systemdenken, Staatsmentalität. Perspektiven der Forschung nach Barners ›Barockrhetorik‹«, in: *Internationaler Arbeitskreis für Deutsche Barockliteratur: Vorträge und Berichte*, 2. Aufl., Hamburg 1976, 21–51; Volker Sinemus, *Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert*, Göttingen 1978.

48 Eine Ausnahme bildet die Arbeit von Ingo Stöckmann, *Vor der Literatur. Eine Evolutionstheorie der Poetik Alteuropas*, Tübingen 2001. Hierzu ausführlicher in Kapitel I.2.

der bürgerlichen Gesellschaft in den Blick zu nehmen. Verstanden nicht als feste Größe ständischer Semantik, sondern als Element einer politisch-sozialen Distinktionsrhetorik, kann der Pöbel als Integrationsfigur klassischer Literatursoziologie und einer weiter gefassten Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dienen. Dabei zeigt sich unter anderem, dass der Pöbel in einem nicht trivialen Sinne das Andere der Poesie ist, nämlich ihr zugleich begehrtes und verhasstes Publikum. Die Arbeit folgt dabei der Perspektive Erich Auerbachs, der bereits für das antike Publikum betont hat, es wäre »unvorsichtig, das gebildete Publikum allzu scharf gegen das Volk abzugrenzen. Die Übergänge sind fließend, und ohne ständige Verbindung nach unten kann kein literarisches Publikum seine Funktion und sein Wesen bewahren.«⁴⁹

Labouring Poor

Der politische und der literarische Pöbel sind also zwei unterschiedliche, allerdings zusammengehörige Figuren. Das entscheidende Scharnier zwischen den beiden Seiten des Diskurses bildet die Transformation des Arbeitsbegriffs in der Frühen Neuzeit. Denn parallel zur Umwertung der Armut ist auch eine tiefgreifende Transformation in der Semantik der Arbeit zu beobachten.⁵⁰ Diese hat sich seit der Antike auf zwei Achsen angeordnet: Auf der einen Seite steht ein Arbeitsbegriff, der eine Erfahrung von Qual oder Mühe, eine Plage, Last oder Beschwerne adressiert (griech. *ponos*, lat. *labor*). Dass die Arbeit in den slawischen Sprachen unmittelbar mit der Sklaverei, in den romanischen Sprachen mit der Folter verwandt ist, verdankt sich dieser ersten Achse des Arbeitsbegriffs, die auch das Mittelalter aufgegriffen hat. Demgegenüber steht ein affirmativer Arbeitsbegriff, der abstrakter auf Aktivität ausgerichtet ist und jede gezielte Anstrengung zur Erreichung eines Ziels meinen kann. Ein solcher Begriff des Handelns, der Tätigkeit oder der Leistung (griech. *ergon*; lat. *opus*) ließ sich bereits in der Antike mit der positiv besetzten Mühe vereinbaren und der verachteten Handarbeit entgegensetzen. Durch die erstarkenden Städte und die Entstehung von Zünften ist im Spätmittelalter erstmals eine Aufwertung des auf Mühsal und Erschöpfung zielenden Arbeitsbegriffs zu beobachten,

49 Auerbach, *Literatursprache und Publikum*, 179.

50 Vgl. hierzu auch Bernd Steinmetz, *Über den Wandel der Arbeit und das Problem der Arbeitslosigkeit*, Münster 1997, 18–24; Wolfgang Haubrichs, »Das Wortfeld von ›Arbeit‹ und ›Mühe‹ im Mittelhochdeutschen«, in: Verena Postel (Hg.), *Arbeit im Mittelalter. Vorstellungen und Wirklichkeiten*, Berlin 2006, 91–106.

die unter Rückbezug auf den an der Gleichheit aller Arbeiten orientierten christlichen Arbeitsbegriff erfolgte.⁵¹ Im Zentrum dieser semantischen Transformation hin zu einem nicht pejorativen Pathos der Mühsal befand sich die Metaphorik der ›blutsauren Arbeit‹, die sich dadurch erklärt, dass ›blut‹ im Frühneuhochdeutschen umgangssprachlich oft synonym zu ›sehr‹ eingesetzt wurde (wie auch in blutarm, blutjung, blutfremd) und somit alles attribuierte, was ›sehr mercklich in die Augen fällt‹.⁵² Die Rede von der blutsauren Arbeit wusste also darum, dass die Arbeit nicht sehr süß ist. Assoziativ verband sie sich unmittelbar mit der biblischen Rede von der Ernährung im ›Schweiß deines Angesichts‹ (1. Mose 3, 19) sowie mit dem christlichen Martyrium (›sein Schweiß war wie Blut, das auf die Erde tropfte‹, Lk. 22, 44).

Es versteht sich von selbst, dass diese Semantik, welche die moralische Legitimation der christlichen Vorstellungswelt ohne theologische Schärfe mobilisierte, durchaus auch im Sinne der Arbeitsdisziplinierung instrumentalisiert werden konnte. Trotzdem bot sie auch ein Reservoir politischen Widerstands. Entscheidend dafür ist, dass Arbeit und Armut hier noch, wie seit der Antike, zusammengehören (wer arm ist arbeitet, wer arbeitet ist arm), wobei eben diese Symmetrie von Arbeit und Armut legitimationsbedürftig wird. Die Gleichung ›Tugend gleich Arbeit gleich Armut‹⁵³ hing dabei, wie Erwin Panofsky betont hat, mit dem christlichen Motiv der *Sancta Paupertas* zusammen und ist nirgendwo eindrucklicher dargestellt als in den *Zehen Eygenschaften der Tugentreich fraw Armut* (1533) von Hans Sachs. Zwar wird bei Sachs die topische Unterscheidung von ›harter arbeyt‹ und ›betlers-weiß [...] müssiggang‹⁵⁴ gleich zu Anfang des Gedichts eingeführt. Die Ausführung der zehn Eigenschaften ist dann jedoch ein einziges Loblied auf ›fraw Armut‹, die im Grunde alle guten Eigenschaften vereint, sodass der ›Beschluss‹ rückwirkend den Eindruck weckt, als sei es eigentlich nur darum gegangen, die auf dem Spiel stehende Ehrlichkeit der Armut insgesamt nachzuweisen:

51 Dazu insbesondere Werner Conze, ›Arbeit‹, in: Reinhart Koselleck/Otto Brunner/Werner Conze (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 1, Stuttgart 1972, 154–215, 163–167.

52 Vgl. Johann Christoph Adelung, ›Blut‹, in: ders., *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs*, Bd. 1, Leipzig 1774, Sp. 1090–1092.

53 Erwin Panofsky, *Hercules am Scheidewege und andere antike Bildstoffe in der neueren Kunst*, Reprint der Ausgabe Berlin/Leipzig 1930, Berlin 1997, 57.

54 Hans Sachs, *Die tugentreich fraw Armut mit iren zehen eygenschaften (1533)*, in: ders., *Werke*, Bd. III, hg. von Adelbert von Keller, Tübingen 1870, 226–232, hier: 226.

Auß dem allen merckt man hiebey,
 Wie ehrlich die fraw Armut sey,
 Wiewol sie ist ein sawerseherin,
 Leiblicher freuden ein verschmeherin,
 Der verachtung eine starcke dulderin,
 Der demütigkeit grosse hulderin
 Und aller schwern bürd ein trägerin,
 Auch ein undtergetretne plagerin,
 Der geduld eynsame auffschwingerin,
 In not, mitleyden ein zu-springerin,
 Der widerwertigkeit ein leyderin,
 Des glücks und wolfart ein abscheyderin,
 Der mesigkeit ein kluge walterin,
 Ein weiß und orndliche haußhalterin,
 Weißheit unnd aller kunst ein lehrerin,
 Ein mutter aller welt, ernererin
 Auß der hoffnung ein freud-erquickerin,
 Auff zukünfftiges guts ein plickerin,
 Aller tugent eine milte geberin,
 On neid ein gsund sichere leberin,
 Wider wollust eine starcke kempfferin,
 Der laster ein sieghaffte dempfferin.⁵⁵

Diese Gestalt der Armut – Gleichung von Tugend, Armut und Arbeit – könne, so Panofsky, zur »Trägerin von Ansprüchen« werden und dabei auch einen »sozial-revolutionären Charakter annehmen«,⁵⁶ insbesondere in Verbindung mit spätmittelalterlichen Melancholie-Typen, den bei aller Mühsal zum Elend verurteilten, abgerissenen Saturnkindern, wobei Panofsky explizit auf die Bauernkriege verweist.⁵⁷

In den Staats- und Gesellschaftslehren des 17. und 18. Jahrhunderts wurde nun allerdings der prinzipiell anders gelagerte aktive Arbeitsbegriff zum Ausgangspunkt für eine Aufwertung der Arbeit als anthropologischer Kategorie, die bis heute wirkmächtig geblieben ist. Der aktive Arbeits-

55 Sachs, *Die tugentreich fraw Armut*, 231.

56 Panofsky, *Hercules am Scheidewege*, 58.

57 Allegorien der Armut, *Paupertas* und *Caritas*, konnten in der Renaissance weiblich oder männlich sein, vgl. Andrea von Hülsen-Esch, »Armut und Alter in der Renaissance«, in: Klaus Bergdolt/Lothar Schmitt/Andreas Tönnemann (Hg.), *Armut in der Renaissance*, Wiesbaden 2013, 15–50; sowie Philine Helas, »Waise, Braut, Mutter, Witwe. Weibliche Rollen zwischen Paupertas und Caritas in der italienischen Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts«, ebd., 51–105.

begriff, der Arbeit als wünschenswert und als Bereich der Entfaltung des Subjekts darstellt, überschreibt und verdeckt dabei prinzipiell den passiven, der mit der Arbeit eine unangenehme, erschöpfende, auszehrende, unter Umständen gar letale Angelegenheit assoziiert. Die modernen Konzeptionen der bürgerlichen Gesellschaft kehren den Zusammenhang von Armut und Arbeit dabei um: Nur wer nicht arbeitet wird arm und nichts hilft gegen Armut besser als Arbeit.⁵⁸ Diese vollkommen neuartige Entgegensetzung von Arbeit und Armut, nach der ein jeder auf der Basis des freien Willens sich selbst durch Anstrengung und Arbeit zu dem macht, der er ist, wird durch John Lockes Arbeitstheorie des Eigentums im *Second Treatise of Government* (1689) zur Grundlage des bürgerlichen Rechts. Selbstverständlich bot dieser aktive Arbeitsbegriff für die Geistesarbeit der humanistischen Gelehrten und ihre Polemik gegen den Pöbel weitaus mehr Anschlussmöglichkeiten, und gerade darum, weil sich die historischen Zeugnisse mit überwiegender Mehrheit auch der Arbeit dieser Gelehrten verdanken, wurde der alte, passive Arbeitsbegriff zunehmend vergessen und hatte fortan eine altertümliche Wirkung. Allerdings beginnt dieser Prozess der Umwertung viel früher als seine theoretischen Fassungen und gerade deshalb lohnt sich der Blick auf polemische Texte und literarische Satiren. Die genauere Analyse der Semantik von Arbeit und Armut in der Frühen Neuzeit macht in letzter Konsequenz eine Vordatierung des »modernen Zeitalters der Arbeit« notwendig.⁵⁹

Obwohl die Konvergenz von Armut und Arbeit in der sozialen Realität der kapitalistischen Neuzeit so wahrscheinlich ist wie eh und je, wird *arbeitende Armut* durch die konzeptuelle Entgegensetzung von Armut und Arbeit zum Undenkbaren, zum logischen Paradoxon der bürgerlichen Gesellschaft. Nicht von Ungefähr hat ein Theoretiker der bürgerlichen Gesellschaft erstmals von den *labouring poor* gesprochen, allerdings in

58 Zum spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Verständnis von Arbeit und seiner literarischen Repräsentation vgl. Catharina Lis, Hugo Soly, *Worthy Efforts: Attitudes to Work and Workers in pre-industrial Europe*, Leiden/Boston 2012; Josef Ehmer/Catharina Lis (Hg.), *The Idea of Work in Europe from Antiquity to Modern Times*, Farnham/Burlington 2009; Kellie Robertson, *The Laborer's Two Bodies. Literary and Legal Productions in Britain 1350–1500*, New York u. a. 2006; sowie Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hg.), *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Königstein/Taunus 1979.

59 Der Beginn der modernen Arbeitsgesellschaft wird von Historikern der Arbeit heute nicht selten auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts vdatiert, also auf die Zeit nach der Pest und der mit ihr einhergehenden Verteuerung von Lohnarbeit. Vgl. Ludolf Kuchenbuch/Thomas Sokoll, »Vom Brauch-Werk zum Tauschwert: Überlegungen zur Arbeit im vorindustriellen Europa«, in: Helmut König u. a. (Hg.), *Sozialphilosophie der industriellen Arbeit*, Opladen 1990, 26–50, hier: 42.

ihrer Frühphase, als ihre eigene Funktionsweise noch ohne harmonisierenden humanistischen Überbau in den Blick genommen wurde. Für Bernard Mandeville (1670–1733) war klar, »daß in einem freien Volke, wo die Sklaverei verboten ist, der sicherste Reichtum in einer großen Menge schwer arbeitender Armer besteht.«⁶⁰ Das Konzept wurde zunächst von marxistischer Seite aufgegriffen, um das Dickicht umstrittener Begriffe der politischen Emanzipation (Volk, Klasse, Proletariat) hinter sich zu lassen, ohne aber den in ihnen formulierten Anspruch aufzugeben, nämlich die von der kapitalistischen Produktionsweise ins Unsichtbare und Unsagbare abgeschobenen Voraussetzungen derselben zur Darstellung zu bringen. Mittlerweile findet er jedoch in der Geschichtsschreibung der Armut allgemeinere Verwendung. Im Verhältnis zum Pöbel hat der Begriff der arbeitenden Armen den Vorteil, das Stereotyp eines arbeitsunwilligen Pöbels mit seinem symmetrischen Gegenstück zu konfrontieren und dabei daran zu erinnern, wie historisch kontingent die Entgegensetzung von Armut und Arbeit ist.⁶¹ Es ist der Widerspruch zwischen bürgerlich-humanistischer Norm und ökonomischer Realität, der im Pöbel »zugleich formuliert und verschleiert« wird.⁶² War die Existenz arbeitender Armut in der Antike also so selbstverständlich wie unproblematisch, und hatte das Spätmittelalter eben diese arbeitende Armut aufgewertet und ihre politische Emanzipation zu einer Option gemacht, so ist die in der Frühen Neuzeit omnipräsente Rede vom Pöbel als Reaktion darauf zu werten. Der Pöbel-Begriff bewerkstelligt langfristig und strukturell die Invisibilisierung der Existenz arbeitender Armut, kurzfristig aber schlicht die Abwertung, d. h. in der historischen Semantik gesprochen: die Entehrung oder Infamierung der arbeitenden Armen. Die Geschichte

60 Bernard Mandeville, *Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile*, hg. von Walter Euchner, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1980, 319. Ausführlicher hierzu in Kap. IV.2.

61 Hierzu auch Roman Widder, »Der Pöbel als Gespenst des Volks«, in: Ute Holl/Claus Pias/Burkhardt Wolf (Hg.), *Gespenster des Wissens*, Zürich 2017, 417–422; sowie grundlegend Catharina Lis/Hugo Soly, *Poverty and Capitalism in Pre-Industrial Europe*, Atlantic Heights 1979, 171–188; Ahlrich Meyer, »Massenarmut und Existenzrecht«, in: ders. (Hg.), *Die Logik der Revolten. Studien zur Sozialgeschichte 1789–1848*, Berlin/Hamburg 1999, 93–147, hier: 95–107; Sven Rabeler, »Pauperismus in der Vormoderne? Beobachtungen zur Existenz und Wahrnehmung der ›labouring poor‹ in Städten des 14. bis 16. Jahrhunderts«, in: Günther Schulz (Hg.), *Arm und Reich: Zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ungleichheit in der Geschichte*, Stuttgart 2015, 75–105; Martin Rheinheimer, *Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450–1850*, Frankfurt a. M. 2000, 24–30.

62 So Robert Castel zum Diskurs über die »Vagabunden«, vgl. Robert Castel, *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*, übers. von Andreas Pfeuffer, Konstanz 2000, 96. Zum »Pöbel« ebd., 94.

der arbeitenden Armut ist deshalb nicht zu trennen von einer Geschichte der Ehre.⁶³

infamia iuris vs. infamia factis

Der Pöbel, das waren also die Unehrliehen. Wer aber waren die Unehrliehen? Exklusion, so die einhellige Meinung der Forschung, operierte in der Frühen Neuzeit nicht über die Zuteilung von Reichtum, sondern über die Zuteilung von Ehre, nicht über das ökonomische, sondern über das symbolische Kapital. Einigkeit besteht darüber, dass der Höhepunkt des Phänomens der Unehrliehen im 16. und 17. Jahrhundert liegt, also keinesfalls im Mittelalter, sondern vielmehr in der Neuzeit. Wer aber war unehrlich? Die ältere Forschung hat die Existenz unehrlicher Berufe oft mit magischen Vorstellungen erklärt, die sich modernen Erklärungsansätzen versperren. Demgegenüber betonen neuere Forschungen, dass es sich bei der Ehre zwar um eine weit verbreitete gesellschaftliche Semantik handelte, deren Verteilung für die Hierarchien und Machtansprüche in der ständischen Gesellschaft maßgeblich war, dass die Referenz auf die Ehre aber gleichzeitig eine Semantik des sozialen Konflikts darstellte: Ehrvorstellungen waren nicht statisch, konnten verhandelt werden und sich ändern, und vor allem unterschieden sie sich in unterschiedlichen sozialen Sphären durchaus radikal voneinander. Das institutionelle Zentrum des Unehrliehens bildeten dabei die Zünfte und ihr Verständnis des ehrbaren Handwerks. Unehrliehen war, so Jutta Nowosadtko, »ein Instrument ständischer Kontrolle und Disziplinierung, aber auch der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung«. Auf ihr basierte die »gesamte autonome Gerichtsbarkeit« der Zünfte, die »existenziell auf das Vorhandensein der Unehrliehen angewiesen« waren.⁶⁴

63 Bereits in Hegels Einlassungen zum Pöbel spielt die Ehre eine entscheidende Rolle, weil nämlich die »Ehre, durch eigene Subsistenz und Arbeit zu bestehen«, in der bürgerlichen Gesellschaft die einzige Form von Subjektivität darstellt, während alles andere nicht zu einer »ordentlichen Lebensweise« führen kann. Vgl. Hegel, *Grundlinien*, §245. Die Semantik der Ehre und der Unehrliehen umfasste in der Frühen Neuzeit allerdings ein viel breiteres Terrain, das zudem weniger auf das Individuum, als auf das Soziale verwies.

64 Jutta Nowosadtko, *Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier »unehrlicher Berufe« in der frühen Neuzeit*, Paderborn u. a. 1994, 42, 293. Vgl. auch Hans-Jörg Zerwas, *Arbeit als Besitz. Das ehrbare Handwerk zwischen Bruderliebe und Klassenkampf 1848*, Reinbek bei Hamburg 1988, 33–36. Ich werde im Wesentlichen Nowosadtko folgen. Aus der umfassenden Forschung zur Unehrliehen seien aber noch genannt: Richard van Dülmen, *Der ehrlose Mensch. Unehrliehen und soziale Ausgrenzung in der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 1999; Ludgera Vogt/Arnold Zingerle

In diesem Sinne lassen sich zwei Gruppen von unehrlichen Berufen unterscheiden. Zunächst sind die unehrlichen Gewerbe zu nennen, wozu Müller, Schäfer, Gerber, Leineweber, Bader, Barbieri, Bettelvögte, Gassenkehrer, Nachtwächter, Abdecker, Scharfrichter und einige mehr zählen konnten. Die Unehrllichkeit vieler dieser Berufe gibt bis heute Rätsel auf, allerdings war sie in den meisten Fällen von lediglich verstreuter und sporadischer Ausprägung. Die Unehrllichkeit der Schäfer etwa wird dadurch erklärt, dass sie teilweise auch Schinderdienste leisteten, sie zogen die Schafe ab und halfen manchmal auch bei den Abdeckern aus. So lässt sich die Unehrllichkeit der meisten dieser Berufe auf zwei Kernberufe beziehen: die Abdecker und Scharfrichter, also Entsorger und Verwerter von tierischen Kadavern und Henker von straffälligen Menschen. Beide Berufe trafen sich noch dazu nicht selten in ein und derselben Person. Zu ihrem beruflichen Umfeld gehören auch die Gerichts- und Polizeidiener, die Totengräber und einige lederverarbeitende Gewerbe. Diese Berufe galten zwar auch nicht überall gleichermaßen, aber doch weitgehend als unehrlich und wurden zu keiner Zunft zugelassen. Die Unehrllichkeit dieser ersten Gruppe kann im Kern den Zünften zugerechnet werden, wobei lediglich das Berufsfeld von Scharfrichtern und Abdeckern als streng infam galt. Bei diesen aber handelt es sich immerhin um die Akteure der Strafjustiz und damit um das Instrument, das die Gewalt der Obrigkeit über die Untertanen überhaupt garantierte, des Rats über die Bürgerschaft in den Städten, der Fürsten über die Untertanen in den Territorien – ein Beruf, der damit auch eine Schlüsselrolle im chronischen Konflikt zwischen Stadtrepublikanismus und Fürstensouveränität spielte.⁶⁵ Dass gerade die Handwerkszünfte in den Städten, mit ihrem tradierten Anspruch auf Selbstbestimmung, ein Problem mit der wachsenden Macht der Justiz hatten, überrascht kaum.

Die andere Gruppe von Unehrllichen bilden hingegen die mobilen Armen: Spielleute, Musikanten, Bärenführer, Schausteller, Gaukler, Kesselflicker, Quacksalber, Taschenspieler, Scherenschleifer, Strafverfolgte, Gebrandmarkte, Hausierer, Bettler, Juden, Zigeuner und die Jenischen. Dieses Milieu wuchs im 16. und 17. Jahrhundert massiv. Es fiel der strenger werdenden Unterscheidung von einheimischen und fremden Armen zum

(Hg.), *Ehre. Archaische Momente in der Moderne*, Frankfurt a. M. 1994; Sybille Backmann (Hg.), *Ehrkonzepte der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen*, Berlin 1998; sowie Dagmar Burkhart, *Ehre. Das symbolische Kapital*, München 2002.

⁶⁵ Vgl. Heinz Schilling, »Stadt und frühmoderner Territorialstaat. Stadtrepublikanismus versus Fürstensouveränität«, in: Michael Stolleis (Hg.), *Recht, Verfassung und Verwaltung in der frühneuzeitlichen Stadt*, Köln 1991, 19–39; sowie Thomas Lau, *Unruhige Städte. Die Stadt, das Reich und die Reichsstadt 1648–1806*, München 2012.

Opfer. Zwar kann man davon ausgehen, dass dieses ›fahrende Volk‹ in den Städten und bei den Zünften auf wenig Gegenliebe stieß, trotzdem galt den mobilen Armen nicht die prinzipielle Feindschaft der Zünfte, sondern die Feindschaft der entstehenden, territorialstaatlichen Behörden mit ihrem Streben nach Souveränität und großflächiger Wirtschaftspolitik. Ihr Strafsystem konzentrierte sich mehr und mehr auf Bettel- und Eigentumsdelikte, während ihre Maßnahmen umgekehrt stets darauf zielten, die Unehrllichkeit der Scharfrichter und Abdecker zu mindern oder gar abzuschaffen, so auch in den Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577, schließlich auch in der Reichshandwerksordnung von 1731.

Humanistische Literaten, deren Diskurs traditionell emphatisch an die Obrigkeit gerichtet war, standen hier in der Regel auf der Seite der Henker, wie Georg Philipp Harsdörffers Einlassungen zur Unehrllichkeit des Scharfrichters zeigen. Der Henker, so Harsdörffer, der »gegen Sold / die Ubelthäter tödet«, wobei sich nach vieler Leute Meinung »kein ehrlicher Mann zu solchem Dienst bestellen lasset«, ist laut Harsdörffer sehr wohl ehrlich, da »das todschlagen / wann es von der Obrigkeit befohlen wird / nicht für eine unehrlliche That zu halten« sei. Vielmehr würde er »durch den Tod der frevelichen Sünder / ein ganzes Land versöhne[n]«, wobei er sich, um Bekenntnisse zu erpressen, auch der »Volter- oder Marterbanck« bedienen dürfe. Viel schlimmer als der Henker ist für Harsdörffer der »gemeine Wahn«, welcher ein »böser Richter« sei. Das Töten des Scharfrichters sei hingegen in Wahrheit eine »löbliche That« und gerechte »Warnung« an jene, die »mit ihrem Leben niemand nutzen wollen«. »Was ist der Obrigkeit Befehl nutz / wann ihm niemand vollziehet?«⁶⁶ Die Frage, ob der Scharfrichter ehrlich ist oder nicht, entscheidet sich letztlich am Verhältnis des Einzelnen zur Obrigkeit.

Der Henker oder Scharfrichter ist für die Frage der Unehrllichkeit die entscheidende Figur, weil er als Vollstrecker der Todes- und Ehrenstrafen das Scharnier darstellt, an dem die allmählich entstehende, staatliche Souveränität auf den zünftischen Ehrbegriff trifft.⁶⁷ Unbedingt notwendig ist deshalb die Unterscheidung von *infamia iuris* und *infamia factis*, von gericht-

66 Georg Philipp Harsdörffer, »Ob der Hencker für ehrlich zu halten?«, in: ders., *Delitiae philosophicae et mathematicae / der Philosophischen und Mathematischen Erquickstunden / Dritter Theil*, Neudruck der Ausgabe Nürnberg 1653, hg. von Jörg Jochen Berns, Frankfurt a. M. 1990, 654 f. Zum zunächst noch als Stücklohn ausgezahlten Lohn des Scharfrichters vgl. Nowosadtko, *Scharfrichter und Abdecker*, 65–98.

67 Zum Scharfrichter als Zentralfigur der Unehrllichkeit vgl. auch Kathy Stuart, *Defiled trades and social outcasts: honor and ritual pollution in early modern Germany*, Cambridge u. a. 1999; sowie Wolfgang Scheffknecht, »Scharfrichter. Vom römischen *carنيفex* zum frühneuzeitlichen

licher Verurteilung und sozialer Wertschätzung, die bereits Harsdörffer vornimmt.⁶⁸ Der juristische Unehrllichkeitsbegriff richtete sich letztlich konfrontativ gegen die Normvorstellungen der Zünfte.⁶⁹ Diese hatten jedoch gute Gründe, die Akteure der Strafjustiz zu bekämpfen, wenn deren Gewalt ihre eigene Autonomie einschränkte. Die mobilen Armen bildeten demgegenüber nicht die Akteure, sondern die Objekte der Strafjustiz. Bettler und Vagabunden, streikende Arbeiter oder Gelegenheitsdiebe wurden durch Leibesstrafen und Brandmarkungen unehrlich gemacht. Der zünftische Unehrllichkeitsdiskurs stellte auf die Sicherung der Autonomie des eigenen Stands ab, in ökonomischen, arbeitsrechtlichen, aber auch privatrechtlichen Angelegenheiten. Die staatliche Infamiepraxis interessierte sich hingegen für die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsmoral aller, ihr Zentrum war deshalb die Figur des Bettlers. Bettelei aber konnte schnell zum Schicksal verarmter Gesellen und im Übrigen auch von Studenten werden, die mancherorts sogar gezielt auf Almosen als Form der Studienfinanzierung zurückgriffen.⁷⁰

Dass die Gesetzgebung des Reichs und der Territorialstaaten die Frage der Ehre von den Zünften aufgegriffen hat, um ihnen die Deutungsmacht über dieselbe streitig zu machen, wird auch dadurch deutlich, dass seit Ende des 16. Jahrhunderts eigene richterliche Instanzen geschaffen wurden, um Injurienprozesse zu führen.⁷¹ Über Geldstrafen hinaus wurde ein System von Körper- und Ehrenstrafen geschaffen, ein eigenes Strafsystem zur Zerstörung von Ehre: Vom öffentlichen Abbitten und Widerrufern über das Scheren der Haare und das Ausstäuben am Pranger bis hin zur Brandmarkung und zum Landesverweis reichten Strafen, die auf die Erniedrigung und Entehrung der Delinquenten zielten. Wie grundlegend sich die

Staatsdiener«, in: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft*, Warendorf 2001, 122–172.

68 Harsdörffers kleiner Text findet deshalb in der Rechtsgeschichte der Infamie gelegentlich Erwähnung, vgl. Martin Löhnig, »Menschen-Ehre vs. Bürger-Ehre. Ehrenstrafen an der Schwelle zur Moderne am Beispiel der Bayerischen Strafrechtsgeschichte«, in: Achim Geisenhanslüke/Martin Löhnig (Hg.), *Infamie – Ehre und Ehrverlust in literarischen und juristischen Diskursen*, Regensburg 2012, 37–55.

69 Vgl. auch Jutta Nowosadtko, »Die Ehre, die Unehre und das Staatsinteresse. Konzepte und Funktionen von ›Unehrllichkeit‹ im historischen Wandel am Beispiel des Kurfürstentums Bayern«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 44 (1993), 362–381.

70 Ulrike Denk, *Alltag zwischen Studieren und Betteln. Die Kodrei Goldberg, ein studentisches Armenhaus an der Universität Wien, in der Frühen Neuzeit*, Wien 2013, 161–164.

71 Vgl. insbesondere Ralf-Peter Fuchs, *Um die Ehre. Westfälische Beleidigungsprozesse vor dem Reichskammergericht (1525–1805)*, Paderborn 1999. Die Klage über die Fiskalisierung der Strafrechtspflege und die ständige Erhöhung von Bußgeldern bei Verbalinjuriern gehörte bereits zu den Auslösern der Bauernkriege, vgl. Blickle, *Bauernkrieg*, 73.

beiden Unehrllichkeitsbegriffe voneinander unterscheiden, zeigt sich auch am Beispiel der Hexenverfolgungen: So ist eine Verbindung von zünftisch begründeten Unehrllichkeitsvorwürfen und Hexereiargumentation nicht nachweisbar.⁷² Hingegen gab es zahlreiche Epidemien der Hexenverfolgung, denen hauptsächlich Bettler und Vaganten zum Opfer fielen.⁷³ Schließlich zeigt sich die Differenz von zünftischer Unehrllichkeit und staatlicher Infamie in der Härte der Konsequenzen. Die Unehrllichkeitsvorstellungen der Zünfte sind relativ labil, Ehrlichsprichungen, also die rituelle Aufhebung der Unehrllichkeit und die Rückkehr ins Handwerk, waren außer bei Scharfrichtern und Abdeckern prinzipiell möglich. Nach der offiziellen gerichtlichen Infamierung führte hingegen kaum noch ein Weg zurück in die lokale Gemeinschaft. Die Gefahr des sozialen Todes wuchs durch die Vermehrung und Formalisierung der Ehrstrafen.

Obwohl die Forschung über das Phänomen der Unehrllichkeit in der Frühen Neuzeit die wichtige Rolle der Zünfte stets erwähnt, werden diese beiden verschiedenen Typen von Unehrllichkeit, die *infamia juris* und die *infamia factis*, selten grundsätzlich voneinander unterschieden. Die argumentative Option, dass die Unehrllichkeit der Scharfrichter nicht ganz unbegründet war und in der Feindseligkeit gegenüber den Henkern auch eine Feindseligkeit gegenüber den sich verschärfenden Gerichtsurteilen zu erblicken wäre, ist zwar gelegentlich aufgekommen, wird aber allgemein ausgeschlagen, weil der Henker ja offensichtlich nur das ausführende Organ der Herrschaft gewesen sei, während die großflächige Anerkennung dieser Herrschaft einfach mentalitätsgeschichtlich vorausgesetzt wird.⁷⁴ Die Anerkennung der Obrigkeit musste jedoch immer wieder von Neuem hergestellt werden, nicht zuletzt durch die Gewalt des Scharfrichters.

Der virtuelle Pauperismus der Lohnarbeit

Es gibt also keinen Grund, Infamie auf ihre staatliche Instrumentalisierung zu reduzieren.⁷⁵ Stattdessen lässt sich am Gegenstand der Ehre über Jahrhunderte ein Machtkampf zwischen Staatsbildung und Korporationen beobachten. Kaum noch gängig ist in der Forschung schließlich

⁷² Vgl. van Dülmen, *Der ehrlose Mensch*, 63.

⁷³ Vgl. Schindler, *Widerspenstige Leute*, 258–314.

⁷⁴ Vgl. die Beschreibung des »rationalistischen Diskurses« bei Nowosadtko, *Scharfrichter und Abdecker*, 31–36.

⁷⁵ Hierzu auch Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, übers. von Karl. F. Hauber, 7. Aufl., Berlin 2011, 15.

das polemische Stereotyp von der Innovationsfeindlichkeit der Zünfte.⁷⁶ Deren ideologischen Kern bildete die Ordnung von Marktverhältnissen, die Beschränkung von Konkurrenz mittels einer moralischen Ökonomie.⁷⁷ Voraussetzung für ihren Erfolg war die Einheit oder der enge Zusammenhang politischer und ökonomischer Organisation in den Städten. Bis Ende des 18. Jahrhunderts waren die Zünfte durch ihre Beschränkung der Gewerbefreiheit sowie durch die ihnen eigentümliche Ordnung sozialer Reproduktion eines der großen Hindernisse für die Etablierung freier, globaler Märkte und großbetrieblicher Produktionsformen. Wie mächtig das Idiom der Zünfte war, zeigt sich daran, dass sie sich über Verordnungen der Territorien und auch des Reichs oftmals einfach hinwegsetzten. Die Versuche etwa, den Scharfrichter und vor allem seine Nachkommen ehrlich zu machen, blieben lange wirkungslos.

Der grundlegende Wandel der Arbeitswelt gegenüber ihrer zünftischen Organisation war hingegen mit der wachsenden Bedeutung von Lohnarbeit verbunden. Robert Castel hat in seiner Studie über die *Metamorphosen der sozialen Frage* (1995) nicht nur an das gesamteuropäische Phänomen der Zünfte und ihr militantes Idiom der Ehre erinnert, sondern vor allem die Frage der Lohnarbeit in einen größeren historischen Rahmen gestellt. Der Diskurs über Vagabunden zeugt demnach vor allem von der Instabilität der Grenze zwischen der breiten Mehrheit der Bevölkerung und einer »entkoppelten Randzone« der Gesellschaft, einer »Zone der Verwundbarkeit«, die laut Castel durch die Normalisierung von Lohnarbeit entstanden ist.⁷⁸ Bevor das Industrieproletariat in Form ganzer Arbeiterheere im 19. Jahrhundert in die Fabriken eskortiert werden konnte, musste dieses Proletariat zunächst selbst produziert werden. Ein wichtiger Schritt dafür war der Prozess der Arbeitsdisziplinierung, der im Industriebegriff selbst (engl. »industry«: Gewerbefleiß) noch enthalten ist.⁷⁹ Wie Karl Polanyi betont hat, wurden Arbeit und Boden in der

76 So gelten die Zünfte mittlerweile als »multifunktionale, heterogene, und damit konfliktanfällige, aber zugleich auch äußerst flexible Gebilde« und sind deshalb »Ausgangspunkt für die Erforschung sozialer Ungleichheit« geblieben, vgl. Eva Jullien, »Einleitung«, in: dies./Michel Pauly (Hg.), *Craftsmen and Guilds in the Medieval and Early Modern Periods*, Stuttgart 2016, 7–15, hier: 7f.

77 Die Zunft, für die historisch auch zahlreiche andere Bezeichnungen existierten, leitet sich von »ziemen« ab, vgl. Arnd Kluge, *Die Zünfte*, Stuttgart 2007, 22.

78 Castel, *Chronik der Lohnarbeit*, 96. Zum »zünftischen Idiom« ebd., 105.

79 Vgl. Gerhard Pfeisinger, *Arbeitsdisziplinierung und frühe Industrialisierung 1750–1820*, Wien u. a. 2006, 73–87. Vgl. auch Tino Heim, *Die Metamorphosen des Kapitals. Kapitalistische Vergesellschaftung und Perspektiven einer kritischen Sozialwissenschaft nach Marx, Foucault und Bourdieu*, Bielefeld 2013, 277–303; sowie Lis/Soly, *Poverty and Capitalism*, 165–171.

Frühphase des Merkantilismus von der ökonomischen Dogmatik noch nicht als Waren verstanden, sodass sich die disruptive Gewalt der Industrialisierung erst im 19. Jahrhundert entfaltet.⁸⁰ Betrachtet man diesen Prozess jedoch als Resultat der sozialen Kämpfe vorangehender Jahrhunderte, so reflektieren die polemischen Diskurse um die immer mehr anwachsenden Landlosen, deren Bezeichnung als ›Bettler und Vaganten‹ bereits polizeilich geprägt ist, eine kontinuierlich fortschreitende Proletarisierung der Gesellschaft. Freie Arbeitskontrakte existierten bereits lange vor der industriellen Revolution. Formen »freywilliger Knechtschaft«⁸¹ im Gesindedienst gehörten genauso selbstverständlich zur *societas herilis* wie Leibeigenschaft und Sklaverei.

Einblick in die Selbstverständlichkeit von Lohnarbeit gewährt in der Frühen Neuzeit etwa die Hausväterliteratur, in der ein Großteil jener ökonomischen Fragen verhandelt wird, die dann ab 1700 in der kameralistischen Literatur noch expliziter zur Sprache kommen. Zwar parallelisiert die Hausväterliteratur die Knechte in patriarchaler Manier stets mit den Kindern. Wichtiges Thema ist dabei aber nicht zuletzt die Möglichkeit von Herrschaft trotz der Freiheit der Knechte. Johann Rist (1607–1667) etwa stellt in seinem *Adelichen Hausvater* (1650), einer Bearbeitung von Torquato Tassos *Padre di famiglia* (1580), fest, dass die Knechte heutzutage keine Sklaven mehr, sondern »mehrenteils frei« seien, körperlich nur in Ausnahmefällen gezüchtigt werden dürften und »Vergeltung«, »Besoldung« oder schlicht »Lohn« erhielten. Zwar bestehe zwischen Herr und Knecht

80 Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, übers. von Heinrich Jelinek, Frankfurt a. M. 1978, 102–113.

81 Christian Wolff, *Grundsätze des Natur- und Völkerrechts*, Halle 1754, 684f., zit. nach Diethelm Klippel, »Der Lohnarbeitsvertrag in Naturrecht und Rechtsphilosophie des 18. und 19. Jahrhunderts«, in: Gerhard Köbler (Hg.), *Geschichtliche Rechtswissenschaft: Ars Tradendo Innovandoque Aequitatem Sectandi. Festschrift für Alfred Söllner*, Gießen 1990, 161–184. Neben dem Naturrecht ist auch die sog. Bauernrechtswissenschaft eine interessante Quelle für die Entstehung der Vertragsfreiheit auf dem Land, vgl. Winfried Schulze, »Die Entwicklung des ›deutschen Bauernrechts‹ in der Frühen Neuzeit«, in: *Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte* 12 (1990), 127–163. Zur Durchsetzung der Vertragsfreiheit im Gesinderecht um 1800 vgl. Thomas Pierson, *Das Gesinde und die Herausbildung moderner Privatrechtsprinzipien*, Frankfurt a. M. 2016. Zu mittelalterlichen Formen von Lohnarbeit vgl. Hertha Hon-Firnberg, *Lohnarbeiter und freie Lohnarbeit im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Ein Beitrag zur Geschichte der agrarischen Lohnarbeit in Deutschland*, Wien u. a. 1935. Grundlegend zur Kommodifizierung von Arbeit im Übergang zur Moderne vgl. auch Richard Biernacki, *The fabrication of labor: Germany and Britain, 1640–1914*, Berkeley 1995. Zur Proletarisierung des Gesindes auch Peter Linebaugh/Marcus Rediker, »Eine Schwarzmohrenmagd namens Francis«, in: dies., *Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks*, übers. von Sabine Bartel, Berlin/Hamburg 2008, 82–115.

ein »Unterschied der Natur«. ⁸² Trotzdem sei die Unterweisung der Knechte unter der Voraussetzung ihrer Freiheit im Unterschied zur Unterweisung der Tiere eine eigene Wissenschaft. Obwohl Lohnarbeit also existierte, deckte sich die mit ihr verbundene formale Freiheit keineswegs mit einem moralphilosophischen Denken der Gleichheit. Und weil die ökonomische Transformation noch nicht begrifflich bestimmt werden konnte und freie Lohnarbeit nach wie vor im Register des patriarchalen Dienstes und der ständischen Hierarchie adressiert wurde, kam ihre wachsende Bedeutung teilweise nur auf Umwegen zur Darstellung.

Zwischen 1500 und 1800 hat sich die europäische Bevölkerung jedenfalls in etwa verdoppelt, während die Zahl der Heuerlingsfamilien, also der Landlosen, um ein Vielfaches gewachsen ist, an manchen Orten um das 60-Fache. ⁸³ Karl Marx hat diesen Prozess mit ironischem Bezug auf Adam Smith auf den Begriff der »sogenannten ursprünglichen Akkumulation« gebracht. ⁸⁴ Weil die ursprüngliche Akkumulation nicht nur eine Akkumulation von Land und Kapital, sondern auch eine Akkumulation von Arbeitskraft war, setzte sie in der Praxis einen aktiven Kampf gegen die alten, angeblich überkommenen Reproduktionsformen in Gang. Mit dem Begriff der ursprünglichen Akkumulation wird somit die Gewalt betont, die zur Scheidung von Produzenten und Produktionsmitteln eingesetzt werden musste. Historisch noch etwas präziser lässt sich mit Marx von der Frühen Neuzeit als Epoche der »formellen Subsumption der Arbeit unter das Kapital« ⁸⁵ sprechen. Mit der formellen Subsumption wurde zunächst das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Arbeit und Kapital geschaffen, das die älteren Formen der Abhängigkeit, etwa die Leibeigenschaft oder aber Formen kommunaler Autonomie, ersetzte. Die äußere Erscheinung vieler Tätigkeiten blieb dabei oft unverändert, weshalb auch ihre begriffliche Beschreibung mit starker Verzögerung auf die Entwicklungen reagierte und dem Begriffshistoriker die tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen rückblickend leicht aus dem Blick geraten. Eine wichtige Rolle spielte dabei die sogenannte Protoindustrialisierung, also das Vordringen des Kapitals in den Produktionsbereich

⁸² Johann Rist, *Der Adelige Hausvatter* [...], Lüneburg 1650, 145–150. Vgl. dazu auch Barbara Becker-Cantarino, »Johann Rists *Der adeliche Hausvatter* und die frühneuzeitliche Ökonomieliteratur«, in: Johann Anselm Steiger/Bernhard Jahn (Hg.), *Johann Rist (1607–1667): Profil und Netzwerke eines Pastors, Dichters und Gelehrten*, Berlin 2015, 613–627.

⁸³ Vgl. Rheinheimer, *Arme, Bettler und Vaganten*, 28. Wally Seccombe zufolge fand das europäische Bevölkerungswachstum zwischen 1500 und 1800 zu 88 % im Bereich der Lohnarbeit statt, vgl. Seccombe, *Family Change*, 166 f.

⁸⁴ Karl Marx, *Das Kapital*. Band 1, MEW 23, 741–791.

⁸⁵ Ebd., 533.

auf dem Land durch das Verlagswesen und die Manufakturen.⁸⁶ Erst die ›reelle Subsumption‹ veränderte die Arbeitstätigkeit selbst dann so, dass sie den Verwertungsprinzipien des Kapitals entsprechend am besten genutzt werden konnte, beispielsweise durch Fabrikarbeit.

Mit beiden Begriffen – ursprüngliche Akkumulation und formelle Subsumption – verbindet sich allerdings die Suggestion einer klar einzugrenzenden historischen Epoche, welche unzureichend ist, wie Marx selbst zu bedenken gibt. Es ist vielmehr die Form der Lohnarbeit selbst, die Armut wahrscheinlich macht:

In dem Begriff des *freien Arbeiters* liegt schon, daß er Pauper ist: virtueller Pauper. Er ist seinen ökonomischen Bedingungen nach bloßes *lebendiges Arbeitsvermögen*, also auch mit den Bedürfnissen des Lebens ausgestattet. Bedürftigkeit nach allen Seiten hin, ohne objektives Dasein als Arbeitsvermögen zur Realisierung desselben. Kann der Kapitalist seine Surplusarbeit nicht brauchen, so kann er seine notwendige nicht verrichten; seine Lebensmittel nicht produzieren. Kann sie dann nicht durch den Austausch erhalten, sondern, wenn er sie erhält, nur dadurch, daß Almosen von der Revenue für ihn abfallen. Als Arbeiter kann er nur leben, soweit er sein Arbeitsvermögen gegen den Teil des Kapitals austauscht, der den Arbeitsfonds bildet. Dieser Austausch selbst ist an für ihn zufällige, gegen sein organisches Sein gleichgültige Bedingungen geknüpft. Er ist also virtualiter Pauper. Da ferner die Bedingung der auf das Kapital gegründeten Produktion ist, daß er immer mehr Surplusarbeit produziert, so wird immer mehr *notwendige Arbeit* frei. Die Chancen seines Pauperismus vermehren sich also. Der Entwicklung der Surplusarbeit entspricht die der Surpluspopulation.⁸⁷

In den Manuskripten ergänzt Marx, dass ein »freier Arbeiter« ein »potentieller Pauper« bzw. »dem Wesen nach Armer« sei,⁸⁸ und führt damit ein Begriffspaar zusammen, das die politische Semantik seit dem Mittelalter als Gegensatz kannte. Die Unterscheidung *potens/pauper* bezog sich nicht

86 Vgl. Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsepoche des Kapitalismus*, mit Beiträgen von Herbert Kisch und Franklin F. Mendels, Göttingen 1977. Zu vorindustrieller Lohnarbeit vgl. auch Jürgen Kocka, *Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800*, Bonn 1900, 151–161.

87 Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, MEW 42, 505. Sofern nicht anders angemerkt, sind hier und im Folgenden alle Hervorhebungen im Original.

88 Ebd.

auf materiellen Reichtum, sondern auf das Vermögen des Einzelnen im Sinne des Ausmaßes von Partizipation und sozialer Anerkennung.⁸⁹ Vermögen und Armut fallen beim Lohnarbeiter jedoch zusammen: Er verfügt über nichts als seine Arbeit und vermag die Potentialität seiner Armut deshalb kaum zu kontrollieren. Aber auch im größeren Maßstab verdankt sich die Wahrscheinlichkeit von Armut in der bürgerlichen Gesellschaft für Marx dieser Form der freien Lohnarbeit: Der Prozess der Freisetzung der Arbeit, die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals, und das Freiwerden der notwendigen Arbeit, die Produktion einer Surpluspopulation, ähneln sich in ihrer Freiheit, weil sie als ihre gemeinsame Voraussetzung und ihr normatives Zentrum die Form der freien Arbeit, also der Lohnarbeit verzeichnen. Marx betont den »Doppelsinn« dieser Freiheit des Arbeiters, der nur Ware sein kann, wenn er »los und ledig, frei von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen« ist.⁹⁰ Nicht unerheblich in der Formulierung von Marx ist deshalb das »immer mehr«, denn Armut ist für diese Freiheit nach Marx sowohl eine logische Voraussetzung als auch eine unvermeidliche Folge: Wenngleich nämlich die Attraktion und Abstoßung von Arbeitskraft ein historisch kontingenter Prozess ist, folgt aus der Transformation aller Lebensbereiche in die Form der Lohnarbeit doch, dass sich die Chancen des Pauperismus für eine Mehrheit der Bevölkerung nicht verringern, sondern notwendig und systematisch vermehren.⁹¹ Die Latenz kapitalistischer Verarmung ist für Marx durch den virtuellen Pauperismus der Lohnarbeit begründet.

Eine subjektive Perspektive darauf, inwiefern diese Transformation zur Lohnarbeit als dominierender Vergesellschaftungsform Armut als solche in eine fatale Position gerückt hat, liefert der Pikaroroman, in diesem Fall die deutsche Bearbeitung von Mateo Alemans *Guzmán de Alfarache* (1599/1604) durch Aegidius Albertinus:

89 Vgl. Karl Bosl, »Potens und Pauper: begriffsgeschichtliche Studien zur gesellschaftlichen Differenzierung im frühen Mittelalter und zum ›Pauperismus‹ des Hochmittelalters«, in: *Alt-europa und die moderne Gesellschaft. Festschrift für Otto Brunner*, hrsg. vom Hist. Seminar der Univ. Hamburg, Göttingen 1963, 60–87.

90 Dabei verwendet Marx im Abschnitt über die Verwandlung von Geld in Kapital und im historischen Rückblick auf die sog. ursprüngliche Akkumulation, d. h. die politische Produktion dieser Warenform der Arbeit, fast exakt dieselbe Formulierung, vgl. Karl Marx, *Das Kapital*.

Band 1, MEW 23, 183, 742; sowie Karl Marx, »Lohnarbeit und Kapital«, MEW 6, 397–423, hier: 401.

91 In nuce enthält diese Passage aus den *Grundrissen* insofern schon das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation, das Marx im *Kapital* Schritt für Schritt entfaltet. Vgl. Marx, *Das Kapital* I, MEW 23, 640–677. Grundlegend zu den sog. *Grundrissen* vgl. Roman Rosdolky, *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen ›Kapital‹. Der Rohentwurf des Kapital 1857–1858*, Frankfurt a. M. u. a. 1968.

Nichts ist auff Erden verächtlicher vn verhaßter / als eben die armut / dan sie ist der Welt Kehrkoth: Wie das vnnutze / stinckende vnd verfaulte Fleisch verworffen vnnd den Hunden fürgeworffen wirdt / also wirdt ein Armer / ob er schon noch so verständig ist / verworffen vnnd von meniglichen veracht: für vil schädlicher wird die Armut gehalten / denn der Todt selbst / dann das Gelt *viuificiret* vnd wärmet das Blut / wer es derwegen nit hat / der ist gleichsam ein todter Leib / der vnder den Lebendigen vmbgehet. Aber ein Reicher ist allzeit vn aller orten wilkomb [...] wo aber bey jemande Armut vnnd Unglückseligkeit verspürt wirdt / da wird der Sohn verlassen vom Vatter / der Vatter vom Sohn / der Bruder vom Bruder / der Freund vom Freund / Ja so gar ist ein Armer ihm selbst feindt / vnnd hat einen verdruß vnnd abschew an seiner eygenen Person. (LG 91 f.)

Auch der hier beschriebenen Armut ist eine Steigerungsbewegung eingeschrieben: Weil der Armut das symbolische Kapital fehlt, wird sie für den Armen zur Ursache für den Verlust auch allen sozialen Kapitals. Wer aber das soziale Kapital des Vertrauens entbehrt und damit die Möglichkeit von Kredit, kann überhaupt kein sozialer Akteur mehr sein.⁹² Der Verlust des sozialen Kapitals weist Armut als eine Kraft aus, die den Betroffenen in den sozialen Tod treibt. Gleichzeitig mündet die Unehrllichkeit, der Verlust des symbolischen Kapitals der Armut in den Selbsthass des Armen.

Als heuristisches Hilfsmittel für die Beschreibung dieses Zusammenhangs bietet sich Pierre Bourdieus Theorie der Kapitalsorten an. Ihr zufolge liegt das ökonomische Kapital gerade in der kapitalistischen Moderne allen anderen Kapitalsorten zugrunde, während in früheren Gesellschaftsformen dem sozialen und symbolischen Kapital eine weitaus größere Bedeutung zugekommen ist. Nun besteht eine wesentliche Beobachtung Bourdieus darin, dass Kapitalsorten ineinander konvertiert werden können, nicht zuletzt zum Zweck des Machterhalts einer bestimmten sozialen Klasse. Diese Einsicht in die Konvertibilität der Kapitalsorten erweist sich als produktiv gerade für die Frühe Neuzeit, in der ein Umbau der Regeln stattfand, nach denen sich die europäischen Gesellschaften organisierten. Den Blick auf die Konvertierbarkeit der Kapitalsorten zu lenken, darf indes nicht zur Konsequenz haben, wie dies in der kulturwissenschaftlichen

92 Zur wesentlichen Funktion von Vertrauen bzw. Kredit für die Armen der frühneuzeitlichen Gesellschaft vgl. Laurence Fontaine, *The Moral Economy: Poverty, Credit, and Trust in Early Modern Europe*, Cambridge 2014; zur Bedeutung derselben Problematik noch im 19. Jahrhundert vgl. Mischa Suter, *Rechtstrieb. Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus 1800–1900*, Konstanz 2016.

Aneignung der Theorie gerne geschieht, »die brutale Tatsache der universellen Reduzierbarkeit auf die Ökonomie« zu ignorieren.⁹³

Die Freiheit der freien Lohnarbeit hat in diesem Sinn drei Dimensionen: zunächst die Freiheit von sozialem Kapital, also alle Formen negativer Individualisierung, die Produktion von isolierten Individuen und Kleinfamilien; darüber hinaus die Freiheit von symbolischem Kapital, verbunden mit dem Kampf gegen das zünftische Idiom der Ehre und alle aus ökonomischer Perspektive irrationalen Wertsetzungen; und schließlich die Freiheit von ökonomischem Kapital, also von Land oder Eigentum an Produktionsmitteln. Der Zusammenhang mit dem Problem der Lohnarbeit liegt auf der Hand: Ökonomisch verfügbar wird diese überhaupt nur unter der Bedingung einer möglichst großen Armut an symbolischem und sozialem Kapital. Wenn Armut die Abwesenheit von Kapital ist, dann ist Lohnarbeit, verstanden als Problem der sozialen Form, in der Tat der Inbegriff von Armut und Ursache der Verwundbarkeit moderner Gesellschaften. Wenn Lohnarbeit aber Armut bedeutet, dann lassen sich umgekehrt die Bettler und Vaganten unschwer als Lohnarbeiter und Lohnarbeiterinnen entziffern. Treffend spricht der Pikaroroman also vom »verworfen«-Sein der Armut: Je schwieriger ihre affirmative Subjektivierung, ihre symbolische Repräsentation und ihre soziale Integration wird, desto leichter findet sie sich in der Rolle eines gesellschaftlichen Abjekts wieder.⁹⁴

Der virtuelle Pauperismus der Lohnarbeit, so also die grundlegende These der vorliegenden Arbeit, zeigt sich in der Frühen Neuzeit in der verzerrten und entstellten Form des Pöbels. Für eine Analyse der Formen seiner Erscheinung lohnt dabei der Blick in die literarischen Archive der Frühen Neuzeit. Während der Pöbel seit Langem nicht nur eine Schlüsselfigur des politischen Imaginären, sondern auch des poetologischen Diskurses darstellt, wird die virtuelle Realität des Pauperismus gerade in der Literatur vor ihrer expliziten begrifflichen Explikation fiktiv, figura-

93 Die Konvertibilität von Kapitalsorten ist laut Bourdieu die Bedingung für die Reproduktion von Kapital in einer kapitalistischen Moderne, in welcher die Legitimität etwa der Übertragung von Adelstiteln prinzipiell verloren gegangen ist. Vgl. Pierre Bourdieu, »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen 1983, 183–198. Zur Applikation der Kapitalsortentheorie auf das zünftische Idiom vgl. auch Andreas Griefsinger, *Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgelesen im 18. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. u. a. 1981.

94 Sie stellt insofern nicht nur den Effekt der ursprünglichen Akkumulation, sondern, psychoanalytisch gesprochen, auch das Resultat einer »ursprünglichen Verdrängung« dar. Die psychoanalytische Perspektive Julia Kristevas, die den Begriff des Abjekts maßgeblich geprägt hat, identifiziert den Körper der Mutter als das ursprünglich verworfene Objekt. Vgl. Winfried Menninghaus, *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*, Frankfurt a. M. 1999, 524.

tiv und typologisch aktualisiert.⁹⁵ Im Pöbel und ihm verwandten Figuren dissimuliert und defiguriert die entstehende bürgerliche Gesellschaft ihre arbeitenden Armen, in der »Herabsetzung«⁹⁶ des Pöbels bricht sich zugleich verbal jene ungeheure Gewalt Bahn, welche zur Durchsetzung der kapitalistischen Gesellschaftsformation notwendig war, und in der Polemik gegen den Pöbel artikuliert sich schließlich implizit eine Totalisierung von Konkurrenzgefügen und damit die vorherrschende Form ihrer Sozialisationsweise.

Der Pöbel als dritte Person

Die methodische Herausforderung einer Historiografie des Pöbels besteht darin, dass ihr Untersuchungsobjekt keine empirische Größe der sozialen Wirklichkeit darstellt.⁹⁷ Vielmehr handelt es sich um eine »Missachtungsformel«, welche die klassische »Entgegensetzung von Sprache und Gewalt« unterläuft.⁹⁸ Auffallend ist darüber hinaus, dass es mit der Ausnahme ironischer Begriffsverwendungen etwa im Kontext von Komödien kaum jemanden gibt, der von sich selbst in der ersten Person als Pöbel gesprochen hat. Es handelt sich um eine abstrakte »Klasse als Objekt« (»class objet«), eine »Klasse für andere«,⁹⁹ wie Pierre Bourdieu die radikal heteronome Klasse der Bauern einmal nannte, deren fundamentale Entfremdung darin bestehe,

95 So bereits E. P. Thompson, »Die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Klassenkampf ohne Klasse?«, sowie ders., »Patrizische Gesellschaft, Plebejische Kultur«, in: ders., *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, hg. von Dieter Groh, Frankfurt a. M. u. a. 1980, 246–289, 168–202.

96 Von »Herabsetzung« (*degradation*), und zwar der Reproduktionsarbeit, spricht in Zusammenhang mit der ursprünglichen Akkumulation auch *Silvia Federici, Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*, übers. von Max Henninger, hg. von Martin Birkner, Wien 2012, 75–163. Ausführlicher zu Federici in Kap. III.3.

97 Bis heute führen sozialhistorische Arbeiten den Pöbel, wengleich gelegentlich durch distanzierende Anführungszeichen gerahmt, als empirische Kategorie des Sozialen an, und zwar neben Handwerkern und Bauern, nicht als deren infames Double, so zum Beispiel der für die Geschichte der Industrialisierung im deutschen Sprachraum führende Sozialhistoriker Jürgen Kocka: »Die Verteidigung des eigenen, durch langes Herkommen und erwiesenen Nutzen bestätigten Rechts, ob kodifiziert oder nicht, machte den Kern der meisten Proteste vor 1800 aus – jedenfalls aus der Sicht der Bauern und Handwerker, aber wohl auch des ›Pöbels.« Kocka, *Weder Stand noch Klasse*, 172.

98 Steffen K. Herrmann/Hannes Kuch, »Einleitung«, in: dies./Sybille Krämer (Hg.), *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*, Bielefeld 2007, 7–31, hier: 11, 17.

99 Die »beherrschten Klassen«, so Bourdieu, »sprechen [...] nicht, sie werden gesprochen.« Pierre Bourdieu, »Eine Klasse für andere«, in: ders., *Der Tote packt den Lebenden. Schriften zur*

dass sie ihre Subjektivität einzig durch den Blick von Außenstehenden formen könne. Methodisch ist es deshalb sinnvoll, diese objektivierende Dimension sozialer Zugehörigkeit nicht nur in ihren empirischen Symptomen zu untersuchen, sondern vielmehr den Prozess der Objektivierung selbst sprechtakttheoretisch in den Blick zu nehmen.

Bei der Missachtungsformel des ›Pöbels‹ handelt es sich um keine konfrontative Beschimpfung: Der Pöbel ist weder die erste (Ich, Wir) noch die zweite Person eines Dialogs (Du, Ihr), es sind vielmehr stets die anderen, also eine abwesende dritte Person. Ein solcher Sprechakt wird von der Theorie allerdings als »semi-direkt« bezeichnet, weil diese dritte Person eben doch der indirekte Adressat ist, weil die Beleidigung ihren abwesenden Adressaten über Umwege irgendwann erreicht.¹⁰⁰ Während direkte Beleidigungen nicht selten den Versuch darstellen, gegen den sozialen Tod aufzubegehren und überhaupt noch auf Resonanz zu stoßen, sind semi-direkte Beleidigungen umgekehrt dazu imstande, Resonanz unwahrscheinlich zu machen. Unter den semi-direkten Sprechakten der Missachtung wiederum handelt es sich beim Pöbel um eine Sonderform: Aufgrund der ständigen Referenz auf durchaus diverse Autoritäten kann von einer Form der zitierten Rede gesprochen werden. Topoi wie jener von der Unwissenheit des Pöbels in der Frühen Neuzeit oder Behauptungen wie ›das ist nicht das (wirkliche) Volk, das ist nur Pöbel‹ um 1800 zeichnen sich weniger durch ihre inhaltliche Schärfe aus als durch ihre häufige Repetition sowie ihre Eigenschaft, von recht diversen Sprechern in relativ unterschiedlichen Kontexten wiederholt zu werden. Nicht außer Acht bleiben darf deshalb das intertextuelle und interdiskursive Gefüge, in dem die Rede vom Pöbel jeweils in Erscheinung tritt. Die Erforschung dieser dritten Person des Pöbels, einer semidirektionalen Beleidigung, die als Form der zitierten Rede betrachtet werden kann, hat somit einiges mit Hans Blumenbergs Projekt einer Metaphorologie gemein, geht es dieser doch darum, »die logische ›Verlegenheit‹ zu ermitteln, für die die Metapher einspringt« und die »begrifflich nicht auflösbare Aussagefunktion«¹⁰¹ von historisch persistenten, notorisch wiederkehrenden, wenngleich nicht unveränderlichen rhetorischen Komplexen zu ermitteln. Das Entscheidende ist dabei gerade die Resistenz des historisch-metaphorischen Prozesses gegenüber philosophisch eindeutiger

Kultur und Politik 2, hg. von Margareta Steinrücke, übers. von Jürgen Bolder, Hamburg 1997, 130–142, hier: 136–138.

¹⁰⁰ Hierzu Hannes Kuch, Steffen K. Herrmann, »Symbolische Verletzbarkeit und sprachliche Gewalt«, in: dies./Sybille Krämer (Hg.), *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*, Bielefeld 2007, 179–211, hier: 198.

¹⁰¹ Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960), Frankfurt a. M. 1998, 10.

Terminologie sowie die Nähe zur lebensweltlichen Erfahrung. Der Pöbel ist gerade in seiner polemischen »Unbegrifflichkeit« ein äußerst interessantes »Leitfossil«¹⁰² der politischen Neuzeit.

Aus der sprechakttheoretischen Situierung des Problems ergibt sich eine methodische Herangehensweise, die sich als Kombination von Sozial- und Diskursgeschichte beschreiben lässt, und zwar als zwei methodische Register, die nicht restlos ineinander aufgehen, sich aber auch nicht ausschließen, sondern produktiv ergänzen. Folgt man der Hypothese, dass die Rede vom Pöbel eben doch nicht ganz und gar »leer«, sondern dass sie Träger des Vorwurfs eines doppelten Mangels von Bildung und Arbeitswille ist und ihr insofern auch Aspekte einer »vollen Missachtung«¹⁰³ eignen, so kann sie zwar zwischen einigen, aber nicht zwischen beliebig vielen Kontexten hin- und hergeschoben werden. Gerade deshalb muss die performative Dimension des Sprechakts ernst genommen und der jeweiligen konkreten Äußerungssituation nachgegangen werden. Wer hat wen in welcher Situation und zu welchem Zweck als Pöbel bezeichnet? Zur Beantwortung dieser Frage kann auf die Akribie sozialhistorischer Empirie nicht verzichtet werden.¹⁰⁴ Das gilt insbesondere auch für literatursoziologische Perspektiven, und zwar deshalb, weil sich der Pöbel in dieser Arbeit immer wieder als Markierung der unerwünschten Heteronomie der Literatur erweisen wird, welche sich seit dem 17. Jahrhundert zunehmend Marktverhältnissen verdankt.

Die Kommodifizierung der Literatur wird gewöhnlich für das 18. oder gar das 19. Jahrhundert veranschlagt, vollzieht sich aber tatsächlich in der gesamten Frühen Neuzeit und lässt sich in ihren einzelnen Etappen auch nur dort beobachten. Der Pöbel wird sich in diesem Sinn als ein Fluch gegen die Warenform der Literatur erweisen, der die Dichter kaum noch entkommen können.¹⁰⁵ Die Existenz eines Marktes mag ein literarisches

102 Hans Blumenberg, »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, in: ders., *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt a. M. 1979, 77.

103 Vgl. die Unterscheidung von leeren und vollen Beleidigungen bei Kuch/Herrmann, »Symbolische Verletzbarkeit und sprachliche Gewalt«, 202.

104 Ein Aufruf zum Empirismus lässt sich den wenigen Liebhabern des Pöbels zufolge von ihm selbst lernen: So hat Eric Hobsbawm in seinen Ausführungen zum städtischen Thron- und Altar-Mob betont, dass dieser »empirizistisch« gewesen sei, womit er den politischen Realismus einer städtisch sozialisierten Bevölkerung meinte, die anders als die chiliastischen Bewegungen auf dem Land sich keinen utopischen Träumereien hingab, sondern hinter den bereits erreichten, hohen Organisationsgrad der Gesellschaft nicht zurückgehen wollte und konnte. Vgl. Eric J. Hobsbawm, *Sozialrebelln. Archaische Sozialbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Neuwied/Berlin 1962, 164.

105 Vorbildlich für die Verknüpfung diskursanalytischer Perspektiven mit literatursoziolo-

Werk niemals in letzter Instanz determinieren, sie hat für sein semantisches Gefüge jedoch konstitutiven Charakter. Auch für die Interpretation des einzelnen Textes ist zu bedenken, dass es zuallererst der Markt ist, der den hermeneutischen Kohärenzverdacht strukturell unterläuft.¹⁰⁶ Unter Marktbedingungen muss eine Dimension kollektiver Autorschaft im Sinne einer strukturellen Kollaboration von Autor und Publikum gewissermaßen vorausgesetzt werden, und auch in Anbetracht der zahlreichen anonym erschienenen Texte, die in diesem Buch zum Gegenstand der Analyse werden, ergibt sich eine über die Analyse autorschaftlich verfasster Literatur hinausweisende Perspektive. Auch die Materialität des Trägermediums, der Gattung eines Textes oder des Formats eines Buches wird erst im Hinblick auf deren Einbettung im Markt interpretierbar.¹⁰⁷

Den Pöbel als dritte Person zu verstehen, macht es schließlich notwendig, die Diskurse, in denen er zum Gegenstand wird, gelegentlich mit Dokumenten jener kommunikativen Sphären zu konfrontieren, denen die Polemik gilt oder die von der mit dem Pöbel verbundenen Exklusion betroffen sind. Denn wenngleich die politische Figur des Pöbels ihre Wirksamkeit nur als dritte Person entfalten kann, handelt es sich bei jenen Sprechakten nichtsdestoweniger um »antagonistische Konstruktionsakte«,¹⁰⁸ welche die Exklusion realer Subjekte aus dem Bereich gesellschaftlicher Teilhabe bewirken. Um der bloßen Reproduktion der Figur und ihrer scheinbaren Objektivität entgegenzuwirken, bietet sich der historischen Kritik deshalb die Rückübersetzung in ein kontrastives Verhältnis an. Da soziale Wirklichkeit per se eine umkämpfte Sache ist,¹⁰⁹ die unterschiedliche Seins- und Sichtweisen in einem gemeinsamen Raum voraussetzt, wird sie auch für den historischen Betrachter erst in der Inkommensurabilität verschiedener Schreibweisen oder Klassenpositionen sichtbar. Nur im Verhältnis verschiedener Wahrnehmungen von Wirklichkeit und deshalb methodisch mittels ihrer Konfrontation lässt

gischen, bis zur historischen Leserforschung und Buchhandelsgeschichte, sind die Arbeiten von Roger Chartier, etwa *The Author's Hand, Printer's Mind*, übers. von Lydia G. Cochrane, Cambridge u. a. 2014.

106 Nicholas Brown, »Close Reading and the Market«, in: Mathias Nilges/Emilio Sauri (Hg.), *Literary Materialisms*, New York u. a. 2013, 145–165.

107 Vgl. hierzu Carlos Spoerhase, *Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830*, Göttingen 2018.

108 Bourdieu, »Eine Klasse für andere«, 130 f.

109 Eine ausführliche, an Ernesto Laclau orientierte Analyse von Gesellschaftstheorien des 20. Jahrhunderts, für die der politische Antagonismus eine Schlüsselfunktion einnimmt, findet sich bei Oliver Marchart, *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*, Frankfurt a. M. 2010.

sich Referentialität überhaupt her- oder infragestellen.¹¹⁰ In literaturhistorischer Perspektive gerät diese politische Seite des Begriffs allzu leicht aus dem Fokus. Wichtig war es deshalb, durch gelegentliche Seitenblicke in die Protestgeschichte an die politische Dimension des Begriffs zu erinnern. Der Pöbel blieb in der Frühen Neuzeit immer eine Figur dieser Protestgeschichte, die Spur der Artikulation eines historischen Subjekts, das auf seine Emanzipation keineswegs nur wartete. Diese politische Kontextualisierung des literarischen Pöbels fügt der zweigleisigen Beobachtung, der Poetikgeschichte des literarischen Pöbels und der Literaturgeschichte arbeitender Armut, eine dritte Ebene hinzu. Protest-, Sozial- und Literaturgeschichte: Nur der Kombination dieser methodischen Register erschließt sich die Komplexität der Figur.

Zur Theorie der Figur

Es ist kein Zufall, dass Adolph Knigge den »Pöbel aller Stände«, einer militärischen Begriffsverwendung folgend, auch die »Subalternen«¹¹¹ nannte. Wie lassen sich illiterate Schichten und fragmentarisch gebildete Autodidakten trotz des zwangsläufig dürftigen Quellenmaterials gegen den Vorwurf der Unwissenheit schützen? Wie lässt sich der Gefahr begegnen, ihnen in der historischen Rekonstruktion noch einmal die Stimme zu nehmen und die Fähigkeit des Denkens abzusprechen?¹¹² Dieses grundlegende Problem wurde in den vergangenen Jahrzehnten vor allem durch die *Subaltern Studies* formuliert. Da die Rede vom Pöbel einer Perspektive von oben angehört, eignet sie sich nur bedingt für eine *history from below*. Gerade im 17. Jahrhundert zeigt sich dabei ein allgemeines Problem der Barockforschung, geht diese doch traditionell von einem aristokratischen Monopol über die Kultur aus. Wenn der Pöbel jedoch über die vertikale Polemik hinaus auch als Symptom von Konkurrenz dechiffriert, in Szenarien manifester sozialer Konflikte übersetzt und schließlich mit literari-

110 Eine solche Konfrontation der Perspektiven wird durch die Kontrastierung der Barockpoetik mit der Flugschriften-Literatur der Kipper- und Wipperperiode angestrebt, sie zeigt sich aber auch an der Figur des Pickelhering, die ich geradezu als Scharnier eines solchen antagonistischen Verhältnisses interpretiere.

111 Adolph Freiherr Knigge, *Über den Umgang mit Menschen* (1788), hg. von Wolfgang Fenner, Hannover 1993, 253, 310.

112 Wie also lässt sich der diskursive Gegenstand des Pöbels gegen die in ihm bereits enthaltene, »traditionelle These« schützen, »daß nämlich Gedanken per definitionem immer und einzig in gebildeten Kreisen geboren werden«? So Ginzburg, *Der Käse und die Würmer*, 192.

schen Figuren in Verbindung gebracht wird, dann ist dies auch der Versuch, dem Problem der Subalternität durch eine Poetologie der Figur zu begegnen. Hegel sprach zwar vom »abscheulichsten Pöbel, den die Phantasie sich gar nicht mehr vorstellen kann«. ¹¹³ Im Pickelhering und im Pikaro hat sich die Literatur vom Pöbel aber trotzdem ein Bild gemacht und ist auch dem mit ihm verbundenen Armutproblem analytisch auf den Grund gegangen. Gerade um den paradoxen Prozess der darstellenden Verdrängung in den Blick zu bekommen, ist der Rückgriff auf fiktionale Darstellungen unerlässlich, besaß die Fiktion doch spezifische Lizenzen und Spielräume zur Thematisierung bestimmter Problemlagen. Die theoretische Systematisierung der Interferenz zwischen Fiktion und Diskurs wird wiederum durch eine Theorie der *figura* ermöglicht, wie sie im Anschluss an Erich Auerbach formuliert werden kann.

In seiner weit ausgreifenden Literaturgeschichte über die abendländische *Mimesis* (1946) hat Auerbach dem Materialismus der biblischen Autoren eine Kompetenz für die Darstellung des Niedrigen und Alltäglichen im Rahmen eines ernsten Realismus zugeschrieben, im Unterschied zur Hierarchisierung durch die rhetorischen Stillehren. Während die griechisch-römische Antike auf »ausformende Beschreibung, gleichmäßige Bedeutung, lückenlose Verbindung« gezielt habe, offenbare der Stil der jüdisch-christlichen Tradition, so Auerbach, die »Vieldeutigkeit und Deutungsbedürftigkeit« des Wirklichen. ¹¹⁴ Und während in jener alles entweder aus der Perspektive der Herrschenden oder im unhistorischen Register des Komischen geschildert werde (»man fühlt die Klassenbildung nicht«), betreffe die Darstellung der biblischen Autoren unmittelbar »jedermann«, beliebige Personen, die »aus allen möglichen Ständen, Berufen und Lebenslagen stammend, ihren Platz in der Darstellung nur dem Umstand verdanken, daß sie gleichsam zufällig von der geschichtlichen Bewegung getroffen werden«. ¹¹⁵ Während die Darstellung des Irdischen demnach gerade auf der Grundlage christlicher Transzendenz bei Dante zu besonderer Intensität

¹¹³ Georg Friedrich Hegel, *Die Philosophie des Rechts. Vorlesung von 1821/22*, hg. von Hansgeorg Hoppe, Frankfurt a. M. 2005, 223.

¹¹⁴ Erich Auerbach, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, 11. Aufl., Tübingen 2015, 26. In Bezug auf das in dieser Arbeit bearbeitete Material ließe sich diese Perspektive ergänzen durch die von Michail Bachtin für die Zeit um 1600 diagnostizierte Abkehr von den Vulgarisierungstendenzen der Renaissance. Laut Bachtin handelt es sich bei der Dominanz der Stillehre im Barock nicht nur um eine Art Regress oder Interregnum. Hoch- und Trivialekultur haben sich laut ihm in der Geschichte der Menschheit überhaupt nur ein einziges Mal getroffen, nämlich in der Renaissance. Vgl. Michail Bachtin, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, übers. von Gabriele Leupold, Frankfurt a. M. 1995, 123.

¹¹⁵ Auerbach, *Mimesis*, 25, 46 f.

finden sollte, wurden, wie bereits Auerbach anmerkt, »die Schranken, welche die Romantiker und Realisten einrissen [...] erst gegen Ende des 16. und im 17. Jahrhundert von den Anhängern einer strengen Nachahmung der antiken Literatur aufgerichtet«. ¹¹⁶ Die vorliegende Arbeit verfolgt diesen Prozess der Verdrängung des Niedrigen und Alltäglichen aus dem Bereich der ästhetischen Repräsentation und macht im Kontext der Armutsproblematik zudem ähnliche Beobachtungen in Bezug auf die Tragfähigkeit der christlichen Semantik, gegenüber welcher die Problematik der poetischen und ökonomischen Reformprogramme erst richtig zutage tritt. Im Unterschied zu Auerbach steuert sie allerdings nicht teleologisch auf eine Emanzipation im Realismus des 19. Jahrhunderts zu, da die Enteignung und Entwertung der arbeitenden Armen nicht als Hemmung der sozialen und ökonomischen Moderne, sondern als ihr Bestandteil und ihre immanente Voraussetzung gedeutet wird: Die Latenz der Proletarisierung in der Form des Pöbels ist im Kapitalismus die Regel.

Während die Aufhebung, Entbergung oder Manifestation des Pöbels als selbstbewusstes Proletariat über das 19. Jahrhundert hinaus historisch jedoch unwahrscheinlich und ephemer blieb, lässt sich die diskursive Präsenz des Pöbels als fortdauernde Latenz der Proletarisierung deuten. ¹¹⁷ Diese chronische Latenz der Proletarisierung im Pöbel hat die vorliegende Arbeit zu einer Poetik der Figur geführt. Wie Auerbach in seinem bekannten Aufsatz zur mittelalterlichen Figuraldeutung darlegt, fungierte das heilsgeschichtliche Schema als realprophetische »Deutung eines innerweltlichen Vorgangs«, ¹¹⁸ bei der das in der Zukunft liegende Urbild in den auf Erfüllung zielenden Figuren nachgeahmt wird. Zwar kann dieses Schema für die Frühe Neuzeit kaum noch Gültigkeit beanspruchen, ¹¹⁹ Auerbachs Konzeption einer immanenten Beziehung von Erfindung und Interpretation aufgreifend, kann allerdings davon ausgegangen werden, dass sich Figuren im Vakuum dieser nicht mehr zur Verfügung stehenden heilsgeschichtlichen Geschichtsdeutung nach wie vor für »Selbstdeutungen« von

¹¹⁶ Ebd., 515 f.

¹¹⁷ Auch für Frank Ruda ist eine »Logik einer doppelten Latenz« am Gegenstand des Pöbels zentral (s. o.). Zur Latenz als Gegenstand der Rhetorik vgl. Anselm Haverkamp, *Figura cryptica. Theorie der literarischen Latenz*, Frankfurt a. M. 2002; sowie Hans-Ulrich Gumbrecht/Florian Klinger (Hg.), *Latenz. Blinde Passagiere in den Geisteswissenschaften*, Göttingen 2011.

¹¹⁸ Erich Auerbach, »Figura«, in: Friedrich Balke/Hannah Engelmeier (Hg.), *Mimesis und Figura. Mit einer Neuausgabe des »Figura«-Aufsatzes von Erich Auerbach*, Paderborn 2016, 121–188, hier: 169.

¹¹⁹ Schon mit der Reformation, so Koselleck, beginnt sich der heilsgeschichtliche Horizont aufzulösen. Vgl. Reinhart Koselleck, »Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit«, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989, 17–37.

Gesellschaften anbieten, die »das Gegenwärtige in Form eines überlieferten Darstellungsmodus erfassen«. ¹²⁰ Die »liebenswürdige, erregbare und unscharfe Menschlichkeit« ¹²¹ der *figura* und ihre nicht zufällige, etymologische Verwandtschaft mit dem Fiktiven implizieren für Auerbach auch eine besondere Kraft zur Integration von gelehrten und populären Rezipienten. Figuren können in diesem Sinne als Interpretamente verstanden werden, mit denen schwer erfassbare Substrate sozialer Wirklichkeit in Gestalten bildhafter Evidenz übersetzt werden. Dabei erweist sich in fiktionalen Texten gerade die Ebene der *histoire* bzw. der Fabel als jener Ort, an dem sich historisches Wissen über soziale Konfliktlagen formiert, verdichtet und überliefert hat. Die vorliegende Studie versteht sich insofern durchaus auch als Beitrag zu der Frage, inwiefern ein modernes Verständnis von Gegenwärtigkeit bereits vor der sogenannten Sattelzeit um 1800 zu veranschlagen ist. ¹²²

In diesem Sinne umkreisen die hier analysierten Figuren einen Prozess der Proletarisierung, der bereits den Untersuchungszeitraum zwischen 1620 und 1750 kennzeichnet, bevor er sich dann mit aller Gewalt Bahn bricht und auch begrifflich explizit wird. Die vier Figuren, denen sich die folgenden Lektüren widmen, verdanken ihre Existenz einer liminalen Position zwischen literarischen und politischen Diskursen und sie können, so die alle Kapitel verbindende These, als Figurationen arbeitender Armut verstanden werden, und zwar in Form der Verdrängung oder Invisibilisierung arbeitender Armut in diesen Figuren. Orientierend ist dabei weniger die von Auerbach analysierte mittelalterliche Figuraldeutung mit ihrer Konzentration auf das Verhältnis von Ur- und Abbild, sondern die antike Semantik mit ihrer Betonung des Plastischen: Während Pöbel (Kap. I) und Publikum (Kap. IV) als Redefiguren, als *figurae dicendi* oder *Topoi*, politische

120 Joel B. Lande/Robert Suter/Rudolf Schlögl, »Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Dynamische Figuren. Gestalten der Zeit im Barock*, Freiburg u. a. 2013, 9–25, hier: 11; vgl. zur Theorie der Figur außerdem Gottfried Boehm/Gabriele Brandstetter/Achatz von Müller (Hg.), *Figur und Figuration. Studien zu Wahrnehmung und Wissen*, München 2007; Erhard Schüttpepel, *Figuren der Rede. Zur Theorie der rhetorischen Figur*, Berlin 1996; zur Typologie vgl. Volker Bohn (Hg.), *Typologie. Internationale Beiträge zur Poetik*, Frankfurt a. M. 1988.

121 Auerbach, *Figura*, 128.

122 Vgl. Achim Landwehr, *Die Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2014; Johannes Lehmann/Stefan Geyer (Hg.), »Gegenwart« im 17. Jahrhundert? Schwerpunkt. *Internationales Archiv zur Sozialgeschichte der Literatur* 42/1 (2017), 110–278; sowie Daniel Fulda, »Um 1700 begann die ›offene Zukunft‹. Zum Ausgang der Aufklärung von einer allgemeinen Unsicherheitserfahrung«, in: ders./Jörn Steigerwald (Hg.), *Um 1700: Die Formierung der europäischen Aufklärung zwischen Öffnung und neuerlicher Schließung*, Berlin/Boston 2016, 23–45.

und poetologische Diskurse beherrschen, lassen sich Pickelhering (Kap. II) und Pikaro (Kap. III) als Sozialfiguren charakterisieren,¹²³ als *figurae hominis* oder Typen, die ihre Deutungsarbeit als sinnliche Gestaltungen der sozialen Struktur im Innern literarischer Fiktion leisten.¹²⁴ Der enge gegenseitige Bezug der vier Figuren zeugt allerdings von der »Verschränkung des Figuralen und Figurativen«.¹²⁵ Dass sich die ersten drei Figuren entlang der im Barock noch unbekanntes Goetheschen Gattungstrias gliedern (Pöbel, Pickelhering, Pikaro: Lyrik, Dramatik, Epik), war eher ein beiläufiger Effekt, der immerhin indizieren mag, dass die hier auftretende Problemstellung nicht nur ökonomisch in die Zukunft weist, sondern sich auch in die Fundamente folgender literarischer Epochen einschreibt. Die vier Figuren bilden das Darstellungsproblem arbeitender Armut in der Literatur also entlang einer poetologischen Systematik ab, nämlich von der Seite ihrer Exklusion in den Poetiken her.

Pöbel und Publikum, Pikaro und Pickelhering haben sich im Laufe der Arbeit aber zugleich als ökonomische Modernisierungsfiguren erwiesen: Die wachsende Bedeutung der Geldwirtschaft und die zunehmend kapitalorientierte Organisation des Sozialen haben in ihnen ihre Reflexion gefunden, unter anderem in Form einer negativen Fetischisierung der Gewalt dieser Transformation. Poetologischer Diskurs und literarische Praxis, gelehrte Dichtkunst und populäre Kultur produzieren in diesen Figuren verschiedene Aktualisierungen des virtuellen Pauperismus der Lohnarbeit als jener sozialen Realität, die in der Frühen Neuzeit Gestalt annimmt. Mit ihnen wird es dem Blick auf die lange Dauer der Sozialgeschichte möglich, »das Klassenunbewusste aufzuspüren«.¹²⁶ Unvorsichtig wäre es hingegen, das in der Zukunft liegende Urbild des Pöbels einzig und allein im Proletariat des 19. Jahrhunderts zu verorten. Für den Pöbel und das mit ihm verbundene Problem der Invisibilisierung arbeitender Armut gilt vielmehr das, was Hegel über das von der antiken *societas civilis* übernommene Modell der bürgerlichen Gesellschaft gesagt hat: Er »gehört übrigens der modernen Welt an«.¹²⁷

123 Vgl. zu diesem Begriff auch Stephan Moebius/Markus Schroer, »Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*, Berlin 2010, 9–25.

124 Vgl. Auerbach, »Figura«, 128–131.

125 Jacques Ranciere, »Der Körper des Buchstabens: Bibel, Epos, Roman«, in: ders., *Das Fleisch der Worte. Politik(en) der Schrift*, übers. von Marc Blankenburg und Christina Hünsche, Zürich/Berlin 2010, 107–139.

126 Bourdieu, »Eine Klasse für andere«, 132.

127 Hegel, *Grundlinien*, §182.

Zur Gliederung des Buches

Kapitel I: Pöbel handelt zunächst vom poetologischen Diskurs des 17. Jahrhunderts. Die humanistische Reformpoetik bemühte sich seit Opitz um die Übertragung antiker und romanischer Versformen und Gattungstraditionen ins Deutsche. Bezogen auf eine Poetik der Erhabenheit bildet der Pöbel der ›an der Erde Klebenden‹ dabei das topische Gegenstück zum ingeniösen oder inspirierten Poeten. In diesem Sinne wird die Verspottung des Pöbels insbesondere in Vorreden und Poetiken, als Element ihrer Exordialtopik,¹²⁸ zu einer eigenen Disziplin. Zum Gegenstand der *aemulatio*, der nacheifernden Überbietung der Tradition, wurde dabei unter anderem der Auftakt der ersten Römerode von Horaz: »odi profanum vulgus et arceo« (Oden 3,1).¹²⁹ Was sich am Gegenstand des Pöbels verfolgen lässt, ist der Widerstreit zwischen dem mit der Volks- oder Nationalsprache gegebenen Inklusionsprinzip deutschsprachiger Dichtung seit Opitz und dem humanistischen Exklusivitätsversprechen. Die Gegenüberstellung des *Buchs von der Deutschen Poeterey* (1624) mit Flugschriften aus der Kipper- und Wipperkrise (1620–23) soll allerdings zeigen, dass der literarische vom politischen Pöbel nicht vollständig isoliert werden kann. Die Kontextualisierung von Opitz' Verwendung des Pöbel-Begriffs im Kontext der Geldkrise macht anschaulich, dass die politische Semantik keine vergangene und der Literatur äußerliche Sache darstellt, sondern im literarischen Pöbel-Begriff immer vorausgesetzt ist und mitgedacht werden muss (Kap. I.1.). Im Anschluss wird der Pöbel als eine für die Poetiken des Barock omnipräsente Figur vorgeführt, welche die Prekarität des exklusiven Selbstverständnisses der humanistischen Gelehrten im 17. Jahrhundert reflektiert, die Instabilität des symbolischen Kapitals gerade der Poeten unter ihnen und die Widersprüchlichkeit ihrer Versuche einer langsamen Professionalisierung des poetischen Geschäfts. Vorausgesetzt wird dabei, dass die Universalisierung der Fiktion des Markts bzw. der sozialen Reproduktion qua Marktwirtschaft in vielen Fällen verdient, als »krasse Utopie«¹³⁰ bezeichnet zu werden, ganz besonders im Fall des sogenannten literarischen Markts. Ausgehend von der generischen Situierung des Pöbel-Problems bzw. der mit ihm verbundenen Exklusionstopik in den

128 Zur Exordialtopik (*exordium*) als Bezeichnung all jener Topiken, die dazu dienen, die Sympathie des Publikums zu gewinnen, vgl. Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948, 89.

129 »Ich hasse das gemeine Volk und halte es fern«, in: Horaz, *Oden und Epoden. Lateinisch/Deutsch*, übers. von Gerhard Fink, Düsseldorf/Zürich 2002, 132 f.

130 Polanyi, *The Great Transformation*, 19.

Poetiken ergibt sich dann das weitere Vorgehen der Arbeit entlang von Komödie und Roman (Kap. I.2).

Kapitel II: Pickelhering nimmt seinen Ausgang von der Beobachtung, dass die aus dem englischen Berufsschauspiel entwickelte komische Figur, welche die Dramatik des 17. Jahrhunderts nachhaltig prägen sollte, die deutschen Bühnen explizit in der Rolle des Lohnarbeiters betritt. Anhand zweier Flugblätter aus der Kipper- und Wipper-Krise (Kap. II.1) sowie am Beispiel der *Absurda Comica oder Herr Peter Squentz* (1657) von Andreas Gryphius (Kap. II.2) wird die polemische Funktion der Pickelheringsfigur untersucht, die zwischen literarischer Gelehrtenkultur und zünftig geprägtem Meistergesang anzusetzen ist und sich insbesondere in der mehrfach wiederkehrenden Engführung von Pickelhering und Scharfrichter artikuliert. Die Flugblätter nehmen die Verschiebung der Theaterfigur auf eine politische Bühne vor und machen den Pickelhering zu einer antijüdisch konnotierten Fetischisierung der Gewalten moderner Geldwirtschaft. Der Pickelhering symbolisiert dabei die mit Lohnarbeit verbundene Ungebundenheit, er wird aber zugleich als Instrument, als Waffe zur Produktion dieser Ungebundenheit wahrgenommen. Demgegenüber zeichnet die *Absurda Comica* auf differenzierte Weise die Annäherung des Hofes an den professionellen Lustigmacher nach, dessen Aufgabe nicht zuletzt in der Bekämpfung der Meistersinger besteht. Sie setzt die gewaltsame Zerstörung des symbolischen Kapitals der Zünfte geradezu exemplarisch in Szene und lässt sich dabei auch entstehungs- und editionsgeschichtlich als Rache des Pickelhering für seine Verunglimpfung auf den Flugblättern deuten.

Kapitel III: Pikaro analysiert den Pikaroroman als Formreflexion der Lohnarbeit, ausgehend von seinem Prototyp, dem *Lazarillo de Tormes* (ca. 1554). Die Modernität des Schelmenromans hat man traditionell in der Darstellung einer subjektiven Erfahrung und der »Emanzipation eines selbstherrlichen Erzählens« veranschlagt.¹³¹ Im Gegensatz dazu versuche ich zu zeigen, inwiefern der moderne Roman seine Entstehung gerade einer kollektiven Proletarisierungserfahrung verdankt. *Lazarillo* zeigt den Prototyp eines infamen Subjekts, zeichnet sich jedoch durch die Selbstverteidigung des unehrlichen Helden aus – eine Apologie der Unehrllichkeit, die noch an die unfreiwillige Armut des armen Lazarus anknüpft. Was sich symbolisch als Unehrllichkeit beschreiben lässt, übersetzt sich ökonomisch-sozial als Lohnarbeit, denn *Lazarillo*, der »Diener vieler Herren«, befindet sich ständig auf Lohnsuche und seine Mobilität entspringt

131 Wilhelm Voßkamp, *Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich von Blankenburg*, Stuttgart 1973, 43.

dem Zwang, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Im Laufe der pikaresken Erzähltradition und insbesondere in den deutschen Bearbeitungen wird das apologetische Erzählen durch das Motiv der Bekehrung überschrieben, wobei die theologische Figur der freiwilligen, petrinischen Armut zurückkehrt und die unfreiwillige, lazzaronische Armut überblendet und unsichtbar macht (Kap. III.1). Die Struktur der Konversion prägt dann auch Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* (1668). Durch seine dialogischen Fortsetzungen und Ergänzungen überschreitet der Simplicianische Zyklus allerdings das pikareske Modell und rückt letztlich die Marktförmigkeit des Romans und die damit gegebene Armut des literarischen Gewerbes selbst in den Blick, wobei die poetische Form des Zyklus nicht hinreichend beschrieben werden kann ohne einen Blick auf die Honorarformen unter den Voraussetzungen des Verlageigentumsrechts, die den Autor selbst auf die Rolle des Proletariers verpflichten (Kap. III.2). Während sich der Pikaro als Figur negativer Fetischisierung von Lohnarbeit beschreiben lässt, wird zur Beschreibung der weiblichen Helden der Gattung schließlich die systematische Unterscheidung von Lohn- und Reproduktionsarbeit notwendig. Verstanden als negative Fetischisierung von Reproduktionsarbeit lassen sich Huren und Hexen nämlich erst als asymmetrisches Pendant des Pikaro begreifen, wie insbesondere am Beispiel von Grimmelshausens *Landstörtzerin Courasche* (1670) gezeigt wird (Kap. III.3).

Das abschließende *Kapitel IV: Publikum* soll schließlich klären, weshalb sich die Polemik gegen den Pöbel auch im Zeitalter der Kritik keineswegs erledigt, sondern bei ihrer Übersetzung in die ästhetischen Kategorien der Aufklärung vielmehr verstärkt hat, und inwiefern die Emphase einer bürgerlichen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert dabei ihrerseits im Pöbel ihre eigenen Grenzen und Widersprüche hervortreibt. Die erste englische Aufklärungszeitschrift, Joseph Addisons *The Spectator* (1711–12), spricht symptomatischerweise vom »rabble of readers« und von »mob readers«,¹³² womit sich die neue Autorität eines ›Lesepöbels‹ bemerkbar macht: eines überregionalen, anonymen, marktvermittelten Publikums. Der damit einhergehende Übergang von einer am konkreten Publikum orientierten, rhetorischen Literaturkultur zu einer an der Abstraktion des Menschen orientierten Ästhetik lässt sich beispielhaft bei Johann Christoph Gottsched beobachten, wobei dessen rationalistische Ästhetik eine geradezu epidemische Universalisierung des Pöbel-Topos verzeichnet (Kap. IV.1). Der neue Charakter der Legitimationsbedürftigkeit literarischer Rede unter

132 Joseph Addison/Richard Steele, *The Spectator: In eight Volumes. Carefully Corrected*, Vol. I, Glasgow 1767, Bd. 1, Nr. 62, 11. 5. 1711, 241.

den Bedingungen der politischen Ökonomie zeigt sich dann exemplarisch bei Johann Heinrich Gottlob von Justi (Kap. IV.2). Die anonym publizierte *Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks* (1760), die ich Justi zuschreibe, handelt in satirischer Manier von jener Differenz oder Verdopplung von Volk und Pöbel, die später ein omnipräsentes Thema der sogenannten Volksaufklärung werden sollte. In der Differenz von Volk und Pöbel, so soll gezeigt werden, erscheinen zwei Seiten desselben politischen Körpers, deren Unterscheidung erst im Rahmen der politischen Ökonomie zum Problem werden kann.

Dass das Volk als Substanz und Ideal des Politischen mit dem ökonomischen Pöbel der Armut und dem literarischen Pöbel der Bildung vieles gemein hat, liegt nicht zuletzt daran, dass sich Volk und Pöbel als zwei Seiten eines Terms deuten lassen, der im Lauf der Frühen Neuzeit immer mehr an Bedeutung gewinnt, nämlich der Bevölkerung. Folgt man Michel Foucault, so stellt die Bevölkerung oder Population spätestens seit 1600 den zentralen Gegenstand neuzeitlicher Regierungspraxis dar, und zwar sowohl ökonomisch die Arbeitskraft als auch politisch die Meinung der Bevölkerung.¹³³ Der Pöbel der Arbeit überschneidet sich begrifflich jedoch immer schon mit dem Pöbel der Öffentlichkeit und erweist sich als privilegiierter Gegenstand des Regierens, weil er die Krise beider Momente begrifflich integriert. Er ist darum aber auch ein interessanter Gegenstand der Analyse, insofern sich die Funktionsweise dieses Regierens bzw. die symbolisch-ökonomische Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaft in ihm verdichtet.

133 Michel Foucault, *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*, übers. von Claudia Brede-Konersmann und Jürgen Schröder, Frankfurt a. M. 2004, 395.

I PÖBEL

1 ›Die an der Erde Kriechenden‹: Pöbel und Armut bei Martin Opitz

Deutsche Dichtkunst

Martin Opitz (1597–1639) kommt in seinem epochalen *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) gleich zu Beginn auf den »gemeine[n] pöfel« zu sprechen und bezeichnet mit ihm keineswegs das schlechthin Andere der Dichtkunst, sondern vielmehr ihren ursprünglichen Adressaten:

Die Poeterey ist anfanges nichts anders gewesen als eine verborgene Theologie / vnd vnerricht von Göttlichen sachen. Dann weil die erste vnd rawe Welt gröber vnd vngeschlachter war / als das sie hette die lehren von weißheit vnd himmlischen dingen recht fassen vnd verstehen können / so haben weise Männer / was sie zue erbawung der Gottesfurcht / gutter sitten vnd wandels erfunden / in reime vnd fabeln / welche sonderlich der gemeine pöfel zue hören geneigt ist / verstecken vnd verbergen müssen. (BDP, 344)

Die Frage nach dem Ursprung der Dichtung stand in den humanistischen Poetiken stets am Anfang, so auch bei Julius Scaliger (1484–1558), der mit seinen erst postum erschienenen *Poetices libri septem* (1561) die gewichtigste und auch für Opitz prägende Poetik verfasst hatte. Indem Scaliger das Singen des Hirten an den Anfang der Dichtung stellt und so die »Entstehung der Dichtung aus Langeweile und Geschlechtstrieb«¹ skizziert, rückt er die Ebene des Vergnügens und der Unterhaltung, das Horazische *delectare*, in den Vordergrund.² Die vorliegende Passage übernimmt Opitz jedoch in weiten Teilen aus Pierre de Ronsards (1524–1585) *Abregé de l'Art poétique françois* (1565), der allerdings schlichter von »hommes grossiers«, von groben, rohen oder »dumpfen Menschen« spricht.³ Im Unterschied sowohl zu

1 Volkhard Wels, *Der Begriff der Dichtung in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2009, 157.

2 Zu den Diskussionen, die Scaligers Kritik der neulateinischen Dichter ausgelöst hat, vgl. Ilse Reineke, *Julius Caesar Scaligers Kritik der neulateinischen Dichter. Text, Übersetzung und Kommentar des 4. Kapitels von Buch VI seiner Poetik*, München 1988; sowie Iulius Caesar Scaliger, *Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst*, 6 Bde., hg. von Luc Deitz/Gregor Vogt-Spira, Stuttgart 1994–2011.

3 »Car la Poésie n'estoit au premier âge qu'une théologie allégorique, pour faire entrer au cerveau des hommes grossiers, par fables plaisantes et colorées, les secrets qu'ils ne pouvoient comprendre, quand trop ouvertement on leur descouvroit la vérité.« Pierre de Ronsard, *Abregé de l'Art poétique françois*, Paris 1565, Nachdruck Genf 1972, A ij^v; sowie Frank-Rutger

Scaligers Akzentuierung des Vergnügens als auch zum hermetisch-neuplatonischen Dichtungsbegriff Ronsards legt Opitz nun das ganze Gewicht auf die Lehrfunktion der Dichtung vermittelt ihrer Potenzen der Veranschaulichung, orientiert an der Kategorie der *evidentia*.⁴ Der Pöbel tritt im Diskurs der barocken Kunstdichtung also zunächst als gelehriger Körper auf, als ungelehrter Adressat einer gelehrten und belehrenden Dichtung, die nur eine andere, leichter verständliche und genießbare Form (»recht fassen vnd verstehen können«) des gleichen Wissens darstellt. Das Verhältnis von Poesie und Pöbel scheint somit geklärt: Produktion (»Poeterey«) und Rezeption (»der gemeine pöfel«) bleiben in ihnen klar unterschieden. Die im Kern rationalistische Konzeption von Opitz erinnert dabei auch an das auf Lukrez zurückgehende Bild von der Dichtung als überzuckerter Pille, als bitterer, heilsamer Medizin, die in versüßter Form dargereicht wird.⁵

Die Verdichtung und Überblendung autoritativer Bezüge am Beginn des *Buches von der Deutschen Poeterey* – Ronsard, Scaliger, Horaz, Lukrez – erklärt aber noch nicht, weshalb Opitz die Entstehung der Dichtung ausgerechnet über den »pöfel« motiviert und nicht etwa von »bäwrischen«, »einfältigen leute[n]« (BDP, 345) oder schlicht vom »volck« oder »armen volck« (BDP, 363) spricht, wie an anderer Stelle. Auffällig ist stattdessen, dass dem Pöbel als dem primären Adressaten der Dichtung eine erstaunliche Prominenz zukommt: Wenn die Übersetzung vom Abstrakten ins Konkrete und Anschauliche, vom Exklusiven ins Allgemeine die wesentliche Leistung der Dichtkunst darstellt, existiert diese in der Tat einzig für den ungelehrten

Hausmann u. a. (Hg.), *Französische Poetiken. Teil 1. Texte zur Dichtungstheorie vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*, Stuttgart 1975, 82.

4 Ausführlich zum Konzept der verborgenen Theologie, das bei Opitz in Distanz zur neuplatonischen *enthusiasmus*-Lehre zu setzen ist, vgl. Volkard Wels, »Verborgene Theologie, Enthusiasmus und Andacht bei Martin Opitz«, in: *Daphnis* 36 (2007), 223–294; Heinz Entner, »Der Weg zum ›Buch von der Deutschen Poeterey‹. Humanistische Tradition und poetologische Voraussetzungen deutscher Dichtung im 17. Jahrhundert«, in: ders. (Hg.), *Studien zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts*, Berlin/Weimar 1984, 11–144; sowie Rolf Bachem, *Dichtung als verborgene Theologie. Ein dichtungstheoretischer Topos vom Barock bis zur Goethezeit und seine Vorbilder*, Bonn 1955, 22–35.

5 Bei Lukrez bestreicht der Arzt den Becher der Arznei mit Honig. Er schildert so den Versuch, jenen, die mit Naturphilosophie »nicht viel sich beschäftigt« haben oder vor ihr zurückschrecken, dem Pöbel oder »Haufe« (»volgus«), nichtsdestotrotz seine materialistische Philosophie zu vermitteln, vgl. Lukrez, *De rerum natura. Welt aus Atomen*, lat./dt., hg. und übers. von Karl Büchner, Bd. IV, Stuttgart 2015, 8–22, 255; vgl. außerdem Thomas Strässle, »Poetologien der Mischung. Textmodelle im Barock«, in: Andreas Gardt u. a. (Hg.), *Buchkultur und Wissensvermittlung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin 2011, 261–274; sowie ders., »Miscere utile dulci. Zur Poetologie der Stoffe in Texten der Frühen Neuzeit«, in: Barbara Naumann u. a. (Hg.), *Stoffe. Zur Geschichte der Materialität in Künsten und Wissenschaften*, Zürich 2006, 161–182.

Pöbel, während die Gelehrten oder »weise[n] Männer« einer solchen Übersetzung nicht bedürfen. Die Entstehung sowohl des wesentlichen formalen Kriteriums des Verses bzw. der Versbindung durch Reime (»reime«), als auch die Problematik der Fiktion (»fabeln«) verdankt die Dichtkunst ausgerechnet dem Pöbel. Die klare Unterscheidung von Poesie und Pöbel setzt also paradoxer Weise ihre Nähe voraus. Gemäß der in rhetorischen Texten omnipräsenten und auch theologisch diskutierten Akkomodationslehre bildete die Anpassung der Rede an die Zuhörerschaft für jede Form rhetorisch strukturierter Textproduktion schließlich ein elementares Kriterium.⁶

Um dieser Nähe oder Kontiguität von Poesie und Pöbel beizukommen, ist zu bedenken, dass das *Buch von der Deutschen Poeterey* auch eine apologetische Absicht verfolgt. Es versucht nicht nur, metrische Regeln für eine deutschsprachige Kunstdichtung zu entwerfen, sondern es hat sich auch die Legitimierung derselben vorgenommen, versucht also nicht zuletzt, den besonderen Wert und die Existenzberechtigung von deutschsprachiger Dichtung als solcher zu erweisen. Besonders anschaulich wird diese apologetische Ebene im lateinischen Vorgänger des *Buches von der Deutschen Poeterey*, dem *Aristarchus sive De contemptu Linguae Teutonicae* (1617), in dem Opitz die Überfremdung der deutschen Sprache durch italienische und französische Ausdrücke beklagt und eine deutsche Kunstdichtung nicht nur einfordert, sondern bereits ihre wesentlichen Regeln darlegt. Während die lateinische Sprache im Verfall begriffen sei und unabänderlich »ihrem vom Schicksal verhängten Ende« entgegensteuere, sei die deutsche Sprache, so Opitz im *Aristarchus*, zur »Kloake« geworden, »in die sich wahllos aller Unflat ergießt.«⁷ Umso nötiger, so das Argument, wird eine Dichtkunst, welche das Verkümmern der altehrwürdigen deutschen Sprache verhindert.

Doch gerade der Umstand, dass dieses erste Plädoyer noch auf Latein verfasst wurde, zeugt von der Legitimationsbedürftigkeit einer deutschsprachigen Dichtung. Für die Reformpoetik insgesamt ist dieses doppelte Register der Sprechsituation charakteristisch – dem pädagogischen Auftrag

6 Vgl. Wilhelm Blümer, Art. »Akkomodation«, in: HWR, Bd. 1, Sp. 309–313. Zu den theologischen Kontroversen vgl. Lutz Danneberg, »Von der ›accommodatio ad captum vulgi‹ über die ›accommodatio secundum apparentiam nostri visus‹ zur ›aesthetica‹ als ›scientia cognitionis sensitivae‹«, in: Torbjörn Johansson u. a. (Hg.), *Hermeneutica Sacra. Studien zur Auslegung der Heiligen Schrift im 16. und 17. Jahrhundert*, Berlin/New York 2010, 313–379.

7 Vgl. Martin Opitz, »Aristarchus sive De contemptu Linguae Teutonicae / Aristarchus oder wider die Verachtung der deutschen Sprache«, in: ders., *Lateinische Werke, Band 1, 1614–1624*, hg. von Veronika Marschall/Robert Seidel, Berlin/New York 2009, 58–90, hier: 69, 73.

nach unten steht die legitimatorische Rede nach oben gegenüber. Einerseits ist die Dichtung in ihrer didaktischen Funktion auf das »freie Volk« (»libera gens«)⁸ der Germanen und seine Volkssprache gerichtet. Andererseits wird der gesamte poetologische Diskurs des 17. Jahrhunderts in der Klammer einer großen *defensio*, als Abwehr von Anklagen und Vorwürfen geführt und ringt um seine eigene Rechtfertigung.

Wie zu zeigen sein wird, ist es diese kommunikative Situation, in der die notorische Unterscheidung von Poet und Pöbel zur inneren Rationalität des poetologischen Diskurses werden sollte. Von wem aber ist zu Beginn des 17. Jahrhunderts eigentlich die Rede, wenn der »gemeine pöfel« auftritt, und welche Publikumpolitik ist damit verbunden? Bevor die spezifische Textur des inneren Widerstreits zwischen Assoziation und Abwehr der eigenen Armut, Inklusionsprinzip und Exklusionsversprechen im *Buch von der Deutschen Poeterey* eingehender beschrieben werden soll, will ich dieser einfachen Frage anhand eines der Poesie scheinbar ganz äußerlichen Textes nachgehen. Mit dem »gemeine[n] pöfel« greift Opitz neben aller Intertextualität nämlich auch einen polemischen Begriff seiner politischen Gegenwart auf, dessen konkrete Verwendung ein interessantes Licht auf die Dichtung zurückwirft.

Kipper und Wipper

Anfang 1622, zwei Jahre vor Opitz' *Poeterey*, erschien in Erfurt und Goslar eine Flugschrift mit dem Titel *Wolmeinende Warnung Vor Tumult vnd Auffruhr*. Der »gemeine pöbel« wird bereits im Langtitel als Adressat der Flugschrift erwähnt und tritt dem Leser dabei besonders deutlich vor Augen, weil das Druckbild des Titelblatts ihn zentral und weitaus größer setzt als die übrigen Teile des Titels (vgl. Abb. 1). Vor allem aber handelt es sich um eine Flugschrift, in der sich relativ präzise bestimmen lässt, um wen es sich bei diesem Pöbel handelt.

Kontext der Schrift ist die Kipper- und Wipperperiode zwischen 1620 und 1624, eine der größten Inflationen der europäischen Geschichte. Als Kipper und Wipper wurden Leute bezeichnet, die schwere Münzen mithilfe spezieller Waagen aussortierten (»wippen«) und umschmolzen (»kippen«), um sie als leichtere Münzen wieder in den Geldumlauf zurückzuführen. An manchen Orten wurde auf die Krise durch den kurzfristig enorm profitablen Verkauf des eigenen Silbers reagiert, womit die weniger wohlhabende

8 Opitz, »Aristarchus«, 64 f.

Wolmeinende Warnung

Vor

Tumult vnd Auffruhr:

Darinnen mit eiltichen

Auß heiliger Schrift/ beschriebenen Rechten vnd Weltlichen Büchern/
fürzlich vnd einseitig zusammen getragenen Argumenten dargehan
vnd erwiesen wird/

Dasz der gemeine Bö-
bel/ als privat Personen / nicht recht vnd fug
haben/ derer öffentlichen Wipper/ Kipper/ Zäden/ Zäden-
genossen/ falschen Wünger / Vor- vnd Auffläuffer/ Aufschweppler / vnd
dergleichen Betrieger Häuser zu stürmen/ zu plündern/ ihre Güter zu rauben/ vnd
sie selbst entweder zu verjagen / oder gar aus dem Mittel zureumen/
vnd also hierdurch die gegenwertige grosse Ehre vnd
abzuschaffen.

Dem allgemeinen lieben Vaterlande zum besten
gestellt / Durch

JOHANNEM Weinreichem Ilenacensem
Thuringum, Iur. Candid.



Gedruckt zu Goflar / bey Johann Vogt /

ANNO M. DC. XXII,

Abb. 1: Titelbild von Johann Weinreichs *Wolmeinende Warnung Vor Tumult vnd Auffruhr* (1622).

Bevölkerung aber langfristig nur den eigenen Ruin bewirken konnte, da die leichten Münzen bald wertlos waren, während der Preis des Edelmetalls stetig stieg. Zunächst waren nur vereinzelte Münzstätten an der Praxis beteiligt, sich durch systematische Verringerung des Silberanteils der Münzen kurzfristig zu bereichern. Später jedoch ließen selbst die politischen Oberhäupter auf breiter Front den Silbergehalt reduzieren und erst dadurch kam es zu der katastrophalen Zuspitzung der Lage, zu massenhaften Protesten und punktuell zu gewaltsamen Ausschreitungen mit Todesopfern.

Die Ursprünge des Phänomens gehen bis auf die Reichsmünzordnung von 1559 zurück: Beschlossen wurden dort die Begrenzung des Münzrechts auf einzelne, den Münzkreisen zugeordnete Münzbeamte, eine strengere Überwachung derselben, das Verbot der Ein- und Ausfuhr von Silber und vor allem die Festschreibung des Edelmetallgehalts der verschiedenen Münzen (das Verhältnis von ›Schrot‹ und ›Korn‹). Diese Regelungen wurden von den einzelnen Territorialstaaten nur zögerlich, von manchen gar nicht umgesetzt, in Abhängigkeit davon, ob ein Staat seine eigene Silberproduktion vor Preisverfall schützen wollte oder sonstige Interessen hatte, eigene Spielräume bei der Geldproduktion zu bewahren. Ein Fehler der Reichsmünzordnung lag darin, dass der für die kleineren Münzen offiziell festgeschriebene Silbergehalt größer als ihr Nennwert war. Wer kleine Münzen prägte, machte Verluste, weshalb es gerade an den kleinen Münzen mangelte, die für den Alltag der ländlichen und städtischen Bevölkerung jedoch am wichtigsten waren.⁹ Um diesen Mangel zu beheben, wurden immer feinere Sorten geprägt, zunächst von illegalen Falschmünzern, mehr und mehr jedoch auch von amtlich zugelassenen Münzstätten, die von Münzherren mit Münzrecht weiterverpachtet wurden (sog. Heckmünzen). Spätestens seit Beginn des 17. Jahrhunderts hatten sich durch die unkontrollierte und vielseitige Münzproduktion erhebliche Inflationsercheinungen bemerkbar gemacht, die politisch Verantwortlichen konnten sich jedoch nicht auf eine Neuordnung des Münzwesens einigen. Der seit

9 Aus den zahlreichen makroökonomischen Faktoren, welche für die Erklärung der strukturellen Geldkrise zu Beginn des 17. Jahrhunderts in der Forschung angeführt werden, seien hier genannt: die Einfuhr amerikanischen Silbers, die geringer gewordene mitteleuropäische Silberproduktion, ein allgemeiner Preisverfall der Edelmetalle gegenüber den Grundnahrungsmitteln, ein stetiges Bevölkerungswachstum und die territoriale Zerklüftung des Reichs. Vgl. zu diesem Abschnitt insgesamt Ulrich Rosseaux, *Die Kipper und die Wipper als publizistisches Ereignis (1620–1626). Eine Studie zu den Strukturen öffentlicher Kommunikation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*, Berlin 2001, 57–74; Michael North, *Kleine Geschichte des Geldes: Vom Mittelalter bis heute*, München 2009, 95–106; sowie Fritz Redlich, *Die deutsche Inflation des frühen 17. Jahrhunderts in der zeitgenössischen Literatur: Die Kipper und Wipper*, Köln 1972.

1603 angekündigte Reichsmünztag fand nie statt und auf den Reichstagen wurde das Problem bis 1613 immer wieder diskutiert, aber nie einer Lösung zugeführt, und zwar auch darum, weil die unklare Lage der Geldverhältnisse den Fürsten Möglichkeiten der Staatsfinanzierung bot. Schließlich war die Frage des Geldes im 16. und 17. Jahrhundert »Angelpunkt aller Überlegungen von Staatspraxis und Staatstheorie« geworden, die darum nicht selten zu »Rezeptkatalogen der Geldvermehrung« verkam.¹⁰

Wird das wachsende Luxusbedürfnis der Höfe von einigen Historikern schon für das ausgehende 16. Jahrhundert als Ursache des Geldmangels angesehen, so besteht für die unmittelbare Vorzeit der Kipper- und Wipperperiode kein Zweifel: »Eine der Ursachen war nicht zuletzt in den sich verstärkenden militärischen Rüstungen der konfessionellen Parteien im Reich zu suchen.«¹¹ Seit 1610 kam es in zahlreichen Territorien zu einer massiven, politisch gezielt betriebenen Geldverschlechterung, die durch den Export der Münzen den größten Teil des Reichs betraf. Am Ende dieses Prozesses fand die Geldverschlechterung mit offizieller Legitimation und teilweise in direktem obrigkeitlichem Auftrag statt. Um 1620 kollabierte das System, allerdings betraf die Inflation nach wie vor in erster Linie die kleinen Münzen in ihrem Verhältnis zu den stabileren schweren Silbermünzen und Gulden. In zahlreichen Städten kam es zu massiven Protesten, Bauern weigerten sich, ihre Produkte auf den Markt zu bringen, Handwerker stellten die Arbeit ein, solange man sie nicht mit werthaltigen Münzen oder in Naturalien bezahlte. Höhepunkt zahlreicher gewaltsamer Ausschreitungen war 1622 eine Revolte in Magdeburg mit hunderten Verletzten und dutzenden Toten.

Nicht zuletzt diese Proteste zwangen die Münzherren zu einer Neuordnung des Münzwesens. Ab 1623 wurden die Territorialfürsten zunächst auf einem Reichsmünzprobationstag, schließlich durch ein kaiserliches Edikt auf eine Rückkehr zur alten Münzordnung verpflichtet. Gegen führende Funktionsträger waren über Jahrzehnte gerichtliche Prozesse anhängig, die aber in aller Regel straffrei oder mit geringen Geldstrafen endeten.¹² Verantwortlich dafür, dass große Bevölkerungskreise erhebliche Teile ihrer materiellen Ersparnisse verloren, waren eine ganze Reihe von Akteuren: nicht nur legale Münzherren, halblegale Heckmünzen und illegale Falschmünzer, sondern auch Zulieferer, die durchs Land streiften, um Altsilber

¹⁰ Vgl. Michael Stolleis, *Pecunia Nervus Rerum. Zur Staatsfinanzierung in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1983, 71 f.

¹¹ Rosseaux, *Die Kipper und die Wipper*, 62.

¹² Ebd., 69.

und schwere Silbermünzen aufzutreiben und zu Pagament (auch Gekrätz oder Klumpen genannt) einzuschmelzen, und schließlich die politisch Verantwortlichen, die diese Praxis entweder duldeten oder durch eigene Aufträge unmittelbar zur eigenen Bereicherung nutzten.

Die Kipper- und Wipperkrise wurde oft als Symptom eines Souveränitätsdefizits gedeutet, als Resultat defizitärer Staatlichkeit und einer ökonomischen Übergangskonstellation. Indizien dafür sind die oft wirkungslos gebliebenen Patente des Kaisers und die Rolle, welche die territoriale Zerklüftung des Reichs und damit der Münzordnungen für die Krise spielte. Im Hinblick auf das enge personelle Netzwerk zwischen staatlicher Macht, privatem Kapital und finanzökonomischer Expertise muss die Kipper- und Wipperkrise jedoch nicht zwangsläufig als Relikt einer alten Ordnung verstanden werden, sondern erscheint gerade in dieser systematischen Diffusion von Öffentlichem und Privatem als frühe Finanzkrise. Sie kann in der unmittelbaren Vorgeschichte des öffentlichen Kredits verortet werden, in der sich die »wechselseitige Integration von politischer Herrschaft und privater Reichtumbildung« vollzog, die in letzter Konsequenz »zur Entstehung erster Finanzmärkte« führte.¹³

Die Geschichte der ›Finanz‹ war in der Souveränitätstheorie, etwa bei Jean Bodin, von Anfang an mit einer Beschränkung von Souveränität im Moment ihrer Herstellung verbunden, mit der wechselhaften Geschichte einer gegenseitigen Delegation von Souveränität zwischen Finanz- und Staatsmacht. Die Eskalation der Münzmanipulation zeugt deshalb nicht einfach vom Versagen von Staatlichkeit in einer Zeit ihrer lediglich embryonalen Existenz. Sie gehört in der Frühen Neuzeit vielmehr zu jenen politischen Szenen, in denen politische Souveränität mit ihren ökonomischen Bedingungen experimentiert. Die Krise von 1620–1624 sollte deshalb weder als bloßes Überbleibsel einer alten, an den Boden gekoppelten Wirtschaftsordnung, noch als temporäres Übergangsphänomen zwischen Waren- und Kreditgeld interpretiert werden. Sie kann vielmehr als Anfang und Vorbote einer Entwicklung gelten, in der diese Zusammenhänge reflexiv werden und sich allmählich institutionalisieren. Münzmanipulation und Geldkrise lassen sich als exemplarische Zuspitzungen einer konstitutiven Beschränkung staatlicher Souveränität verstehen, die von Beginn an durch ihre exzentrische Position charakterisiert ist, der es nämlich nur gelingt, sich überhaupt

13 Mit Bezug auf die »seignorage« hat Joseph Vogl damit einen Typus der »seignioralen Macht« bezeichnet, eines modernen Konglomerats aus öffentlicher und privater Macht. Zu diesem Abschnitt insgesamt Joseph Vogl, *Der Souveränitätseffekt*, Zürich 2015, 69–105, hier: 82. Einen ähnlichen Ansatz verfolgen Jonathan Nitzan/Shimshon Bichler, *Capital as Power. A Study of Order and Creorder*, London/New York 2009, 280–302.

zu begründen, indem sie sich aufgibt. Es sind schließlich die Geldkrisen des 17. Jahrhunderts, aus deren Bewältigung sowohl die politische Ökonomie als theoretische Disziplin hervorgeht, als auch, zur Stabilisierung des globalen Handels, die zentralen ökonomischen Institutionen der Neuzeit entstehen: die ersten Wechselbanken (in Hamburg etwa bereits 1619) und vor allem die nationalen Notenbanken (die *Bank of England* 1694).¹⁴ Die Entstehung des Fiskalstaats, der fortschreitende Prozess der Monetarisierung der Wirtschaft und schließlich der öffentliche Kredit beheben im Lauf des 17. Jahrhunderts nicht das Problem der Staatsfinanzierung als prioritärer Sorge der Souveränitätstheorie, sondern sie verstetigen vielmehr ein politisch-soziales Ungleichgewicht, das sich in der Kipper- und Wipperkrise in einer bis dahin ungekannten Deutlichkeit zeigte. Wenn die Macht der ›Finanz‹ in die Funktionsbedingungen neuzeitlicher Staatlichkeit tatsächlich eine »ursprüngliche Akkumulation in Permanenz« eingelassen hat,¹⁵ dann überrascht es kaum noch, dass Zeitgenossen heterogene Erscheinungen wie Steuern auf Grundnahrungsmittel, chronische Geldentwertung und die Zunahme der Getreidespekulation (des ›Verhökerns‹ oder ›Fürkaufens‹, also die Umgehung des Marktzwangs) als Kontinuum der Abschöpfung von Gemeineigentum und kommunaler Autonomie gedeutet haben.

Geld und Pöbel

Wenn Weinreich nun den »gemeinen Pöbel« warnt, seinen verständlichen Zorn nicht eigenmächtig gegen die Kipper und Wipper zu richten, dann lässt sich vor diesem Hintergrund jedenfalls relativ präzise bestimmen, um wen es sich dabei handelt, nämlich um jene tendenziell wachsende Bevölkerungsgruppe, die von der Geldwirtschaft zu einem nicht unerheblichen Ausmaß abhängig ist, die keine Mittel zur Reproduktion der eigenen Subsistenz besitzt und deren Abhängigkeit von Lohnhöhe und Geldwert ihre besondere Verletzlichkeit in Krisenzeiten erklärt. Der Pöbel, das sind also die Lohnabhängigen im weitesten Sinn, insbesondere jene, deren Lohn nicht alternativ durch Naturalien ausgezahlt werden konnte oder denen es unmöglich war, im Rahmen enger korporativer Vernetzung in den Städten autonom alternative Währungen beispielsweise aus Leder einzuführen.¹⁶ Mischformen aus Geld- und Naturallohn waren im städ-

¹⁴ Vgl. auch North, *Kleine Geschichte des Geldes*, 106–145.

¹⁵ Vgl. *Der Souveränitätseffekt*, 105.

¹⁶ Vgl. Redlich, *Die deutsche Inflation*, 4; Rosseaux, *Die Kipper und die Wipper*, 59.

tischen Gewerbe lange üblich, wobei es sich nicht um Reste einer alten Naturalwirtschaft handelt, sondern vielmehr um das Resultat eines handfesten politischen Konflikts. Bereits seit dem 14. Jahrhundert wurde in Ratsbeschlüssen versucht, Handwerksmeistern zu verbieten, ihre Gesellen zusätzlich zum festgeschriebenen Lohn mit Nahrung zu versorgen.¹⁷ Projiziert auf eine langfristige Perspektive, bezeichnet der Pöbel also systematisch den sozialen Ort der schwindenden Autonomie wachsender Bevölkerungsteile, den Ort des Übergangs zwischen Subsistenzwirtschaft bzw. einer handwerklichen, zumindest teilweise am lokalen Bedarf orientierten Werkstattproduktion auf der einen und einer am globalen Handel orientierten Wirtschaftsform auf der anderen Seite, in der Geld nicht nur als allgemeines Äquivalent fungiert, sondern auch als politisches Instrument eben zur Minimierung von Autonomie. Er bezeichnet das immer größer werdende soziale Milieu, das durch Geldentwertung oder Teuerung unmittelbar getroffen wird, weil es keine weiteren Reserven hat, auf die es zurückgreifen könnte. Es handelt sich um den sozialen Ort, an dem eine Geldkrise eine Gesellschaft verwundet.

Johann Weinreichs *Wolmeinende Warnung* bringt das selbst unmissverständlich zum Ausdruck: Von der Teuerung betroffen seien nämlich in erster Linie »die armen gemeinen hartbedrengten Leute« (WW, 1). Wie andere Kommentatoren nach ihm deutet er an, dass es sich um einen durchaus neuen Krisentypus handelt,¹⁸ da schließlich nicht schlechte Witterung und Missernten Schuld am Hunger hätten, sondern der »Wipper vnd Kipper eigennützigte Auffwechslung der guten gültigen vnd ganghafften Müntze« (WW, 2). Es ist auch keineswegs so, dass Weinreich die Kipper und Wipper bemitleiden würde, deren Aktivität er in eine vampirische Bildlichkeit kleidet: Sie brauchten sich nicht wundern, wenn sie »endlichen, nach deme sie vieler armen Leute Schweiß vnd Blut außgesogen /

17 Mischformen aus Geld- und Naturallohn hatten auch strategische Gründe, verringerten sie doch die Abhängigkeit von den schwankenden Wechselkursen. Vgl. Valentin Groebner, *Ökonomie ohne Haus. Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts*, Göttingen 1993, 141–152; sowie Reinhold Reith, *Lohn und Leistung: Lohnformen im Gewerbe 1450–1900*, Stuttgart 1999, 345–373.

18 Dass zeitgenössische Kommentatoren die Krise zunehmend innerweltlich deuteten, betont auch Justus Nipperdey, »Von der Katastrophe zum Niedergang. Gewöhnung an die Inflation in der deutschen Münzpublizistik des 17. Jahrhunderts«, in: Rudolf Schlögl u. a. (Hg.), *Die Krise in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2016, 233–264. Zum vergleichbaren Befund einer Emanzipation der Krisenwahrnehmung aus theologischen Deutungsmustern durch die ökonomische Umnutzung biblischer Metaphern kommt auf breiter Materialbasis Gabriele Hooffacker, *Avaritia radix omnium malorum. Barocke Bildlichkeit um Geld und Eigennutz in Flugschriften, Flugblättern und benachbarter Literatur der Kipper- und Wipperzeit (1620–1625)*, Frankfurt a. M. u. a. 1988.

vnd zu sich gezogen / dermaln eins von den Armen widerumb daheim gesucht / beraubt / vnnd außgeplündert werden« (WW, 26). Klar ist für Weinreich sogar, dass dieses Verbrechen »Muthwillig und vorsetzlich verursacht werde«, wobei ein wesentliches Problem eben sei, dass »die Obrigkeit an vielen Orten dißfals nicht allein durch die Finger sihet / sondern auch mit zgedrückten Augen gleichsam schleffet / vnnd solch schendlich eingeschlichen Unwesen [...] nicht abwendet« (WW, 2).¹⁹ Es besteht zwischen Weinreich und jenen, die er nicht als Pöbel, sondern als »die Armen« bezeichnet, also keine Uneinigkeit über die Ausgangslage, sondern nur über die sinnvolle Reaktion. Denn trotz allem will es der Autor keinesfalls billigen, »wenn endlichen der gemeine Pöbel und arme Man zur Ungedult / und durch Ungedult zu einem allgemeinen Auffstandt bewogen wurde / selbst die Hand anlegte / und solche *Sanguisugas*, Land und Leute Verderber mit Hauß unnd Hoff / Haab vnnd Gut aus dem mittel reumete [...]« (WW, 2). Wie aber ist die Formulierung »der gemeine Pöbel und arme Man« zu verstehen? Handelt es sich um dieselbe Personengruppe oder nicht? Womöglich lässt sich der Pöbel innerhalb der Gruppe der von Geldlohn Abhängigen in Weinreichs Flugschrift noch enger fassen: Es handelt sich unter diesen um all jene, die den Zorn über ihre eigene Abhängigkeit in einen Angriff auf die staatliche Autorität verwandeln oder ohne Rücksicht auf diese zur Selbstjustiz schreiten. »Pöbel« würde dann die diffuse Politisierung der »Armen« oder des »armen Mans« aus der Perspektive eines angegriffenen Staats bezeichnen, ein Unehrllich-Werden der Armen im Konflikt mit dem Staat. Das hauptsächliche Thema von Weinreichs *Wolmeinender Warnung* ist dann auch ein juristisches: das Verhältnis von Untertan und Obrigkeit, die Mahnung bzw. Erziehung zum Verzicht auf öffentlichen Widerstand durch »Privatpersonen« (WW, 3). Ohne Einwilligung der Obrigkeit gegen die Ereignisse vorzugehen, so die Kernthese, ist nicht erlaubt. Der Pöbel habe »keine *Jurisdiktion* vnd Botmessigkeit« (WW, 32) für seine Widerstandsaktionen.

Weinreichs Abhandlung gliedert sich in zwei Teile: Im ersten Teil zeichnet er die lange Geschichte gescheiterter und niedergeschlagener Aufstände nach, die immer nur das Gegenteil ihrer Absicht bewirkt haben – das noch für den modernen politischen Konservatismus wichtige

19 Und später: »ob gleich die Thewrung von Tag zu Tag vberhand nimpt / so wil doch die Obrigkeit nichts bey den Sachen thun / sie hat kein Einsehen auf die Kipper / Wipper / falschen Müntzer / Jüden vnd dergleichen Raubvögel / so Vrsach daran sind / sondern lesset jhnen freyen Paß: Ja sie macht sich bißweilen solcher Sünden selbst theilhaftig / defendiret und beschützet die jenigen [...] Weil denn nun die Obrigkeit mit sehenden Augen blindt ist / vnd selbst nach jhrem Geiz fortlebet [...]« (WW, 34 f.).

Perversionsargument.²⁰ Erinnerung wird auch an das Schicksal von Thomas Müntzer, der »geschlagen und enthauptet« wurde, sowie an die »Hundert Tausend« von »Auffrührerischen Bawren«, die innerhalb weniger Monate »wie die Hunde erwürgt / und jämmerlich danieder gehawen« (WW, 13 f.) wurden. Im zweiten Teil versucht der Text in einer Kombination biblischer Referenzen, theologischer Argumente und juristisch-staatstheoretischer Reflexion der Politisierung des Pöbels bzw. der Armen jede Legitimation zu entziehen. Demnach sei die Gegengewalt des Pöbels schlimmer, verwerflicher als die Geldverschlechterung selbst. Als durchaus schwierig erweist sich jedoch die Frage des Notrechts: Angesichts einer untätigen Obrigkeit, gesteht Weinreich zu, erfordere es unter Umständen »die Noth / daß das Faustrecht wider herfür gesucht werde / vnnd daß der gemeine Pöbel selbst das Schwerdt anfürte [...]: Denn es ist klares Rechtens / daß / wenn die Obrigkeit nicht helfen wil / also dann ein jeder sich defendiren mag so gut er kan« (WW, 34 f.). Das Notrecht käme dann zum Tragen, wenn aus zwei Übeln (dem »Faustrecht« des Pöbels und der indirekten Gewalt der Kipper und Wipper) eines zu wählen sei. Dem allerdings setzt Weinreich entgegen, die Kipper und Wipper »vben an vns keine Gewalt / derhalben sol man sich auch nicht mit Gewalt an jhnen vergreifen« (WW, 39). Weil er die mittelbare Gewalt durch Geldentwertung nicht als Gewalt definiert, kann er empfehlen, sich an die höchste Gewalt, an den Souverän zu wenden. Dabei wird aus der *Wolmeinenden Warnung* durchaus klar, dass sich die Bedrohung durch Gewalt von der Straße nicht alleine gegen irgendwelche klandestinen Falschmünzer, sondern gegen die staatlichen Autoritäten selbst richtete, deren Verantwortung kein Geheimnis war. Ungeachtet der Komplizenhaften Rolle der Obrigkeiten behauptet Weinreich jedoch, dass beide Übel, Faustrecht wie Geldverschlechterung, einzig dadurch vermieden werden könnten, dass man die Obrigkeit um Hilfe anrufe, und verallgemeinert die Frage dabei mehr und mehr: Was, so Weinreichs souveränitätstheoretische Pointe, würde passieren, wenn jeder seinen Nachbarn totschiessen dürfte?²¹

Der im gegebenen Kontext eigentlich kontraintuitive Appell an die Verinnerlichung souveräner Macht ist für die kurze Abhandlung entscheidend. Denn darum, ob es möglich sein wird, wie Weinreich wider besseres Wis-

20 Vgl. Albert O. Hirschmann, *The Rhetoric of Reaction: Perversity, Futility, Jeopardy*, Cambridge u. a. 1991, 11–43.

21 Und was, wenn der »wütende Pöbel ohne vnterschied [...] den Unschuldigen oder Schuldigen / den Gerechten oder Ungerechten« attackierte (WW, 37)? Hier zeigt sich, inwiefern die Argumentation Weinreichs bereits auf das dann durch Thomas Hobbes' *Leviathan* (1651) etablierte Muster eines als Naturzustand postulierten Kriegs aller gegen alle zusteuert.

sen suggeriert, »den Beschädigten ihren erlittenen Schaden widerumb zu ersetzen« (WW, 45), geht es für ihn letztlich nur am Rande. Entscheidend ist vielmehr die Rolle des »Unterthan« (WW, 44) in seinem unbedingten Verhältnis zur staatlichen Autorität. Damit übersetzt er den Pöbel in eine Schlüsselsemantik der Souveränitätstheorie. Der Begriff des Untertans (*subditus*) fundiert etwa bei Jean Bodin 1576 den Begriff des Bürgers: Sobald, so Bodin, der Hausvater die Familie verlassen hat und sich als »Mitglied des Gemeinwesens mit öffentlichen Angelegenheiten« befasst, heißt er »nicht mehr Herr, sondern Bürger, worunter präzise gesagt nichts anderes zu verstehen ist, als der freie Untertan, der der Souveränität eines anderen untersteht.«²² Der Pöbel Weinreichs ist das Schreck- und Zerrbild des Untertans. Er lässt sich als begriffliches Element des vulgarisierten Staatsrechts einordnen. Der Diskurs der Staatstheorie, die sich in der zwischen Kirche, Städten und Staaten noch relativ heterogenen Verteilung von Macht in der Frühen Neuzeit um eine Monopolisierung von Kompetenzen bemüht, flankiert bei Weinreich legitimatorisch die faktische Enteignung der Bevölkerung. Indem sie jede denkbare Legitimität von gewaltsamen Protesten abstreitet, richtet sich die *Wolmeinende Warnung* radikal gegen jede Form von politischer Selbstbestimmung.

Pöbel und gemeiner Mann

Aufschlussreich ist Weinreichs Flugschrift jedoch nicht nur deshalb, weil sie vorführt, welches staatstheoretische Fundament und welche politische Aktualität die Formel vom »gemeinen Pöbel« um 1620 impliziert. Interessant ist insbesondere das doppelte Adressierungsprogramm, das die Flugschrift auszeichnet, die zugleich ein juristisches Traktat ist. Weinreich widmet seine Schrift in der mit etlichen Ehrerbietungen versehenen *Dedicatio* in der gehörigen Untertänigkeit dem Rat der Stadt Erfurt, der selbst im Verdacht stand, die Münzverschlechterung aktiv betrieben zu

²² Bodin, *Sechs Bücher*, 159. Bereits Bodin hat sich in einem eigenen Kapitel ausgiebig mit Münzfälschung und Geldentwertung beschäftigt. Auch er erkennt: »Nichts setzt dem armen Volk mehr zu als die Falschmünzerei« (ebd., 374) und er sieht das Problem nicht zuletzt darin, dass bei der gegebenen Zersplitterung der Münzverhältnisse »das Volk größtenteils überhaupt nicht mehr durchblickt« (ebd., 383). Er weiß auch, dass die drakonischen Strafen gegen Falschmünzerei wenig helfen, »auch wenn man sie dafür röstet oder siedet« (ebd., 375). Allerdings bezweifelt er nicht, dass »das Geld [...] den Wert sämtlicher Dinge bestimmen soll« (ebd., 374), und fasst das Problem letztlich weniger als politisches denn als technisches, wenn er dazu rät, überhaupt keine Vermischung von Metallen mehr zuzulassen.

haben.²³ Allerdings lässt sich aus der Widmung noch nicht auf den tatsächlichen Adressatenkreis schließen. An einigen Stellen wendet sich der Text unmittelbar an die Obrigkeiten und rät diesen, dass man »dem gemeinen Mann also bald widerstandt thue / vnd jhme die Sturmhauben auffzusetzen nicht gestehe« (WW, 37). Gleichzeitig spricht hier jedoch ein Rechtsgelehrter zu anderen Rechtsgelehrten, will sich über die von den historischen Ereignissen aufgeworfene Frage verständigen, wobei er sich explizit auf andere Schriften zum Thema bezieht.²⁴ Die juristischen Begriffe vermischen sich dabei fortwährend mit theologischen Argumenten und einer seelsorgerischen Rhetorik. Tatsächlich ist die Gruppe der Geistlichen eine für die Flugschriften-Kommunikation der Kipper- und Wipperzeit besonders wichtige, fungierten doch gerade Pastoren in ihren Gemeinden als Kommunikatoren zwischen den Rezipientenkreisen schriftlicher und mündlicher Kommunikation. Gleichzeitig gehörten Geistliche und Schulmänner selbst zu den von der Inflation am stärksten Betroffenen, weil sie nur gering und häufig monetär besoldet wurden.

Folgt man der Untersuchung von Ulrich Rosseaux, so muss man gerade am Beispiel der Kipper- und Wipperzeit feststellen, dass das 17. Jahrhundert alleine durch das Bild einer repräsentativen höfischen Öffentlichkeit nicht hinreichend beschrieben werden kann. Vielmehr habe es »sehr wohl eine mediale Öffentlichkeit besessen« bzw. habe sich diese im Zusammenspiel von durchaus bezahlbaren Medien – Einblattdrucken, Flugschriften, Messrelationen und allmählich auch Wochenzeitungen – gerade im Kontext der Kipper- und Wipperkrise in einer erstaunlichen Vielfalt und sozialen Heterogenität herausgebildet. Öffentlichkeit meint dabei ein publizistisches Netzwerk, dessen Medien jedoch so preiswert sind, dass »eine erklecklich große Minderheit der Bevölkerung« sie sich auch leisten kann. Vermittelt durch Vorlesen und Mehrfachnutzung dürften alleine zum Thema der Kipper und Wipper, so Rosseaux, mehrere 100.000 Menschen im Reich an dieser medialen Öffentlichkeit partizipiert haben.²⁵ Bei der Flugschrift Weinreichs kann man auch darum von einer überregionalen Verbreitung ausgehen, weil sie bei einem der bedeutendsten verlegerischen Unternehmen seiner Zeit erscheint, bei Johann Birkner in Erfurt,²⁶ während noch aus dem selben Jahr auch ein Druck von Johann Vogt in

23 Vgl. zum Folgenden Rosseaux, *Die Kipper und die Wipper*, 339–348, 448–455.

24 Allen voran auf Christian Gilpert des Spaignart, *Theologische Müntzfrage* [...], Magdeburg 1621.

25 Rosseaux verrechnet die Auflagenhöhen von 1000–1500 mit den alleine zum Thema der Kipper und Wipper erschienenen 100 Flugschriften und 45 Einblattdrucken, vgl. Rosseaux, *Die Kipper und die Wipper*, 452.

26 Vgl. Rosseaux, *Die Kipper und die Wipper*, 346.

Goslar erscheint, der sonst auf das Massen-Genre des Kalenders spezialisiert war.

Der Autor der *Wolmeinenden Warnung* lässt selbst keinen Zweifel daran, dass seine Schrift trotz der gelehrten Argumente letztlich weit über gelehrte Kreise hinaus Verbreitung finden soll, und zwar beim »gemeinen Mann, umb dessen willen es mehrentheils offs kürzte und einfeltigste in deutsche Sprache verfasset worden« (WW, 3). Ob dieser »gemeine Mann« die Warnung tatsächlich selbst liest, ob man sie ihm vorliest oder ob man ihm von ihrem Inhalt berichtet, sei dahingestellt. Weil Verstand und Vorstellungskraft des gemeinen Manns im Fall der *Wolmeinenden Warnung* das Ziel ihrer Botschaft darstellt, ist die deutsche Sprache für das kurze Traktat unverzichtbar. Erst die Verwendung der Volkssprache macht es wahrscheinlich, große Bevölkerungskreise zu erreichen. Doch in dem Moment, in dem sich das gelehrte Latein zur Volkssprache herablässt und in diese übersetzt, kommt es gleichzeitig zu einem Adressierungsproblem, das sich bei Weinreich in der parallelen Verwendung von Pöbel und gemeinem Mann artikuliert. Wer aber war der gemeine Mann?

Der Begriff des ›gemeinen Manns‹ bezog sich konkret auf die rechtliche Stellung eines konkreten Verbandsmitglieds. Er war vermutlich auch der »Gemeindemann«²⁷ und bezeichnete in der Frühen Neuzeit insofern einen dritten Stand in der Stadt und auf dem Land, von Bürgern und Bauern. Die Verwendung des Begriffs konnte eine politische Schlagseite haben, indem das Gemeine des gemeinen Mannes zugleich an Gemeinwohlorientierung als politische Norm erinnerte, nicht zuletzt mit Bezug auf die ›Gemeine‹ des Gemeineigentums.²⁸ Natürlich konnte aus aristokratischer Perspektive auch der Rede von den ›Gemeinen‹ etwas Niedriges anhaften. Entscheidend ist jedoch, dass der Begriff des gemeinen Mannes anders als jener des Pöbels vom gemeinen Mann selbst gerne verwendet wurde, gerade auch zur

27 Zum Begriff des gemeinen Mannes vgl. Robert Hermann Lutz, *Wer war der gemeine Mann? Der dritte Stand in der Krise des Spätmittelalters*, München 1979; Eike Wolgast, *Der gemeine Mann bei Thomas Müntzer – und danach*, Mühlhausen 2006, hier: 61–69; Peter Blickle, *Die Revolution von 1525*, München ⁴2004, 191–196; Barbara Kink, »Armer Mann/Gemeiner Mann«, in: *Historisches Lexikon Bayerns*, [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Armer Mann/Gemeiner Mann](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Armer_Mann/Gemeiner_Mann) [8. 11. 2017].

28 Die Forderungen der Bauern und der mit ihnen verbündeten Bürger in den sog. Bauernkriegen zeugen unmissverständlich davon, dass der Status des Gemeinbesitzes, der Allmende, der gemeinschaftlichen Nutzungsrechte von Wäldern, Wiesen und Seen, bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts infrage gestellt geworden war. Vgl. insbesondere die zwölf Artikel der Memminger Bauern, Blickle, *Die Revolution von 1525*, 24–72, 321–327. Zur Geschichte der Einhegungen in Deutschland vgl. Hartmut Zückert, *Allmende und Allmendeaufhebung. Vergleichende Studien zum Spätmittelalter bis zu den Agrarreformen des 18./19. Jahrhunderts*, Stuttgart 2003.

polarisierenden Behauptung von bestimmten Rechten und Ansprüchen gegenüber den Obrigkeiten, und mehr noch, dass die Subjektivierung als gemeiner Mann in den Städten mit dem Anspruch auf Souveränität einhergehen konnte. In diesem Sinne kann man sagen, dass die Empörung des gemeinen Mannes in den Bauernkriegen seiner Herabsetzung als Pöbel historisch vorausgeht. Wie wirkmächtig das Paradigma einer Orientierung am Gemeinen trotz allem noch im 17. Jahrhundert war, zeigt Johan Joachim Bechers *Politischer Discurs* (1668): »die Gemein ist nicht umb der Obrigkeit / sondern die Obrigkeit umb der Gemein willen da«. ²⁹ Becher setzt folgerichtig die Bauern als ersten, die Handwerker als zweiten und die Kaufmannschaft als dritten Stand.

Die *Wolmeinende Warnung* führt nun beispielhaft vor, dass Pöbel und gemeiner Mann keineswegs zwei verschiedene Personengruppen bezeichnen. Vielmehr tritt hier eine rein pragmatische Differenz zutage: Es sind die gleichen Leute, einmal jedoch als zweite Person, als direkt angesprochene Adressaten und potentielle Subjekte der Kommunikation (gemeiner Mann), das andere Mal als dritte Person, als abgehandelte Bevölkerung (Pöbel). Während mit dem gemeinen Mann die imaginäre Substanz und ultimative Legitimationsinstanz der Gesellschaft aufgerufen wird, wird dasselbe Subjekt im Moment eines als unehrlich begriffenen Verhaltens zum Pöbel. Umgekehrt ist es offenbar die Funktion des Pöbel-Begriffs, den gemeinen Mann zu diskreditieren. Die für das 17. Jahrhundert typische Rede vom »gemeinen Pöbel« im Titel der *Wolmeinenden Warnung* ist insofern bereits als Zusammenziehung zweier Terme zu verstehen, welche die Verpöbelung des gemeinen Manns im öffentlichen Diskurs anzeigt.

Man geht also nicht zu weit, wenn man behauptet, dass Pöbel und gemeiner Mann, die fast jede Seite der vierzigseitigen Schrift zieren, zugleich ihr Gegenstand (Pöbel) und ihr Adressat (gemeiner Mann) sind. Schon die Betitelung als *Warnung* ergibt nur dann Sinn, wenn die Schrift die Gewarnen auf irgendeine Weise erreicht: »Das unverstendige gemeine Volck soll man mit Ernst warnen« (WW, 1). Die *Wolmeinende Warnung* richtet sich also einerseits an Rechtsgelehrte und politische Eliten, gleichzeitig jedoch an den gemeinen Mann, was besonders jene Passagen zeigen, in denen die Warnung konkret wird und in eine Drohung umschlägt. Will der gemeine Mann nicht gehorchen, drohen ihm nämlich eine Reihe von »scharffen und

²⁹ Becher formulierte erstmals eine gezielte Politik der ›Peuplierung‹ und deutet damit auf die politische Ökonomie der Aufklärung voraus. Johann Joachim Becher, *Politischer Discurs: Von den eigentlichen Ursachen deß Auf- und Ablebens der Städt, Länder und Republicken*, Frankfurt a. M. 1668, 5.

schrecklichen Straffen« (WW, 10), die Weinreich mit direktem Bezug auf das Alte Testament aufzählt:

Heutiges Tages werden die *Authores seditionis*, die Anfenger und Rätthelführer entweder geviertheilt / oder mit dem Schwerdt decolliret, ihre Köpffe auff die StadtThor gesteckt / ihre Häuser zur ewgigen gedächtnis eingerissen / und ihre Güter confisciret. Der andere Anhang wird theils zur Staupen geschlagen / theils des Landes verwiesen / theils in schwere Gefengniß geworfen / theils mit einer Geldstrafe belegt. (WW, 12)

So wird der gemeine Mann davor gewarnt, Pöbel zu werden. Pöbel ist der Name für die Illegitimität der gewaltsamen Politisierung und Militarisierung des gemeinen Mannes, und eben diese ist der Gegenstand des Textes.

Das *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) als Apologie

Die Kombination aus Gelehrsamkeit und Wechsel in die Volkssprache in der *Wolmeinenden Warnung* erinnert an die Opitzianische Poetik. Auch Opitz spricht nicht einfach nur vom Pöbel, sondern vom »gemeine[n] pöfel« (BDP, 344). Und auch in Breslau hat sich die Münzverschlechterung bemerkbar gemacht: Zwischen 1621 und 1624 verringerte sich der Wert der kleinen Münzen gegenüber dem Reichstaler auf ein Zehntel ihres früheren Werts.³⁰ Tatsächlich verband das Münzproblem und der Finanzierungsnotstand nicht nur die konkurrierenden Kriegsparteien, das Königreich Böhmen, dem Breslau zugehörte, stand sogar im Zentrum der Finanzskandale. Nachdem schon der pfälzische Kurfürst und kurzzeitige König von Böhmen Friedrich I. die Münzen hatte verschlechtern lassen, um die enormen Kriegskosten zu finanzieren, zwang auch der neue kaiserliche Statthalter von Böhmen ab 1620 die Prager Judengemeinde zu einem Vertrag, der diese verpflichtete, wöchentlich neues, verschlechtertes Geld zu liefern.³¹

Die im Rahmen der Kipper- und Wipperkrise öffentlich breit diskutierte soziale Frage bildet im *Buch von der Deutschen Poeterey* einen verborgenen Kontext, vergleichbar mit dem beginnenden Dreißigjährigen Krieg. Allerdings ist vom Krieg, der sich zeitlich und geographisch verteilt auf

30 Vgl. Karl Friedrich Wilhelm Wander (Hg.), *Sprichwörter-Lexikon*, Leipzig 1870, s. v. Art. »Kipper- und Wipperkunst«, Bd. 2, 1335.

31 1622 wurde dann ein Münzkonsortium gegründet, dem für ein Jahr alle böhmischen Münzstätten verpachtet wurden, mit Monopol auf den Silbereinkauf, woraufhin diese knapp 30 Millionen verschlechterte Gulden produzierten. Vgl. hierzu Rosseaux, *Die Kipper und Wipper*, 63 f.

verschiedenen Schauplätzen abspielte und von Zeitgenossen keineswegs von Anfang an als zusammenhängendes Ereignis wahrgenommen wurde, in den Flugschriften zur Kipper- und Wipperzeit kaum die Rede. Im Alltag der meisten scheint er zunächst eine geringere Bedeutung gehabt zu haben als die ubiquitäre und progressive Inflation.³² Während in der Geschichte der Germanistik immer wieder und für verschiedene Perioden die Geburt der deutschen Literatur aus dem Geist des Krieges reklamiert wurde,³³ ist die soziale Frage in der langen Periode zwischen Bauernkriegen und Vormärz weitgehend aus dem Blick geraten. Mit dem Pöbel schreibt sich eine krisenhaft gesteigerte Verwundbarkeit des Sozialen jedoch in den Diskurs der Poetik ein, und zwar keineswegs nur thematisch, sondern auf dem Umweg ihrer Konkurrenz zu anderen Formen der Dichtkunst. Das zeigt sich bereits bei Opitz.

Das kleine Buch von Opitz stellt selbst eine Mischform aus Abhandlung und Apologie dar, nicht zuletzt ist es Pamphlet für die Dichtkunst.³⁴ Seine Legitimationsstrategie ist wiederum eine politische: Die »ersten Väter der Weisheit« (darunter Homer, Hesiod und Plato) hätten »die bäwrischen und fast viehischen Menschen zue einem höfflichern vnd bessern leben angewiesen« (BDP, 345). Für eine solche Funktion der Poesie als sozialer Inklusionstechnologie sei es aber unerlässlich, dass man »die worte in gewisse reimen vnd maß verbunden« habe, denn so »vermeineten die einfältigen leute / es müste etwas göttliches in jhnen stecken / vnd liessen sich durch

32 Selbst ein kaiserliches Patent von 1623 gibt zu bedenken, dass durch die Kipper-Problematik »jedermanniglich fast mehr als durch die Schwere und Schärfe der Kriegsverfassungen in die äusserste Ruin und Zerrüttung gestürzt worden sei«. Zitiert nach Ferdinand Friedensburg, *Schlesiens neuere Münzgeschichte*, Breslau 1899, 50.

33 So in Bezug auf Opitz zuletzt insbesondere Nicola Kaminski, *EX BELLO ARS oder Ursprung der »Deutschen Poeterey«*, Heidelberg 2004. Ausgehend von Opitz' Bekenntnis, er habe sich für die Deutsche Poesie »die fahne aufgesteckt« (BDP, 354), kontextualisiert Kaminski das *Buch von der Deutschen Poeterey* militärgeschichtlich und verfolgt diese Spur bis in die Details der Versreform hinein. Als problematisch an dieser wissenspoetologisch tieferschürfenden Analyse empfinde ich jedoch das emphatisch nationalhistorische Narrativ, das durch Kaminskis Lektüre kaum auf Distanz gebracht wird: »Einheitsstiftend ist die Erfahrung des Krieges, als Einheit wahrnehmbar und personifizierbar zur empfindenden Gestalt wird Deutschland in seiner Rolle als europäisches Schlachtfeld, auf dem die verschiedenen ausländischen Nationen ihre politischen und konfessionellen Interessen verfechten.« Opitz zelebriert in dieser Lesart die »triumphale Einnahme ausländischer Versarten und Gedichtformen«. Ebd., 32, 45. Eine ähnliche Darstellung findet sich bei Kühlmann, der liberalistisch zuspitzt: »Opitz wollte die deutsche Literatur wettbewerbsfähig machen«. Wilhelm Kühlmann, *Martin Opitz. Deutsche Literatur und deutsche Nation*, Heidelberg 2001, 9.

34 Zur Gattung der Apologie in der Frühen Neuzeit vgl. Michael Multhammer (Hg.), *Verteidigung als Angriff. Apologie und Vindictio als Möglichkeiten der Positionierung im gelehrten Diskurs*, Berlin/Boston 2015.

die anmutigkeiten der schönen getichte zue aller tugend vnnnd guttem wandel anführen« (BDP, 345). Opitz präsentiert die Dichtkunst also als Verlängerung politischer Praxis, wobei der Reim schon in der Antike das gewesen sei, was den Pöbel habe binden sollen. Daran knüpft auch das dritte, apologetische Kapitel *Von etlichen Sachen die den Poeten vorgeworfen werden; und derselben entschuldigung* unmittelbar an, in dem die für die Reformpoetik charakteristische defensive Haltung besonders deutlich zutage tritt. Opitz versucht zu zeigen,

wie gar vnverstendig die jenigen handeln / welche aus der Poeterey nicht weiß ich was für ein geringes wesen machen / vnd wo nicht gar verwerffen / doch nicht sonderlich achten; auch wol vorgeben / man wisse einen Poeten in öffentlichen ämptern wenig oder nichts zue gebrauchen; weil er sich in dieser angenehmen thorheit vnd ruhigen wollust so verteuffe / das er die andern künste vnd wissenschafften / von welchen man rechten nutz vnd ehren schöpfen kan / gemeiniglich hindan setze. Ja wenn sie einen gar verächtlich halten wollen / so nennen sie jhn einen Poeten. [...] Sie wissen ferner viel von jhren lügen / ärgerlichen schrifften vnd leben zue sagen / vnd vermeinen / es sey keiner ein gutter Poete / er musse dann zu gleich ein böser Mensch sein. (BDP, 346 f.)

Es sind mindestens fünf Vorwürfe, die explizit oder andeutungsweise erwähnt werden: politisch der Vorwurf der gesellschaftlichen Nutzlosigkeit (»in öffentlichen ämptern wenig oder nichts zue gebrauchen«); ästhetisch bzw. fiktionstheoretisch der Vorwurf der Lüge (»jhren lügen«); humoralpathologisch der Vorwurf der Entfachung von Leidenschaften (»wollust«); epistemologisch der Vorwurf der Unwahrheit bzw. Unwissenschaftlichkeit (»die andern künste vnd wissenschafften[...] hindan setze«); und summarisch der allgemeine Vorwurf der Unehrllichkeit bzw. Bosheit (»böser Mensch«). Einige Vorwürfe entkräftet Opitz, so die Frage der Wissenschaftlichkeit, die er einfach umdreht, da »die Poeterey [...] doch alle andere künste vnd wissenschafften in sich helt« (BDP, 347). Seine wesentliche Strategie besteht jedoch nicht in der Widerlegung der Argumente, sondern in der Unterscheidung zwischen wahren Dichtern und solchen, welche die Dichtung in Verruf bringen. Diese Unterscheidung hat mehrere Gesichter. Wichtig wird sie beispielsweise zur Abgrenzung von der Kasualpoesie:

Ferner so schaden auch dem gueten nahmen der Poeten nicht wenig die jenigen / welche mit jhrem vngestümen ersuchen auff alles was sie thun

vnd vorhaben verse fodern. Es wird kein buch / keine hochzeit / kein begräbnüß ohn vns gemacht; vnd gleichsam als niemand köndte alleine sterben / gehen vnser gedichte zuegleich mit jhnen vnter. Mann wil vns auff allen Schüsseln vnd kannen haben / wir stehen an wänden vnd steinen / vnd wann einer ein Hauß ich weiß nicht wie an sich gebracht hat / so sollen wir es mit vnsern Versen wieder redlich machen. Dieser begehret ein Lied auff eines andern Weib / jenem hat von des nachbaren Magdt getrewmet / einen andern hat die vermeinte Bulschafft ein mal freundlich angelacht / oder / wie dieser Leute gebrauch ist / viel mehr außgelacht; ja deß nährischen ansuchens ist kein ende. Mussen wir also entweder durch abschlagen jhre feindschafft erwarten / oder durch willfahren den wülden der Poesie einen mercklichen abbruch thun. Denn ein Poete kann nicht schreiben wenn er wil / sondern wenn er kan / vnd jhn die regung des Geistes welchen Ovidius vnnd andere vom Himmel her zue kommen vermeinen / treibet. (BDP, 349)

Gegenstand dieser Polemik ist der mechanisch-reproduzierende Charakter der Gelegenheitsdichtung, welche die Dichtkunst für die Wiederherstellung der Ehre (»redlich machen«) eigentlich unehrlicher Akteure benutzt. Gegenüber der Gelegenheitsdichtung wird der Poet mit seinem poetischen Geist (*furor poeticus*) als göttlich beseelt dargestellt. Diese Kritik steht in einem spannungsvollen Verhältnis zur sozialen Realität von Dichtern wie Opitz, deren Existenz ohne Gelegenheitsdichtung undenkbar wäre. Sie steht aber auch in einer widersprüchlichen Spannung zum Anleitungskarakter der barocken Poetiken insgesamt, der ja letztlich bezweckt, immer mehr geübte Gelegenheitsdichter hervorzubringen.

Zur Legitimation der Dichtkunst wählt Opitz also die Strategie der Difamierung eines ihrer Teilbereiche. Statt sie zu widerlegen, übernimmt er die Vorwürfe. Diese Strategie setzt sich fort in einer relativ herkömmlichen Kritik des Lebenswandels einiger Poeten, die aufgrund von Wein und poetischem Gemüt ziemlich »auß der art schlagen« und damit »anlaß geben vbel nach zue reden« (BDP, 12). Um die wahre Dichtkunst so hoch wie möglich zu heben, muss er die unsittlichen Poeten so tief wie möglich stoßen. So ist er zum Ende des Kapitels dann wieder beim Pöbel angekommen:

Ermunter meinen geist / das er sich höher schwingt
 Als wo der pöfel kreucht / vnd durch die wolcken dringt
 Geflügelt mitt vernunfft / vnd mutigen gedanken (BDP, 354)

Es handelt sich um die dritte Strophe eines Sonetts von Ronsard, das Opitz nachgedichtet hat, dessen Vorlage allerdings keinen Pöbel kennt.³⁵ Opitz greift dafür auf eine Semantik zurück, die Ronsard zu Beginn seiner Poetik entfaltet, als er dem Poeten rät: »Deine Gedanken seien vor allem auf Hohes, Großes, Schönes gerichtet und dürfen nicht am Boden dahinkriechen.«³⁶ Das ›Hineinübersetzen‹ des Pöbels wird in dem vom *auctoritas*-Prinzip dominierten Diskurs der Reformpoetik Gewohnheit werden und mag als Symptom der Modernität des Problems gelten. Aber auch das Bild der ›an der Erde Kriechenden‹, das in letzter Konsequenz wohl auf Horaz zurückgeht³⁷ und gestattet, die himmlische Inspiration (»durch die wolken dringt«) des Poeten hervorzuheben, wird im gesamten 17. Jahrhundert immer wieder aufgerufen und mit dem Pöbel verknüpft.

Dass auch Opitz für den »Pöbel« noch einen anderen Namen hat, zeigt eine Strophe aus seinen *Trostgedichten in Widerwertigkeit des Kriegs* (1620/1633), die er zur Illustration der *inventio* zitiert, der das fünfte Kapitel gewidmet ist:

[...] nun ich bin auch bedacht
 Zue sehen ob ich mich kan auß dem staube schwingen
 Und von der dicken schar des armen volckes dringen
 So an der erden klebt. [...]. (BDP, 363)

Der »pöfel«, der an der Erde »kreucht«, und das hier beschriebene »arme Volck«, das an der Erde »klebt«, sind offenkundig zwei Namen für dasselbe. Im zentralen siebten Kapitel behandelt Opitz schließlich das Versmaß. Insofern die Innovation seines Buches hauptsächlich in der Anwendung der rhetorischen Maßgaben auf die deutsche Sprache und insbesondere in den metrisch-prosodischen Gesetzen für eine akzentuierend-alternierende

35 Insofern man bei dieser Nachdichtung von Ronsards *Sonnets pour Hélène* (Nr. 67) überhaupt von einer Übersetzung sprechen will, hat Opitz »enfants« als Pöbel übersetzt. Vgl. Pierre de Ronsard, *Sonette für Hélène. Mit den verstreuten Amoren*, frz./dt., übers. und komm. von Georg Holzer, Berlin 2017, 147. Zur Analyse der Übersetzung vgl. Thomas Borgstedt, *Topik des Sonetts. Gattungstheorie und Gattungsgeschichte*, Tübingen 2009, 286–289; sowie Janis Little Gellinek, *Die weltliche Lyrik des Martin Opitz*, Bern u. a. 1973, 157.

36 Hausmann u. a., *Französische Poetiken. Teil 1*, 83. »Tu auras en premier lieu les conceptions hautes, grandes, belles, et non traînantes à terre.« Ronsard, *Abrégé*, A ij^f.

37 »Vielfach [...] täuscht uns Dichter der Anschein des Rechten: Ich strebe nach Knappheit – und werde dunkel; ihn, der auf Leichtigkeit zielte, verlassen Kraft und Energie; wer Erhabenes kündigt, wird schwülstig; am Erdboden kriecht, wer sich allzusehr sichert und Angst vor dem Sturm hat [...]« Horaz, *Ars Poetica / Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch*, übers. von Eckart Schäfer, Stuttgart 2008, 5 (V. 24–28).

Dichtung im Deutschen besteht, liegt in diesem Kapitel auch vom Umfang her sein Schwerpunkt. Opitz erklärt den Alexandriner, den französischen Vers von Epos und Tragödie, auch für das Deutsche zum Äquivalent des heroischen Hexameters des Griechischen und zum wesentlichen Versmaß aller Dichtkunst. Zwar orientierte er sich tatsächlich auch an den *Nederduytschen Poemata*, mit denen sein Lehrer Daniël Heinsius den Alexandriner 1616 ins Niederländische eingeführt hatte.³⁸ Im *Buch von der Deutschen Poeterey* beruft er sich jedoch vornehmlich auf Ronsard:

Vnter den Jambischen versen sind die zue förderste zue setzen / welche man Alexandrinische / von jhrem ersten erfinder / der ein Italiener soll gewesen sein / zue nennen pflaget / vnd werden an statt der Griechen vnd Römer heroischen verse gebraucht: Ob gleich Ronsardt *vers communs* die gemeinen verse / von denen wir stracks sagen werden / hierzeu tüchtiger zue sein vermeinet; weil die Alexandrinischen wegen jhrer weitleunfftigkeit der vngebundenen vnnd freyen rede zue sehr ähnlich sindt / wann sie nicht jhren mann finden / der sie mit lebendigen farben herauß zue streichen weiß. (BDP, 394)

Ronsard betont in der Tat die Gefährlichkeit einer Ähnlichkeit mit der Prosa und empfiehlt gerade weniger geübten Dichtern zuerst den kürzeren (10 bzw. 11 Silben) und leichteren gemeinen Vers, insbesondere für Liebeslyrik. Opitz beharrt demgegenüber stärker auf der besonderen Qualität des Alexandriners und damit auf der notwendigen Fähigkeit des Dichters, das weitläufige Versmaß durch seine Kunst als Dichtung zu kennzeichnen, da dieses »einem Poeten zuestehet / vnd die vber welcher vermögen es ist nicht gezwungen sind sich darmit zue ärgern« (BDP, 394). Das Versmaß der Kunstdichtung muss also prinzipiell nach zwei Seiten scharf abgegrenzt werden: Einerseits darf der weitläufige, sechshebige Alexandriner nicht an ungebundene Rede erinnern. Auf der anderen Seite läuft der fünfhebige gemeine Vers Gefahr, sich mit dem unregelmäßigen, nicht immer nur vierhebigen Knittelvers der vernakulären Volksdichtung zu vermischen. Um das Neue und Einzigartige seines Programms zu plausibilisieren, muss Opitz die deutsche Kunstdichtung präzise auf dem schmalen Grat zwischen Knittelvers und ungebundener Rede situieren.³⁹

38 Vgl. Achim Aurnhammer, »Daniel Heinsius und die Anfänge der deutschen Barockdichtung«, in: Eckard Lefèvre (Hg.), *Daniel Heinsius: Klassischer Philologe und Poet*, Tübingen 2008, 329–345.

39 Allerdings kommt die Reformpoetik, und Opitz insbesondere, dabei keineswegs so streng daher, wie rückblickend gerne behauptet wird: »Zu zeiten werden aber beydes Jambische und

Der Schluss des Buches kehrt dann zum Anfang zurück und deutet dabei an, inwiefern die geistige Armut eines prähistorischen Pöbels, mit der das Buch begann, durchaus eine Frage der Gegenwart darstellt und als Problem der Dichtkunst selbst verstanden werden könnte:

Derentwegen wole vns ja niemandt verargen / das wir die zeit / welche viel durch Fressereyen / Bretspiel / vnnütze geschwätze / verleumbdung ehrlicher leute / vnd sonderlich die lustige oberrechnung des vermögens hinbringen / mit anmuthigkeit vnsers studierens / vnd denen sachen verschleissen / welche die armen offte haben / vnd die reichen nicht erkauffen können. Wir folgen dem / an welches vns Gott vnd die natur leitet / vnd auß dieser zueversicht hoffen wir / es werde vns an vornemer leute gunst vnd liebe / welche wir / nebenst dem gemüte vnserem Vaterlande zue dienen / einig hierdurch suchen / nicht mangeln. (BDP, 413 f.)

Opitz stellt die Poesie nun nicht mehr als Form von Theologie, sondern viel profaner als eine bessere Form des Brettspiels dar. Und er stellt sie den »armen« an die Seite und den »reichen« entgegen. Poetisches Studium und Armut befinden sich dabei in einer geradezu selbstverständlichen Nähe. Als Fürsprecher der Dichtkunst nimmt Opitz entsprechend eine Position der Bittstellung ein und wendet sich an »vornemer leute gunst vnd liebe«. Noch einmal wird klar, dass das ganze Buch eine Apologie ist, denn die »verleumbdung ehrlicher leute« betrifft die Dichtkunst ganz persönlich.

Doch die Legitimation der deutschsprachigen »Poeterey« wird bei Opitz auf Kosten eines Teils ihrer selbst vollzogen. Wie manche die »Poeterey [...] verwerffen« (s. o., BDP, 346), so verwirft die »Poeterey« den Pöbel. »Pöbel« ist der Name der Spaltung bzw. des entstandenen Abjekts: der fortgeworfene, verfemte Teil des eigenen Selbst. Zu Beginn des Buches erscheint diese Abspaltung entrückt in die Ferne des Prähistorischen und ausschließlich auf der Seite des Publikums. In der Gegenüberstellung von himmelschwebendem Geist und an der Erde kriechendem Pöbel fungiert sie dann als personifizierter Gegenpol zum lyrischen Ingenium. Zum Ende des *Buches von der Deutschen Poeterey* tritt mit den »armen« schließlich ein Double des Pöbels auf. Schließlich fand sich dieser zuvor noch in derselben Position wie das »arme volck« (s. o., BDP, 363) wieder. Die »armen« stehen nun aber auf der Seite der Produzenten: die Armut der Dichtkunst. Was sich bei Opitz nur zaghaft andeutet, wird im Diskurs der Barockpoetik nach ihm

Trocheische verse durch einander gemenet. Auch kan man Alexandrinische oder gemeine vor vnd vnter die kleinen setzen« (BDP, 403 f.).

eskalieren. Die Dichtkunst spielt die Rolle der ehrlichen Armut, eine Rolle, die der poetologische Diskurs nur dann authentisch aufführen kann, wenn er einen Teil der armen Dichter von Zeit zu Zeit als Pöbel denunziert.

›Das Armuth‹ im *Wachtelgesang* (1621)

Wie bereits deutlich wurde, besteht ein wesentliches Problem der Opitzianischen Reform darin, dass sie die schon existierende deutschsprachige Dichtung (Schwänke, Komödien, Lieder, Volksbücher etc.) aus ihrer Definition von Dichtkunst ausklammern musste, ohne sie überhaupt zu erwähnen. Anschaulich wird dies an einem Text, der nach den Kriterien von Opitz genauso wenig zur Dichtkunst gehört, wie er das Aufmerksamkeitsgebiet der Literaturwissenschaft erreicht hat.⁴⁰ Crescentius Steigers 1621 erschienenes Langgedicht *Kippediwipp oder Wachtelgesang*⁴¹ widmet sich dem Phänomen der Münzverschlechterung in konfrontativer Weise. In der poetischen Flugschrift mit dem fiktiven Erscheinungsort Kipswald unternimmt der Ich-Erzähler eine Reise durch »Teutschland« und trifft in einem Wald bei Meissen im Sächsischen auf seltsame Männer, denen ihre Waren bereits aus den Säcken quillen, worüber sich der mittellose Ich-Erzähler in diesen dürftigen Zeiten nur wundern kann. Ein »gar Alter Eyßgrawer Mann« (WG, A iij^v) erklärt ihm die Sache und im Folgenden das ganze Phänomen:

In unserm Dorff nennt man sie Kipper /
Mein Nachbar Hans spricht es seyn Wiper
Die das lieb alte Geld aufspürn /
Und darnach auff die Müntzen führn /
Lassen auß guten Silberm sachn
Mehr als $\frac{3}{4}$ Kupffer machen.
Darmit sie gewinnen grosses Geld [...] (WG, A iij^v)

⁴⁰ Vgl. allgemein zur kritischen Publizistik der Zeit auch Barbara Bauer, »Lutheranische Obrigkeitskritik in der Publizistik der Kipper- und Wipperzeit (1620–1623)«, in: Wolfgang Brückner/Peter Blicke/Dieter Breuer (Hg.), *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert*, Bd. 2, Wiesbaden 1985, 649–683.

⁴¹ Die zentrale Metapher des Textes erklärt sich aus dem auch als Wachtel Schlag bezeichneten Gesang der Wachtel. Es handelt sich um eine dreisilbige Folge, die als *pick-werwick* (oder auch *bickberick wackdiwack*) umschrieben wird, wobei die erste und dritte Silbe betont werden. Daraus wird bei Steiger das viersilbige *kippediwipp* als Signal für die Kipper und Wipper. Vgl. auch Art. »Wachtel«, in: DWG, Bd. 27, Sp. 173–177.

Im paarweise gereimten Knittelvers durchläuft das narrative Langgedicht in der Rede des alten Mannes die Krise und zeichnet sich dabei durch die anschauliche Darstellung der sozialen Wirkung der Ereignisse aus. Wie der *Wachtelgesang* betont, werden tendenziell alle Gruppen der Gesellschaft in den Inflationsprozess involviert:

Die geistlichen in jhrem Stand /
Erfahrens auch, das ist ein Schand / [...]
Ein Kauffman fürwar in seim Stand /
Kompt dieses vnheil auch zuhand / [...]
Der Arme Bürgr vnnd Bawersman /
Ohn schaden auch nicht leben kan /
Mit sawern Schweiß durch seine Hand /
Welchs bald zu sagn ist Sünd vnd Schand (WG, A iiiij^v-B).

Durch die Geldkrise kommt es zu einer Desorganisation der sozialen Ordnung, die sogar die Position des Adels betrifft: Von den Kippern nämlich »Hengt mancher viel mehr Kleinot an / Als der vornembste Edelman« (WG, B iij^v). Auch die Integrität des Handwerks wird angegriffen, da natürlich gerade hier das praktische Wissen für die Münzverschlechterungen zu finden ist: »Krämer und die so Handwerck treibn / Können auch nicht von Kippen bleibn [...] In Summa wer Wippen vnd Kippen kan / Der ist der Zeit ein stattlich Mann.« (WG, B iij^r). Ähnlich wie Preislisten etwa in der englischen Literatur der *Diggers* um Gerrard Winstantley zu einem beliebten Stilmittel geworden sind,⁴² zeichnet es die poetischen Flugschriften gegen die Kipper und Wipper aus, die Heterogenität der Gesellschaft ausgehend von der Vielgestaltigkeit der Münzen darzustellen. Stärker als im *Wachtelgesang* findet sich diese Parallelisierung von sozialer Welt und Münzsorte noch in einem ebenfalls 1621 erschienenen Münzgespräch (Abb. 2), das die Münzen selbst miteinander in Dialog setzt, vom »Heller« bis zum »Duca-ten«, aufsteigend von den kleinen, schon verschwundenen Münzen zu den großen.⁴³ Durch die Anthropomorphisierung der Münzen gelingt es jedoch nicht nur, die soziale Ubiquität des Elends darzustellen. Der Parallelisierung von gemeinem Mann und kleiner Münze gelingt es auch, derjenigen

42 Vgl. Linebaugh/Rediker, *Die vielköpfige Hydra*, 125.

43 Anonymus, *Ein schön newes Gespräch von dem jetzigen unträglichen Gelt auffsteigen und elenden Zustand im Münzwesen* (1621), in: Wolfgang Harms (Hg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter*. Bd. I: Die Sammlung der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel. Teil 1: Ethica, Physica, Tübingen 1985, 339.

Asymmetrie zum Ausdruck zu verhelfen, mit der die Geldverschlechterung die niederen Einkommen besonders hart trifft.

Auch der *Wachtelgesang* betont, dass die niederen Einkommen den wesentlichen Schaden tragen, denn gerade ihre Münzen werden entwertet oder verschwinden ganz. Das gilt in besonderem Maße für die Almosenempfänger, darüber hinaus aber auch für alle, die auf Lohnzahlungen angewiesen sind, zum Beispiel das Gesinde: »Wie solches dann in wenig Jahr / Alle Dienstpoten auch erfahrn / Welche weil, ihr Lohn nicht will kleckn / Mit Ehrn nicht wol sich können deckn« (WG, B^v). Und so rückt im Text ein Subjekt in den Vordergrund, welches »das Armuth« genannt wird: »Ach worvon wil das armuth leben? [...] In Summa, Gott mag es erbarmen / Der Schaden gross ist meist der Armn / Vnd muss also der Wachtelschlag / Am meisten schier das Armuth klag / [...]« (WG, B^v). »Das Armuth« ist der Name, den Steiger für jene schwerlich über irgendeine ständische Gliederung ganz präzise zu fassende Bevölkerungsgruppe wählt, die unter der Münzverschlechterung leidet. Es handelt sich eben nicht um ›die Armut‹, den Begriff für Bedürftigkeit und Mangel, der durch seine statistisch-quantitative Prägung zum Begriff der Ökonomie werden wird. Als Personifikation verleiht ›das Armuth‹ dem allgemeinen Prozess der Pauperisierung ein Gesicht. Gemeint sind dabei keineswegs nur die Almosenempfänger, sondern alle Besitzlosen und Dienstpflichtigen. Mit dem moralischen Rekurs auf deren Not verschafft der Text ihnen als einem gesellschaftlichen Subjekt Gehör.⁴⁴

Dieses andere, in der Frühen Neuzeit noch geläufige Geschlecht der Armut⁴⁵ kennt im Übrigen auch Weinreichs *Wolmeinende Warnung*. Weinreich erwähnt »das liebe Armuth« (WW, 25) jedoch nur einmal beiläufig,⁴⁶ um sofort in die Gestalt einer eigennützig und räuberischen, einer unehrlichen Armut zu wechseln. Im *Wachtelgesang* hingegen wird nicht die Warnung, sondern der Aufruf zum Ungehorsam leitmotivisch: »Ob nun bey solchen schweren Zeitn / Fürsten und Herrn nicht Schaden leidn / In

44 Ähnlich wie »das Proletariat«, ein Begriff, der im Deutschen erst zweihundert Jahre später, im Englischen aber bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Verwendung findet, vgl. Linebaugh/Rediker, *Die vielköpfige Hydra*, 105.

45 Über Jahrhunderte hinweg hatte die Armut kein eindeutiges Geschlecht, vgl. Art. »Armut«, in: DWG, Bd. 1, Sp. 561–562; sowie Art. »armut«, in: FWB.

46 »Insonderheit aber der gemeine Mann vnd das liebe Armuth / so von jhnen am meisten beschweret / vnd am hertesten vnterdruckt wird / hat nicht allein vor allen andern Ursach gnug / sich widerumb an jhnen zurechnen / vnd sie zu vberfallen / Sondern bedenckt auch hierunter billich / was jhme dadurch vor Nutzen entstehen kan / wenn er eines Müntzers / Wippers oder Auffwechslers Behausung stürmen vnd plündern hilfft: Denn darinnen gemeinlich viel Geldes / vnd grosses Gut [...]« (WW, 25f.)

einen vnd den andern Sachn, / Mag jeder selbst sein Rechnung machn« (WG, A iijj^v). Bleibt der Text hier noch implizit und ironisch, so widmen sich seine letzten Seiten ausschließlich der Frage, warum eigentlich »die liebe Obrigkeit / Kein Einsehen thu dieser Zeit / Darmit das Armuth, schon gebuckt / Nicht gantz vnd gar werd unterdruckt?« (WG, B^{v+r}). Der alte Mann im *Wachtelgesang* kann sich nur wundern, dass selbiges unterbleibt, obwohl die Verantwortlichen jeder kennt: »ihren Namen offenbahrn« ist gar nicht nötig, denn »sie sind bekandt« (WG, B ij^r):

In Summa ist es solche Zeit /
Sprach er, darauff die Obrigkeit /
Ein wachend Aug recht solte habn /
Und solche lose Wuchers Knabn /
Die Ursach sind der bösen Zeit /
Straffn recht nach Gerechtigkeit /
Wie solches aber jetzt geschieht, /
Man bald täglich vor Augen sieht /
Die Ursach, warumb solches verbleibt /
Manchen wol zu bedencken treibt / (WG, B iijj^r)

Für den Text ist die Verstrickung von Obrigkeit und Geldkriminalität ein offenkundiges Faktum. Natürlich lässt sich die Personalisierung des Übels im *Wachtelgesang* retrospektiv leicht als Verkürzung der Komplexität globaler Zusammenhänge entlarven. Wie beschrieben, wurde das Münzrecht zwar seit dem 16. Jahrhundert als Privileg des Souveräns verstanden, wobei die Münze zum Darstellungsort der Souveränität avancierte. Angesichts der konstitutiven Veräußerung souveräner Rechte an private Wertschöpfungsketten im Bereich der Münzregalien und der damit verbundenen Depotenziierung von Souveränität muss der Appell an die ›Obrigkeit‹ in den Flugschriften jedoch geradezu zwangsläufig im Nichts verhallen. Die Indifferenzzone zwischen privatem Kapitel und öffentlichem Kredit ist als solche kaum adressierbar und stiftet zwangsläufig eine »referentielle Verwirrung«. ⁴⁷ Die Flugschriften lassen es sich trotzdem nicht nehmen, eine von ihnen wahrgenommene, krass antagonistische Situation zwischen Bereicherung und Verarmung darzustellen, die sich gerade auch im Hinblick auf die Strafjustiz zeigt, der die dienstbaren Münzexperten immer wieder entkommen:

47 Vogl, *Souveränitätseffekt*, 74.

Die kleinen dieb mit schlechte pracht /
 Müssen hoch am Galgen schweben /
 Die großen bleiben an leibes macht /
 Bey Zier vnd Hochmuth leben / [...]
 Weil alle Dieb, die hievoran /
 In hundert Jahren gehangen /
 So viel doch nicht gestolen han /
 Als unser Kipper begangen /
 Auch wol durchs gantze Teuschland zwar /
 Mit Dieberey recht offenbar /
 Vnd werden doch nicht gehangen.⁴⁸

Weil Verarmung aber zwangsläufig zu Diebstahl und dieser zum Galgen führt, bleibt dem *Wachtelgesang* gar nichts anderes übrig als auf Widerstand zu setzen. Die »Dienstpoten« können in der Krise schließlich »Mit Ehrn nicht wol sich [...] deckn« (s. o. WG, B^v). Wenn der *Wachtelgesang* am Ende die göttlichen Strafen nicht, wie Weinreich, für den Pöbel, sondern für die Kipper und Wipper imaginiert, dann scheint er eine mögliche irdische Antizipation dieser Strafen durch Selbstjustiz nicht ausschließen zu wollen: »Straffen offenbahr / Sey besser dann der Liebs gefahr« (WG, B iiiij^v).⁴⁹ So deckt sich die Beschreibung der Situation im *Wachtelgesang* weitgehend mit dem Traktat Weinreichs, die Schlussfolgerungen sind jedoch gegensätzlich.

Aufgrund der fiktiven Situation, des narrativen Arrangements und der kritisch-satirischen Absicht kann kein Zweifel daran bestehen, dass es sich beim *Wachtelgesang* um Literatur handelt. Von Dichtkunst im Sinne der Opitzianischen Kriterien kann indes nicht gesprochen werden. Es drängt sich die Vermutung auf, dass die Reformpoetik ihre bereits existierenden, deutschsprachigen Konkurrenten ganz gezielt ausschließt. Der *Wachtelgesang* selbst enthält einen indirekten Hinweis auf mögliche Ursachen dieser Exklusion. Schließlich sind die Kipper und Wipper ja nicht vom Himmel gefallen, sondern rekrutieren sich aus bestimmten

48 Anonymus, *Colloquium novum monetarum. Das ist: Ein schön news Gespräch von dem jetzigen untrüglichen Gelt auffsteigen/ und elenden Zustand deß Müntzwesens/ welches die gesampte Reichs- kleine und grobe/ gülden und silbern Müntzsorten/ sampt etlichen Metallen/ unter einander halten/ Sampt einem newen schönen Lied/ allen falschen unnd leicht Müntzern/ Küppern/ und ihren saubern Rottgesellen den Juden und Judensgenossen zu ehren gestellt/ Durch einen ihren guten Freund/ genandt/ Vel Quasi*, o. O. 1621, 6–7.

49 Am Ende des Textes verweist der *Wachtelgesang* in Marginalien auf Bibelstellen, hier aus den Sprüchen Salomos: »Offene Strafe ist besser denn heimliche Liebe.« (Spr. 27:5)

sozialen Milieus, nicht zuletzt ausgerechnet aus dem Umkreis prekär lebender Gelehrter:

In gleichen etliche Juristen /
Auch ander mehr gute *Sophisten* /
Die anstatt jetzt deß *procurirn*
Gantz höfflich thun die Kippen führn /
Damit sie denn Gewinst thun treibn /
Mehr als wann sie viel Acten schreibn, /
Binden also vnd tragen feyl /
Daß *Corpus Juris* in 2. theil.
Auch sind jhr dens nicht thut gebührn /
Dieweil sie sonst sollen studirn /
Dass sie anstatt *Rethoricam*
Zeitich nehmen die Kippen an /
Vnd lauffen herumb in der Stadt /
Zufragen wer Reichsthaler hat /
Thun darmit ein Stund mehr gewinn /
Als wanns 1. Jahr *Musicam* singn /
Treibens vnd lassen in der still
Studiren wer studiren will [...] (WG, B ij)*

Der frühneuzeitliche Gelehrte, so ließe sich die Beobachtung des *Wachtelgesangs* paraphrasieren, ist einem Arbeitsmarkt ausgeliefert, in dem sich Beamtenstellen, Lehrtätigkeiten, Kasualdichtung und eben auch manche klandestinen Geschäfte, sei es in einer Nähe zur politischen Obrigkeit oder am unteren Ende der politischen Hierarchie, als alternative Formen des Erwerbs anbieten. Dem *Wachtelgesang* zufolge erweisen sich gerade die Gelehrten, »Juristn« und »Sophistn« mit ihrer »*Rethoricam*« und »*Musicam*«, aufgrund ihrer instabilen sozialen Integration und notorischen Untertanenmentalität als anfällig für die leichte Bereicherung durch Münzverschlechterungen. Eine deutlich längere anonym publizierte Flugschrift aus dem Jahr 1690, aus der sogenannten zweiten oder kleinen Kipperzeit, rekonstruiert diese Verlockung gerade von Gelehrten durch die Bereicherungsmöglichkeiten des entstehenden Finanzmarkts noch viel detaillierter, indem ihr fiktives Arrangement einen verarmten Studenten als Erzähler ins Innere einer Heckmünze führt.⁵⁰ Ursache dieser systematischen Nähe

50 Dabei beobachtet er auch den »sehr großen Schlägeschatz«, also die auch als *seignorage* bezeichnete direkte Abgabe auf das Geld selbst. Vgl. Anonymus, *Das Entlarffte böse Müntz-*

von Gelehrten und Finanzmarktbetrug ist die ungesicherte Position vieler Gelehrter, ihre Abhängigkeit von Lohn genauso wie die angestrebte Nähe zur Fürstenmacht. Folgt man dieser satirischen Zuspitzung im *Wachtelgesang* und anderen Flugschriften, der Engführung von Gelehrsamkeit und Geldkriminalität, so kann es nicht überraschen, dass solche Gelehrte, wie etwa Weinreich, jene angegriffene Personengruppe verteidigen, der sie selbst angehören.

Opitz, der Bergbau und Marcus Teubner

Martin Opitz verbringt den Höhepunkt der Kipper- und Wipperkrise seit Frühjahr 1622 in Siebenbürgen, wo er für den calvinistischen Fürsten Bethlen Gabor im Gymnasium von Weißenburg unterrichtet und sich ein sicheres Einkommen erhofft. Im Januar 1623 schreibt er enttäuscht an seinen Breslauer Gönner, den Arzt und Dichter Caspar Cunrad (1571–1633):

Der, von dem Ihr schreibt, hält nicht das, was man erwarten sollte. Wenn ich nämlich nach Eurer Münze rechne, sind um die 400 Gulden gegeben worden, was für einen so gearteten Mann zu genügen scheint, an dem wir nichts finden, was die Worte anderer und sein eigenes Gebaren versprochen. [...] Wenn es irgendeinen gibt, der Gründe hat, sich zu beschweren, so bin ich das. Um einen kleinen Lohn abzupressen, bin ich zu so vielen Bittschriften und meiner Natur unwürdigen Bitten gezwungen. Ich schweige über die Wohnung, die ich aus dringender Not in einem halben Jahr achtmal gewechselt habe. Ihr dürft nämlich nicht glauben, daß hier den unseren vergleichbare Häuser gebaut werden, denn wir werden in Strohhütten und eher in Tierhöhlen als in menschliche Behausungen gesperrt, sodaß die feinen Musen diesem Schmutz geradewegs entfliehen und kaum noch weiter Umgang mit mir haben. [...] Eure Münze anzunehmen, die Ihr – wenn es denn den Göttern so gefällt – Silberlinge nennt, sind wir auch hier auf Befehl des Fürsten gedrängt worden. Also könnt Ihr Euch leicht vorstellen, wie die hiesige Lage betreffs der Lebensmittel und Preise ist und wieviel Gewinn aus der Kammer an uns geht.⁵¹

wesen / Oder vielmehr das heut zu Tage im schwang gehende schänd- und schädliche Kippen und Wippen / wie solches von den Münzmeistern / derselben Bedienten und Lieferanten / getrieben wird; Entdeckt durch Filargirium (1690), hg. von Peter Schneider/Konrad Krahe, Koblenz 1981, 66.

⁵¹ Im Original in Latein. Martin Opitz, *Briefwechsel und Lebenszeugnisse: Kritische Edition mit Übersetzung*, Band I, hg. von Klaus Conermann, Berlin 2009, 289 f.

Die Münzsituation in Schlesien ist durch den österreichisch-böhmischen Konflikt geprägt: Die schlesischen Fürsten waren traditionell im Besitz großer Münzprivilegien.⁵² Seit Beginn des 17. Jahrhunderts wurde der schlesische Weißgroschen durch die kaiserliche Dreigroschenmünze (auch Kaisergroschen oder Silbergroschen genannt) verdrängt, die einen geringeren Silbergehalt hatte, der dann in den Inflationsjahren weiter rapide sank. Auch von Bethlen, den man aufgrund seiner Kriegspolitik auch als »ungarischen Machiavelli« bezeichnet hat,⁵³ war bekannt, dass er nicht nur gegen die kaiserliche Krone aufbegehrte, sondern auch viel billiges Geld prägen ließ. Seit 1620 verpachtete er die Münzstätten an den Münzmeister Balthasar Zwirner, einen der bekanntesten und umtriebigsten Münzverschlechterer dieser Jahre. 1623 wurden diesem sogar noch die Münzen in Pressburg, Mähren, Schlesien und Wien anvertraut, nun in unmittelbarem Auftrag von Kaiser Ferdinand II. Erst ab 1624 wurden die Siebenbürgener Münzen dann weiterverpachtet.

Wenn Opitz von »Eurer Münze« spricht, die er »Silberlinge« zu nennen fraglich findet, so ist die kaiserliche Münze gemeint, die in Abwesenheit von Opitz gerade in Schlesien eingeführt wird. Opitz verortet die Kipperproblematik also im Kontext des Krieges und der finanziellen Ausbeutung durch Habsburg. In der Tat war seit dem Sieg Habsburgs bei der Schlacht am Weißen Berg 1620 diesbezüglich ein besonderer Druck auf die böhmischen Länder ausgeübt worden. Allerdings lässt sich die Münzproblematik keineswegs auf den Gegensatz von Habsburg und Böhmen reduzieren. Vielmehr hat sie gerade in Schlesien einen ihrer exponierten Orte, war es doch nirgendwo schlechter gelungen, die Reichsmünzordnung von 1559 umzusetzen, welche gerade bei jenen Fürsten auf Widerstand stieß, die selbst im Besitz von Silberbergwerken waren. Nicht zuletzt die reichen Silbervorkommen der Region hatten es dem österreichischen Kaiser schwer gemacht, die schlesischen Fürsten mit ihren Münzprivilegien auf die Reichsmünzordnung zu verpflichten, und gerade in Schlesien war der »offizielle Münzbetrug«, der »raschen und mühelosen Gewinn« versprach, besonders ausgeprägt.⁵⁴ So begann die Krise in Schlesien lange vor dem Krieg, nur sind es eben zunächst die schlesischen Fürsten, die sich bereichern, dann, nach der Schließung aller schlesischen Münzprägstätten

52 Vgl. zu diesem Abschnitt Friedensburg, *Schlesiens neuere Münzgeschichte*, 22, 43–57, 190 f.

53 Hans-Christian Maner, »Martin Opitz in Siebenbürgen (1622–1623) – Traum und Wirklichkeit fürstlicher Machtpolitik unter Gabriel Bethlen. Darstellung und Rezeption«, in: Thomas Borgstedt/Walter Schmitz (Hg.), *Martin Opitz (1597–1639). Nachahmungspoetik und Lebenswelt*, Tübingen 2002, 154–168, hier: 156.

54 Friedensburg, *Schlesiens neuere Münzgeschichte*, 46 f.

1622, die kaiserlichen Münzen, die zuerst mit einem »Vierundzwanziger«, dann mit einem »Gröschel« das Land überschwemmen.⁵⁵

Im Brief von Opitz wird die Klage über die Münzverschlechterung Teil einer Hofkritik im Siebenbürgener Kontext. Im Gefolge Ovids stilisiert sich Opitz als Dichter im barbarischen Exil, in dem weder Deutsch noch Latein, sondern nur Ungarisch gesprochen wird. Zur idyllischen Gegenwelt wird demgegenüber ausgerechnet der Bergbau und die rumänische Sprache, die Opitz als eine Art Volkslatein deutet. Er hält sich regelmäßig bei dem Bergwerksverwalter Heinrich Lisabon auf. Ausgehend von römischen Inschriften, die er in Siebenbürgen sammelt, entwirft er unter dem Titel *Dacia antiqua* ein historisches Werk, an dem er bis an sein Lebensende weitergearbeitet hat.⁵⁶ In diesem Zusammenhang entsteht auch das pastorale Langgedicht *Zlatna, Oder von der Ruhe des Gemütes* (1623). »Zlatna« bedeutet Gold (vom slawischen *zoloto*) und ist der Name des dortigen Goldbergwerks. Das Gold wird zum mehrfachen Signifikanten: Nicht nur gehört das Gold zu jenen Reichtümern der Natur, die ihr nur beigegeben wurden, damit der Mensch sie ausgraben darf: »Laß diß und jenes Land mit Milch vnd Honig fliesen; / Hier fleust pur lauter Gold« (Z, 77). Die so entstandene Assoziation von Zlatna mit einem goldenen Zeitalter wird zugleich dadurch beglaubigt, dass die auf dem Land lebende, einheimische Bevölkerung und insbesondere die rumänische Sprache in direkte Kontinuität mit der Antike gesetzt wird:

Italien hat selbst nicht viel von seinem alten /
Ingleichen Spanien vnd Gallia behalten:
Wie wenig diese nun den Römern ehlich sein /
So nahe sind verwandt Walachisch vnd Latein. (Z, 74)

Rumänischen Nationalhistorikern wurden diese Zeilen zum Beleg der ethnischen Latinität Rumäniens.⁵⁷ Der Ich-Erzähler des Poems, in dem Opitz stilsicher die eigene Autorpersona inszeniert, berichtet über die rumänischen Tänze, lobt die Fülle der Fische in den Flüssen und die Klarheit des Wassers. In dieser Kombination aus Idyllisierung und Antikisierung, aus unmittelbarem Reichtum der Natur und romanischer Volkskultur wird Zlatna zum Gegenort der Arbeit an der Universität in Weißenburg. Das

55 Ebd., 53 ff.

56 Vgl. Walter Gose, »Dacia Antiqua, ein verschollenes Hauptwerk von Martin Opitz«, in: *Süddeutsches Archiv* 2 (1959), 127–144; sowie Jörg-Ulrich Fechner, »Unbekannte Opitiana – Edition und Kommentar«, in: *Daphnis* 1 (1972), 23–41.

57 Vgl. Maner, »Opitz in Siebenbürgen«, 164.

Bergwerk hingegen wird nicht mit Arbeit assoziiert, es ermöglicht vielmehr, sich zu »erholen und ergetzen« (Z, 65), womit ein poetologischer Schlüsselbegriff fällt, wurde doch mit »ergetzen« gerne das Horazische *delectare* wiedergegeben. Dichtkunst wird insofern nicht in der Universität verortet, sondern als Form von Vergnügen und Freizeit dem universitären Erwerbsleben entgegengesetzt. Mit dieser Gegenüberstellung beginnt der Text auch, indem Opitz sich selbst mit einer Nachtigall vergleicht:

Wie wann die Nachtigal / vom Keficht außgeriessen /
Kömpft wieder in die lufft / sich an den kalten flüssen
Mit singen lustig macht / vmb das sie loß vnd frey
Von jhrer dienstbarkeit / vnd nun jhr selber sey:
So dünckt mich ist auch mir / im fall ich vnzerzeiten
der schulen schweren staub kan werffen auff die seiten (Z, 71)

Der Staub der Schularbeit steht also der Freiheit des dichterischen Gesangs gegenüber, die sich ausgerechnet im Goldbergwerk entfaltet. Opitz bespielt dabei ein bukolisches Register, gerade zum Ende hin, wenn das Landleben mit der Stadt und der dort anzutreffenden »Hurerey« (Z, 83) kontrastiert wird.⁵⁸ Darüber hinaus handelt es sich im Wesentlichen um den spekulativen Versuch, antike Geschichte und Mythologie unmittelbar in Rumänien zu verorten, und nicht zuletzt um ein Lobgedicht auf den Verwalter des Bergwerks Heinrich Lisabon, den er für die Üppigkeit der ihn umgebenden Natur beneidet:

Der Wald / Herr Lisabon / auß dem jhr ohn Beschwerde
Habt Holtz so viel jhr wolt: Er wächst euch auff dem Herde
Vnd in der Küchen fast; bringt gar sehr schönes Wild /
Das nicht für's Armut ist / vnd reiche Heller gilt.
Jhr waget / ist mir recht / nicht viel auff Wildtpret fangen /
Es kompt schier von sich selbst biß in den Hoff gegangen; (Z, 76)

58 Klaus Garber, *Wege in die Moderne: historiographische, literarische und philosophische Studien aus dem Umkreis der alteuropäischen Arkadien-Utopie*, Berlin u. a. 2012, 164–175; ders., *Der Reformator und Aufklärer Martin Opitz (1597–1639). Ein Humanist im Zeitalter der Krisis*, Berlin u. a. 2008, 399–421. Vgl. zu Zlatna in diesem Zusammenhang auch Friedrich Sengle, »Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur (1963)«, in: Klaus Garber (Hg.), *Europäische Bukolik und Georgik*, Darmstadt 1976, 432–460, hier: 437f.

Im Idyll des Bergwerks wird eine Form des Überflusses und unendlichen Reichtums codiert, der unter Umständen unmittelbar genossen, besonders aber durch seine potentielle Verwandlung in Geld («reiche Heller») attraktiv wird. Auch der Wald wird damit zur Wertanlage. Bei Heinrich Lisabon, einem Nachkommen niederländischer Glaubensflüchtlinge, handelt es sich um den Prototyp eines Unternehmers, von dessen Arbeit sich Opitz Reichtum verspricht.⁵⁹ Auch Opitz aber kennt das andere, ältere Geschlecht der Armut: »für's Armut« ist weder Wald noch Wild, dieser Zusammenhang erscheint sinnfällig, denn wie sollte man »das Armut« dazu bringen, in den Bergwerken zu arbeiten, wenn weiterhin Allmenden existierten, wenn sich alle – nicht nur Lisabon und Opitz – von Wald und Wild frei bedienen dürften? An Lisabon lobt Opitz vor allem seinen Sinn für die Kunst und stellt ihn auch deshalb den an der Erde Klebenden gegenüber: »Diß alles vnd noch mehr erhebt euch von dem Volcke / Das an der Erden hangt« (Z, 81). In diesem Zusammenhang kommt dann auch der Pöbel wieder ins Spiel:

Ein Geist der Tugend liebt / der voller flamme steckt
 Vnd Himmlicher begiehr / der kan nicht müßig gehen;
 Er muss sich lassen sehn / muß nach dem Himmel stehen
 Von dem er komme ist / muß suchen seine lust
 In dem was nicht der schar deß Pöfels ist bewust. (Z, 81)

Erneut steht der Erhabenheit des Kunstfreundes ein an der Erde hängendes Volk gegenüber. Seit der Entdeckung des Traktats *Vom Erhabenen (Peri hypsous/De sublimitate)* des Pseudo-Longinus Mitte des 16. Jahrhunderts

59 Franz Schüppen, »Bürgerliche Moralistik und adliges Landleben. Zum historischen Ort von Martin Opitz' Gedicht *Zlatna oder von Ruhe des Gemütes* (1623)«, in: Jörg-Ulrich Fechner/Wolfgang Kessler (Hg.), *Martin Opitz 1597–1639. Fremdheit und Gegenwärtigkeit einer geschichtlichen Persönlichkeit*, Herne 2006, 149–193. Dieses Bild stützen die Archiv-Auswertungen von L. Forster/G. Gündisch/P. Binder, »Henricus Lisbona und Martin Opitz«, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 215 (1987), 21–31. Lisabon war demnach ein Antwerpener Glaubensflüchtling in zweiter Generation, also selbst in Siebenbürgen geboren. Bereits sein Vater Gerard Lisabona war fürstlicher Kammergraf und Verwalter des ganzen Berg- und Münzwesens sowie Pächter der staatlichen Gold- und Silbergruben in und um Baia Mare. Als »geschickter Montanunternehmer« wurde er Teilhaber einer ganzen Reihe von Bergwerken und kam bis zu seinem Tod 1639 in Siebenbürgen zu immer mehr Einfluss, wurde nicht zuletzt Verwalter der politisch bedeutenden und über Jahrzehnte umkämpften Münzstätte in Baia Mare. Ob der in dem Freundschaftsgedicht von Opitz Angepriesene mit seinem Bergwerk wirklich als Asyl der deutsch-lateinischen Kultur fungiert hat, muss dagegen bezweifelt werden: Nicht nur waren die Bergleute ungarisch, auch von Lisabon selbst sind nur ungarische Schriftstücke überliefert. Das Siedlungsgebiet der Siebenbürger Sachsen scheint Opitz dagegen kaum gestreift zu haben.

war der hohe Stil des *genus grande* oder gar ein eigens eingeführtes *genus altissimus* zum poetischen Stilideal geworden.⁶⁰ Wenn im Pöbel in einer geradezu notorischen Repetition ein an der Erde kriechendes Volk gezeichnet wird, dann handelt es sich dabei nicht zuletzt um das konzeptuelle Gegenstück zur Sprache des Erhabenen. Die Topik von der Erhabenheit des Dichters wird hier allerdings auf den Protagonisten der Lobpreisung projiziert und mit dessen Fleiß assoziiert: Dichterische Inspiration und unternehmerische Tätigkeit finden zu einer Symbiose.

Wer genau demgegenüber die »schar des Pöfels« ist, lässt sich kaum sagen. Auffällig ist am Ende des Gedichts jedoch, dass von jenen Leuten, die im Bergwerk arbeiten, an keiner Stelle die Rede war. Tatsächlich waren in den Bergwerken von Zlatna keine Rumänen angestellt. Bethlen hatte im September 1621, also nicht einmal ein Jahr vor Opitz' Ankunft in Siebenbürgen, »mehrere hundert Bergleute samt Familien«⁶¹ aus Oberungarn angesiedelt. Diese Bergleute rekrutierte er aus der Gegend von Schemnitz (Banská Štiavnica) in der heutigen Slowakei sowie aus den Westkarpaten, dort waren es vor allem Wiedertäufer, sogenannte Habaner, größtenteils Handwerker, Töpfer und Tuchmacher, deren Umsiedlung Bethlens merkantilistischer Politik entsprach.⁶² Die Bergleute dürften über das Bergwerk anders gedacht haben. In Zeiten der Münzverschlechterung erschien vielen Zeitgenossen als goldenes Zeitalter eher die Zeit vor der Verwirrung um den Silbergehalt der Münzen. *Zlatna* überschreibt die Arbeit im Bergwerk mit dem Idyll eines natürlichen Reichtums und dem Glanz eines gleichermaßen poetischen und unternehmerischen Geistes. Die Vermutung, dass die Freundschaft mit Lisabon und das Gold seines Bergwerks angesichts der unzuverlässigen Lohnzahlungen und der fortschreitenden Inflation eine Verlockung darstellten, liegt nahe.⁶³ Dass Opitz für sich selbst womöglich ein rumänisches Feldleben mit Subsistenzwirtschaft wünschte,

60 In diesem Sinne findet sich die Abgrenzung zum Pöbel auch bei Jacob Masen, vgl. Ludwig Fischer, *Gebundene Rede. Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock in Deutschland*, Tübingen 1968, 52–61. Zur frühneuzeitlichen Rezeption des Erhabenen vgl. Caroline van Eck u. a. (Hg.), *Translations of the sublime: the early modern reception and dissemination of Longinus' ›Peri hupsous‹ in rhetoric, the visual arts, architecture and the theatre*, Leiden/Boston 2012.

61 Forster et al., »Henricus Lisabona und Martin Opitz«, 27.

62 Fritz Valjavec, *Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa, Band II: Reformation und Gegenreformation*, München 1955, 84 f.; sowie Gustav Gündisch, »Deutsche Bergwerks-siedlungen in dem siebenbürgischen Erzgebirge«, in: *Deutsche Forschung im Südosten*, Band I, Hermannstadt 1942, 73 ff.

63 Über die tatsächlichen Beweggründe, die Zlatna für Opitz zu einem so begehrenswerten Ort gemacht haben, lässt sich nur spekulieren. Jedenfalls gibt es auch Einschätzungen, die Opitz' eigenem Narrativ nicht folgen und die gesamte Zeit in Weißenburg als fruchtbar und

wie Marian Szyrocki zu erkennen meinte,⁶⁴ widerspricht jedenfalls nicht der Tatsache, dass er sich in poetischer Form ökonomischen Prozessen unterwarf, die ein solches Leben immer unwahrscheinlicher machten.

Noch viel unmittelbarer wird das in Bezug auf einen anderen Gönner des Schlesischen Dichters deutlich, den herzoglich liegnitzischen Kammerrat und Münzmeister Marcus Teubner (1582–1628). Opitz schrieb ein Gedicht auf die Adoptivtochter Teubners, das leider verloren gegangen ist. Teubner selbst widmet er das kurze Gedicht *Lob des Feldlebens* (1623), das inhaltlich direkt an *Zlatna* anschließt. Gleich zu Beginn führt der Text die Gegenüberstellung von müßigem Landleben und sündhafter Stadt aus *Zlatna* fort:

Wol dem / vnd mehr als wol / der weit vom streit vnd Kriegen /
Von Sorgen / Müh vnd Angst / sein Vätergut kan pflügen /
Lebt sicher vnd in ruh / noch wie die alte Welt /
Bey deß Saturni zeit / vnd pflügt sein kleines Feldt.
Spant Roß vnd Ochsen für / darff seinen sin nit krencken /
Mit armer schweiß vnd blut / weiß nichts von wechselbencken /
Von Wucher vnd Finantz / ist alles kummers frey /
Daß nit sein hab vnd gutt im Meer ertruncken sey.⁶⁵

Während die Feldarbeit hier nicht Anstrengung, sondern Erholung bedeutet, wird der Topos von der Armen »schweiß vnd blut« – darin besteht die erstaunliche Inversion – ohne jede Ironie mit der Arbeit für »Wucher vnd Finantz« verknüpft. Es ist bezeichnend, dass Opitz das schon früher entstandene Gedicht, das sich in großer Ferne zur Finanz imaginiert, ausgerechnet Teubner widmet.⁶⁶ Als Münzmeister war Teubner in die Kipper- und Wipperkrise vollauf involviert und geriet dabei sogar in Konflikt mit dem ominösen Pöbel: In Friedensburgs *Schlesiens neuere Münzgeschichte* heißt es 1899: »Der breslauer Pöbel aber machte sich das Vergnügen, die Namen von 27 Personen, die er hauptsächlich als bei der Kipperei bethei-

angenehm charakterisieren, sowie sein Verhältnis zu Bethlen und zum Hof als freundschaftlich. Vgl. Maner, »Opitz in Siebenbürgen«, 159–162.

64 Vgl. Marian Szyrocki, *Martin Opitz*, 2. überarbeitete Aufl., München 1974, 53.

65 Martin Opitz, »Lob des Feldlebens«, in: ders., *Gesammelte Werke: kritische Ausgabe*, hg. von George Schulz-Behrend, Bd. 2.1, Stuttgart 1978, 106–118, hier: 112.

66 In der Widmung gibt Opitz sein Gedicht als wiedergefundenes Schulgedicht aus, und tatsächlich ist es wohl schon 1619 oder 1620 entstanden. Opitz widmet es Teubner als Studienförderer, denn er weiß, »wie ein grosses zuneigen Er zu denjenigen / welche jhres studierens halben jm anbefohlen werden / treget / vnd wie er auch alle gelegenheit in acht nimpt / jhnen bestes vermögens auffzuhelffen vnd Vorschub zu thun.« Opitz, »Lob des Feldlebens«, 111.

ligt ansah, an den Galgen zu schlagen.«⁶⁷ Unter diesen Namen findet sich der schon erwähnte Balthasar Zwirner, der bereits 1624 in Wien inhaftiert wurde, seit 1625 jedoch wieder auf freiem Fuß war und ab 1627 in dänischen Diensten weiterarbeitete. Neben diesem findet sich auf der Liste aber auch der Name »Markus Täubner«. Teubner war während der Krise von 1620–1622 Münzmeister in Haynau gewesen, beim Liegnitzer Fürsten Georg Rudolf, an dessen Hof sich Opitz selbst noch 1621 aufgehalten hatte.

Opitz war also nicht nur mittelbar über die Erfahrung der Unsicherheit seines eigenen Solds, sondern über seine schlesischen Gönner auch ganz direkt mit der Kipper-Problematik verbunden und auf das durch die Geldverschlechterung gewonnene Geld angewiesen. Im Übrigen verstand es sich gerade in Schlesien bei aller literarischen Tradition keineswegs von selbst, das mühevollen Land- und Bergwerksleben als Idylle im Sinne des *laus-ruris*-Topos zu konzipieren. Schließlich war Schlesien im 16. Jahrhundert zu einem der Geburtsorte des industriellen Bergbaus in Europa geworden. In den Tarnowitzer Bergen (*Tarnowskie Gory*), die später auch zum industriellen Zentrum Preußens werden sollten, wurde der größte Silberbergbau im Reich betrieben. Gleichzeitig aber gab es in verschiedenen Teilen Schlesiens nicht nur nach wie vor zahlreiche Bauernaufstände, sondern bereits seit Jahrzehnten auch Rebellionen der Bergleute, der sogenannten Hauer.⁶⁸ Dieser Kampf war ein anderer als der Krieg, welcher durch das Streben nach Unabhängigkeit der protestantischen Stände oder durch die Einheit des Reiches legitimiert wurde und 1617 begonnen hatte. Der transnationale Kampf eines politökonomischen Milieus der ›Finanz‹ gegen ›das Armut‹ fand im Innern der einzelnen Fürstentümer statt und ähnelte sich über die verschiedenen Territorien hinweg. Ihm galt in der Kipper- und Wipperkrise die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und er begrenzte die materiellen und ideellen Spielräume, in denen die humanistische Dichtungsreform Gestalt annahm.

67 Friedensburg, *Münzgeschichte*, 49, 129 f.

68 Tausende von Schächten um Tarnowskye Gory zogen im 16. Jahrhundert neben schlesischen auch polnische, ungarische und deutsche Arbeiter an. Die zahlreichen Proteste und Streiks wurden unter anderem von Wiedertäufern angeführt. Vgl. dazu auch den Film *Rebellisches Schlesien. Geschichte über die sozialen Kämpfe in Oberschlesien* (2016, Regie: Dariusz Zalega).

2 Pöbel und Poet: Die Ökonomisierung poetischer Gelehrsamkeit

Die zahllosen barocken Poetiken, die im deutschen Sprachraum an das *Buch von der Deutschen Poeterey* anknüpfen,⁶⁹ bilden im 17. Jahrhundert selbst eine eigene Textsorte, mit regelhaftem Aufbau und konventionellen *loci communes*.⁷⁰ Die Abgrenzung vom Pöbel wird dabei zu einem immer beliebteren Gemeinplatz und sie beschränkt sich keinesfalls auf die Legitimation der Dichtung in Paratexten, sondern breitet sich auf sämtlichen Ebenen der Poetik aus: Der Pöbel ist nicht mehr nur auf der Seite der Rezeption anzutreffen, er erscheint auch als schlechte Form der Dichtung, und zwar im Rahmen der Horazischen Formel des »aut prodesse aut delectare volunt poetae«⁷¹ auf beiden Seiten des vermeintlichen Gegensatzes von Belehrung und Unterhaltung. Als Urheber verschiedener niedriger Kunstformen unterläuft er einerseits den an die Dichtkunst gerichteten didaktischen Erwartungsdruck. Andererseits werden als Pöbel auch jene Poeten verunglimpft, die auf allzu triviale Weise unterrichten und belehren wollen. Dabei wird der Pöbel etwa auf der Ebene der Stillehre zum Gegenstand, wenn gesellschaftliche Hierarchien verhandelt werden, und zwar sowohl bei der Dreistillehre um die *genera dicendi* (im *genus humile*), als auch bezüglich der sozialen Angemessenheitsgebote von *aptum* bzw. *decorum*. Aber auch die für die Entregelung des Systems zuständigen Kategorien wie das *ingenium* oder der *furor poeticus*, die das Moment poetischer Inspiration betonen, Einlassräume für die platonische *enthusiasmus*-Lehre schaffen und so dazu beitragen, die anthropologische Wende der Poetik im 18. Jahrhundert vorzubereiten, greifen regelmäßig auf den Exklusions-Topos des Pöbels zurück. Schließlich spielt der Pöbel auch im Streit um den Fiktionsbegriff eine Rolle, im Konkurrenzverhältnis von augustinischer Fiktionssepsis und aristotelischer Mimesis.

69 Von vielen anderen herauszuheben wären insbesondere die Poetiken von August Buchner (*Anleitung zur Deutschen Poeterey*, 1665), Albrecht Christian Roth (*Vollständige Deutsche Poesie*, 1698) und Daniel Georg Morhof (*Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie*, 1682). Ich konzentriere mich im Folgenden auf Georg Philipp Harsdörffers *Poetischen Trichter* (1647–1653) und Sigmund von Birkens *Rede-Bind und Dicht-Kunst* (1679).

70 Für den Aufbau der Poetiken bildet sich ein dreigliedriges Schema heraus: Während sich im *Exordium* apologetische Topoi mit einem literaturhistorischen Abriss verbinden, wird im zweiten Schritt die eigentliche Verslehre entfaltet, während im dritten Teil entlang des rhetorischen Arbeitsphasenschemas (*inventio, dispositio, eclocutio*) Anmerkungen zu Stoffauswahl, Gattungstheorie und Stillehre die Poetiken komplettieren. Vgl. dazu Stöckmann, *Vor der Literatur*, 66 f.

71 Horaz, *Ars Poetica*, V, 333.

sis.⁷² Wie aber ist diese Omnipräsenz des Pöbel-Begriffs in den Poetiken des Barock historisch zu bewerten? Handelt es sich um Reste einer ständischen Semantik, die allmählich verschwinden, oder um ein Phänomen des Übergangs zu einer modernen, funktional ausdifferenzierten, kapitalorientierten und vertikal durchlässigen Gesellschaft? Im Hinblick auf die mit dem Pöbel verbundene Dialektik von Inklusion und Exklusion, jedoch in Abgrenzung zu systemtheoretischen Modernisierungsnarrativen soll die Frage nach der historischen Funktion des poetologischen Pöbels im Folgenden in zweierlei Hinsicht beantwortet werden: Zunächst wird am Beispiel Georg Philipp Harsdörffers noch einmal die Präsenz des politischen Pöbels im poetologischen Begriff aufgezeigt, wobei die Verbindung des Pöbel-Topos zur mythologischen Figur der Hydra ebenso zur Sprache kommt wie die unentschiedene Frage nach der Legitimität von Leibeigenschaft. Sodann werde ich am Beispiel Sigmund von Birkens der These nachgehen, dass sich in der Polemik gegen den Pöbel der Ökonomisierungsprozess dokumentiert, dem literarische Autorschaft selbst zunehmend unterworfen ist.

Normativität der Reformpoetik

Einen prägnanten Eindruck davon, wie selbstverständlich die Verachtung des Pöbels gegen Ende des 17. Jahrhunderts bereits geworden ist, vermittelt Kaspar Stieler *Dichtkunst des Spaten* (1685). In einer Zeit, in der längst spröde enzyklopädische Anleitungspoetiken vorherrschen, ist Stieler *Spaten* nun selbst in Alexandrinern paarweise gereimt und stellt damit implizit den kunstvoll-spielerischen Aspekt der Poetiken zur Schau:

[...] Dort rast man wie die tolln, /
hier steht man arm und bloß, ist unfruchtbar und stumm,
vernimmt sich selber nicht, bleibt mit dem Leser stumm,
Kreucht auf der Erden hin, die Sprach ist hart und schwächlich,
und, wo sie leutern soll, hinkt Wort und Sinn gebrechlich. [...]

Drum müßen Alltagssachen,
samt aller Niedrigkeit, sich weit von dannen machen.

72 Vgl. dazu die Ausführungen zum Roman am Ende dieses Kapitels. Zur Stillehre vgl. grundlegend Dyck, *Ticht-Kunst*, 66–113; Barner, *Barockrhetorik*, 135–238; zur Rezeption von *enthusiasmos* und *mimesis* vgl. Wels, *Der Begriff der Dichtung*; zum Fiktionsbegriff Knappe, *Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300–1700*, 96–101; insgesamt auch Stockhorst, *Reformpoetik*.

Die Dichtkunst wird nun stolz, sie fordert Gold und Seid',
auch, wenn sie traur legt an: Ein neues Modekleid /
trägt sie sogar daheim. Ihr Schlaf- und Werkgeräthe /
verschmäh't ein Lumpenzeug, mit einer Pöfelnähte.⁷³

Auch Stieler lässt es sich nicht entgehen, die an der Erde Kriechenden zu ridiculisieren. Der Neologismus »Pöfelnähte«, den die Poetik Stielers bei dieser Gelegenheit bildet, erinnert nicht nur an die etymologische Nähe von Textil und Textur und mit ihr daran, dass Dichtkunst sich im Barock ausschließlich als Verskunst verstand. Die eigenartige Wortbildung zeugt implizit auch von der Selbstverständlichkeit, mit welcher der Pöbel mehrere Generationen lang verspottet wurde. Während »Alltagsachen« nicht Gegenstand der Poesie sein sollten, war der Spott über den Pöbel für die Poetiken alltäglich geworden. Der Pöbel wurde zur Projektionsfläche all dessen, was Dichtkunst nicht sein durfte. In diesem Sinne kann er zuallererst als Indiz für die Normativität der Norm- oder Regelpoetik gelten.

Beobachtet man diese Normativität der Poetik am Leitfaden des ›Pöbels‹, so lässt sich der Prozess der poetologischen Reform jedoch nur schwer als schrittweise Emanzipation von einem engen Regelkorsett darstellen. Von Opitz bis Gottsched lässt sich vielmehr eine kontinuierliche Steigerung oder Intensivierung von Normativität beobachten. Um diese wachsende Ubiquität des Pöbel-Topos zu erklären, bieten sich einige Modelle der neueren Forschung an. Weil man das, was traditionell Regelpoetik genannt wurde, in seinem normativen Charakter oftmals überschätzt hat, wurden in den letzten Jahren die Momente der Diversität, der Abweichung und der poetischen Lizenz betont.⁷⁴ Theorie und Praxis stehen dabei in einem komplexeren Verhältnis: Während sich die Poetik einer strengen rhetorischen Reglementierung sowie einer moralisch-theologischen Bindung unterwarf, wurden die Grenzen des Erlaubten von der literarischen Praxis dann teilweise einfach ignoriert oder schrittweise ausgeweitet.⁷⁵ Systemtheoretisch

73 Kaspar Stieler, *Die Dichtkunst des Spaten 1685*, hg. von Herbert Zeman, Wien 1975, 19, 22.

74 Vgl. Jörg Wesche, *Literarische Diversität. Abweichungen, Lizenzen und Spielräume in der deutschen Poesie und Poetik der Barockzeit*, Tübingen 2004; Winfried Barner, »Spielräume. Was Poetik und Rhetorik nicht lehren«, in: Hartmut Laufhütte (Hg.), *Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit. Teil I*, Wiesbaden 2009, 33–67; in etwas anderer Perspektive auch Andreas Härter, *Digressionen. Studien zum Verhältnis von Ordnung und Abweichung in Rhetorik und Poetik. Quintilian – Opitz – Gottsched – Friedrich Schlegel*, München 2000.

75 Hierzu etwa Volkhard Wels, »Gelegenheitsdichtung: – Probleme und Perspektiven ihrer Erforschung. Einleitung«, in: Andreas Keller u. a. (Hg.), *Theorie und Praxis der Casualdichtung in der Frühen Neuzeit*, Amsterdam 2010, 9–33, hier: 12; sowie Stockhorst, *Reformpoetik*. Stockhorsts an juristischer Systematik orientierte Gliederung von Phänomenen in die Kategorien

fundiert wurde diese Perspektive von Ingo Stöckmann. Stöckmann zufolge besteht die genuine Leistung der Barockpoetik gerade in der Einarbeitung der stratifikatorischen Semantik (oben/unten) in die Rede über Literatur. In Abgrenzung zu herkömmlichen Sozialgeschichten betont dieser Ansatz die »genuin semantische Leistung der poetologischen Reflexionen«. Zentrales Beispiel für diese Einarbeitung der ständischen Semantik ist für Stöckmann ausgerechnet die Pöbel-Semantik.⁷⁶ Die stratifikatorische Neustrukturierung des gesamten semantischen Apparats habe dazu beigetragen, den Gelehrten Diskurs mit der »Nobilitierungssemantik der stratifizierten Oberschichten« zu verschmelzen. Die Barockpoetik habe einen »verfahrensbezogenen Code« (regelgerecht/nicht-regelgerecht) ausdifferenziert und sich dabei durch »Rückkopplungen an stratifizierte Semantiken« (gelehrt, vornehm) »im sozialen Differenzierungstyp abgesichert«. Diese Arbeit habe »Leistungsanschlüsse« und letztlich den »evolutionären Erfolg« des poetologischen Paradigmas innerhalb der *septem artes liberales* ermöglicht. All das wiederum habe in der Konsequenz der Selbstständigkeit der gelehrten Schichten gedient und der »Emanzipation vom Hof Vor-schub geleistet«.⁷⁷

Diese Analyse leuchtet prinzipiell ein und erweist sich gerade im Hinblick auf den Pöbel als zielführend. Wie bereits bei Opitz gezeigt wurde, handelt es sich bei den Poetiken prinzipiell um eine apologetische Textsorte, die um Legitimation ringt und sich deshalb in der Mimikry an einen aristokratischen Diskurs übt. Allerdings wäre zu bedenken, dass Stöckmann falsch liegt, wenn er die Schimpfrede, die den Pöbel betrifft, als allgemeine und politisch neutrale, ständische bzw. »stratifikatorische« Semantik wertet. Wie bereits gezeigt wurde, konkurrierte die Pöbel-Semantik mit einer affirmativen Semantik des »Gemeinen«. Tatsächlich enthält Stöckmanns Vokabular eine Reihe von Unschärfen, die es verhindern, den historischen Prozess in seiner Komplexität zu beschreiben. Insbesondere das systemtheoretische Verständnis der »stratifikatorischen Gesellschaft«,⁷⁸ das alle

intra legem, extra legem und contra legem suggeriert jedoch selbst die besondere Geltung und Bedeutung eines normativen Denkens.

76 Vgl. Stöckmann, *Vor der Literatur*, 122 f.

77 Das »legitimatorische Band«, so Stöckmann weiter, sei dann später von Kant endgültig »aufgelöst« worden. Stöckmann, *Vor der Literatur*, 122–133.

78 Auch für die ältere Systemtheorie gilt, dass »in einer hierarchisch organisierten Kultur die Interaktion der Oberschichten die ganze Gesellschaft repräsentiert«, Dietrich Schwanitz, *Systemtheorie und Literatur*, Opladen 1990, 121, zitiert nach Fulda, *Schau-Spiele des Geldes*, 40. Zu einer Kritik der Theorie vom Übergang von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung, die sowohl beim Ausgangs- als auch beim Zielwert allen empirischen Befunden widerspricht, vgl. auch Bosse, »Gelehrte und Gebildete«.

Formen der Vergemeinschaftung von der Antike bis in die Frühe Neuzeit in einem einzigen Typ zusammenfasst, bleibt äußerst schematisch und bietet keinen Mehrwert gegenüber dem gängigen Begriff der ständischen Gesellschaft.

Die Idee des Ständischen wiederum wird oft mit einer statischen Welt assoziiert. Eine Analyse der Semantik des Ständischen müsste jedoch bemerken, dass die ständischen Modelle sich nur teilweise mit der historischen Wirklichkeit überschneiden haben. In den Ständemodellen der Frühen Neuzeit ist im Wesentlichen der Versuch einer symbolischen Einfassung des Sozialen zu erkennen, die allerdings ganz unterschiedlich ausfallen konnte. So ist etwa die Idee der Berufsstände mit den dreigliedrigen Ständemodellen kaum vereinbar.⁷⁹ Unterschiedliche Gesellschaftsauffassungen konkurrierten dabei miteinander und gerade das 17. Jahrhundert wird von Historikern heute als äußerst mobil, dynamisch und konfliktreich beschrieben.⁸⁰ Systemtheoretische Forschung zur Frühen Neuzeit hat denn auch nicht den Gegensatz von stratifikatorischer und ausdifferenzierter Gesellschaft, sondern die Differenz von Anwesenheit und Abwesenheit bzw. Interaktion und Kommunikation als Ausgangspunkt gewählt.⁸¹ Zu erwähnen wäre auch, dass Niklas Luhmann selbst mit der Meta-Unterscheidung Inklusion/Exklusion die Notwendigkeit einer

79 Man denke etwa an die Idee des Ständischen von zünftischer Seite, als Idee der Berufsstände, wie im Ständebuch von Hans Sachs, das nicht weniger als 114 Stände erfasst, vgl. Hans Sachs, *Eygentliche Beschreibung aller Stände* [...], Frankfurt a. M. 1568. Ganz anders dagegen die staatsrechtliche und feudale Konzeption von drei Geburtsständen (Geistliche, Adel, Bürger und Bauern). Spätestens im 17. Jahrhundert ist eine Proliferation von Ständemodellen zu beobachten: ob als Dreierformeln (»Lehrstand, Wehrstand, Nährstand«), mit vier Funktionsbereichen (etwa: *res publica politica*, *res publica literaria*, *ecclesia* und *status domesticus/oeconomicus*) oder auch genealogische Gliederungen (adlige, bürgerliche, bäuerliche und unehrliche Abkunft). Gerade die Stärke des Standesbegriffs, so Heinrich Bosse, führte diesen an eine Grenze, da immer mehr Stände aufgenommen wurden, sodass man schließlich »im 18. Jahrhundert zu keiner rechten Übersicht mehr gelangte«, vgl. Bosse, »Gelehrte und Gebildete«, 336. Die vermeintliche Universalität des *ordo*-Gedankens, wie von Erich Trunz für den Späthumanismus dargestellt, auf den die Forschung seitdem Bezug nimmt, sollte deshalb nicht darüber hinwegtäuschen, dass die bestehende Gesellschaftsordnung Gegenstand beständiger Aushandlungen gewesen ist, vgl. Erich Trunz, »Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur«, in: Richard Alewyn (Hg.), *Deutsche Barockforschung. Dokumentation einer Epoche*, Köln/Berlin ²1966, 147–182.

80 Vgl. exemplarisch Jürgen Schlumbohm, *Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuersleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650–1860*, 2. durchges. Aufl., Göttingen 1997.

81 Rudolf Schlögl, *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz 2015.

Revision seiner früheren Erzählung von der Ausdifferenzierung zugestanden hat, weil diese auf der irrtümlichen Annahme einer Vollinklusion aller beruhte. Betont werden müsste stattdessen die besondere Rolle der Ökonomie im Prozess gesellschaftlicher Modernisierung. Sie ist der Motor formaler Inklusion, zugleich aber gleichgültig gegenüber den Gefahren faktischer Exklusion.⁸²

Stöckmanns auf Ausdifferenzierung zusteuernde Analyse bleibt letztlich der teleologischen Tendenz der älteren Sozialgeschichte treu, die ihr Augenmerk stets auf die Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft gelegt und hierzu vermeintlich Unpassendes ausgeblendet hat. Auch in Stöckmanns Argument ist die Barockpoetik vor allem dort von Interesse, wo sie als Präludium der Autonomieästhetik und damit als Bestandteil einer Genealogie der bürgerlichen Gesellschaft verstanden werden kann. Zu betonen ist stattdessen, dass die Polemik gegen den Pöbel mit der Ausdifferenzierung der Systeme sich nicht erübrigt hatte, sondern vielmehr erst wirklich zum Problem wurde. Eine systemtheoretische Terminologie, die hauptsächlich an evolutionären Leistungen interessiert ist, verliert in diesem Zusammenhang leicht die destruktiven Momente solcher Modernisierung aus dem Blick, die sich aber gerade am Pöbel zur Darstellung bringen. Demgegenüber schlage ich vor, für eine umkämpfte Sprach- und Sozialfigur zu sensibilisieren, die nicht selten soziale Konflikte bzw. den Widerstreit antagonistischer Publika signalisiert und dabei unter anderem ein Element der politischen Zurechtweisung jener ist, die ihren sozialen Platz verlassen oder ihre Stimme zu Unrecht erhoben haben.

Statt jedoch die großen Erzählungen gegenüber der konkreten Analyse zu privilegieren, will ich im Folgenden zunächst am Beispiel von Georg Philipp Harsdörffers *Poetischem Trichter* (1647–1653) zeigen, dass die Polemik gegen den Pöbel als Korrektur gegenüber einer eigentlich inklusiven Tendenz zu begreifen ist, als deren Medium hier die deutsche Sprache erscheint. Nur weil diese Inklusion in letzter Konsequenz der Legitimation der deutschsprachigen Poetik zuwiderläuft, muss sich Harsdörffer umso heftiger korrigieren. Sichtbar wird dabei nicht zuletzt, inwiefern sich die literarische Polemik im 17. Jahrhundert in unmittelbarer Nachbarschaft zur politischen Bekämpfung des Pöbels befindet. Das Beispiel Sigmund von Birkens soll im Anschluss zeigen, dass die Ökonomisierung der poetischen Gelehrsamkeit zunehmend zum ambivalenten Motor der Inklusion wird. Die dabei entstehenden Widersprüche, die sich in der Pöbel-Polemik

82 Vgl. zur Kritik Luhmanns hier Frank Ruda, »Alles verpöbelt sich zusehends! Namenlosigkeit und generische Inklusion«, in: *Soziale Systeme* 14/2 (2008), 210–228.

symptomatisch zeigen, lassen sich mit Pierre Bourdieus Theorie des literarischen Feldes adäquat beschreiben. Als Pöbel wird eine sich verkaufende Form der Dichtung verunglimpft. Im Kampf um ihr symbolisches Kapital beschreibt der Diskurs der Poetik die unerwünschte Ökonomisierung der Dichtung. Im Spiegel des Pöbels erblickt die Dichtung sich selbst.

Georg Philipp Harsdörffer: Poesie als Training der Muttersprache

Georg Philipp Harsdörffers (1607–1658) offenkundig auch etwas ironisch betitelter *Poetischer Trichter / Die teutsche Dicht- und Reimkunst / ohne Behuf der Lateinischen Sprache / in VI. Stunden einzugiessen* (1647–53) ist als Hilfestellung zum Dichten für einen fiktiven Jedermann konzipiert. Sein Programm stellt insofern radikal auf die Überwindung sozialer Distinktion ab. Der Adressat seiner Poetik ist dabei in mehrfacher Hinsicht der gemeine Mann: So rechtfertigt er das Schreiben von Gedichten in deutscher Sprache damit, dass auch »der gemeine Man [...] vielersprießlichern Nutzen von dem Teutschen Singen« habe, welches neben dem »Lateinische[n] Singen in unsrer Kirche« üblich geworden sei. (PT I, Vorrede, § 10). Diese Orientierung auf das Gemeine gilt nicht nur, wie hier, für das geistliche Lied. Der »gemeine Mann« war bereits seit den ersten Jahrzehnten des Buchdrucks ein wichtiger Adressat früher Drucke und schloss einen »breit gefächerten, nicht ständisch eingeschränkten Rezipientenkreis« ein.⁸³ Harsdörffer knüpft an dieses Potential des Buchdrucks zur Integration des Publikums an. Der gemeine Mann tritt dabei einmal mehr nicht als Figur der mündlichen Kommunikation, sondern lediglich als lateinunkundiger Mann auf.⁸⁴

Harsdörffers *Poetischer Trichter* imaginiert den gemeinen Mann aber nicht nur als Hörer oder Leser, sondern potentiell auch als Dichter. Dies

83 So über das Publikum von Hans Sachs und gegen das Stereotyp des Handwerkerdichters Cornelia Epping-Jäger, *Die Inszenierung der Schrift. Der Literalisierungsprozeß und die Entstehungsgeschichte des Dramas*, Stuttgart 1996, 298–306, hier: 420. Mit Epping-Jäger ließe sich sagen, dass Harsdörffer hier, wie vor ihm in anderer Form Hans Sachs, Protagonist der »Hypoliteralität« einer Übergangskultur ist, in der sich literale Kompetenzen auf Latein verlagert haben, während sich die literalen Erzeugnisse gleichzeitig nach wie vor an der weiterhin bestehenden oralen Kultur orientieren, weil sie nur so das durch den Buchdruck entstandene Inklusionsversprechen einlösen können. Idealfall ist hierfür das Lied, weil Texten und Singen funktional in ihm aufeinander angewiesen sind.

84 So auch im medizinischen Sprachenstreit, vgl. Joachim Telle, »Arzneikunst und der »gemeine Mann«. Zum deutsch-lateinischen Sprachenstreit in der frühneuzeitlichen Medizin«, in: ders. (Hg.), *Pharmazie und der gemeine Mann. Hausarznei und Apotheke in deutschen Schriften der frühen Neuzeit*, Wolfenbüttel 1982, 43–48.

ist zumindest die Konsequenz der Vehemenz, mit der er die prinzipielle Erlernbarkeit der Dichtkunst betont:

Wie nun kein Acker so schlecht / und unartig zu finden / den man nicht durch Fleiß / und beharrliche Pflege / und Arbeit solte fruchtbar machen können: Also ist auch keiner so unreines Hirns / der nit durch Nachsinnen / auf vorher erlangte Anweisung / (welche gleichsam der Wuchersame ist /) eine gebundne Rede / oder ein Reimgedicht zusammenzubringen solte lernen können: jedoch einer viel glückseliger / als der andere. (PT I, Vorrede, §7)

Innerhalb der rhetorischen *ars/natura*-Differenz ist die Behauptung der totalen Erlernbarkeit der Dichtkunst ein Affront gegen die Idee der Inspiration, des poetischen Geists (*furor poeticus*) oder der natürlichen Begabung (*ingenium*), die den einen zum Dichter macht, den anderen nicht. Die natürliche Eignung kleidet Harsdörffer hier jedoch in eine Quintilianische Metaphorik, die in diesem Kontext eher kontraintuitiv wirkt: Auf einem fruchtbaren Boden wächst der Samen, wenn er von einem im Ackerbau geübten Bauern gesät wird. Das Versprechen des ersten Bandes des *Poetischen Trichters*, dass die Dichtkunst in nur sechs Stunden erlernbar sei, ist eine Polemik gegen alle elitäre Exklusivität humanistischer Gelehrsamkeit, die schließlich in jahrelanger Ausbildung bestand. Harsdörffers Werk hat in der Literaturgeschichte viel Spott für die angebliche Naivität einer solchen Rezeptur erfahren. Folgt man der Bildlichkeit des Titeltupfers, so wird die poetische Sprache hier als ein Weinstock begriffen, den man durch den Trichter der Poetik in Flaschen und Fässer gießt. Rückblickend wurde Harsdörffers *Poetischer Trichter* deshalb einem ›trivialen‹, nämlich an Belehrung interessierten Literaturbegriff zugeschlagen.⁸⁵ Dabei ist der sogenannte Nürnberger Trichter nur durch eine historische Bedeutungsverchiebung zum Symbol einer Lehrkunst geworden. Belehrt werden bei Harsdörffer nicht Hörer und Leser der Dichtkunst, sondern ihre Produzenten. Resultat ist das Gegenteil von Lateinunterricht, nämlich, »daß ein Gelehrter seine Muttersprache gründlich verstehe« (PT I, Vorrede, § 8) und auch von einem deutschen Gedicht urteilen könne. Deutsche Poetik statt lateinischer Gelehrsamkeit, so lautet das Programm.

85 Der Begriff des Trivialen leitet sich vom universitären *Trivium* (Rhetorik, Dialektik, Grammatik) ab. Zur Rezeptionsgeschichte des ›Nürnberger Trichters‹ vgl. Jörg-Ulrich Fehner, »Harsdörffers *Poetischer Trichter* als Poetik geistlicher Dichtung«, in: Italo Michele Battafarano (Hg.), *Georg Philipp Harsdörffer. Ein deutscher Dichter und europäischer Gelehrter*, Bern u. a. 1991, 143–163.

Auch Harsdörffers eigene literarische Produktion richtete sich programmatisch an »Gelehrte und Ungelehrte«.⁸⁶ Dabei bediente er sich verschiedener Kurzformen zwischen moralischem Exempel und literarischer Novelle, die für die Popularisierung von Wissen im Aufklärungsdiskurs des 18. Jahrhunderts prägend werden sollten.⁸⁷ So entsteht der für ihn typische Adressatenkreis: Nicht zwar die Ungebildeten, aber die Ungelehrten.⁸⁸ Der Orientierung des »Spielenden«, wie Harsdörffers Gesellschaftsname lautete, am *delectare* entspricht ein Verständnis von Literatur als Spiel und Übung, keineswegs als autoritäre Didaxe. Gerade bei Harsdörffer wird klar, dass die Regelerorientierung des Barock und seiner Poetik sich weniger aus normativer Strenge, sondern auch aus der Suche nach Spielregeln ergibt, welche Spielräume nicht begrenzen, sondern zuallererst eröffnen sollten.⁸⁹ Die Bedeutung kompilatorischer und kombinatorischer Verfahren ist dabei wichtiger, als der gelegentlich zur Schau gestellte normative Gestus.⁹⁰ Allgemeinverständlichkeit und Teilhabe sind bei Harsdörffer in fast allen seinen Schriften Programm,⁹¹ selbst in seinem Erbauungsschrifttum ist diese inklusive Bewegung, die Identifikation von Autor und Publikum als primäres Konstruktionsprinzip erkannt worden.⁹² Dieser undogmatischen Vielseitigkeit seiner literarischen Aktivität entsprechen auch seine

86 Diese Formulierung wird dann in der Aufklärung topisch. Hier betont Harsdörffer, dass seine *Frauenzimmer Gesprächsspiele* »Gelehrten und Ungelehrten / Hoch- und Geringsinnigen / Alten und Jungen / Mann- und Weibspersonen anständiges Belieben leisten möchten« (FG IV, 475).

87 Dazu Stefan Manns, *Grenzen des Erzählens. Konzeption und Struktur des Erzählens in Georg Philipp Harsdörffers Schauplätzen*, Berlin 2013; sowie Stefan Keppler-Tasaki/Ursula Kocher (Hg.), *Georg Philipp Harsdörffers Universalität. Beiträge zu einem uomo universale des Barock*, Berlin 2011; zum popularisierenden Element im Sinne der Maxime *variatio delectat* auch Christian Meierhofer, *Georg Philipp Harsdörffer*, Hannover 2014.

88 Vgl. Oliver Pfefferkorn, *Georg Philipp Harsdörffer: Studien zur Textdifferenzierung unter besonderer Berücksichtigung seines Erbauungsschrifttums*, Stuttgart 1991, 92–117.

89 Zur Bedeutung des Spiel-Begriffs im Barock vgl. Rosemarie Zeller, *Spiel und Konversation im Barock*, Berlin u. a. 1974; sowie Wesche, *Literarische Diversität*, 85–91.

90 Vgl. Jörg Jochen Berns, »Kompilation und Kombinatorik. Zusammenhänge und Grenzen von Harsdörffers naturwissenschaftlichen und ästhetischen Interessen«, in: Hans-Joachim Jakob/Hermann Korte (Hg.), *Harsdörffer-Studien. Mit einer Bibliographie der Forschungsliteratur von 1847 bis 2005*, Frankfurt a. M. u. a. 2006, 55–83; sowie Peter-André Alt, »Literarische Imagination als *ars combinatoria*. Zum Verhältnis von Bildpoetik, Fiktion und Epistemologie bei Harsdörffer«, in: Stefan Keppler-Tasaki/Ursula Kocher (Hg.), *Georg Philipp Harsdörffers Universalität. Beiträge zu einem uomo universale des Barock*, Berlin 2011, 23–39.

91 Vgl. auch Karl Helmer, *Weltordnung und Bildung. Versuch einer kosmologischen Grundlegung barocken Erziehungsdenkens bei Georg Philipp Harsdörffer*, Frankfurt a. M. 1982, 56 ff.

92 Vgl. auch Pfefferkorn, *Studien zur Textdifferenzierung*, 81 ff.

Bemerkungen zur Stillehre, die in der Orientierung auf das äußere *aptum* zwar der rhetorischen Norm entsprechen, als soziales Kriterium jedoch nicht den gesellschaftlichen Stand,⁹³ sondern den Bildungsstand wählen: »an gelehrte muß man gelehrt / an Ungelehrte schlecht / und leicht schreiben; massen niemand loben / oder hochhalten kan / daß was er nicht versteht / weil es ihm seine Unwissenheit vorruket« (FG VI, 580). Natürlich schreibt Harsdörffer selbst ohnehin nicht für den »Alltagsmann« (PT III, 18, § 23) und ist darum auch nicht gezwungen, »schlecht« und »leicht« zu schreiben. Insofern hatte auch Harsdörffer, wie die meisten Barockdichter, für die unterste Ebene der antiken Dreistillehre, für das *genus humile*, einen schwach ausgeprägten Sinn.⁹⁴ Trotzdem ist eine solche Stillehre undogmatisch, vielseitig und experimentell, während die unterschiedlichen Genera und Themen, die Harsdörffer bedient, sich an ein relativ breites Spektrum von Adressaten richten.

Die Dialektik von Inklusion und Exklusion

Dieser grundsätzlich inklusive Charakter von Harsdörffers Poetik droht jedoch, sich mit einer Vulgarität gemeinzumachen, deren Zurückweisung für das Selbstverständnis der barocken Dichtkunst allzu fundamental ist. Deshalb ergibt sich im Verlauf der Vorreden zu den drei Bänden des *Poetischen Trichters* ein immer größer werdendes Distinktionsproblem. Eigentlich lässt Harsdörffer schon in der Vorrede zum ersten Band keinen Zweifel an der fundamentalen Differenz zwischen den niederen Formen der Volkskunst und der neuen deutschsprachigen Kunstdichtung: »Zahnbrecher / Spruchsprecher / Farznarren und Possenreisser« zählt er nicht zu Poeten, »dessen Kunst ferne von deß Poevens Thorheit ist« (PT I, Vorrede, § 6). Harsdörffers Unterfangen ist also von Beginn an paradox, es richtet sich an den gemeinen Mann, aber gegen den Pöbel. In der Vorrede des zweiten Teils sieht er sich dazu gezwungen, dieses Urteil noch einmal aufzugreifen und zu verschärfen. Dafür wechselt er nun in eine fast zoologische Metaphorik:

Durch die Poeten aber verstehen wir nicht derselben unglückseligen Mißgeburten / deren in des Poetischen Trichters Vorrede § 6 gedacht worden, /

93 »Also bleibet es darbey: daß das Geistliche mit Geistlichen / das gemeine mit gemeinen Worten / das seltn und tiefsinnige mit seltnen und gleichfalls eingrifigen Worten sol ausgedet werden« (PT III, 25). Vgl. zur entsprechenden Passage bei Meyfart Peter Hess, *Poetik ohne Trichter. Harsdörffers »Dicht- und Reimkunst«*, Stuttgart 1986, 159.

94 Vgl. Hess, *Poetik ohne Trichter*, 154 f.

dann solche so wenig Poeten / als die ungestalten Affen Menschen / ob sie uns wohl unter allen Thieren am ähnlichsten sind. Wir verstehen auch nicht diejenigen, welche der löblichen Poeterey schändlichst mißbrauchen / und sich nicht scheuen / mit kitzlichen / schandbaren und unverantwortlichen Liedern und Gedichten die Jugend zu ärgern [...]. (PT II, Vorrede, §3).

Harsdörffer wählt zunehmend drastischere Bilder, um zu illustrieren, wie weit der Pöbel von der Poesie entfernt ist, und scheut nicht davor zurück, auch judenfeindliche Topoi aufzugreifen, wenn er im selben Zusammenhang von Leuten spricht, »welche gemeine Brunnen vergifften / oder andere mit der Pest anstecken« (PT II, Vorrede, §3). Auch im eigentlichen Haupttext kommt er nun auf den »Pövel« zu sprechen. An »den Verstand des gemeinen Pövels«, den er hier mit den »Ungelehrten« identifiziert, habe man sich »so wenig / als des Esels Anschreiben zu kehren«. (PT II, 3). Dass bei Harsdörffer das Selbstverständnis des Gelehrtenstands herausgefordert wird, kommt auch in der Wendung vom »ungewanderte[n] Pövel« (FG VI, 504) zum Ausdruck, der sich durch prahlerische Unbeholfenheit auszeichne. Die gelehrte Bildungsreise, die *peregrinatio academica*, unterscheidet demnach den Gelehrten vom Pöbel. Die Diffamierung des Pöbels ist dabei als Selbstverteidigung zu verstehen, als Reaktion und Rückzug gegenüber dem Pathos der Erlernbarkeit der Poesie, der eigentlichen Hauptthese des Buches. Es ist eben die drohende Ununterscheidbarkeit von Pöbel und Poet, die ihre Unterscheidung und sogar ihre krasse Entgegensetzung erst notwendig macht. Gerade das Streben nach Teilhabe vieler, erzeugt auf der anderen Seite jenen Gestus der Abwehr und Abgrenzung.

Der dritte Teil reflektiert diese Problematik noch einmal eingehender. Heftig beschimpft wird erneut der »Mißbrauch« der Dichtung etwa durch »Bu[h]llieder«. ⁹⁵ Klar wird nun aber auch, dass der Verlust der lateinischen Sprache als Distinktionskriterium schwer wiegt. Zur Aufgabe poetischer Erziehung wird es nun, innerhalb der Muttersprache »ein mehrers darin zu leisten als der gemeine Poevensmann zu thun pfliget« (PT III, Vorrede, v^r). Entscheidend ist also die Dialektik, die sich zwischen der Aufwertung des Gemeinen und der wiederhergestellten Distinktion vom Pöbel bei Harsdörffer ergibt: Die Erziehung möglichst vieler zur Abgrenzung vom Pöbel innerhalb der Muttersprache wird zur neuen Herausforderung der

95 Beim Buhllied handelt es sich um eine von den Meistersingern gepflegte Tradition des Liebeslieds und Frauenpreises, vgl. Julia-Maria Heinzmann, *Die Buhllieder des Hans Sachs. Form, Gehalt, Funktion und sozialhistorischer Ort*, Wiesbaden 2001.

Poetik. Nicht mehr derjenige ist Pöbel, der kein Latein kann, sondern derjenige, der mangelhaft Deutsch dichtet. Erst aus dieser Dialektik von Inklusion und Exklusion heraus kommt es zu jenem berühmten und besonders scharfen Urteil:

Die Ursache aber / warum bey dem Büffelhirnigen Pövel die tiefsinnig Poëterey in keine schätzbare Achtung gesetzet werden kan / ist diese / weil sie nicht wehrt halten können / was ihren Verstand weit übersteiget / und wie kein Ackersmann von der Schiffarth / kein Blinder von der Farbe / und kein Tauber vom Gesang / ein rechtmässiges Urtheil fällen kan; also kan auch keiner von dem Gedicht urtheilen / dessen Beschaffenheit er nicht weiß / nie gelernet hat / und wol nicht zu lernen begehret. (PT III, a ij^v)

Zwar wird auch hier noch an die prinzipielle Erlernbarkeit der Dichtung erinnert, Blindheit und Taubheit setzen diesem Lernen jedoch klare Grenzen. Stattdessen ist der Gegensatz von Pöbel und Poet nun zu einem quasi-ontologischen geworden, der Pöbel erscheint als Figur eines unbehebbar Mangels an Verstand, analog zu einer basalen sinnlichen Fähigkeit, die für das poetische Urteil unabdingbar ist. Dabei fügt sich der Gegensatz von Poesie und Pöbel in ein allgemeines Bild von Gesellschaft und Natur, die aus Antithesen aufgebaut ist und in der alles seine Ordnung hat. Aus dieser klaren Ordnung heraus fällt die Gegenüberstellung von Ackerbau und Seefahrt. Hatte die Vorrede zum ersten Teil des *Poetischen Trichters* noch mit ihrer Überblendung gearbeitet, so stehen sich Ackerbau und Dichtung nun unvermittelbar gegenüber. Doch auch hier – im Gegensatz von Land und Meer – wird die Tiefe und Unüberschreitbarkeit einer Differenz akzentuiert. Der Natur und Gesellschaft gleichermaßen umfassende *ordo*-Gedanke der ständischen Gesellschaft stellt sich erst jetzt, in der späten Selbstkorrektur, vollständig dar.⁹⁶ Der Pöbel ist eben kein traditioneller Ständebegriff und kein Element einer natürlich fundierten Sozialordnung, sondern die Emphase einer gerade nicht per se gegebenen Hierarchie und eines Konsenses der Distinktion, der immer wieder bekräftigt werden muss. Niemals war die Grenze zwischen Pöbel und Nicht-Pöbel klarer, doch jene zunehmende Naturalisierung und Ontologisierung innerhalb der drei Bände des *Poetischen Trichters* muss als Konsequenz eines prinzipiell inklusiven Ansatzes verstanden werden. Die Aggression, die dem Pöbel in den Barockpoetiken entgegenschlägt, ist Ausdruck einer akuten Diffusions- oder Entdifferenzierungsgefahr.

96 Vgl. in diesem Sinne bereits Borinski, *Poetik der Renaissance*, 192–247.

Der letzte, umfangreichste der drei Bände des *Poetischen Trichters* enthält ein Florilegium aus 539 alphabetisch geordneten Begriffen, auf die der poetische Produzent zurückgreifen mag, eine Sammlung von Topoi der Dichtungsgeschichte. Dabei verwundert es nicht, dass die poetische Blume »Poët/Poëterey« sich auch mit dem Pöbel auseinandersetzen muss, wobei Harsdörffer auf eine bekannte Phrase zurückgreift: Die Rede des Poeten nämlich »erhebt sich über die Alltagssprache / seine Nachsinnung ist von des Pövels Eitelkeit besondert und klebet nicht an der niedren Erden / sondern schwebet in den hochfreyen Lüfften« (PT III, 377). Während etwa der »Adel« den »Pöbel« trotz der opportunen Assonanz als Gegenbegriff nicht braucht (PT III, 119 f.), scheint die soziale und mentale Erhabenheit der Dichtung ohne Abgrenzung von der Niedrigkeit und Materialität des Pöbels gar nicht mehr darstellbar zu sein. Poet und Pöbel hingegen erweisen sich am Ende der drei Bände als zwei untrennbar miteinander verbundene Terme. In direkter Nachbarschaft zum Poet, nämlich im unmittelbar folgenden Lemma, findet sich dann auch der »Pövel« selbst, wobei es sich um eine ausschließlich politische Charakterisierung handelt:

Der Pövel ist dem Wasser gleich / das leichte Sachen trägt / die schweren bald zu Grunde leget / und trachtet wie es werde reich: ein jeder denkt auf seinen Nutz und nicht auf den gemeinen Schuz / die Schwind- und Schwindelsucht in deß Pövels Hirn u. der leichtgesinne, bald vekehrte / Wetterwendische / Windflüchtige / nichtige / untüchtige und unrichtige / fürwitzige / thörige PövelMann. Das Thier mit vielen Häubtern. Der selten / einige / gleichstimmende / Zankliebende / eigennutzige / Nahrungsliebende / rauhe / dumme Herr *Omnis* welcher bald das Hosiana / bald das kreuzige / kreuzige anstimet. / Das knörrig=rauhe Volk / deß halsstarrigen / unbeweglich bössen Rotten. / Wird verglichen mit dem baldveränderten Wasser / wie auch mit dem Camelten / welches allerley Farben an sich zu nehmen pflaget. (PT III, 378 f.)

Der Eintrag stellt eine Sammlung verschiedener Topoi dar, welche die Rede vom Pöbel in der Frühen Neuzeit prägen.⁹⁷ Indem der »PövelMann« von

97 So finden sich etwa in Meyfarts rhetorischer Blütenlese die Lemmata »Poeta« und »Populus, vulgus, plebs« in unmittelbarer Nähe zueinander. Meyfart stellte in seiner neulateinischen Anthologie Sätze aus Reden humanistischer Gelehrter zusammen. Das hier gesammelte Wissen vom Pöbel bildet also kein antikes, sondern ein frühneuzeitliches Archiv. Vgl. Johann Meyfart, *Mellificium Oratorium. In quo Tituli, Qui Videbantur Desiderari, suppletur, priores vero augentur*, Leipzig 1656 [Erstdruck 1628/33], 688–699. Vgl. auch Erich Trunz, *Johann Matthäus Meyfart. Theologe und Schriftsteller in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges*, München

Harsdörffer als »untüchtig« und »eigennützig« beschrieben wird, zeigt er sich als Figur der Auflösung von Gemeinsinn. Allerdings trifft ihn dieser Vorwurf der Eigennützigkeit nicht von der Seite des »gemeinen Mannes«, sondern aus einer aristokratischen Perspektive: Viele Attribute umkreisen eine Figur der *inconstantia* und damit ein Gegenbild zum neostoizistischen Ideal der Beständigkeit. Das Chamäleon des Pöbels erscheint demgegenüber als der Begriff gewordene Exzess von Leidenschaften.⁹⁸ In ähnlicher Form taucht der Wahn des »rasenden Pöbels« auch in anderen Kompilationen auf.⁹⁹ In der unsystematischen Assoziation von Leidenschaft und Eigennutz deutet sich bereits an, dass der Pöbel auch für die politische Ökonomie im 18. Jahrhundert eine interessante Figur werden wird. Charakteristisch für das 17. Jahrhundert ist hingegen insbesondere das in die Augen fallende Bild vom »Thier mit vielen Häubtern«, das einen Namen hat: Es ist die Hydra.

Herkules und die Hydra

Wie Marcus Rediker und Peter Linebaugh zeigen konnten, haben sich die Akteure des entstehenden Kapitalismus seit dem Anfang der englischen Kolonialexpansion zu Beginn des 17. Jahrhunderts im Zeichen von Herkules beschrieben.¹⁰⁰ In den zwölf Arbeiten des Herkules konnte sich nicht nur die neue Macht und Geschäftigkeit der Großkaufleute spiegeln, sondern vor allem die Notwendigkeit der brutalen Bekämpfung jeder Gegenwehr gegen die Durchsetzung dieser Wirtschaftsordnung: Die Tötung der neun-

1987, 185 ff. Zum *Poetischen Trichter* und weiteren poetischen Schatzkammern des 17. Jahrhunderts vgl. Ferdinand von Ingen, »Strukturierte Intertextualität. Poetische Schatzkammern und Verwandtes«, in: Wilhelm Kühlmann/Wolfgang Neuber (Hg.), *Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*, Frankfurt a. M. u. a. 1994, 279–308; sowie Conrad Wiedemann, »Vorspiel einer Anthologie. Konstruktivistische, repräsentative und anthologische Sammelformen in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts«, in: Joachim Bark/Dietger Pforte (Hg.), *Die deutschsprachige Anthologie. Band 2: Studien zu ihrer Geschichte und Wirkungsform*, Frankfurt a. M. 1969, 1–47.

98 Auch bei Stieler steht der Pöbel noch im Zeichen des Chamäleons, »Der Pöbel steckt voll Wandel / gleich dem Kameleon, ist schlimm in allem Handel, voll Untreu, Unverstand, undankbar, reich von Tück, / aufrührisch, Neurungs voll, dem nie ein Bubenstück / und Laster ist zugroß, faul, trotzig und verzaget, / nachdem der Glückswind weht, und er es blind hinwaget.« Stieler, *Dichtkunst des Spaten*, 39.

99 Vincentius Cisner, »Der rasende Pöbel«, in: ders., *Tugend-Kron / und Laster-Lohn [...]*, Frankfurt/Leipzig 1687, 59–94.

100 Linebaugh/Rediker, *Die vielköpfige Hydra*.

köpfigen Hydra, deren Häupter stets nachwachsen, die Herkules aber der Reihe nach ausbrennt, wurde zum Sinnbild der Niederschlagung von politischem Widerstand. Bei der Hydra handelt es sich, so Linebaugh und Rediker, um das neue transatlantische Proletariat, das sich aus vertriebenen Kleinbauern und Schuldknechten, weißen Galeerensträflingen und afrikanischen Sklaven zusammensetzte. Aus dieser bevölkerungsreichen, mobilen, sowohl benötigten als auch gefürchteten Gruppe heraus erhoben sich zwischen Virginia und Irland, in den Bahamas genauso wie auf den Cayman-Inseln in regelmäßigen Abständen Aufstände, gipfelnd in den revolutionären Bewegungen der 1640er Jahre, der Zeit des Englischen Bürgerkriegs, der in Deutschland auch darum so intensiv rezipiert wurde, weil die anhaltenden Verfassungskämpfe zwischen Fürsten und Landständen durchaus Parallelen zu der Situation in England aufwiesen.¹⁰¹ Die Entwicklung des Englischen Bürgerkriegs mit dem Sieg Cromwells und der Enteignung des irischen Grundbesitzes spitzte die Situation weiter zu und hatte auch auf die Situation in Kontinentaleuropa manifeste Auswirkungen: Ein Teil der in England heimatlos gewordenen Bevölkerung wurde gezwungen, in die Kolonien überzusiedeln, ein anderer schlug den kürzeren Weg in den Osten auf den Kontinent ein. Gerade die kreativen und gebildeten Teile der Hydra suchten den Weg in die europäische Kultur, in der Hoffnung, sich auf dem europäischen Unterhaltungsmarkt verkaufen zu können.¹⁰² Der am Existenzminimum lebende Unterhaltungssektor vermischte sich dabei sozial mit den anderen Wanderarbeitern des 17. Jahrhunderts: Zu Deserteuren aus den Söldnerarmeen des Dreißigjährigen Krieges, ländlichen Saison- und städtischen Lohnarbeitern und allen durch die Geldkrisen Verarmten gesellte sich nun ein wachsendes Schauspielerproletariat, das sich zugleich in besonderer Nähe zu medizinischen Laien befand. Die

101 Vgl. hierzu Günter Berghaus, *Die Aufnahme der englischen Revolution in Deutschland 1640–1649*. Band I: *Studien zur politischen Literatur und Publizistik im 17. Jahrhundert mit einer Bibliographie der Flugschriften*, Wiesbaden 1989, 78–105.

102 Der Englische Bürgerkrieg endete 1649 mit einer Restauration der bürgerlichen Klassen im Regime von Oliver Cromwell, der weitere koloniale Expansionen betrieb. Während des Bürgerkriegs war die Repression nicht nur durch immer neue Vagabundengesetze verstärkt worden, sondern 1642, also gleich zu Beginn, auch durch die Schließung der Londoner Theater. Im Deutschen Reich war seit dem Westfälischen Frieden von 1648 zumindest der Krieg beendet und es fanden sich in seinen verwüsteten Ländern mehr Spielräume und weniger Restriktionen. Vgl. insbesondere M. A. Katritzky, »English Troops in Early Modern Germany: The Women«, in: Robert Henke/Eric Nichelson (Hg.), *Transnational Exchange in Early Modern Theatre*, Aldershot 2008, 35–49; sowie dies., *Women, Medicine and Theatre 1500–1750: literary mountebanks and performing quacks*, Aldershot u. a. 2007, 255–267. Ausführlicher zum englischen Schauspiel in Kap. II.

verschiedenen Gruppen dieser Hydra unterschieden sich im Einzelnen kaum durch rechtliche Bindungen und ständische Partizipation. Gemeinsam bilden sie eine keineswegs kleine Masse von mobilen Armen, die kein Überbleibsel des mittelalterlichen ›fahrenden Volks‹ darstellte, sondern als Erscheinung jüngerer Entwicklungen begriffen werden kann: Der Einhegungen, des Kampfs gegen die Zünfte und nicht zuletzt des Übergangs der Armenfürsorge in die Hände staatlicher Strukturen, welche Bevölkerungspolitik, Regulierung des Arbeitsmarktes und Armenfürsorge miteinander verbanden.

Die Hydra ist also die Allegorie für die politische, ja die revolutionäre Seite des Pöbels. Gerade die Jahre, in denen der *Poetische Trichter* (1647–53) publiziert wird, sind von mehreren Revolten geprägt, die europaweit Aufsehen erregen. Zu nennen wäre insbesondere die Neapolitanische Revolte der ›Lazzaroni‹ um den Fischer Tommaso Aniello 1647,¹⁰³ aber auch der Schweizer Bauernkrieg 1653, der durch eine Devaluation eingeleitet wurde und mit den instabilen Verhältnissen des 17. Jahrhunderts in Bezug gesetzt werden muss.¹⁰⁴ Solche Ereignisse gehören fraglos zum impliziten Referenzrahmen von Harsdörffer, dessen akademische Lehrjahre ihn zwischen 1627 und 1632 durch England, Holland, Frankreich und Italien führten und der wie kaum ein anderer barocker Autor im Horizont einer europäischen Kultur schrieb. Aber dieser politische Pöbel ist zugleich der literarische, denn wenn Harsdörffer die schlechten Poeten »Storger, Zahnbrecher oder Quacksalber« schimpft und gegenüber der wahren »Arzneykunst« (s. o. PT III, a iij^v) abhebt, so entspricht dies den sozialen Tatsachen. Noch im 18. Jahrhundert waren einige der wichtigsten Schauspieler und Theaterprinzipale nebenberuflich Zahnärzte.¹⁰⁵

Harsdörffer ordnet den Pöbel nicht nur dieser revolutionären Hydra zu, auch über Herkules schreibt er explizit. Im fünften Teil der *Frauenzimmer Gesprächspiele* findet sich ein längerer Abgleich von christlichen Tugenden mit den heidnischen des Herkules, wobei die von Herkules im Kindesalter getöteten Schlangen als »das Müssig Seyn« gedeutet werden und der getötete Hirsch als die »flüchtige Zeit« (FG V, 61), die besser genutzt werden soll. Mit einem Schwein besiegt Herkules dem-

103 Die zehn Tage andauernde Revolte sorgte in ganz Europa für Schrecken und schlug sich einige Jahrzehnte später in Christian Weises *Trauer-Spiel von dem neapolitanischen Haupt-Rebellen Masaniello* (1682) auch im Deutschen dramatisch nieder.

104 Vgl. Andreas Suter, *Der Schweizerische Bauernkrieg von 1653. Politische Sozialgeschichte – Sozialgeschichte eines politischen Ereignisses*, Tübingen 1997.

105 Zum Zusammenhang von medizinischen Laien und europäischer Schauspielerei in der Frühen Neuzeit vgl. M. A. Katritzky, *Women, Medicine and Theatre*.

nach die Allegorie der »Wollust«, mit den Amazonen die »Bewegungen des Gemüthes«, den »Schwindel der Liebe« wie auch die »Flammen des Zorns« (FG V, 62). Schließlich darf natürlich auch das vielköpfige Ungeheuer nicht fehlen: »Hier überwindet er die grausame Wasserschlange des Gelt- und Ehrgeizes / so voll tödliches Giftes sich geschwülstig wider ihn gebrüset / und nach und nach neue Köpfe gewinnet« (FG V, 63 f.). Ein Übermaß von »Gelt- und Ehrgeiz«, von individueller Ambition, stellt das Gesellschaftsgebäude ebenso infrage wie eine politische Revolte. Mit der Hydra ist also jedes Aufbegehren gegen die ständische Ordnung und ihre Verteilung von Ehre und Geltung verbunden. Genau wie der Pöbel ist die Hydra damit kein Element einer ständischen Topik, sondern ihrer Transgression. Mit Pöbel und Hydra ist die Infragestellung der ständischen Gesellschaft verbunden oder des wie auch immer beschaffenen Status quo, sei es nun durch individuelle Ambitionen oder durch eine kollektive Erhebung.¹⁰⁶

Davon, um wen es sich bei der von Herkules getöteten Hydra unter anderem handeln könnte, vermitteln auch Harsdörffers Bemerkungen zur Leibeigenschaft einen Eindruck. Die Idee der Wiedereinführung der Leibeigenschaft bezeichnet er nämlich insgesamt als »gute[n] Fürschlag«. Er gibt zwar zu bedenken, dass sich gerade »frey geborne nicht zwingen lassen« werden, aber es gebe ja »vielerley arten der Leibeigenschaft«. Infrage kommen ihm zufolge folgende Personengruppen: »1. Die von Leibeigenen Eltern geboren / 2. Die in dem Krieg gefangen / 3. Denen wegen Mißhandlung Leben geschencket worden. 4. Die sich vor Alters selbst / ihre Schuldner zubezahlen verkauffen müssen.« Alle anderen könne man leider nicht zu Leibeigenen machen, da doch den christlichen Geboten zufolge »wir alle Brüder / und für GOTT keinen Unterschied der Personen haben«.¹⁰⁷ Ungeachtet dieses christlichen Bedenkens ist Leibeigenschaft für Harsdörffer also prinzipiell die wünschenswerte Idealform der Herrschafts- und Arbeitsorganisation.

106 Auch den ebenfalls mehrköpfigen Höllenhund Cerberus erwähnt Harsdörffer, und zwar als Allegorie »der Teuffischen Verleumdung / Schmah- und Afterreden« (FG V, 63 f.). Cerberus rückt damit in die Nähe des literarischen Pöbels. Er tritt in der Frühen Neuzeit nicht selten als Allegorie der Verleumdung oder Infamie auf, womöglich deshalb, weil die Richtstätte gleichzeitig die Grenze zum Totenreich wie den ultimativen Ort der Entehrung darstellte. Hydra und Cerberus bilden in diesem Sinne das monströse Paar aus politischer Revolte und polizeilicher Infamie. Vgl. auch die Vorrede zur *Ivstina Dietzin* in Kap. III.3 dieser Arbeit.

107 Georg Philipp Harsdörffer, »Ob die Leibeigenschaft wieder einzuführen?«, in: ders., *Delitiae philosophicae et mathematicae / der Philosophischen und Mathematischen Erquickstunden / Dritter Theil*, Neudruck der Ausgabe Nürnberg 1653, hg. von Jörg Jochen Berns, Frankfurt a. M. 1990, 636 f.

Man kann davon ausgehen, dass der Diffusionsbereich von kriminellem Untergrund und Unterhaltungssektor auch für Harsdörffer mehr als eine Figur politischer Lektüre oder eine abstrakte juristische Frage war. In Nürnberg, einem Verkehrs- und Nachrichtenzentrum des Alten Reichs, Knotenpunkt des sich ausdehnenden Handels genauso wie der frühneuzeitlichen Personenmobilität, waren die mobilen Armen verschiedenster Couleur ohnehin präsent. Harsdörffer saß selbst im Nürnberger Rat und wirkte an politischen Entscheidungen mit, etwa an der Erteilung von Spielerlaubnissen für Theatergruppen. Einige von ihnen, die keine Erlaubnis erhielten, »mußten ebenso rasch, wie sie gekommen waren, wieder Reißaus nehmen, mal auf der Flucht vor Gläubigern, mal vor den Polizeidienern des Rats«, denn »so mancher Prinzipal beendete sein Gastspiel mit einem Aufenthalt in den berüchtigten Lochgefängnissen«. ¹⁰⁸ Das zeigt noch einmal, dass zwischen der Hydra, die Gegenstand städtischer und staatlicher Sozialdisziplinierung war, und dem Schauspieler-Milieu keine prinzipielle Grenze verlief. Politischer und literarischer Pöbel waren in diesem Fall diesseits aller metaphorischen Übertragung de facto identisch. Harsdörffers Florilegium rechnet unter dem Lemma »Pövel« jedoch nur mit dem politischen Pöbel, während er im Lemma »Poët/Poëterey« gerade das Politische des Pöbels verschweigt. Diese gegenseitige Ignoranz von politischem und literarischem Pöbel trotz ihrer Kollokation, ihrer unmittelbaren diskursiven Nachbarschaft und unter Umständen ihrer historischen Identität ist nicht als Anzeichen früher Systemdifferenzierung zu verstehen, sondern als Notwendigkeit der Dissimulation einer de facto bestehenden Nähe. Die Berührung mit der sozialen Entbindung, die in Gestalt des Pöbels die gesellschaftliche Wirklichkeit prägt, ist nicht legitimierbar.

Zurecht hat man Harsdörffer eine gewisse »Gelehrtenfeindlichkeit« zugesprochen. ¹⁰⁹ Diese kommt in einer undogmatischen, in alle Richtungen experimentierenden Schriftstellerei zum Ausdruck, in einer mit dem Vulgären kokettierenden Poetik und einem spielerischen Umgang mit der Tradition. ¹¹⁰ Harsdörffers Gelehrtenfeindlichkeit läßt sich als Ausdruck seiner ideellen Orientierung an der italienischen Renaissance begreifen, der die Exklusivitätsansprüche der akademischen Gelehrten zuwider sein müssen. In Nürnberg war ein gewisser Antiintellektualismus sogar institutio-

¹⁰⁸ Markus Paul, *Reichsstadt und Schauspiel. Theatrale Kunst im Nürnberg des 17. Jahrhunderts*, Tübingen 2002, 161.

¹⁰⁹ Hess, *Poetik ohne Trichter*, 54.

¹¹⁰ Vgl. auch Jörg Robert, »Im Silberbergwerk der Tradition. Harsdörffers Nachahmungs- und Übersetzungstheorie«, in: Stefan Keppler-Tasaki/Ursula Kocher (Hg.), *Georg Philipp Harsdörffers Universalität. Beiträge zu einem uomo universale des Barock*, Berlin 2011, 1–23.

nell installiert: In der freien Reichsstadt durfte gemäß ihrer Verfassung kein Doktor im Rat sitzen. Harsdörffer hat wohl auch deshalb auf eine wissenschaftliche Karriere verzichtet. Als Ratsmitglied und Patrizier steht Harsdörffer einer aristokratischen Kultur und ihren höfischen Idealen näher als der Universität. Die Überschreitung der lateinischen Kultur zielte bei Harsdörffer auf die Inklusion der nicht-gelehrten Teile der aristokratischen Kultur, insbesondere von Frauen. Trotz alledem hat man zugleich von einer »Pöbelfeindlichkeit« Harsdörffers gesprochen.¹¹¹ Aus der patrizisch-humanistischen Perspektive Harsdörffers lässt sich spielerisch leicht für eine an den gemeinen Mann adressierte, humanistisch gedachte Universalität des Poetischen argumentieren und im nächsten Moment mit der Polemik gegen den Pöbel die unüberbrückbare ständische Kluft zwischen Oben und Unten beschwören. Weil die Sache der Dichtkunst für Harsdörffer jedoch nur ein Spiel unter mehreren ist und für ihn keine existenzielle Bedeutung besitzt, fällt die Pendelbewegung zwischen Inklusion und Exklusion gerade bei ihm so drastisch aus. Dass Pöbelfeindlichkeit und Gelehrtenfeindlichkeit dabei Hand in Hand gehen können, spricht umgekehrt allerdings für die Nähe von Pöbel und Gelehrten.

Sigmund von Birken

Die Nähe zwischen Pöbel und Gelehrten ist nicht nur eine soziale, die etwa in der Gefahr der Verarmung bestünde, sondern es handelt es sich um ein Problem der Form, nämlich der zunehmenden Warenförmigkeit der dichterischen Produktion. Dieses Problem wird von den Poetiken gerne mithilfe von Bettelei-Metaphern verhandelt. Bereits Opitz hatte im Vorwort seiner *Acht Bücher Deutscher Poematum* (1625) beklagt, dass aus den lateinischen Poeten über die Jahrhunderte »barbarische Reimemacher vnd Bettler« geworden seien.¹¹² Harsdörffer, der in die Problematik selbst kaum involviert war, hatte eher gelassen bedauert, dass »alle Künste ihre Liebhabere ernehren / die Poeterey aber lässet die jenigen / so sich auff selbe allein begeben / betteln gehen« (PT II, Vorrede, § 2). Bei Sigmund von Birken (1626–1681) entwickelt sich dieses Problem nun zu einer neuen Leitsemantik.

¹¹¹ Hess, *Poetik ohne Trichter*, 55. Vgl. auch Eberhard Zeiler, »Deutscher und aufrichtiger lieber Leser. Autor, Leser und Lesen des 17. Jahrhunderts im Kontext früher Rezeptions- und Wirkungsüberlegungen«, in: *German Studies in India* 5 (1981), 78–90, hier: 80.

¹¹² Martin Opitz, »Acht Bücher Deutscher Poematum« (1625), in: ders., *Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe*, Band II: Die Werke von 1621–1626, 2. Teil, hg. von George Schulz-Behrend, Stuttgart 1979, 538.

Während Birken in seiner bereits aristotelisch informierten¹¹³ *Teutschen Rede-bind und Dicht-Kunst / oder Kurze Anweisung zur Teutschen Poesy* (1679) jene Lügenvorwürfe, die an die Fiktionsproblematik geknüpft waren, zurückweist,¹¹⁴ muss er zugleich konzedieren, dass auch Gründe für die Anfeindungen bestünden, weil einige Poeten »Lügen-Schmiede« wären, ihre »Leich=Gedichte / meist LügenGedichte«, wodurch »die Laster mit Tugenden verschleyert und verkappet« (RBD, Vor-Rede, §17) würden. Wie Opitz, so macht also auch Birken die Kasualdichtung für den schlechten Ruf der Dichtkunst verantwortlich. Für Birken ist die Situation so skandalös, dass er für ihre Verursacher die härtesten Strafen vorsieht.

Daß aber mancher Landstreiner und Reimensudler / (welche nur der thume Pöbel für Poeten hält / und wird deswegen einen / der diesen Namen würdig führet / kein verständiger Man verachten) diese Musen zu Metzen machet / und die jedermann um schnödes Geld darbietet / das ist eine schändliche Bettelei: und solte man solche Gesellen / die der Edlen Kunst also ein Brandmal anbrennen / gleich andern Landbetrügnern / zur Stadt hinaus peitschen lassen. (RBD, Vor-Rede, §18)

Jene, welche die Dichtkunst unehrlich machen, ihr nämlich »ein Brandmal anbrennen«, sollen selbst als Unehrlliche disqualifiziert und wie Landstreicher behandelt werden.¹¹⁵ Dabei kommen bei Birken immer wieder die Archetypen polizeilicher Infamie zur Sprache, nämlich die Prostitution (»Musen zu Metzen machet«) und die »schändliche Bettelei«. Nun zeigt sich allerdings gerade in Bezug auf Birken wie sehr Kasualdichtung, mit dem Kürbis als ihrem Sinnbild,¹¹⁶ geradezu als das Zentrum der literarischen Kultur des Barock fungierte und für die meisten Autoren unverzichtbar war.¹¹⁷

113 Zur Aufwertung der Fiktion über die Rezeption der aristotelischen *mimesis* vgl. Wels, *Begriff der Dichtung*.

114 RBD, Vor-Rede, §16. Auch hier besteht allerdings eine strukturelle Analogie zwischen Fiktion bzw. Simulation und Bettelei, auf die im Kontext des Pikaroromans noch einzugehen ist. Zu diesem systematischen Zusammenhang im 17. Jahrhundert vgl. Pugliatti, *Beggary and Theatre*. Ausführlicher dazu in Kap. III.

115 Zu den historischen Rechtsbegriffen vgl. auch Wolfgang Sellert, Art. »Landschädliche Leute«, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Band 3, 2. Aufl., Berlin 2013, 578–582.

116 Zum Emblem der Kasualdichtung und eines vergänglichen Lebens gleichermaßen konnte der Kürbis aufgrund der Geschwindigkeit werden, mit der er »in einer nacht ward, vnd in einer nacht verdarb« (Jona 4, 10). Vgl. Albrecht Schöne, *Kürbishütte und Königsberg. Modellversuch einer sozialgeschichtlichen Entzifferung poetischer Texte. Am Beispiel Simon Dach*, München 1975.

117 Die jüngere Forschung hat das Vorurteil, dass die frühneuzeitliche Gelegenheitsdichtung

Der aus dem rekatholisierten Böhmen nach Nürnberg zugezogene Pastorensohn Birken ist einer der ersten Literaten des 17. Jahrhunderts, der konsequent versucht hat, Literatur als Erwerbsarbeit zu betreiben und als Einkommensquelle zu betrachten.¹¹⁸ Noch als Sigmund Betulius (eine humanistische Latinisierung des früheren Familiennamens Birkener) muss er sein Studium in Jena aus finanziellen Nöten heraus früh abbrechen, woraufhin eine jahrzehntelange Vernetzungsarbeit beginnt. Einige Jahre arbeitet er als Hauslehrer, zunächst am Hof in Wolfenbüttel, wo er den Prinzen Anton Ulrich unterrichtet, den späteren Verfasser des *Aramena*-Romans, an dem Birken mutmaßlich mitgewirkt hat und zu dem er auch ein Vorwort beisteuert. Zu Anton Ulrich hält er Zeit seines Lebens Kontakt, in Wolfenbüttel jedoch wird er nach nur einem Jahr wieder entlassen (1645–46). Nach ersten literarischen Erfolgen und der Aufnahme in den Pegnesischen Blumenorden bleibt er ohne festes Einkommen und arbeitet noch einmal als Hauslehrer, für die Familie Rieter von Kornburg in Nürnberg (1652–55). Durch Unterstützung seines Wiener Förderers Gottlieb Amadeus von Windisch-Graetz erfolgt 1654 seine Nobilitierung zum Pfalzgraf, die ihm jedoch kaum weitere Verdienste einbringt, sondern offenbar nur Voraussetzung war, um Standesgleichheit für rentable Ehen zu erreichen. Zweimal heiratete er wohlhabende, ältere, bereits mehrfach verwitwete Frauen.¹¹⁹ Er trägt von nun an den Namen von Birken und fokussiert sich als solcher voll und ganz auf das heterogene Ensemble von Institutionen, aus dem sich der literarische Betrieb Ende des 17. Jahrhunderts zusammensetzt: Er arbeitet als Korrektor und Berater von Verlagen, verdient Geld mit eigenen Buchpublikationen (insbesondere mit der historiographischen Arbeit *Der Donau=Strand*, 1664) und zahlreichen Überset-

retorisch reglementiert sei und so per se moderner schöpferischer Subjektivität entbehre, weitgehend revidiert. Vgl. insbesondere Andreas Keller u. a. (Hg.), *Theorie und Praxis der Casualdichtung in der Frühen Neuzeit*, Amsterdam 2010; sowie Schöne, *Kürbishütte und Königsberg*.

118 Für keinen anderen Autor des 17. Jahrhunderts, so Stauffer, sei eine derartige »Stabilität und Kontinuität des literarischen Arbeitens für andere festzustellen«, Hermann Stauffer, *Sigmund von Birken (1626–1681). Morphologie seines Werks*, Band I, Tübingen 2007, Einleitung, XXX.

119 Und zwar 1658 Margaretha Magdalena Müleck, 1673 Catharina Bosch. Zu den Einkünften als Hofpfalzgraf gibt es unterschiedliche Angaben. Hermann Stauffer bezeichnet das Palatinat immerhin als »unbedeutende, gleichwohl stetige Einnahmequelle«, vgl. Stauffer, *Morphologie*, XVII. Zu seinen neu erworbenen Rechten als Hofpfalzgraf gehörte unter anderem, »nehelich Geborene zu legitimieren« (ebd.). Vgl. auch Rudolf Endres, »Das Einkommen eines freischaffenden Literaten der Barockzeit in Nürnberg«, in: *Quaestiones in musicis. Festschrift für Franz Krautwurst zum 65. Geburtstag*, hg. von Friedhelm Brusniak und Horst Leuchtman, Tutzing 1989, 85–100.

zungen, aber auch mit satirischen und erbaulichen Einblattgedichten, die er anonym publiziert, und nicht zuletzt durch eine unüberschaubare Fülle von Gelegenheitsdichtungen. 1658 wird er in die aristokratisch dominierte *Fruchtbringende Gesellschaft* aufgenommen, in der er jedoch nie eine bedeutende Rolle spielte, während er den eher bürgerlichen *Pegnesischen Blumenorden*, dessen Präsident er 1662 wird, wesentlich geprägt hat.¹²⁰ Hartmut Laufhütte zufolge ist Birkens Karriere dabei von einer ständigen »Empfindung der Peinlichkeit« begleitet, wobei »Dichterwürde und Lieferantenalltag« miteinander konfigurierten.¹²¹ Tatsächlich verkauft er offenbar noch in den 1670er Jahren nebenher Gurken, die er mit seiner Frau vor den Toren der Stadt hochzieht.¹²² Das literarische Geschäft verfolgt Birken jedoch in offensiver und spekulativer Weise, mit hohem unternehmerischen Risiko: So schreibt er auch Lobgedichte auf Personen, von denen er noch gar keine Aufträge hat, auf deren Erkenntlichkeit er aber setzt, und leistet sich mit hin immer wieder mal eine »Fehlspekulation«.¹²³ Schon als junger Autor verteilt er während der Friedensverhandlungen in Nürnberg 1649 Einblatt-

120 Birken erfährt dabei die Unterstützung Harsdörffers. Während dieser schon früh der *Fruchtbringenden Gesellschaft* angehört, jener kurz vor Kriegsausbruch 1617 gegründeten, wichtigsten deutschen Sprachgesellschaft des 17. Jahrhunderts, steht Birken dem in Nürnberg ansässigen *Pegnesischen Blumenorden* vor. Dieser wurde 1644 ebenfalls von Harsdörffer und Klaj gegründet, erst mit der Präsidentschaft von Birken ab 1662 wird er jedoch zu einer wichtigen literarischen Institution. Während der *Fruchtbringenden Gesellschaft* hauptsächlich Patrizier und Adlige angehörten, verzeichnet Klaus Garber einen »bürgerlich-gelehrten« Charakter für den *Blumenorden*, der keine Kontakte zu den Oberhäuptern der Stadt unterhält, vom Nürnberger Rat höchstens reglementiert, aber nicht gefördert wird. Vgl. Klaus Garber, »Sigmund von Birken: Städtischer Ordenspräsident und höfischer Dichter. Historisch-soziologischer Umriss seiner Gestalt. Analyse seines Nachlasses und Prolegomenon zur Edition seines Werkes«, in: Martin Bircher/Ferdinand van Ingen (Hg.), *Sprachgesellschaften, Sozietäten, Dichterguppen*, Hamburg 1978, 223–255; sowie Ferdinand van Ingen, »Die Erforschung der Sprachgesellschaften unter sozialgeschichtlichem Aspekt«, ebd., 9–26.

121 Hartmut Laufhütte, »Poetenwürde und literarisches Dienstleistungsgewerbe im 17. Jahrhundert. Am Beispiel des Pegnesischen Blumenordens«, in: John Roger Paas (Hg.), »der Franken Rom«. *Nürnbergs Blütezeit in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1995, 155–177, hier: 158f.; sowie ders., »und ist es gar nit auf einige Mendicitatem abgesehen. Sigmund von Birkens poetische Dienstleistungen für Markgraf Christian Ernst und seine Umgebung«, in: ders. (Hg.), *Der Pegnesische Blumenorden unter der Präsidentschaft Sigmund von Birkens. Gesammelte Studien der Forschungsstelle Frühe Neuzeit an der Universität Passau* (2007–2013), Passau 2013, 39–59.

122 Vgl. Karl-Bernhard Silber, *Die dramatischen Werke Sigmund von Birkens* (1626–1681), Tübingen 2000, 20; sowie Dietrich Jöns, »Sigmund von Birken. Zum Phänomen einer literarischen Existenz zwischen Hof und Stadt«, in: Horst Brunner (Hg.), *Literatur in der Stadt. Bedingungen und Beispiele städtischer Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1982, 167–189.

123 Vgl. Laufhütte, »Poetenwürde und literarisches Dienstleistungsgewerbe«, 157, 170.

drucke mit seinen Versen, um seinen Namen bekannter zu machen. Am Ende ist er ein anerkannter und aufgrund seiner weitläufigen Kontakte gefragter »Literaturmanager«, der für die unterschiedlichsten Personengruppen arbeitet.¹²⁴

Vor diesem Hintergrund ist es keine Überraschung, dass die Auseinandersetzung zwischen Poet und Pöbel, zwischen der Kunstdichtung und ihrem vulgären Double bei Birken mit großer Vehemenz geführt wird. Bemerkenswert ist jedoch, dass die demütigende Bettelei der Kasualdichtung ausgerechnet mit der Vorstellung eines selbstbewusst vorgetragenen Lohnanspruchs zusammenfällt. So gerät seine Rechtfertigung der Dichtkunst am Ende der Vorrede unversehens zu einer Konzeption der Gelegenheitsdichtung besonderer Art:

Es folget aber hieraus nicht / daß alle diejenigen / so für ihre Gedichte
Geld empfangen und annehmen / Bettel-Poeten seyen. [...] Juristen /
Medici und andere Personen in allen Ständen / lassen ihnen ihre Schriften
und Arbeit bezahlen: wer hat dan den Poeten zum *famulum communem*
gemacht / daß er jederman umsonst aufwarte? Hat jemand der Poeterey
oder eines Ehrengedichts vonnöten / und ist dessen würdig / so lasse
er den KunstDichter seiner Mühe genießen / und zeige sich erkenntlich /
wie gegen seinem Arzt oder Anwalt; zumal da / was diese ihm zu Dienste
schreiben / verborgen ligen bleibet / ein KunstGedichte aber / von der
Person / deren es gewidmet ist / öffentlich und ewig Lobredet. (RBD, Vor-
Rede, §19)

Birken plädiert für die Emanzipation aus einem Verhältnis des Dienens (lat. *famulus*: Diener) und für eine der Dichtung angemessene Entlohnung. Offen bleibt aber, wie diese zustande kommen soll. Zur Diskussion steht die prinzipielle Bereitschaft, sich zu verkaufen, Dichtkunst warenförmig anzubieten. Birken plädiert gleichzeitig dafür und dagegen. Dass sich die dichterische Praxis in einem sozialen Zusammenhang vollzieht, indem der Poet irgendeinem Gönner »aufwarte«, wird zwar bedauert, bleibt aber der Rahmen des Vorstellbaren. Poesie in diesem Rahmen als bürgerlichen Beruf zu begreifen, bedeutet aber sehr wohl, dass sie eine Ware produziert: Ihre Ware ist eben die Ehre, das symbolische Kapital. In einer paradoxen Wendung ersetzt Birken das Problem des symbolischen Kapitals der Dichtkunst durch eine Konzeption der Dichtkunst als Arbeit am Kapital des Symbolischen. Dass sie »öffentlich und ewig Lobredet« ist ein Wert, den

124 Stauffer, *Morphologie*, XVII, XXIX.

zu produzieren sie exklusiv beansprucht. Birken konzipiert die Dichtkunst als Produzentin von Ehre, wodurch sie nicht nur legitimierbar, sondern im Gegenteil unentbehrlich wird.

Bettelei und Epideixis

Birkens Bemerkungen stehen im Horizont eines Verständnisses von Literatur, das deren ökonomische Interessen nicht mehr verleugnet. Weil eine solche Ökonomisierung der Literatur aber vorerst nicht legitimierbar ist, fällt die Distinktionsrhetorik, mit der er seine Vorstellungen flankiert, umso heftiger aus. Nicht nur im Paratext, sondern auch im Haupttext seiner Poetik kommt er dabei ausführlich auf den Pöbel zu sprechen, und zwar im Zusammenhang mit der *inventio* und der vermeintlichen Verlogenheit der Poesie. Der »Ausfund / (*inventio*)« ist für ihn in aristotelischer Tradition nicht weniger als die »Seele« (RBD, 162) der Gedichte.¹²⁵ Implizit wertet er damit den ganzen ersten, rein handwerklichen Teil seiner Poetik ab: »Reim-Schmiede und Liednieter« gebe es viele (RBD, 163). Um den »Poeten-Pöbel« (RDB, 164), dem also nicht weniger als die Seele fehlt, möglichst lebendig vor Augen zu stellen, fügt Birken nun sogar ein Schimpfgedicht, eine mehrere Seiten lange »Satyram« hinzu:

Jüngst eine Mänge mir die Ohren schwazte müd /
ein unverschämtes Volk: man nennt sie ReimenSchmied
Ihr Thun ist über hals und kopf zusammenleimen die Wörter /
Zeilen nur sich hinten machen reimen: [...]
So denckt das thumme Volk / so ruffen ihre Führer /
die Schmierer / öffentlich / die Reimen-Jubelierer:
die unsre Poesy / die Göttlich-Edle Kunst /
zur Metzen bieten dar / die niemand braucht umsonst /
um Geld doch jederman. [...]
bloß Reimen / heißt das / Dichten?
Ist Plaudern RedeKunst? [...]
Wer für Herr Omnis schreibt / ist der Gelehrt zu nennen?
Ists möglich / daß ein Geist vom Himmel soll entbrennen? /
der an der Erde kreucht / der bei dem Pöbel schwebt?
(RBD, 165)

125 Vgl. Aristoteles, *Poetik*, 1450a.

Die Verachtung der Reimeschmiede oder *Versificatoren* hatte in Renaissance-Poetiken schon länger die vage Differenz markiert zwischen dem handwerklichen Charakter, dem *poiesis*-Begriff einer erlernbaren Kunst der Textkonstruktion, und dem Exklusivitätsanspruch der wenigen, die sie als eben göttliches Handwerk wirklich beherrschen.¹²⁶ In deutschsprachigen Texten kommt die polemische Gegenüberstellung von Dichtern und Verse-machern besonders seit Mitte des 17. Jahrhunderts in Mode. Sie verdankt sich unter anderem der Aufwertung der Fiktion gegenüber der Verslehre,¹²⁷ wie sich gerade bei Birken zeigt.

Bemerkenswert ist jedoch auch die Schreibweise »Poesy«, die Birkens Poetik schon im Titel einführt und dann fast durchgehend verwendet. Damit übernimmt er eine Unterscheidung, die Philipp Sidney in *The Defence of Poesy* (1595) gemacht hatte, wonach *poesy* die dem Dichterischen innewohnende Kraft ist, *poetry* dagegen die daraus entstehenden Werke bezeichnet. Es geht also um ein menschliches Vermögen, eine bei manchen mehr, bei anderen weniger vorhandene Kapazität – ein inneres poetisches Kapital, das die Dichtenden zueinander in Konkurrenz setzt. Wenn Birken die Poesie als Expertin des symbolischen Kapitals konzipiert, dann soll ein Dichter mit der Kraft seiner »Poesy« und seines Namens Ehre in derselben Weise anbieten, wie andernorts materielle Güter gegen Geld getauscht werden. Natürlich entsprach die für ein Trost- oder Lobgedicht zu erwartende ›Verehrung‹ in keiner Weise einem ausgehandelten Autorenhonorar und blieb ohne jeden Rechtsanspruch. Indem er die Kategorie der Ehre aus ihrer Einbindung in soziale Interaktion herauslöst und zu einem besonderen Gut des Warentausches macht, besitzt seine Poetik nichtsdestoweniger einen unternehmerischen Charakter. Darüber kann die Tatsache, dass auch Birken die Polemik gegen die Ökonomisierung der Literatur selbst weiterhin im Mund führt, nicht hinwegtäuschen.¹²⁸

Damit aber nimmt langsam eine Problemkonstellation Gestalt an, die

¹²⁶ Vgl. etwa Hausmann, *Französische Poetiken*, 83.

¹²⁷ Vgl. auch Knappe, *Poetik und Rhetorik*, 99. Zur Position des in diesem Kontext häufig attackierten Pritschmeisters vgl. Max Rosenmüller, *Johann Ulrich von König: Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts*, Leipzig-Reudnitz 1896, 33 ff.; sowie Hans Rudolf Velten, *Scurrilitas. Das Lachen, die Komik und der Körper in Literatur und Kultur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2017, 213–222.

¹²⁸ Auch andernorts, etwa bei Simon Dach in Königsberg, der nicht für Fürsten, sondern für Kaufleute schrieb, wurde Poesie bereits im 17. Jahrhundert mehr und mehr »als bestellte und bezahlte Ware« begriffen, sodass Dichtkunst ganz selbstverständlich Arbeit war. »Kurtz, bey Heyraht und bey Leichen / Spricht man mich umb Lieder an / Gleich als einen Arbeitsmann.« Simon Dach, *Gedichte*, Bd. II, hg. von Walter Zieseemer, Halle 1937, 137, zitiert nach Schöne, *Kürbishütte und Königsberg*, 54, 56.

das moderne literarische Feld kennzeichnen wird. Pierre Bourdieu zufolge hat sich dieses seit seiner Entstehung in besonderer Weise durch die Verleugnung des Ökonomischen ausgezeichnet, welche mit dem gleichzeitigen Ökonomismus der bürgerlichen Welt jedoch erstaunlich gut harmoniert. »Die einzige legitime Akkumulation – für den Autor wie für den Kritiker, für den Gemäldehändler wie für den Verleger oder Theaterleiter – besteht darin, sich einen Namen zu machen.«¹²⁹ Die humanistisch geprägte Dichtung übernimmt einerseits aus der Tradition die Illegitimität jeder Übersetzung von symbolischem in ökonomisches Kapital. Sie verpflichtet die Akteure aber gleichzeitig darauf, Konvertierungsmöglichkeiten immer im Blick zu behalten und hält sie somit in einem in sich widersprüchlichen Habitus gefangen. Die ersten Spuren der Entstehung dieses literarischen Feldes finden sich überall dort, wo die verschiedenen sozialen Sphären, in denen ähnliche ästhetische Praktiken betrieben werden, zueinander in Beziehung treten und in letzter Konsequenz auf ein und demselben Terrain miteinander konkurrieren, ob der Wettbewerb nun einem zahlenden Publikum alleine oder einem Netz von Gönnern und Mäzenen gilt, politischen Agenten, die Spielgenehmigungen erteilen, oder Verlagen, die Übersetzungen vermitteln.¹³⁰ Dass im 17. Jahrhundert dabei bereits eine Art Markt Gestalt annimmt, zeigt sich nicht zuletzt an der Polemik gegen den Pöbel. Mit ihr werden all jene Kunstformen, die ihre ökonomischen Bedürfnisse nicht verleugnen, delegitimiert, worin aber nur der Versuch zum Ausdruck kommt, den eigenen Anspruch auf die Kapitalisierung des Symbolischen aufrechtzuerhalten. Die Polemik wird immer widersprüchlicher und muss darum immer heftiger ausfallen, je mehr ihr Rückhalt in der existierenden Gesellschaftsordnung schwindet, deren Auflösung sie selbst unabsichtlich betreibt. Bei Birken resultiert aus diesem Programm eine »Symbiose von exzessivem Manierismus und gesellschaftlichem Opportunismus«,¹³¹ wofür ihn die Literaturgeschichte hart angegangen ist und etwa der »Kriecherei« bezichtigt hat.¹³² Birken wurde als Prototyp jenes Reimemachers und Bettelpoeten lächerlich gemacht, den er selbst so angefeindet hatte. Während es die Spezifik der Kunstökonomie bis heute ist, aus dem Mangel eines Marktes in der Gegenwart über den Umweg des

129 Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, übers. von Bernhard Schwibs/Achim Russer, Frankfurt a. M. 2001, 239.

130 Den Versuch einer Übertragung der literatursoziologischen Analysen Bourdieus auf die Frühe Neuzeit, und zwar bereits auf die ersten Jahrzehnte des italienischen Humanismus, unternimmt auch Schirrmeyer, *Triumph des Dichters*.

131 Vgl. die Hinweise bei Garber, »Städtischer Ordenspräsident und höfischer Dichter«, 223.

132 Laufhütte, »Poetenwürde und literarisches Dienstleistungsgewerbe«, 161.

symbolischen Kapitals des Autornamens eine »gänzlich der Zukunft zugewandte Produktion« zu entwickeln,¹³³ war Birkens zeitgenössisch einigermaßen profitable Karriere nur auf Kosten seines Namens in der Nachwelt möglich. Insofern er sich ständig auf der Suche nach Anerkennung und Anstellung befand, ungebunden und frei, aber abhängig von Honorarzah- lungen und Währungskursen, ist Birken ein gutes Beispiel für die prinzipielle Prekarität poetischer Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit. In der Art und Weise, in der er den Handel mit symbolischem Kapital betrieb, waren Nobilitierung und Proletarisierung zwei Seiten desselben Prozesses.

Rhetorisches Symptom dieser Proletarisierung ist der Exzess epideiktischer Rede, für den der Barock retrospektiv oft verhöhnt wurde. Im Unterschied zu den argumentativen Formen der Gerichtsrede und der Beratungsrede (*genós dikánikon* und *génos symbuleutikón*) ist die epideiktische Beredsamkeit (Epi-Deixis = »Schaustellung« oder »Vorführung«) auf den »genießenden Zuhörer« gerichtet.¹³⁴ Sie hat es »nicht mit einem Streitfall, sondern mit etwas Bekanntem und einhellig als gut oder schlecht Eingeschätztem zu tun«, ihre Funktion ist Lob oder Tadel, »lobende oder tadelnde Rede« ist darum häufig die Übersetzung für das *genos epideiktikón* (später auch *genos demonstrativum*). Die epideiktische Beredsamkeit lässt sich als Schlüsselkategorie gerade auch für jene legitimatorischen Vorreden von Poetiken verstehen, in denen Lob und Tadel der Poesie das eigentlich Thema sind. Legitimiert wird oftmals weniger durch Argumentation als durch ein Übermaß an Lob. Von Bedeutung ist die Epideixis darüber hinaus für die Gelegenheitsdichtung. Die literarische Aufklärung sollte ihren Anfang bekanntlich darin nehmen, die ausufernde Ruhmrede zu kritisieren, den Schwulst des Barock, während die Epideixis in der Romantik wieder als positive Bezugsgröße zurückkehrte.¹³⁵ Im Exzess der epideiktischen Rede offenbart sich die Ohnmacht einer berufsliterarischen Kultur, die ihre soziale Heteronomie zunehmend, wie bei Birken, unter einem meritokratischen Selbstverständnis und einer bürgerlichen Arbeitsethik verbirgt. Insofern kann eine Kontinuität zwischen Humanismus, barocker

133 Bourdieu, *Regeln der Kunst*, 229.

134 So bei Aristoteles. Vgl. hierzu Stefan Matuschek, Art. »Epideiktische Beredsamkeit«, in: HWR, Bd. 2, Sp. 1258–1267. Der Begriff der »Ehrenrede« entstammt der Tradition epideiktischer Beredsamkeit, wird gewöhnlich jedoch nur für die entsprechenden mittelalterlichen Gattungen der Totenklage und der Preisrede sowie die heraldische Dichtung verwendet, vgl. B. K. Stengl, Art. »Ehrenrede«, in: HWR, Bd. 2, 975–979.

135 So etwa bei Schlegel, der die »romantische Ironie« auch »epideixis der Unendlichkeit« nannte – das unendliche Selbstlob der Poesie, vgl. Matuschek, »Epideiktische Beredsamkeit«, 1266.

Reformpoetik und literarischer Autonomie in Aufklärung und Klassik ausgemacht werden, die aber gerade in der Kontinuität jener Verleugnung zu erkennen wäre, welche sich in der Polemik gegen den Pöbel symptomatisch darstellt: Der Humanismus, so Caspar Hirschi, war schließlich eine »auflösende Kraft der kommunalen Autonomie«, während der »Austritt aus der institutionellen Geborgenheit von Klöstern und Universitäten« entgegen verbreiteter Vorstellungen »nicht den Nährboden für eine Autonomie der Kulturproduktion, sondern höchstens für die Illusion derselben« bildete.¹³⁶

Die Komödie der Ständeklausel

Die in den Regelpoetiken omnipräsente Figur des Pöbels verdankt sich also einer doppelten Inklusionsdynamik: der Gefahr der Diffusion von gelehrter Kunstdichtung und volkssprachlicher Tradition, sowie der ökonomischen Professionalisierung von Dichtung und der damit einhergehenden neuen Form von Heteronomie. Wendet man den Blick nun auf die literarische Praxis, so erstaunt es kaum, dass der Fluch auf den Pöbel gerade in der Lyrik so präsent ist.

Bekanntlich ist die Gattungstrias aus Lyrik, Epik und Dramatik eine Erfindung der Goethezeit, die barocke Gattungslehre ist mit ihr nicht zu vergleichen.¹³⁷ Opitz nennt eine Reihe von Genera (Elegie, Epigramm und Satire, Eklogen und Hirtenlieder, Komödie und Tragödie), die sich dieser

136 Caspar Hirschi, »Höflinge der Bürgerschaft – Bürger des Hofes. Zur Beziehung von Humanismus und städtischer Gesellschaft«, in: Gernot Michael Müller (Hg.), *Humanismus und Renaissance in Augsburg: Kulturgeschichte einer Stadt zwischen Spätmittelalter und Dreissigjährigem Krieg*, Berlin 2010, 31–60, hier: 37f., 60. Bevor diese Illusion zum Allgemeinplatz werden sollte, gab es im 17. Jahrhundert allerdings noch gewichtige Stimmen, die sich gegen sie zu wehren wussten, beispielsweise Christian Weise, für den einzig die Bindung und Versorgung durch ein öffentliches Amt einen Dichter mit der für ihn notwendigen Freiheit auszustatten vermochte. In dieser paradoxalen, aber einleuchtenden Fügung wird Dichtung noch nicht zur Erwerbsarbeit, sondern bleibt den vergnüglichen Nebenstunden vorbehalten. Vgl. Klaus Garber, »Der Autor im 17. Jahrhundert«, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 11/42 (1981), 29–44.

137 Zu ihrer Vorgeschichte vgl. Stefan Trappen, *Gattungspoetik. Studien zur Poetik des 16. bis 19. Jahrhunderts und zur Geschichte der triadischen Gattungslehre*, Heidelberg 2001; Wilhelm Voßkamp, »Gattungen als literarisch-soziale Institutionen«, in: Walter Hinck (Hg.), *Textsortenlehre, Gattungsgeschichte*, Heidelberg 1977, 27–44; ders., »Historisierung und Systematisierung. Thesen zur deutschen Gattungspoetik im 18. Jahrhundert«, in: Eberhard Lämmert u. a. (Hg.), *Regelkram und Grenzgänge. Von poetischen Gattungen*, München 1988, 38–48.

Trias in keiner Weise fügen. In der Regel handelte es sich bei den verschiedenen Gattungen jedoch um Dichtung in Versen und nicht selten wurde sie auf einen Gegenstand oder einen Anlass bezogen verfasst. Wie schon am Beispiel von Opitz' *Zlatna* gezeigt werden konnte, eignete sich die Epideixis der Kasualpoesie in Verbindung mit einer Poetik der Erhabenheit für eine wechselseitige Projektion von Dichter und Bedichtetem, und beides ließ sich im Zweifelsfall sogar mit bukolischen Idyllen verknüpfen. Was die Kasualyrik angeht, gerät diese Poetik der Erhabenheit jedoch immer wieder in Konflikt mit der Realität. Das wechselhafte Interesse von Fürsten für Hofdichter und der Konkurrenzkampf zwischen diesen lässt die epideiktische Rede gelegentlich kollabieren. Gerade der Kontrast zwischen erhabenem Stil und dürftigem Gegenstand führt dann gelegentlich zu einer realistisch anmutenden Drastik. Einen Höhe- und Wendepunkt bildet dabei zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Werk Johann Christian Günthers (1695–1723), in dem auch die Kritik des Pöbels allgegenwärtig ist.¹³⁸ Zwischen offensiver Hofkritik und Bestätigung der Erhabenheit des lyrischen Ichs wird der Pöbel genau dort zum Objekt poetischer Aggression, wo die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit durch keinen dichterischen Glanz mehr bedeckt werden kann.

Weil der literarische Pöbel als Figur der Distinktion und symptomatisch somit auch als selbstreflexive Figur der Poetik und der lyrischen Dichtung beschrieben werden muss, lässt sich aus der Polemik gegen ihn jedoch nur schwer etwas über diejenigen Bereiche der sozialen Wirklichkeit erfahren, die das poetologische System des Barock gemeinsam mit ihm eskamotierte. Ähnliches gilt für die Tragödie: Dass auch hier regelmäßig vom Pöbel die Rede ist, kann als Indiz dafür gelten, dass die arbeitenden Armen hier keine Stimme haben.¹³⁹ Wie also lässt sich die Problematik in der literarischen Praxis weiterverfolgen? Es ist auffallend, dass die Rede vom Pöbel außerhalb von Paratexten, Poetiken und ihrer lyrischen Realisierung kaum noch auftritt, während andererseits gerade dort die Plastizität in der

138 Die vergebliche Rhetorik der Redlichkeit, von der Ernst Osterkamp diesbezüglich gesprochen hat, entspricht genau der Struktur der Pöbel-Polemik, die auf die soziale Prekarität der Dichter zurückverweist, die sie im Mund führen. Die Rhetorik der Redlichkeit, die Günther gegen die ihn folgenden Vorwürfe der Ausschweifung entwickelte, konnte am Hof nur als Zeichen mangelnder Souveränität und augenscheinlicher Unredlichkeit gewertet werden: »Wer jedenfalls so häufig und so nachdrücklich vom Argument der Redlichkeit Gebrauch macht wie Günther, der weiß genau, dass diese im Zweifel steht [...].« Ernst Osterkamp, »Johann Christian Günthers Redlichkeit«, in: Claudia Benthien/Steffen Martus (Hg.), *Die Kunst der Aufrichtigkeit im 17. Jahrhundert*, Tübingen 2006, 297–310, hier: 301.

139 Hierzu ausführlich Arnd Beise, *Geschichte, Politik und das Volk im Drama des 16.-18. Jahrhunderts*, Göttingen 2010.

Darstellung der sozialen Fragen wächst, wenn auch teilweise in typologischer Form. Von besonderer Bedeutung sind dabei zwei Gattungen oder Textsorten, die am Rand bzw. außerhalb des poetologischen Regelsystems zu verorten sind, für die weitere literarische Entwicklung jedoch maßgebliche Bedeutung haben: die Komödie und der Roman. Komödie und Roman entfalten das Problem arbeitender Armut in ganz anderen und insgesamt präziseren Begriffen. Und sie gestehen paratextuell in ironischer Affirmation ihrer Niedrigkeit sogar zu, für den ›Pöbel‹ zu schreiben. Das Vorwort des zweiten Bands der *Englischen Comoedien und Tragoedien* (1630), in denen das englische Berufsschauspiel dem Publikum erstmals seine Spieltexte vorlegte, behauptet etwa ganz selbstbewusst, nichts anderes zu intendieren, als »dem gemeinen Poefel eine Frewde und Kurtzweil / zu erweckung der Tugend«¹⁴⁰ bereiten zu wollen. Es ist allerdings auffällig, dass dieses in *Comoedien und Tragoedien* gleichermaßen geschehen soll, nichts zu sehen von dem also, was gemeinhin als ›Ständeklausel‹ firmiert.

Schon der Begriff der Komödie ist für das 17. Jahrhundert alles andere als selbstverständlich. Die allgemeine Begriffspraxis unterscheidet überhaupt nur selten zwischen Komödie und Tragödie und verhandelt unter dem Begriff der Komödie Schauspiele aller Art. In den Poetiken wiederum sind häufiger thematische Bestimmungen verschiedener Schau-Spiele anzutreffen: Trauer-Spiel, Helden-Spiel, Lust-Spiel, Schimpf-Spiel, Schäfer-Spiel, Hirten-Spiel etc. oder auch Trauerhändel, Lusthändel, Lob- und Lästerhändel, Mittelhändel u. a.¹⁴¹ Eine solche thematische Gattungspraxis muss nicht zwangsläufig als Mangel jeglicher Systematik disqualifiziert werden, sie hat Vorteile der Flexibilität und einer eher schwächeren Hierarchie oder Rangordnung zwischen den Gattungen. Die Poetiken des Barock zeichnen nur ein sehr schemenhaftes Bild der Komödie. So heißt es bei Opitz:

Die Comedie bestehet in schlechtem wesen vnnd personen: redet von hochzeiten / gastgebotten / spielen / betrug vnd schalckheit der knechte / ruhmrätigen Landtsknechten / buhlersachen / leichtfertigkeit der jugend / geitze des alters / kupplerey vnd solchen sachen / die täglich vnter gemeinen Leuten vorlauffen. Haben derowegen die / welche heutiges tages Comedien

140 Das Vorwort zur zweiten Sammlung von Spieltexten folgt einem biblischen Narrativ und verortet das Theaterspielen am siebten Tag der Schöpfungsgeschichte, also verbunden mit dem Ausruhen von Arbeit und Mühe. Damit schließt der Anfang des Wandertheaters durchaus an das Feiertagsspiel der Meistersinger an, vgl. Manfred Brauneck (Hg.), *Spieltexte der Wanderbühne. Zweiter Band: Liebeskampf oder anderer Theil der Englischen Comoedien und Tragoedien* (1630), Berlin/New York 1975, Vorwort, 6.

141 Vgl. Stockhorst, *Reformpoetik*, 162–167.

geschrieben / weiter geirret / die Keyser vnd Potentaten eingeführet; weil solches den regeln der Comedien schnurstracks zuwieder laufft. (BDP, 365)

Was erst viel später, nämlich im 20. Jahrhundert, als Ständeklausel bezeichnet wurde, hat seine Voraussetzung in einigen Passagen zur Fallhöhe des tragischen Helden bei Aristoteles, in der rhetorischen Dreistillehre und der Rezeption von beidem bei Scaliger.¹⁴² Die Vorstellung jedoch, dass die Ständeklausel als »poetischer Reflex der auf Immobilität und stabile gesellschaftliche Hierarchien gegründeten Gesellschaftsordnung« von weitgehender Gültigkeit gewesen sei und so eine »sozial disziplinierende Funktion«¹⁴³ habe übernehmen können, muss als verkürzt bezeichnet werden. Was der Begriff retrospektiv erfasst, ist nicht die Existenz einer ständischen Gattungstheorie, sondern eine Tendenz der Barockpoetik, die im Archiv poetologischer Begriffe enthaltenen sozial-hierarchisch Komponenten zu stärken. Die Rüge von Opitz verweist jedoch zugleich darauf, dass sich die literarische Praxis für diese Norm selten wirklich interessiert hat. Das Problem der Ständeklausel ergibt sich offenbar erst durch ihre beiläufige Transgression, durch die Unvereinbarkeit verschiedener ästhetischer Praktiken. Wer sind schließlich jene, »welche heutiges tages Comedien geschrieben« (s. o.) und von Opitz für die Ignoranz der Ständeklausel gerügt werden? Es kann nur spekuliert werden, ob sich Opitz hier implizit auf das Fastnachtsspiel, das englische Berufsschauspiel oder beide zugleich bezieht.¹⁴⁴ Das Vorwort der 1618 erschienenen Werkausgabe Jakob Ayrers, dessen poetische Produktion in der Tradition von Hans Sachs stand, gleichzeitig aber die Wirkungen des englischen Schauspiels in sich aufgenommen hatte, beeindruckt jedenfalls gerade durch die demonstrative Transgression des Ständischen. Der Verleger preist dem Leser darin das Buch als Ware an, und zwar für Käufer »hohen und nidern, sowol Geistlichs als Weltlichs standts« (JA I, 3). Das Neue des Buches veranschlagt er darin, dass seine »kurtzweil vnd erlustigung« eben nicht nur auf »grosse Potentaten, Rittermessige vnd andere fürneme wolvermügliche Herren« ziele, sondern auch auf »die alten Mannspersonen vnd andere ehrliche Burger vnd Biederleute, so nicht Rittermessiges standts« sind (JA I, 7). Diese vorweggenommene Umkehrung der Komödienbestimmung von Opitz verdankt sich nicht der völligen Unkenntnis des ständischen Gattungskriteriums, son-

142 Vgl. Getrud M. Rösch, Art. »Ständeklausel«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, 494–496.

143 Ulrich Profitlich, »Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Komödientheorie. Texte und Kommentare. Vom Barock bis zur Gegenwart*, Reinbek bei Hamburg 1998, 21.

144 Vgl. z. B. Haekel, *Die Englischen Komödianten in Deutschland*, 296.

dern der entschiedenen Orientierung der Publikation am Buchmarkt. Das auf die Vorrede folgende Zueignungsgedicht, das sich im Titel nicht an den Leser, sondern an den Käufer (*Ad Emptorem*) richtet, fährt fort: »Wer diß Buch kaufft, wird sich drob freuen, / Sein Gelt jhn nimmermehr gereuen« (JA I, 15). Schon bevor also Opitz die Ständeklausel gewissermaßen erfindet, indem er ihre Transgression beklagt, zielen Teile des Buchmarkts auf ihre Überwindung. In anderer Form gilt das auch für den Meistergesang, an dessen poetische Produktion Jakob Ayrer noch anknüpfte und der bei Opitz ebenfalls keine Erwähnung findet, obwohl er sich mit seinen Gedichten in zeitgenössischen Bücherkatalogen Seite an Seite mit den noch immer beliebten Ausgaben von Hans Sachs befand.¹⁴⁵ In der Realität der Spiel- und Publikationspraxis ging die Auflösung des Ständischen seiner theoretischen Überwindung lange voraus.

Bereits seit der Jahrhundertmitte wird die Komödie in den Poetiken weniger durch das soziale Kriterium der Stillehre als von der Idee der moralischen Besserung dominiert. Die Verknüpfung von Lasterhaftem und Lächerlichem bildet bis zu Gottsched den Kern der gelehrten Komödiennorm. Im klassischen Narrativ der Komödiengeschichte wäre darin bereits eine erste Emanzipation von der Ständeklausel zu erkennen, die dann in der Frühaufklärung und vor allem in der Mitleidspoetik Lessings vollendet wurde. Im 17. Jahrhundert jedoch war auch diese mustergültige, auf Tugend und Laster hin orientierte Verlachkomödie in der Praxis recht selten anzutreffen und eine Emanzipation insofern kaum nötig.¹⁴⁶ Das 18. Jahrhundert hat sich also von etwas emanzipiert, was als solches nie oder eben erst in der Frühaufklärung existierte.

Statt von normativen poetologischen Aussagen wird der Komödiendiskurs des 17. Jahrhunderts von allgemeinen negativen Wertungen dominiert. Während die Norm der dramatischen Literatur die Tragödie bildet, überlagert der Diskurs der Theaterfeindlichkeit die poetologische Frage nach der Funktion der Komödie.¹⁴⁷ Es überrascht darum nicht, wenn sich

145 Ausführlich zum Meistergesang in Kap. II. Vgl. hier Dirk Rose, »Hans Sachs«. Entstehung und Funktion eines poetologischen Stereotyps in der Frühen Neuzeit«, in: Thomas Borgstedt u. a. (Hg.), *Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster*, Bern u. a. 2010, 443–468; zur Auslassung bei Opitz auch Knappe, *Poetik und Rhetorik in Deutschland*, 95; sowie Reinhard Hahn, *Meistergesang*, Leipzig 1985, 73.

146 Stockhorst bezeichnet die »mustergültige Komödie« als »Rarität«, Stockhorst, *Reformpoetik*, 241 ff.

147 Vgl. exempl. Morhof, der symptomatischerweise zugesteht: »Die Schauspiele sind nicht gänzlich zu verwerfen.« Daniel Georg Morhof, *Unterricht Von Der Teutschen Sprache und Poesie*, Kiel 1682, zitiert nach Stockhorst, *Reformpoetik*, 165.

in den Barockpoetiken sogar die Komödie von der Niedrigkeit von Sprache, Figur und Publikum lossagen soll und das niedrige Personal der Komödie sich nicht nur bessern, sondern die Komödie selbst sich allmählich zur Tragödie erheben soll, so etwa bei Kaspar Stieler:

Das Pöfel Lob ist schlecht. Drüm muß ein Schaugedicht,
Komödie genant, im Schlamme stecken nicht,
nicht mit dem Sinn' und nicht von Bauersworten stinken,
die schwarz und heßlich sind. [...] ¹⁴⁸

Nicht einmal die Komödie darf also im Schlamm stecken oder auf der Erde kriechen. Während die Legitimität des Niedrigen an sich im Laufe des 17. Jahrhunderts immer mehr geschwunden ist, erscheint auf der Seite des schlechten Publikums nun der Pöbel als Figur der Delegitimierung der Komödie. War es bei Opitz noch nicht per se problematisch, die »schlechte[n] wesen vnnd personen«, die »knechte« und andere von »gemeinen Leuten« (s. o.) auf die Bühne zu holen und wohl auch im Publikum zu wissen, so hat sich das bei Stieler offenbar geändert. Über den Gegenstand der Komödie lässt sich daraus wiederum wenig schlussfolgern. Wegweisend für eine Analyse des Komischen im 17. Jahrhundert ist darum die Formulierung in Balthasar Kindermanns *Der deutsche Poet* (1664):

Die Comoedie stellet nur auf gemeine Personen / HaußVäter und HaußMütter / Jünglinge und Jungfrauen; Und offtermals auch gar unerbare Leute / als Huren und Huren Wirthe / Fuchsschwänztzer und Tellerlecker / und wie es heutiges Tages gebräuchlich ist / Bauren / Jüden / und solche Personen / die das Volck zum lachen bewegen können. ¹⁴⁹

Während »gemeine Personen« die angemessene, neutrale Bezeichnung ist, führt die Formulierung »unerbare Leute« im Unterschied zur Rede vom »Pöfel« einen Terminus ein, der sich für die Analyse der Dramenpraxis eignet. Die Semantik der Ehre bzw. Unehrllichkeit war einerseits in allen gesellschaftlichen Sphären präsent, wurde keinesfalls aber von allen Parteien auf dieselbe Weise interpretiert. Auf dem Feld der Ehre oder des symbolischen Kapitals wird darum gerungen, wer wen für unehrlich erklärt oder als unehrlich erscheinen lässt. Wie zu zeigen sein wird, ist eine Schlüsselfigur des Komischen und der Unehrllichkeit im 17. Jahrhundert der Pickelhering,

¹⁴⁸ Stieler, *Die Dichtkunst des Spaten*, 36.

¹⁴⁹ Balthasar Kindermann, *Der deutsche Poet*, Wittenberg 1664, 242.

die vom englischen Schauspiel auf deutschen Bühnen entwickelte komische Figur, die nicht nur die Bühnen dominierte, sondern sich auch ihren Platz im politischen Imaginären des 17. Jahrhunderts eroberte. Und wie Andreas Gryphius' *Absurda Comica Oder Herr Peter Squentz* vorführt, ist die Ehre bzw. ihre Destruktion dabei in der Tat das zentrale Thema dieser Figur.¹⁵⁰

Das lange soziale Band des Romans

Während die Komödie in den Poetiken des 17. Jahrhunderts zwar untertheoretisiert bleibt, aber doch Erwähnung findet, fehlt vom Roman lange Zeit noch jede Spur. Der Roman befindet sich nicht nur am Rand des im poetologischen Diskurs Darstellbaren, sondern tatsächlich auf der »Rückseite« der Poetiken, wo er ein theoretisches »Schattendasein« führt.¹⁵¹ Zweifelsohne muss man für den Prosaroman der Frühen Neuzeit jedoch davon ausgehen, dass seine »schiere Existenz Wirkungen im Bereich der Poesie« und der Poetik zeitigte.¹⁵² Bereits bei Opitz wird sichtbar, dass die Kluft zwischen normativer poetologischer Aussage und dichterischer Praxis nirgendwo so groß ist wie beim Roman, schließlich hat Opitz selbst mit John Barclays *Argenis* (1621, dt. 1626–31) aus dem Lateinischen und Philipp Sidneys *Arcadia* (1590, dt. 1629/1638) aus dem Englischen gleich zwei bedeutende Prosaromane ins Deutsche gebracht.¹⁵³ Es war die große Prosa, welche gegen Ende des 17. Jahrhunderts zur Integration der Prosa insgesamt in die Poetiken beitrug, die Textsorte der Regelpoetik damit aber zugleich ihrer Auflösung entgegentrieb. Der Roman bringt letztlich einen anderen, an anthropologische Diskurse anknüpfenden Typus intellektueller Beschäftigung hervor, nämlich ästhetische Theorie.¹⁵⁴

150 Vgl. Kap. II dieser Arbeit.

151 Thomas Althaus/Nicola Kaminski, »Aspekte einer Theorie barocker Prosa«, in: dies. (Hg.), *Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Konturen »ungebundener Rede« in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Bern u. a. 2013, 7–23, hier: 8.

152 Dietmar Till, »*Oratio ligata/Oratio soluta*. Zur Genese einer Opposition und den mit ihr entstehenden Normierungslücken in der Poetik der Frühen Neuzeit«, in: Thomas Althaus/Nicola Kaminski (Hg.), *Spielregeln barocker Prosa*, 229–245, hier: 245.

153 Das Aussparen oder Verschweigen von Prosa bezieht sich im Fall von Opitz hauptsächlich auf die in seiner Schäferdichtung erprobte Erzählstimme. Zur Abwesenheit des Romans bei Opitz vgl. Nicola Kaminski, »Prosimetrum. Auf den Spuren einer impliziten Theorie »ungebundener Rede« bei Martin Opitz«, in: Thomas Althaus/Nicola Kaminski (Hg.), *Spielregeln barocker Prosa*, 247–281.

154 Vgl. Ralf Simon, *Die Idee der Prosa: zur Ästhetikgeschichte von Baumgarten bis Hegel mit einem Schwerpunkt bei Jean Paul*, München 2013; sowie Rüdiger Campe, »Form und Leben in der

Eine unvermeidliche Blindheit der frühneuzeitlichen Poetik für den Prosaroman entsteht zweifellos dadurch, dass sich die Poetiken prinzipiell als Verslehren verstanden. Man kann darüber hinaus in der Nichtberücksichtigung des Romans auch einen Ausdruck des antagonistischen Verhältnisses der humanistischen Gelehrtenkultur und volkssprachlicher Tradition erkennen, das sich, wie bereits beschrieben, gerade in dem Moment verschärft, in dem die gelehrte Kunstdichtung selbst ins Deutsche wechselt. Seinen Namen verdankt der Roman schließlich nichts anderem als diesem Bezug zu den romanischen Volkssprachen im Unterschied zum gelehrten Latein.¹⁵⁵ Romanproduktion bestand lange Zeit vorwiegend in Prosaübersetzungen antiker Versepen sowie im Schwankroman.¹⁵⁶

Die Referenz auf ein Volk oder eine niedere soziale Gruppe findet sich jedoch auch innerhalb der Semantik der Bindung bzw. Ungebundenheit selbst. Bereits seit der Antike war die Ungebundenheit der Prosa mit einer politisch-sozialen Semantik, nämlich mit der Frage des sozialen Bands verknüpft. Gegenüber der Ungebundenheit der Prosa konnte sich die Dichtkunst als soziale Bindungskraft legitimieren, indem sie sich als Dienerin des Gemeinwesens, als *ministra politicae* positionierte.¹⁵⁷ Bereits die Quintilianische Unterscheidung von *oratio vincta* und *oratio soluta*, rhythmisierter und ungebundener Rede, in welcher Kunstprosa und Versdichtung noch zusammenfielen, trug die Fessel im Namen (*vinculum*: Fessel, Band).¹⁵⁸ Die neulateinische Unterscheidung zwischen *oratio ligata* und *oratio soluta*, gebundener und ungebundener Rede, und damit zwischen Versdichtung und Prosa, übertrug diese Semantik des Bindens und Fesselns auf die moderne Dichtung: Die Poetik hat demnach »zu zeigen, wie man Wörter fesselt«.¹⁵⁹ Über den Vers hinaus bietet auch der Reim solcherlei Analogien an, wie Harsdörffer feststellt: »Die Reimen sind gleichsam

Theorie des Romans«, in: Armen Avanesian/Winfried Menninghaus/Jan Völker (Hg.), *Vita aesthetica. Szenarien ästhetischer Lebendigkeit*, Zürich 2009, 193–211.

155 Vgl. Jan-Dirk Müller, Art. »Prosaroman«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Band 3, Berlin/New York 2003, 174–177.

156 In den Vorreden der Schwanksammlungen und Schwankromane des 16. Jahrhunderts war nicht »der gemeine pöfel«, sondern der »gemeine man« immer wieder als Adressat der Schwänke und Historien angeführt worden, so etwa in Hans Wilhelm Kirchhofs *Wendunmuth* (1563), vgl. dazu Werner Röcke, »Wahrheit und »eigenes« Erleben. Zur Poetik von Schwankdichtung und Schelmenroman im 16./17. Jahrhundert«, in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Der deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext*, Amsterdam 1987, 13–28, hier: 26.

157 Wels, *Begriff der Dichtung*, 163.

158 Bernhard Asmuth, Art. »Gebundene/ungebundene Rede«, in: HWR, Bd. 3, Sp. 605–629; sowie Till, »*Oratio ligata/Oratio soluta*«; Fischer, *Gebundene Rede*.

159 Asmuth, »Gebundene/ungebundene Rede«, 618.

Riemen / durch welche das Gedicht verbunden wird« (PT I, 33; FG V, 32). In erster Linie handelt es sich um eine christlich-moralische Bindung. Ihr gegenüber stehen »böse Bücher«, welche den Romankritikern zufolge nur »ruch- vnd Gottlose Leut« lesen.¹⁶⁰ Auch Sigmund von Birken hatte seine *Rede-bind- und Dicht-Kunst* damit begonnen, dass die Poesie schon in der Antike »herum schweifende verstreute Leute / in Dörfern / Märkte und Städte zuhauf gesamlet / und in das Band Menschlicher Gesellschaft eingefangen« (RBD, Vor-Rede, § 11) habe.

Im Rahmen dieses Parallelismus von formaler und sozialer Bindung kann der Roman jedoch nicht nur mit der Auflösung des sozialen Bandes assoziiert werden, sondern umgekehrt auch mit der besonderen Reichweite seiner lockeren Bindungen. Für seine Apologeten prädestiniert gerade die Bestimmungsoffenheit der Prosa den Roman zu einer inklusiven Darstellung des gesellschaftlichen Ganzen und einem erweiterten Adressatenkreis, was dem politischen Auftrag der Dichtung entgegenkommt. So rechtfertigt sich bereits das Vorwort der ersten deutschsprachigen Übersetzung des *Lazarillo de Tormes* (1617) dadurch,

daß etlichen Leuten / beuorab den jenigen / so wol corrigierens bedörfen / die Correctur / wan sie allein durch geistliche vnd gaitetische Bücher vnd erinnerungen beschicht / nicht annemblich / wie sie dann dergleichen Bücher / darinn anderst nichts begriffen / als daß man jhre Laster taxiert / weder kauffen noch lesen / ja jhnen in Ohren wehe thut / wann sie etwas dergleichen ohne gefahr etwo in einer Predig / oder sonst inn einem mündlichen *discurs* hören / zugeschweigen / daß sie nach solchen Büchern trachten solten.¹⁶¹

Der volkssprachliche Prosaroman wird vom Vorredner als formale Herablassung zu den untersten Gliedern der Gesellschaft verstanden, die gleichzeitig Gegenstand und Adressat des Romans sind, wobei zu verhindern ist, dass die Leser in die gleiche Armut und Ehrlosigkeit geraten wie die Protagonisten. Das lange soziale Band des Romans und seine vermeintlich disziplinierende Wirkung legitimiert hier zwar insbesondere die niederen Romanformen, nämlich den aus Spanien kommenden Pikaroroman. Das gleiche Argument findet sich aber auch in Bezug auf den Hof. Seit der Pole-

160 Georg Philipp Harsdörffer, *Spil vom Verlangen* (1641), in: Hartmut Steinecke/Fritz Wahrenberg (Hg.), *Romantheorie. Texte vom Barock bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1999, 42–46.

161 Niclas Ulenhart, *Zwo kurtzweilige / lustige / und lächerliche Historien / die Erste, von Lazarillo Tormes[...] Die ander / von Isaac Winckelfelder und Jobst von der Schneid / [...]*, Augsburg 1617, iij^r–iij^v.

mik gegen den *Amadis* (1508) war Romanlektüre immer wieder mit Müßiggang, Verschwendung und der Entfachung von Leidenschaften assoziiert und dabei berechtigterweise am Hof verortet worden. In seiner romantheoretisch wegweisenden Vorrede zu Anton Ulrichs *Aramena* (1669) beschreibt Sigmund von Birken die Romane deshalb als »rechte Hof- und Adels-Schulen«, weil sie »das gemüte / von den gemeinen meinungen des adel-pöbels läutern«. ¹⁶² Indem Birken den Adel nicht vom Pöbel, sondern von sich selbst, vom »adel-pöbel«, unterscheidet, reagiert er auf die typische Assoziation der Romanlektüre mit nutzlosem Zeitvertreib, indem er den Vorwurf einfach umkehrt und eine sittliche Erziehung gerade durch Romanlektüre verspricht. Die Ungebundenheit der Romanprosa hat also eine große soziale Reichweite: vom Müßiggang des Hofes bis zur Vulgarität der Volkssprachen und zur Unehrllichkeit jener Pikaros, die sich abwechselnd durch Arbeit, Bettelei und Schauspielerei am Leben erhalten.

Fiktion und Hurerey

Eine weitere Schlüsselsemantik der Romankritik war der Vorwurf der Lüge. Dieser erklärt sich zunächst vor dem Hintergrund neuplatonischer Fiktionskritik sowie der unscharfen Trennung von Romanliteratur, moralisch erbaulichen Historien und Chroniken, Annalen etc. Der Roman teilt mit dem »historico«, wie es bei Buchner heißt, nicht nur die Ungebundenheit seiner Rede, sondern auch eine Sprache, die »vulgaris / und neben dem Volck allzeit hergehe«, ¹⁶³ unterscheidet sich jedoch durch den Wahrheitsgehalt seines Berichts. Das Versepos hingegen, so schon Opitz am Beispiel der *Aeneis* Vergils, nimmt »es nicht so genawe wie die Historien« (BDP, 363). Opitz bezweifelt die Möglichkeit von Versepen in deutscher Sprache und zitiert auf der Suche nach einem Äquivalent aus seinen eigenen *Trostgedichten*. Der Unterschied zwischen Versepos und Historien wird in Zusammenhang mit der *inventio* diskutiert, auf der ersten Stufe des rhetorischen

¹⁶² Sigmund von Birken, »Vor-Ansprache zum Edlen Leser«, in: Hartmut Steinecke (Hg.), *Romantheorie. Texte vom Barock bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1999, 61–64, hier: 64. Vgl. zum poetologischen Kontext der *verisimilitudo* in Birkens Roman- und Dramentheorie Volkard Wels, *Der Begriff der Dichtung*, 153–166.

¹⁶³ Die Rede sowohl des Redners als auch des Historikers sei »so beschaffen, daß sie / also zu sagen / vulgaris / und neben dem Volck allzeit hergehe / und so gar etwas sonderliches nicht habe / da hingegen der Poet austreicht / sich in die Höhe schwingt / die gemeine Art zu reden unter sich tritt [...]«. August Buchner, *Anleitung zur deutschen Poeterey. Poet.*, hg. von Marian Szyrocki, Tübingen 1966, Reprint 2012, 15 f.

Kompositionsschemas, das zugleich die Frage nach der spezifischen Gabe oder Kreativität des Dichters aufwirft. Lange Zeit blieben Fragen von Nachahmung und Erfindung innerhalb der Poetiken marginal, bis sich mit der verstärkten Rezeption der aristotelischen *mimesis*-Konzeption der Schwerpunkt langsam verschob.¹⁶⁴ Die Vorstellung, dass die Nachahmung einer Handlung nicht weniger als die Seele der Dichtung sei, wird nun von der Tragödie auf den Roman übertragen, und erst so wird die Fiktion (*fabulosa fictio*) anstelle der *inventio* überhaupt in die Poetiken eingeführt. Die Legitimität der Fiktion zeigt sich dabei in Abgrenzung zur Geschichte: Der Beliebigkeit des historisch Konkreten wird die Würde der Aufgabe entgegengestellt, »ein Allgemeines sichtbar zu machen«.¹⁶⁵ Gleichzeitig entwickelt sich auch ein von der historischen Wahrheit unabhängiger Begriff poetischer Wahrscheinlichkeit (*verisimilitudo*), der den Bereich der fiktiven Handlung (*mythos*) als eine der Wahrheit zwar verpflichtete, aber in gewissem Maß eigenständige Domäne achtet. Damit sind die Grundlagen für eine Neuurteilung des Romans gelegt. Nicht zufällig spielen Wahrscheinlichkeit und Erfindung auch in Pierre-Daniel Huets wegweisendem *Traité de l'origine des romans* (1670) eine entscheidende Rolle.

Doch auch die Semantik der Verlogenheit des Romans hat ihre soziale Seite und sollte darum nicht auf eine theoretische Emanzipationsgeschichte verengt werden. Ein bereits spätes, aber herausragendes Beispiel radikaler Romankritik stellt Gotthard Heideggers *Mythoscopia Romantica* (1698) dar. Heidegger betont unentwegt: »wer Romans list / der list Luegen« (MR, 71).¹⁶⁶ Zwar scheint sich Heideggers Assoziation des Romans mit »Huren«, »Hurerey«, »Hurenwirschaftt«, »Huren=Lieder[n]« und dem »Hurenhaus« (MR, 1–15) zunächst auf die thematischen Vorlieben des galanten Romans zu beziehen. Andererseits bemerkt er bereits in der Zuschrift, dass Romane oft nicht mehr als eine »Satyre oder Stachel-Schriftt« (MR, iijj') darstellten, wobei er Rabelais als Beispiel nennt. Diese satirische Darstellungstradition taucht wieder auf, als Heidegger der Frage nachgeht, wovon die Romane denn eigentlich handeln, nämlich von »hassen / morden / *simulieren* / läugnen / lügen=dichten / hinders Liecht führen [...]« (MR, *** 3r.) Der Schlüsselbegriff der *simulatio* befindet sich hier nicht in einem rhetor-

¹⁶⁴ Vgl. auch Markus Ressel/Cornel Zwierlein, »Zur Ausdifferenzierung zwischen Fiktionalitäts- und Faktualitätsvertrag im Umfeld frühneuzeitlichen pikarischen Erzählens«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 103–131.

¹⁶⁵ Knape, *Poetik und Rhetorik*, 97.

¹⁶⁶ Vgl. zu Heidegger und der Romankritik insgesamt auch Walter Ernst Schäfer, »Hinweg nun Amadis und Deinesgleichen Grillen«. Die Polemik gegen den Roman im 17. Jahrhundert«, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 15 (1965), 366–384.

risch-poetologischen Umfeld. Kritisiert wird zunächst auch nicht, dass die Romane selbst lügen. Kritisiert wird im Gegenteil, dass sie die Wahrheit sagen bzw. die Wirklichkeit darstellen, indem sie eben von Lügner, Simulanten und Betrüger handeln. Eine implizite Orientierung an den niederen Romanformen zeigt sich auch darin, dass Heidegger den »Roman« und die »Comaedien« (MR, 19) gemeinsam attackiert, hier wie dort sieht er vor allem »Marck-Schreyer« (MR, 59) und »Possenreißer« (MR, 127) auftreten. Schließlich erwähnt er auch immer wieder Wegmarken des pikaresken Romans wie die *Picara Justina* und den *Gusman* (MR, 37, 125, 135).

Heidegger versucht mit allen Mitteln, die Unehrllichkeit des Romans selbst nachzuweisen, bietet als »Staubbesen« (MR, 128) auf, was er finden kann, und versucht ihn am Punkt seiner äußersten Unehrllichkeit zu fassen. Gelegentlich kommt ihm dabei eine These, die bereits Huet vorbrachte, dass nämlich der Ursprung der Romane und überhaupt die »Kunst / zierlich und verständlich zu lügen« in der arabischen Welt zu suchen sei.¹⁶⁷ Heidegger greift diese These auf und assoziiert den Roman mit der Verwerflichkeit sowohl der Juden als auch der Zigeuner. Anders als Huet macht er jedoch letztlich Griechenland für die Entstehung des Romans verantwortlich und bezeichnet die griechische Fabel als »Gebruetsel und Veranlassungen der Heidnischen Pöbel-Theologie« – »Graecia mendax«, das »verlogene«, das »lügen=holde Volk« (MR, 21 f.). Als Produkt einer »Pöbel-Theologie« kann der Roman bei Heidegger nur unter der Voraussetzung einer Nähe von Verlogenheit (*mendacitas*) und Bettelei (*mendicitas*) erscheinen, die im politischen Imaginären der Frühen Neuzeit insgesamt, vor allem aber im Puritanismus immer wieder aufeinander bezogen wurden.¹⁶⁸ Im Problem der Verstellung und Verlogenheit kreuzt sich bei Heidegger der problematische epistemische Status des Romans, die Form seiner Darstellung, mit der Unehrllichkeit des Dargestellten: Huren und Bettler, Juden und Zigeuner. Unentwegt kommt Heidegger auf Gestalten der Armut zu sprechen und parallelisiert den Roman mit Figuren der plebejischen Unterhaltungskultur wie Quacksalbern, Wunderheilern und Kartenlesern: »Wie die Karten ein ohngebunden Buch genennt werden / darinn man die Armuth studieren kan: Also sind die Romane ohngesunde Buecher / darinn man in lustren Begirden und eiteler Buhlerrey magistriert« (MR, 121 f.). Resultat der Zeitverschwendung sinnloser Romanlektüre und der durch sie bewirkten affektiven Entmündigung des Lesers ist letztlich, so Heidegger, der

167 Eberhard Werner Happel, *Der Jnsulanische Mandorell (1682). Im Anhang: Pierre-Daniel Huets Traité de l'origine des romans (1670)*, hg. von Stefanie Stockhorst, Berlin 2007, 580.

168 Vgl. Pugliatti, *Beggary and Theatre*.

»Bettelstab« (MR, 137). Ausgangs- und Fluchtpunkt des Romans sind in Heideggers Polemik Figuren der Armut und Nicht-Arbeit.

Womöglich ist es also zu einseitig, die Exklusion des Romans aus den Poetiken alleine durch seine Prosaform, seine rhetorische und epistemologische Inadäquatheit zu erklären. Gemeinsam mit dem Roman werden auch ganz bestimmte Protagonisten und deren Erfahrungswelten aus dem Blick gedrängt. Die Legitimationsbedürftigkeit des Romans wird erst in Gänze sichtbar, wenn die soziale Seite der Semantik, welche die Prosaform wie auch den Fiktionsbegriff begleitet, berücksichtigt wird.¹⁶⁹ Die Kritik des Romans wurde demselben deshalb auch oft mehr gerecht als seine Verteidigung. Denn während die Poetik sich in ihrem apologetischen Diskurs über den Roman an die edlen Beispiele des Versepos oder des heroischen Liebesromans hält, die Vielfalt des »niederen Romans« jedoch verleugnet, zielt die Romankritik auf die ganze Bandbreite der Romanproduktion.¹⁷⁰ Konsequenterweise schloss auch die moderne Romantheorie mehr an seine Kritik an, als an seine Apologie. Noch für die *Theorie des Romans* (1916) von Georg Lukács verdankt sich derselbe, mit einem Fichte-Zitat, dem »Stand der vollendeten Sündhaftigkeit«¹⁷¹ des modernen Menschen, womit Lukács semantisch auf einer Linie mit der von Heidegger beklagten »Hurerey« liegt.

Im Zentrum des frühneuzeitlichen Romans stand der aus dem Spanischen kommende pikareske Roman. Aus dessen Perspektive ergibt der Vorwurf der »Hurerey« durchaus Sinn: Huren und Schelme, Pikaros und Landstörzer sind in der Tat die Protagonisten jener Romantradition. Um ein komplexeres Bild von der Darstellung arbeitender Armut am Übergang zur Moderne zu bekommen, werde ich den Blick darum im Folgenden vorübergehend vom Pöbel-Topos weg- und der literarischen Praxis zuwenden, und zwar in Gestalt des Pikaro und des Pickelhering, die in Roman und Komödie das literarische Korrelat zum poetologischen Pöbel bilden.

169 Die Meinung, dass es sich beim Roman trotz seiner zunächst höfischen Themen und Leser im Übergang zur Neuzeit dann zunehmend um ein Genre der Armen handele, schien im Zuge der Bachtin-Rezeption einmal plausibel, ist heute aber keine populäre Vorstellung mehr. Neue Argumente in diese Richtung sammelt Giancarlo Maiorino, *At the Margins of the Renaissance: Lazarillo de Tormes and the Picaresque Art of Survival*, University Park PA 2003.

170 In diesem Sinne wird Heidegger auch gewürdigt durch Silvio Vietta, *Der moderne Roman*, München 2007, 11.

171 Georg Lukács, *Die Theorie des Romans, Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*, hg. von Frank Benseler/Rüdiger Dannemann, Bielefeld 2009, 119.

II PICKELHERING

3 Scharfrichter und Pickelhering um 1621

Eine aus heutiger Perspektive abseitige, für die Literatur des 17. Jahrhunderts jedoch zentrale Figur war der neue Prototyp der komischen Figur: der Pickelhering. Seine Schlüsselstellung verdankt er der Tatsache, dass er sowohl die letzte populäre Narrenfigur vor der Literarisierung der Komödie als auch die erste komische Figur nach ihr war. Gerade die Verschriftlichung der komödiantischen Kultur war die Voraussetzung dafür, dass im Pickelhering retrospektiv das Phantasma einer unverstellten und unvermittelten Bewegungskomik gepflegt werden konnte. Darüber hinaus handelte es sich allerdings auch, und das wurde bisher nicht ausreichend betont, um eine außerordentlich politische Figur, deren Darstellung und Wahrnehmung von Anfang an in Polemiken um die Durchsetzung ökonomischer Entkopplungsprozesse und staatlicher Machtansprüche verwickelt war. Wer aber war der Pickelhering über seine Funktion als Spaßmacher hinaus in den dargestellten Welten des frühen Berufsschauspiels?

Der Pickelhering bekleidete zahlreiche soziale Rollen, besonders prominent erscheint er aber immer wieder als Lohnarbeiter und Scharfrichter: Diese eigentümliche Doppelung ökonomischer Modernisierung und staatlicher Knechtschaft soll im Folgenden Gegenstand der Analyse sein, und zwar zunächst am Beispiel zweier Flugblätter, in denen sich die dramatische Frühgeschichte der Figur verdichtet. Die figurative Verschmelzung von Henker und Pickelhering in den beiden Pickelhering-Flugblättern von 1621, so die dabei verfolgte These, kann als Reflexion über die politische Polarisierung der Gesellschaft durch ihre ökonomische Dynamisierung verstanden werden, die der Pickelhering auf komplexe Weise verkörpert. Der Pickelhering ist auf den Flugblättern nicht nur eine infame Figur, bei der die Abhängigkeit von Lohn und Geld mit der Entbindung aus der sozialen Gemeinschaft zusammenfällt. Die Überblendung mit dem Henker macht es den Flugblättern zudem möglich, ihn über das Infame der Lohnarbeit hinaus als Instrument, als Werkzeug der Infamierung der arbeitenden Armen ins Bild zu rücken. Diese Wendung, die nur vor dem Hintergrund der politischen Bekämpfung korporativer Identität und Organisation nachvollziehbar ist, driftet in den Flugblättern schließlich ins Antisemitische. Wie im zweiten Teil des Kapitels gezeigt werden soll, wird dieser Zusammenhang in der *Absurda Comica* (1657) von Andreas Gryphius reflexiv, gerade im Hinblick auf die Entehrung des Handwerks. Die gewaltsame Zerstörung des symbolischen Kapitals der Korporationen stellte sich nicht nur für den Souveränitätsanspruch moderner Staatlich-

keit, sondern auch für das ästhetische Programm des Barock als Notwendigkeit dar.

Das Prager Flugblatt

Die Figur des Pickelhering geht auf Transformationen der komischen Figur im Elisabethanischen Theater der 1590er Jahre zurück, wesentlich inspiriert durch den berühmten Clown der Shakespeareschen Truppe, Will Kemp.¹ Seinen Namen verdankt er einem in Salz eingelegten Hering und damit ähnlich wie die deutschen »Hans Wurst« oder »Hans Supp« einer Speise der Armen. Die Entstehung der Figur verweist auf einen atlantischen Kontext: Zwischen Spanien und Skandinavien hatte sich im 16. Jahrhundert an den Küsten eine riesige Heringsindustrie ausgebreitet. Der gesalzene Hering war die alltägliche Nahrung der kleinen Leute und wurde aufgrund seiner Salzigkeit oft mit Alkohol verspeist.² Zugleich aber galt der beliebte Hering als König der Fische. So mag es zu erklären sein, dass im Pickelhering gelegentlich noch der Charakter eines karnevalesken Volkskönigs aufscheint. Zuallererst handelte es sich jedoch um eine Figur bäurischer Plumpheit, wozu auch eine bestimmte soziale Konstellation beigetragen hat: Aus der Politik der Einhegungen (*enclosures*) resultierte gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine massenhafte Landflucht. Große Teile der engli-

¹ Vgl. hierzu und zum Folgenden John Alexander, »Will Kemp, Thomas Sackeville, and Pickelhering: A Consanguinity and Confluence of Three Early Modern Clown Figures«, in: *Daphnis* 36 (2007), 463–486. Wie Alexander zeigt, verdankt die Figur der Schauspielkunst Will Kemps und Thomas Sackevilles ihre wesentliche Prägung. Vgl. auch M. A. Katritzky, »Pickelhering and Hamlet in Dutch art: The English comedians of Robert Browne, John Green, and Robert Reynolds«, in: Douglas A. Brooks (Hg.), *Shakespeare and the Low Countries, Shakespeare Yearbook* 15 (2005), 113–140; Andreas Kotte, *Theatergeschichte: Eine Einführung*, Köln u. a. 2013, 241–250; Willem Schrickx, *Foreign Envoys and Travelling Players in The Age of Shakespeare and Jonson*, Wetteren 1986, 184–219, 281–291. Über die bloße Theaterhistoriographie hinaus sind in jüngerer Zeit eine Reihe neuer Reflexionen über die komische Figur als theatrale Form erschienen, die sich durch Prinzipien wie Liminalität, Phatik, Insularität und Transgression der Standesgrenzen auszeichnet. Wichtig für das Folgende waren dabei Joel Lande, *Persistence of Folly. On the Origin of German Dramatic Literature*, Ithaca 2018; Richard Preiss, *Clowning and Authorship in Early Modern Theatre*, Cambridge 2014; Tim Prentki, *The fool in European theatre: Stages of folly*, Basingstoke u. a. 2012.

² Dabei hat das englische »pickle« eine Verwandtschaft mit dem deutschen »Pökel« und verweist auf das Einlegen von Speisen in Salzlake. Im Gegensatz zum eher dickleibigen Hans Wurst wird der Pickelhering normalerweise als mager dargestellt. Einer legendarischen Anekdote zufolge ist Shakespeare selbst 1616 am exzessiven Konsum von gesalzenem Hering tödlich erkrankt, vgl. Alexander, »Will Kemp, Thomas Sackeville, and Pickelhering«, 466.

schen Landbevölkerung suchten in den Städten Anstellung als Bedienstete der Oberschichten. Das geringe Bildungsniveau, die Unkenntnis der gängigen Verhaltenscodes und der unbeholfene Kleidungsstil der Zugezogenen verursachte im städtischen Bürgertum viel Gelächter. Eben diese Situation wurde von den Komödianten ausgenutzt und inspirierte das Elisabethanische Theater zur Erfindung der Figur. Die Entstehung des Pickelhering steht also, genau wie die moderne Blüte des Harlekin,³ in Zusammenhang mit der sog. ursprünglichen Akkumulation.

Allerdings kann diese sozialhistorische Perspektive nicht darüber aufklären, ob und inwiefern es dem Pickelhering gelungen ist, mehr als eine ständisch geprägte Satire zu realisieren, den Verlust ständischer Ordnung symbolisch aufzufangen und als groteske Synthese verschiedener sozialer Domänen eine tragikomische Transgression der bestehenden symbolischen Ordnung zu bewerkstelligen. Die Rekonstruktion seiner ästhetischen Charakteristik wird durch den Umstand erschwert, dass die überlieferten Spieltexte die Auftritte des Pickelhering nur durch Leerstellen bzw. Szenenanweisungen anzeigen: »*Hier agiret Pickelhering*«. ⁴ Stimme und Körperidentität des jeweiligen Schauspielers gelten für die Performance der komischen Figur jedoch als entscheidend. Was aus Spieltexten, Berichten und bildlichen Darstellungen rekonstruiert werden kann, deutet auf eine komplexe Figur, die bekannte Elemente des Komischen zu einer neuen Form verband: Obsessive Bedürfnisbefriedigung, Mangel an Bildung, Feigheit und Skrupellosigkeit, Pedanterie in Form von tautologischen

3 Hierzu Rudolf Münz, »Das Harlekin-Prinzip«, in: ders., *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*, Berlin 1998, 60–65. Die italienische Komödie hat das Theater im deutschen Sprachraum erst ab der Mitte des 17. Jahrhunderts nachhaltig geprägt, insbesondere in der erweiterten Bühnentechnik, während das englische Schauspiel für die deutsche Theaterpraxis des 17. Jahrhunderts als der entscheidende Faktor gilt. Trotzdem haben wohl auch die *Commedia dell'Arte*, die ihren Namen der Professionalisierung des Schauspiels verdankt, und die Figur des Harlekin bereits im Pickelhering ihre Spuren hinterlassen. Thomas Nashe hat die *Commedia dell'Arte* auf Reisen nach Italien kennengelernt und in Rom 1607 sogar selbst den Harlekin gespielt. Vgl. Alexander, »Will Kemp, Thomas Sackville, and Pickelhering«, 47. Auch auf Gryphius, etwa seine zweite Komödie, das Scherz-Spiel *Horriilicribifax. Teutsch* (1663), hat die *Commedia dell'Arte* gewirkt, vgl. Eberhard Mannack, *Andreas Gryphius*, 2., neu bearb. Aufl., Stuttgart 1986, 92; Willi Flemming, *Andreas Gryphius. Eine Monographie*, Stuttgart 1965, 194 f.; Armin Schlienger, *Das Komische in den Komödien des A. G. Ein Beitrag zu Ernst und Scherz im Barocktheater*, Bern 1970; zur *Commedia dell'Arte* in Deutschland außerdem Günther Hansen, *Formen der Commedia dell'Arte in Deutschland*, Emsdetten 1984; sowie Ralf Böckmann, *Die Commedia dell'Arte und das deutsche Drama des 17. Jahrhunderts: zu Ursprung und Einflußnahme der italienischen Maskenkomödie auf das literarisierte deutsche Theater*, Nordhausen 2010.

4 Vgl. Manfred Brauneck (Hg.), *Spieltexte der Wanderbühne. Erster Band: Englische Comedien und Tragedien* (1620), Berlin 1970, 137, 159.

Aphorismen, ungewollte Wortspielereien, vor allem in der Verwechslung wörtlicher und figurativer Bedeutung, Burleske und Slapstick, Skatologisches und Schimpfrede, die fortwährende Verletzung der sozialen Norm und nicht zuletzt ein den älteren Narrenfiguren unbekannter Fokus auf die tabuisierte Sexualität – all das fügt sich im Pickelhering zu einer janusköpfigen Gestalt, deren Wirkung ständig wechselt zwischen einer Figur, die sich der Verspottung durch die Zuschauer aussetzt, und einer solchen, die geliebt wird und Identifikation hervorruft.⁵

Karriere machte die Figur zuerst auf dem Kontinent, wo englische Schauspieler seit 1593 mit ihr große Erfolge feierten. Während Thomas Sackville noch als »Johan Bouschet« auftrat, war es die Truppe von John Green, die den Pickelhering zwischen 1605 und 1611 populär machte, hier zumindest taucht er das erste Mal namentlich auf einem Linzer Manuskript auf. Gespielt wurde er vermutlich zunächst von George Vincent, später dann von Robert Reynolds, der fälschlicherweise als sein Erfinder gilt. Reynolds spielte den Pickelhering in Greens Truppe seit seiner Rückkehr auf den Kontinent 1616. Mit Reynolds trat die Truppe Greens, die auffällig häufig an katholischen Höfen gastierte, zu den Feierlichkeiten der Thronbesteigung Ferdinands II. 1617 in Prag auf, im Herbst 1618 in Frankfurt, im Winter 1620 erneut in Prag. Ferdinand II. hatte die Truppe schon zehn Jahre zuvor als Erzherzog von Innerösterreich nach Graz geholt.⁶ Von Prag kehrte sie über Nürnberg nach Frankfurt zurück. Zur gleichen Zeit löst sich der Pickelhering vom Drama ab und betritt einen politischen Kontext. Denn kurz darauf zeugen zwei Flugblätter von der ungemeinen Popularität der Figur, die von ihnen nicht einfach als Komödiant, sondern politisch gedeutet wird. Vermutlich in Prag erscheint im Krisenjahr 1621 ein Flugblatt mit dem Titel *Englischer Bickelhering / jetzo ein vornehmer Eysenhändler / mit Axt / Beyl / Barten auff Praag Jubilierende* (Abb. 3).⁷ Das anticalvinistische Blatt thematisiert den Prager Bildersturm von 1619:

5 Zu einer Charakteristik der Figur und einer Einführung in das Figurenparadigma vgl. auch Ralf Haekel, »Hanswurstiade«, in: Uwe Wirth (Hg.), *Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2017, 100–106; sowie Richard Alewyn, *Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste*, 2., erw. Auflage München 1989, 91–114.

6 Vgl. ausführlich dazu Otto G. Schindler, »Englischer Pickelhering – gen Prag jubilierend. Englische Komödianten als Wegbereiter des deutschen Theaters in Prag«, in: Alena Jakubcová u. a. (Hg.), *Deutschsprachiges Theater in Prag. Begegnungen der Sprachen und Kulturen*, Prag 2001, 73–99.

7 Die Erscheinungsorte beider hier zur Debatte stehenden Flugblätter sind unklar. Der Kürze halber werde ich sie trotzdem mit den auf ihnen thematisierten Schauplätzen identifizieren und als Prager bzw. Frankfurter Flugblatt adressieren. Vgl. zum Medium des Flugblatts in der Frühen Neuzeit allgemein Wolfgang Harms, *Das illustrierte Flugblatt in der Frühen Neuzeit: Tradition, Wirkungen, Kontexte*, Stuttgart 2008; sowie Kerstin te Heesen, *Das illustrierte Flug-*

1621

Englischer Bickelhering / jetzo ein vornehmer Eysenhändler / mit Axt / Beyl / Barten auff Praag Jubilierende.

ANNO,

lehtz VhaVen sie seine Taffeln Mit Well Vnd Barten : Plal. 74. 164

Einem Buch auff einem Blat /
 Dreye Veritas deficiat /
 Das heist so viel als: bladen nicht /
 Was man gewessen / macht löstig /
 Ein Jahr ein Brocht / alobald ein Herz /
 Bald ein Baldar bald ein Funcker /
 Bald ein Barten bald ein Bickelhering /
 Bald ein Ritter gar hoch geachtet /
 Bald ein Feldwibel bald ein Croß /
 Bald ein Schirmmeister / das macht Lust /
 Bald weiß ich / bald nicht also puerit /
 Das mich damit gar sehr lustet /
 Ich kenn mich wol / und weiß wie ich /
 Gewesen bin : weiß aber nicht /
 Wer ich jegund im Urtum Jahr /
 Ein weber / jetz bin ich ander Jahr /
 Vom Jahr weis ich nicht gering /
 Ein auß der massen gar Bickelhering /
 Mein Jagdlin in ransand Meuren /
 Rent ich holdselig signum /
 Alles was ich hab vor gebracht /
 Was hat man ja stadelich blacht /
 Ich war der Kriemelde / kenn ich mich : /
 Ein ander Herz jegund bin ich /
 Comandi mögen andre spielen /
 Das ding thut mich jegund verzeihn /
 Jegund bin ich ein groß Merchant /
 Ein Kaufmanns Brum aus Böhmer Land /
 Ich handele nicht wie andre Varn /
 Mit schweren Welschen jednen Wahn /
 Mein man / der Wechsel ist zu hoch /
 Schemel die Künig ist da noch /
 In Welschland eben so viel gilt /
 Als wie für swanzig Jahren mild /
 Men omnia porto secum /
 Ich wand ich ich unter der Bunt so frumb /
 Gier mir zu merck auff was ich sag /
 Auff ein newe Weg gen Prag /
 Neiß ich jetzunder zwar zu fass /
 Schemel ich habe noch kein Rog /
 Junge Kaufleute müssen sich /
 Nicht fange gewessen so herzlich /
 Wenn ich da hab genug erworbn /
 Bin ich zu Noßdann knecht dorn /
 Ich wie ich weis in meinem Sinn /
 Wada ein grosse Geld gewon /
 Centum pro cent mille pro mill /
 Aber still / still / still / still / still / still /
 Holzgarten / Gaven / Beile / Barten /
 Ist die man da gar sehr thut waren /
 Trag ich jegund in meiner Burt /
 Ein Drag das ist ein Wahre gut /
 Eran werd ich haben grossen Profit /
 Mein Rechnung fan mir selber nit /
 Dann Jerte / Gaven / Beile / Barten /
 Müß man da haben / sehr so sehr schart /
 Was man da machet V für X /
 Und daweimb le Erucifer /
 Und habe da Ritterlich frey /
 All Bider vnd Caffenwert entwey /
 Vnd die gleich mit Haffner /
 Und andere Erinnerung schön /
 Und haw in flüeten all Altar /
 Weil so besohlen hat der Pfarr /
 Die Wähler wud es war verdriess /
 Bickelhering werden ihrer künig gewest /
 Fortan an diesem Ort nicht viel /
 Waron ich jetz nicht plauder viel /



Sich eben so gar sehr erzen /
 Das sie den Himmel wolten stürm /
 Die lacht hert ich und guten Lohn /
 Darzu auch Steine tragen ihon /
 Fort fort die Welle rick heran /
 Nicht lang ich mich hier setzen fan /
 Ich werd mich treulich wol verdien /
 Dink meinen neuen Schwager Calen /
 Weil ich ihm so zum Gestrondt /
 Die Wahren bring mir zum gewinn /
 Was werd ich mit dem Geld mach /
 Für die me ne Eysene Sach /
 Mir nie solle nicht paffen vnd son /
 Weil gewon ebil gerwin /
 Dann junge Fluge Hand lacht /
 Die müssen Lern das Geld bey zeit /
 Zur ar' ehalten / Die überwirdt /
 Ich hab mich ich sehr ihon unterweg /
 Die ich mein Geld wil wol anletzt /
 Weil ich also tragen hinter die Mauer /
 Weil mir ist worden so Blusawr /
 Poile wil ich sonst vnterfangen /
 Die Welschland mich nicht sehr schen /
 Weil alle zeit eben an /
 Das wil ein andr mich bleiben lan /
 Ein Jungen ein Vier / end einen Knecht /
 Müß ich off m unen Leib han schicht /
 Ein paar Pösel ein weibl fan /
 Ein Wirtgebeckel breit von L. der /
 Mein Artz Beil und Bartenfram /
 Wird mich machen zum reichen Man /
 Die Wahr allein zu Prag gilt /
 Esß macht das ich erweist Bild /
 Nichts ist so böß / es ist dennoch /
 Zu etwas gut / In danchen hoch /
 Ich diesen den Galtern hab /
 Teuch sie Bild in dion ab /
 Ich erwerb mit Bickelhering /
 Wird werden dig mein Brumer ding /
 Wie große Deyn in solio /
 Hat man bestelt mir fleiß also /
 Ich hie dasß ich VVDOLPH /
 Sol demit werden gehauen ab /
 Dasß Erucifer / so sehr Kunstreich /
 Wuß ihm im Reiche Eysen gleich /
 Aber was gilt bey der Leute Günst /
 Die Beile Bickelhering Bant /
 Sie liden das Contrarium /
 Wada grad / machen sie krum /
 Ich aber halße barsu nicht /
 Derkaufft mir / wie man he nicht /
 Die Erte Beyl und Gaven dar /
 Ich war weiter ich gar nicht /
 Dasß sind mir Neiß Instrument /
 Wuß die die brauchen zu dem End /
 Es mögen sie für ich zupfen /
 Wie sie en ihm werantweret /
 Ihn Gelder muth mit großer Müß /
 Eran Ritterlich beweten sie /
 Ich sthan sie / Eraber mir viel gude /
 Das ich möggen lasten fluge /
 Wie sie kann ich die Weg verwin /
 Glos Drey mög ich zu PRAG 1621 syn /

Weyß die armen Heyden /
 Wie weidts oder ihre Schenckel geb /
 Sanct Maria Sanct Magdalen /
 Alldoch es l werden sich /
 Gleich wol esse Sade / was derauß /
 Sell in der Kirch / als Gottes Laug /
 Nichts werden gehawen Heim /
 Keine Erbsamung wud da sein /
 Dann sich wör sie / wie man mir loss /
 Der Pfaff gar bestig hat erbott /
 Was gleich die armen Bilder nicht söhn /
 Wieder hoch dran sein Müßigen söhn /
 Ist gut Galsingh das er nicht ist /
 Sondern ist nur wie sie gar wol a ist /
 Ein reuorinter / ohne Zwuff /
 Ist einer wie der ander Leut /
 Was geht mich nun gar nichts an /
 Will mich dand wack kummer lan /
 Was acht ich best / ich mich ein Geld /
 Trag meine Barte oder Feld /
 Wer ich gewesen zu jener Zeit /
 Da jene grosse Kirken Leut

Ze
 Regis
 Privilegii

1621

49 5467 m. 6

Abb. 3: Flugblatt Englischer Bickelhering / jetzo ein vornehmer Eysenhändler / mit Axt / Beyl / Barten auff Praag Jubilierende (1621).

»Denn Axte / Hawen / Beile / Barten / muß man da haben / scharff ohn scharten / Daß man da mache V für X; / Und hawe vmb all Crucifix /« (PP). In der kurzen Zeit der pfälzischen Herrschaft in Böhmen (1619–1620) unter dem als ›Winterkönig‹ verspotteten Kurfürsten Friedrich V. kam es unter der Führung des Heidelberger Professors Abraham Scultetus Weihnachten 1619 zu einem Bildersturm durch Calvinisten. Das Blatt spielt mit der vergeblichen Hoffnung des Pickelhering auf Absatz für seine Äxte in Prag, denn nach der Schlacht am Weißen Berg im November 1620 und dem Sieg der kaiserlichen Truppen konnte das Publikum die Enttäuschung des Pickelhering bereits vorausahnen, eines Kriegsgewinners also, der auf Absatz bei den Prager Calvinisten hofft.⁸ Und es deutet zugleich darauf hin, dass Friedrich V., der genauso wie Ferdinand II. ein Liebhaber der Englischen Komödianten war, allerdings bevorzugt die Truppe um Robert Browne engagierte, dieselben im Winter 1619/20 aller Wahrscheinlichkeit auch in Prag spielen ließ.⁹ Der Pickelhering war bei Katholiken wie Protestanten beliebt.

Dass englische Komödianten auf beiden Seiten des konfessionell motivierten Konflikts äußerst beliebt waren, zeigt bereits, dass die monarchische Politik und die Politik der Komödie sich hier nicht unmittelbar miteinander verrechnen lassen. Der politische Charakter des Pickelhering verläuft transversal zur teilweise konfessionell organisierten Machtpolitik des Krieges. Um ihn nachzuvollziehen, benötigt es darum eine weitaus vielschichtiger Lektüre des Prager, sowie eines weiteren, im Kontext der Frankfurter Messe angesiedelten Flugblattes: Die Analyse der Drucke muss dafür mit der genauen Lektüre des sie begleitenden Textes zusammengefügt und im Rahmen sowohl des sozialhistorischen, als auch des dramengeschichtlichen Kontextes interpretiert werden. Ausgangspunkt ist die Beobachtung von Michael Schilling, dass das überdimensionierte Beil des Pickelhering im Prager Flugblatt an ein Henkersbeil erinnert (Abb. 3).¹⁰ Der Befund

blatt als Wissensmedium in der Frühen Neuzeit. Langfristige Entwicklungen in Deutschland und neueste Daten für Ost- und Westdeutschland, Opladen u. a. 2011.

⁸ Im Chronogramm »Ietz Ietzt zVhaVen [zerhauen, R. W.] sle seIne TaffeLn Mit BeIL VnD Barten: Psal. 74 §.6« verweist das Blatt auf die *Klage über das verwüstete Heiligtum* (Psalm 74, 5–6).

⁹ Schindler führt als Beleg ein Gesuch der Frankfurter Gastwirtin an, in deren Haus *Zur Sanduhr* die Theaterraufführungen stattfanden. Sie bittet darin um die Aufhebung des Spielverbots für die Brownsche Truppe. Vgl. Schindler, »Englischer Pickelhering – gen Prag jubilierend«, 81.

¹⁰ Vgl. den Kommentar von Michael Schilling (PP, 126). Zur Theatralität der Flugblattpublizistik am Beispiel des Prager Pickelhering-Blattes vgl. auch Florent Gabaude, »Bildliche und bühnenbildliche Rhetorik für Anseher in den illustrierten Flugblättern des 17. Jahrhunderts«, in: *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005*, Bd. 7, Bern u. a. 2008, 41–48.

einer Überblendung von Pickelhering und Scharfrichter erhärtet sich beim Blick auf weitere Materialien desselben komödienhistorischen Zusammenhangs. Diese Überblendung wird für die Entfaltung meines Arguments und die Deutung des Pickelhering leitend sein.

Scharfrichter und Lohnarbeiter bei Jakob Ayrer

Dass das Prager Flugblatt in mehreren, leicht verschiedenen Versionen erhalten ist, dürfte auf eine relativ große, überregionale Verbreitung schließen lassen. Besonders auf der kolorierten Reproduktion des Blattes (Abb. 3) kann der Pickelhering durch sein Clownskostüm leicht als Schauspieler oder komische Figur ausgemacht werden.¹¹ Zu den komödiantischen Ursprüngen führt allerdings auch die Bezeichnung als Eisenhändler im Titel, nämlich zu dem späteren Dramatiker Jakob Ayrer (1543/44–1605). Der im protestantischen Nürnberg lebende Ayrer war zunächst als Eisenhändler, später als Prokurator am Gericht sowie als Notar tätig. Erst 1618 waren Ayrers dramatische Werke unter dem Titel *Opus Theatricum* in sechs Bänden postum durch eine Nürnberger Publikation zusammengefasst worden.¹² Ayrer ist der letzte bedeutende Autor von Fastnachtsspielen und verortet sich ästhetisch in der Tradition von Hans Sachs. Gleichzeitig aber ist er neben Heinrich Julius von Braunschweig (1564–1613) der erste deutsche Autor, in dessen Texten die komische Figur der englischen Komödie zur Geltung kam, nämlich in Thomas Sackevilles Rolle »Johan Bouschet«, die in Ayrers Possen-

11 Ein einheitliches Kostüm besaß die Figur in dieser Frühzeit offenbar noch nicht, vgl. dazu mit Bezug auf das Flugblatt Helmut G. Asper, *Hanswurst. Studien zum Lustigmacher auf der Berufsschauspielerbühne in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert*, Emsdetten 1980, 232 f.

12 Unklar ist, ob jemals ein Drama Ayrers aufgeführt wurde und sich also die Popularität des Pickelhering problemlos auf die vermeintliche Popularität Ayrers übertragen lässt, vgl. Jens Haustein, »Jacob Ayrer«, in: Stephan Füssel (Hg.), *Deutsche Dichter der Frühen Neuzeit (1450–1600). Ihr Leben und Werk*, Berlin 1993, 575–584, hier: 588. Jakob Ayrer wurde in der deutschen Literaturgeschichte hauptsächlich in Bezug auf das englische Schauspiel, die Geschichte des Singspiels und im Vergleich zu Shakespeare diskutiert, mit dem er offensichtlich einige Quellen teilte, vgl. auch Dorothee Kiesselbach, »Jacob Ayrer, der Nürnberger Notar, Procurator und Poet«, in: Eberhard Dünninger/Dorothee Kiesselbach (Hg.), *Bayerische Literaturgeschichte in ausgewählten Beispielen II*, München 1976, 197–210; Hans Bertram Bock, »Jakob Ayrer. 1543–1605«, in: Wolfgang Buhl (Hg.), *Fränkische Klassiker*, Nürnberg 1971, 279–288; Willi Flemming, »Ayrer, Jakob«, in: *Neue Deutsche Biographie* 1 (1953), 472–473; Carl Hermann Kaulfuß-Diesch, *Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur älteren deutschen Bühnengeschichte*, Leipzig 1905; Paul, *Reichsstadt und Schauspiel*, 38; Alexander, »Will Kemp, Thomas Sackeville, and Pickelhering«, 482 f.

spielen als »Jahn Posset« zu finden ist.¹³ Ayrsers Dramen sind das Scharnier der Transformation der komischen Figur auf der deutschen Bühne, denn es war, wie Christine Baro gezeigt hat,¹⁴ Ayrer, in dessen Werk sich ein grundlegender Wandel der komischen Figur ereignet hat. Demnach hatten die vielfältigen Narren des 16. Jahrhunderts, vom weisen Hofnarren bis zum einfältigen Tölpel, eine primär moralische Funktion: Als Objekt oder Subjekt der Belehrung waren sie Elemente einer didaktischen Satire, die nach oben oder nach unten gleichermaßen gerichtet sein konnte. Das Komische des Narren war dabei aufgehoben in seiner Rolle als Mahner oder Ermahnter, er symbolisierte die Sündhaftigkeit des Menschen. Bei Ayrer dagegen verschwinden die allegorischen Narren, zudem verliert die auf der Bühne erscheinende komische Figur jede didaktische Funktion. Obwohl der moralisierende Epilog in seinen Stücken pro forma noch Bestand hat, rücken die körperliche Aktivität der Figur und ihre pantomimischen Fähigkeiten in den Vordergrund. Ayrsers Narren sind also, ihrer inneren Entwicklung nach, reine Spaßmacher, nur an der Unterhaltung interessiert, gehorchen keinerlei Typologie und können vom Autor relativ flexibel eingesetzt werden. Der Spielraum der komischen Figur vergrößert sich, die Vielfalt verschiedener Narrenfiguren dagegen verringert sich: Diese Tendenz zu einer einheitlichen Maske ist bei Ayrer bereits vorhanden und wird durch die Integration des virtuosen englischen Wanderbühnennarren dann noch weiter verstärkt.¹⁵

Doch in Ayrsers Dramen ist nicht nur mit Jahn Posset die Frühform des Pickelhering präsent, sondern auch eine andere Figur, auf die das Prager Flugblatt offenbar anspielt, nämlich der Scharfrichter, in der Regel als »Carnifex, Henker«, gelegentlich als »Hencker Wolff«, »Meister Georg, der Henker« oder »Fritz, der Hencker«.¹⁶ Oft wird er begleitet oder vertreten von Nachrichtern, Gerichtsknechten, Kerkermeistern oder Bütteln.¹⁷ Zu erklären ist dieser Umstand nicht einfach dadurch, dass Ayrer eine ganz neue »Neigung zur Vorführung von Grausamkeiten«¹⁸ entwickelt hat, eine

¹³ Der Begriff der »Posse« findet bereits bei Hans Sachs Verwendung, während das Possenspiel im 16. Jahrhundert noch nicht geläufig war und sich erst bei Ayrer einbürgert. Hierzu Eckehard Catholy, Art. »Posse«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, Bd. 1, 220–223.

¹⁴ Christine Baro, *Der Narr als Joker. Figurationen und Funktionen des Narren bei Hans Sachs und Jakob Ayrer*, Trier 2011. Zu ähnlichen Ergebnissen kam bereits Wilibald Wodick, *Jakob Ayrsers Dramen in ihrem Verhältnis zur einheimischen Literatur und zum Schauspiel der englischen Komödianten*, Halle 1912.

¹⁵ Vgl. Baro, *Der Narr als Joker*, 411–419.

¹⁶ Vgl. hierzu in der Gesamtausgabe der Ayrserschen Dramen JA I, no. 3, 4, 5; JA IV, no. 49; und JA V, no. 68.

¹⁷ JA II, no. 16; JA III, no. 25.

¹⁸ Vgl. Wodick, *Jakob Ayrsers Dramen*, 15 ff., 104 ff.

Ästhetik des Greuels mit ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Nasen und Ohren, detailreich geschilderten Hängungen, inklusive der Darstellung der Häupter von Hingerichteten auf einer Schüssel zum Gastmahl.¹⁹ Spätere Leser Ayzers haben sich über solcherlei »Mordlärm«²⁰ des Öfteren lustig gemacht, interessant ist jedoch, dass die Henkersfiguren nicht nur in Tragödien, sondern auch in Komödien auftauchen.²¹ Dargestellt und erwähnt werden nicht nur Hinrichtungen vornehmer Bürger und Fürsten in der Folge von Intrigen und aristokratischen Fehden – eine Darstellungskonvention, die dem Scharfrichter in der Tragödie des 17. und auch noch des 18. Jahrhunderts einen festen Platz sichern wird.²² Bei Ayzer wird ebenso das niedrige Personal hingerichtet: Diebe, Bettler, Huren oder Mörder, die aus Notwehr oder im Auftrag ihrer Herren gehandelt haben. Der Scharfrichter gibt dabei selbst Hinweise darauf, dass er sich nur in Ausnahmefällen um die hohen Herren oder wirkliche Revolutionäre kümmert, sondern dass die alltäglichen kleinen Schurken seine gewöhnlichen Kunden sind. In der *Tragedia von keiser Otten* rühmt sich der Carnifex mehrmals: »Ich hab gericht Tausend vnd acht« (JA I, 497). Dabei kann es sich nicht sämtlich um aristokratische Verräter und andere tragödienfähige Figuren handeln, worüber der Scharfrichter bei der Hinrichtung des Bürgermeisters von Rom auch selbst Auskunft gibt: »Dann ich hab noch mein Lebtag nicht / Kein solchen gwaltigen Herrn gericht« (JA I, 455). Bei der Zahl von 1008 Opfern handelt es sich im Übrigen um keine Übertreibung. Der Scharfrichter Meister Franz, wie Ayzer ebenfalls aus Nürnberg, berichtet in seinem Tagebuch von insgesamt immerhin 361 Hinrichtungen und 345 Leibstrafen in über 40 Jahren.²³ Szenenanweisungen, die lauten wie »Er schneid jhn ab, zicht jhn auß vnd tregt jhn ab« (JA II, 913), betonen das Mechanische und Gewöhnliche von derlei Hinrichtungen, das mit dem zum Stereotyp gewordenen Bild vom frühneuzeitlichen Theater des Schre-

19 JA III, no. 19.

20 So etwa Eichendorf, vgl. Kiesselbach, »Jakob Ayzer«, 198.

21 Ja, I, no. 5; JA II, no. 10; JA V, no. 68.

22 Selbstverständlich kennen Tragödien vom Königsmord wie der *Carolus Stuardus* von Gryphius längere Hinrichtungsszenen mit Redeanteilen von Henkern, es handelt sich hier aber um ein ganz anderes Register der festlich inszenierten Exekution, während die alltägliche Tötungsarbeit des Scharfrichters nicht dargestellt wird. Zur Mechanisierung der Hinrichtung insgesamt, allerdings mit einem Schwerpunkt im 18. Jahrhundert, vgl. auch Daniel Arasse, *Guillotine: die Macht der Maschine und das Schauspiel der Gerechtigkeit*, übers. von Christine Stemmermann, Reinbek bei Hamburg 1988.

23 Vgl. *Meister Franzten Nachrichten allhier in Nürnberg, all sein Richten und Leben, so wohl seine Leibs Straffen, so Er ver Richt, alles hierin Ordentlich beschrieben, aus seinem selbst eigenen Buch abgeschrieben worden*, hg. von J. M. F. v. Endter, Nürnberg 1801.

ckens wenig gemein hat.²⁴ Auch Garzonis *Piazza Universale* bestätigt im 86. Discurs *Von den Scharpffrichtern / oder Henckern* den Eindruck, dass dieselben zwar prinzipiell »groß oder klein Hans« gleichermaßen versorgen, ihr alltägliches Geschäft jedoch »die Exekution der kleinen Diebe / oder anderer geringen Personen« ist. Und es ist bei Garzoni deshalb »der Anlauff des gemeinen Pöfels«, vor dem der Scharfrichter durch seine Knechte geschützt werden muss.²⁵ Ungeachtet dessen, dass bei Ayrer antike und mittelalterliche, historische und mythologische Stoffe dominieren, die er wiederum mit Schwänken und märchenhaften Motiven anreichert, kann dem Vordrucker der Werkausgabe also zumindest in diesem Zusammenhang durchaus Recht gegeben werden, wenn er behauptet, dass Ayrer protorealistisch »alles nach dem Leben« (JA I, 6) dargestellt habe, was in diesem Fall bedeutet: nach dem Tod, dem alltäglichen Geschäft des Todes gemäß.

Ayrers Dramen verbinden aber nicht nur eine Vorliebe für die Grausamkeit des Henkers und die Kurzweil der komischen Figur, sondern sie vereinen beide Figuren sogar in derselben Person, denn »Jahn, der Narr oder Henker« (JA II, 942) nimmt selbst gelegentlich die Position des Scharfrichters ein. Als Henker ist Jahn mit seinen Opfern nicht immer zufrieden: »Den Printzen hett ich gehencket gern. / Solt mir ein solcher zu theil wern, / Ich wolt mit allem lust jhn hencken« (JA II, 910 f.). Das im Prager Flugblatt dargestellte Motiv des Pickelhering mit dem überdimensionierten Henkersbeil findet bei Ayrer also seine Präfiguration. Die Ineinssetzung von Pickelhering und Scharfrichter ist demnach nicht einfach Resultat der Verschärfung populärer Polemik in Krisenzeiten, sondern Element jenes historischen Materials selbst, von dem sich die Figur des Pickelhering herschreibt. Das bestätigt sich auch in dem 1649 erschienenen *Gesprech Zwischen dem Englischen Bickelhering und Frantzösischen Schanpetasen vber das Schändliche Hinrichten Königl. Majestät in Engeland / Schott-vnd Irland* (1649): Der Pickelhering klagt hier gegenüber der französischen Narrenfigur Jean Potage über das nach einem »freyen Staat« verlangende »tyranische Volk«, das die Majestät hingerichtet hat, und zeigt dadurch auch hier, dass er – wie der Scharfrichter, den er unterstützt – auf der Seite der Herrschenden steht.²⁶

Interessanterweise hat Jakob Ayrer auch den Lazarus-Stoff noch einmal dramatisiert. Seine *Tragedie vom reichen man vnd armen Lazaro* (1598) kreist

24 Vgl. etwa van Dülmen, *Theater des Schreckens*.

25 Garzoni, *Piazza Universale*, 86. Discurs, »Von den Scharpffrichtern und Henckern«, 750–753.

26 Dieses Flugblatt erlebte mindestens sieben Auflagen, vgl. Michael Schilling, »Flugblatt und Drama in der Frühen Neuzeit«, in: *Daphnis* 37 (2008), 243–270, hier: 258.

um die Empörung der Bauern über die an ihre Grundherren zu entrichtenden Fronendienste. Der reiche Mann gönnt sich hier den Luxus teurer Jagdunternehmungen, die zum Wohlstand des Gemeinwesens keinen Beitrag leisten. Wie Stephen Wailes betont, zeugt das Stück jedoch kaum noch von einem Interesse an einer Systematisierung der Armutfrage. Die mit Lazarus verbundene militante Moralisierung sozialer Ungleichheit passt offenbar nicht mehr in das Programm von Unterhaltung durch Witz, Eleganz und Leichtfüßigkeit der komischen Figur. Nicht mehr die Subjektivierung von Armut, die an das ›Gemeine‹ appelliert, ist das zentrale Anliegen des neuen Schauspiels.²⁷ Literaturhistorische Bedeutung erlangte Ayres hingegen mit seinen Jan-Posset-Spielen, in denen der englische Narr zum Titelhelden wird. Sie widmen sich ebenfalls der Armutfrage, allerdings schreiben sie sich in den auch von den Lazarus-Dramen der Reformation problematisierten Zusammenhang nicht von der Seite der ehrlichen, unfreiwilligen Armut ein, sondern von der Seite der Spielleute und Schmarotzer.

Im *Fastnachtsspiel von dem engelländischen Jann Posset, wie er sich in seinem Dienst verhalten* betritt der Titelheld die Bühne als einer, der nicht arbeiten will, wie zumindest seine Eltern finden: »Der Schelm thut die Arbeit fliehen / Als wie der Teufel den Weyrauch« (JA IV, 2869). Jahn entzieht sich dem Elternhaus und mit ihm einer patriarchalen Arbeitswelt: »Bey euch da mag ich bleiben nicht / Ihr gebt viel Arbeit vnd kein Lohn« (JA IV, 2870). Jahns neuer Herr Emerich bemerkt »Er ist starck vnd könd wol arbeiten« (JA IV, 2871) und will einen Arbeitsvertrag mit ihm abschließen: »Geh' heiß ein Schreibzeug geben dir! / So wil ich dirs alsbalt auffschreiben, / Was du für arbeit hast zu treiben, / So lang du bist in meinem Hauß« (JA IV, 2873). Emerich will auch »Dir schreiben die bezahlung dein« (JA IV, 2875). Um das schriftliche Zustandekommen und die mündliche Auflösung dieses »bedingBrieff[s]« (JA IV, 2881) entfaltet sich dann die komische Handlung: zunächst um Jahns beim Vertragsabschluss offenkundig werdende Unfähigkeit, zu lesen und zu schreiben (JA IV, 2881); dann aber um seine Beharrlichkeit, nur zu tun, was wörtlich in dem Vertrag steht, Emerich etwa nicht vom Boden aufzuhelfen, als dieser fällt. Das Stück endet mit dem »vrlaub«, den sich Jahn nimmt, da der Lohn ausbleibt: »Wolt jhr mir geben ein verehrung, / So hab ich drauff gewart lang gnung« (JA IV, 2882). Immer wieder zieht Jahn den Vertrag hervor (JA IV, 2881), tritt dem Vorwurf der Faulheit mit selbstbewusst gestellten Lohnforderungen entgegen und hat dabei letztlich den Anspruch, sich seinen Arbeitgeber selbst auszusuchen.

27 Vgl. Wailes, *The rich Man and Lazarus*, 290–307.

Der unmittelbare Vorgänger des Pickelhering betritt die Bühne der deutschsprachigen Komödie also als Figur der mobilen Lohnarbeit. Während die Schalkheit eines Eulenspiegels oder die Fresssucht und Triebhaftigkeit älterer Sündenallegorien nur noch Nebeneigenschaften dieses neuen Clowns darstellen, rücken zwei andere Aspekte in den Vordergrund: erstens eine neue Form von Dienst, die sich aus einem patriarchalen Verhältnis herauslöst und stattdessen Arbeitsverträge abschließt; außerdem aber der spezifische Bildungsmangel eines Menschen bäuerlicher Herkunft, der in der Stadt nach Anstellung sucht und über den sich die städtische Gesellschaft belustigen kann. Ayrer führt im moralisierenden Epilog beide Motive in einer Abmahnung der sozialen Transgression zusammen: Jahn wird geraten, dass er nicht »tracht nach grossen stand und ehrn« und besser »im selben Stand fort fahr« (JA IV, 2887). Wie so oft bei Ayrer, steht diese moralisierende Lehre jedoch im Widerspruch zum Aufgeführten. Jahn Posset ist eine literarische Inkarnation des »freien Arbeiters« in dem »Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Ware verfügt, daß er andererseits andre Waren nicht zu verkaufen hat«. ²⁸ Es ist sinnlos, ihm zur Reintegration in die ständische Ordnung zu raten, da er nichts anderes ist als das Symbol ihrer Auflösung. Die Flugblätter reflektieren den Pickelhering in ganz ähnlicher Weise als Verkörperung der Auflösung jeder ständischen Ordnung. Was die Radikalität dieser Bewegung angeht, zeigen sie sich sogar um einiges desillusionierter als die Dramatik Ayrers. In ihrer Deutung bleibt der Pickelhering jedoch nicht das Opfer und Symbol dieses Prozesses, sondern er wird zu seinem angeklagten Verursacher.

Jemand und Niemandt

Ayrers Figur des Jahn Posset legt nahe, dass im Pickelhering eine neue Erfahrung der Lohnarbeit dargestellt wird, die sich jedoch als Gewalterfahrung manifestiert und punktuell mit der Angst vor dem Scharfrichter verbindet, wie im Fall des Prager Flugblatts. Auf diesem erscheint die Gewalt des Ökonomischen zunächst in verschobener Weise, nämlich indem die soziale Kontingenzerfahrung eines Lebensweges thematisiert wird, der sich durch seine besondere Wechselhaftigkeit auszeichnet. So beginnt der Text des Flugblattes, indem er sein Motto *varietas delectat* ausdeutet:

²⁸ Marx, *Das Kapital*, Bd. 1, MEW 23, 183.

Ein Jahr ein Knecht, alsbaldt ein Herr
Bald ein Soldat / bald ein Juncker
Bald ein Bettler / bald ein Saftwirth
Bald ein Ritter gar hoch geehrt (PP)²⁹

Der Clou des Flugblatts besteht darin, dass der Pickelhering nicht mehr er selbst ist. Er ist kein Komödiant mehr, sondern ein Kaufmann und Unternehmer, ein »groß Merchant«, der für »großen Profit« alle moralischen Bedenken beiseitelässt und so zu einem »reichen Man« werden will. Als solcher ist er nicht das Gegenteil des Lohnarbeiters, als der Jahn Posset aufgetreten ist, sondern sein glückliches Pendant. Auch der Pickelhering des Flugblatts verkauft seine Äxte »umb guten Lohn« und sagt weiter: »Ich war der Niemand / kennt ihr mich? / Ein ander Herr jetzund bin ich / Comoedi mögen andre spielen.« (PP) Damit erinnert das Blatt einerseits an die Karriere von Thomas Sackeville, von dem sich Ayrer seine komische Figur geliehen hatte. Während Ayrer vom Kaufmann zum Komödianten wurde, hatte sich Sackeville vom Komödianten zum Kaufmann und Tuchhändler emporgearbeitet.³⁰ Andererseits nimmt das Flugblatt mit »Niemand« explizit Bezug auf *Eine schöne lustige Comödia / Von Jemand und Niemandt*, die zum Repertoire der Truppe von John Green und auch zum 1620 erschienenen ersten Band der *Englischen Tragedien und Comedien* gehörte, der ersten größeren Publikation von Stücken aus dem Kontext des englischen Berufsschauspiels in deutscher Sprache.

Das auf eine englische Vorlage zurückgehende, diese aber stark modifizierende Stück, dessen Lektüre für ein adäquates Verständnis des Flugblattes unabdingbar ist, handelt von der Zufälligkeit, mit der die Schicksalsgöttin Fortuna jemand zu niemand und niemand zu jemand macht.³¹ Schon

29 Das Flugblatt erinnert hier offensichtlich an die Baldanders-Figur von Hans Sachs, die später Grimmelshausen aufgegriffen hat. Vgl. dazu Kap. III.2.

30 Insofern Sackevilles Rolle eine andere war, ist eine direkte Identifikation von Pickelhering und Sackeville nur bedingt möglich. Wie erwähnt, gehörte Sackeville mit seiner Rolle aber zu den wesentlichen Inspiratoren der Figur, und offenbar haben gerade Sackeville und Ayrer das Bild der englischen Komödianten im deutschsprachigen Raum ganz wesentlich geprägt, vgl. dazu auch Asper, *Hanswurst*, 232. Das populärste Pickelheringsstück war im Übrigen eine Übersetzung von Will Kemps *Singing Simpkin* (1595), das unter dem Titel *Pickelhering in der Kiste* (1620) ins Deutsche übertragen wurde. Über eine holländische und eine schwedische Version führt dieser Stoff dann zur Operette *Die Amours der Vespetta oder der Galan in der Kiste* (1727). Vgl. insgesamt auch die frühe, aber grundlegende Studie von Johannes Bolte, *Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Holland, Deutschland und Skandinavien*, Hamburg 1883.

31 Die englische Fassung *No-body and Some-body. With the true Chronicle Historie of Elydure, who was fortunately three several times crowned King of England* erschien 1606. Neben der deut-

der Titel bringt die erste Irritation mit sich, nämlich die Uneindeutigkeit, ob mit ›Jemand‹ und ›Niemand‹ Autoren oder Figuren des Stücks gemeint sind. Im Vergleich zur englischen Vorlage verzichtet der Titel zudem auf die eigentliche Haupthandlung, die vom Streit um den Thron innerhalb einer Königsfamilie handelt. Demgegenüber verschiebt sich der Schwerpunkt auf die Nebenhandlung, in der Jemand mit Niemand in Konflikt gerät. Jemand präsentiert sich von Anfang an offenherzig als »Moerder / brenner / ein Rauber / viel Jungfrauen thu ich schenden / doch geschicht es alles heimlich. In Summa alle Schelmerey / so auff Erden heimlich geschicht / darin bin ich der Autor« (JN, 355). Trotz alledem weist er jede Schuld von sich und klagt vielmehr seinen ärgsten Feind an, »den ehrvergessenen Schelm / den Niemandt / und wo ich ihn antreffe / wil ich in anklagen / und an den höchsten Galgen hencken lassen« (JN, 355). Demgegenüber ist dieser Niemand ein treuer Mann: »ehrlich, redlich und aufrichtig« (JN, 359). Er fürchtet allerdings die Verleumdung durch Jemand, und das zurecht: Immer nämlich, wenn irgendein Verbrechen geschieht, sagen alle, es sei niemand gewesen. Aus dem ununterbrochenen Wechsel von wörtlicher und figurativer Bedeutung, zwischen niemand/jemand und Niemand/Jemand, gewinnt das Stück seine Witze. Diese ergeben sich aber nur für das Publikum, den in dem Sprachspiel gefangenen Figuren selbst entgehen sie. Als etwa eine andere Figur, genannt »der Andere«, seine über Nacht ausgebliebene Frau verhört, behauptet diese, sie sei bei Niemand gewesen. Der Andere entgegnet ihr, dem lieben Niemand würde er seine Frau »wol hundert Nacht auß guter Freundschaft lehren«, er aber verdächtigt sie, in Wahrheit doch bei »Jemand« gewesen zu sein, dem alten »Huren Jaeger« (JN, 364) – der Andere spricht also ganz so, als ginge es nicht eigentlich darum, ob seine Frau überhaupt bei irgendjemand war oder eben bei niemand.

Niemand tritt dabei mehrmals als personifizierte Barmherzigkeit in Erscheinung, er hilft den Armen, etwa indem er ihnen Geld gibt, zerstörte Kirchen wiederaufzubauen. Auf figurativer Ebene wird zugleich die Abwesenheit von Barmherzigkeit angeklagt: die Armen werden versorgt von – niemand. Unterstützt wird Niemand dabei von seinem Gehilfen »Gar Nichts«, der wiederum durchaus ein »Schelm« (JN, 359) ist und von königlichen Festen riesige Reichtümer mitbringt. Gar Nichts versetzt Niemand

schen Fassung von 1620 existiert noch ein Grazer Manuskript von 1608, in österreichischem Dialekt, wohl eher Mitschrift als Vorlage für eine Aufführung, vgl. Ralf Haekel, *Die Englischen Komödianten in Deutschland. Eine Einführung in die Ursprünge des deutschen Berufsschauspiels*, Heidelberg 2004, 172–180. Nicht zu verwechseln ist die Niemand-Figur mit der Jedermann-Fabel, vgl. Raphael Dammer/Benedikt Jeßing (Hg.), *Der Jedermann im 16. Jahrhundert. Die Hecastus-Dramen von Georgius Macropedius und Hans Sachs*, Berlin 2007, Einleitung, 1–31.

dadurch erst in die Lage, der armen Landbevölkerung zu helfen. Diese politische Dynamik, die durch Niemand verkörperte Utopie der Restitution von Gemeinschaft und Fürsorge, erklärt sich nur mit Blick auf die Haupthandlung: Dort versuchen zwei Grafen, den tyrannischen König Arcial zu stürzen, da dieser »die Graffschafften / die uns gehört / so unbarmherzig und wieder alle Recht unnd Billigkeit / zu sich gerissen« (JN, 373). Auch *Jemand und Niemandt* muss also in den Kontext der Einhegungen der *commons* gestellt werden, denn mit den Grafschaften wurden auch deren Bewohner ihrer Nutzungsrechte beraubt. So weiß einer der Grafen zu berichten, dass »die gantze Gemeine schreyet über das Unrecht« (JN, 354). Da Arcial glücklicherweise stirbt, gelingt es den Grafen, dessen weniger von Hochmut geplagten Bruder Ellidorus wieder an die Macht zu bringen, der eifrig Fürstenspiegel studiert und alle Ideale gerechter Herrschaft verkörpert. Am Ende werden Neben- und Haupthandlung des Stücks zusammengeführt, Jemand und Niemand in einer Gerichtsverhandlung vor den König gebracht. Die gegenseitige Anklage von Jemand und Niemand bildet die Klimax der komischen Dynamik, so argumentiert Jemand: »Denn alle Menschen so heimlich ermordet werden / bringt er schelmisch ums Leben / denn man fragt alßdenn ein jederman / wer es gethan / sie sagen alle sie habens nicht gethan / ERGO so hats Niemand gethan« (JN, 419). Niemand hingegen verweist darauf, dass er keine Arme, Beine, Füße etc. habe und die zur Debatte stehenden Verbrechen also kaum begangen haben könne. Alle innere Konsistenz der Handlung für kurze Zeit aufkündigend, treiben die Figuren den Witz auf die Spitze, erklären ihn implizit zugleich und offenbaren sich als seine Autoren. In diesem Heraustreten der Schauspieler aus ihrer Rolle beweist sich das transgressive, nicht-mimetische Prinzip der komischen Figur, und zugleich wird das Thema des Textes – der Verlust und die Restitution von Gemeinschaft – durch die Verschmelzung von Figurenbewusstsein und Publikum nun auch formal realisiert.

Die Handlung schreitet indes fort: Nach einer Hausdurchsuchung bei beiden Beschuldigten zeigt sich, dass sich bei Niemand nur »Gar nichts« findet, während bei Jemand tatsächlich Edelsteine, Pasquillen, »falsche Münze« (JN, 422) und vieles mehr auftaucht. Beeindruckt von der Unschuld von Niemand, verurteilt der König nicht nur Jemand, sondern nimmt Niemand auch bei sich auf, der ihm »nur die Zeit vertreiben wirdt« (JN, 425). Und so endet das Stück einerseits fröhlich, nämlich im Freispruch des barmherzigen Niemand, wendet sich in der Rede des Königs aber sogleich in die wörtliche Bedeutung zurück und prangert so die Exklusivität des Reichtums an: »Alle mein heimliche Sachen / die ich keinen Menschen offenbahret / werde ich Niemandt zeugen« (JN, 425). Im fortgesetzten

Wechsel zwischen der Verwendung von Pronomen und Personifikation, der angesichts der Differenz von Groß- und Kleinschreibung seine volle Wirkung wohl erst in der Aufführung entfalten konnte, verstetigt sich beim Leser des Spieltextes einerseits zunehmend der Eindruck, dass es hier eben um gar nichts geht, während andererseits aber eine Reihe von Themen aufgerufen werden, die in der Welt von Jemand und Niemand offenbar wichtig sind, zum Beispiel die Teuerung: Als nämlich Jemand den Secretarius bestechen will, legt dieser ihm dar: Die »Gerechtigkeit / wie euch selbst bewusst / ist in den jetzigen Jahren gar thewr worden / also daß auch für den armen und geringen Mann gar nichts zu bekommen / wegen Thewrung dessen / daß sie es nicht können bezahlen« (JN, 385). Noch expliziter an die chronische Geldkrise erinnert die Behauptung von Jemand, dass Niemand »die falsche Münze schlägt« (JN, 419 f.). Es handelt sich um ein politisches Stück, welches das ästhetische Aufbegehren der vielen Namenlosen gegen die Bereicherung der »Keyser vnd Potentaten« (BDP, 365), wie es bei Opitz hieß, zum Thema hat.

Souveränität und Infamie

Dabei lässt sich *Eine schöne lustige Comödia / Von Jemand und Niemandt* auch als Reflexion über den Zusammenhang von Infamie, Souveränität und exzessiver Gewalt deuten, den sie demonstrativ ins Bild setzt. Im Zentrum des Stücks steht schließlich das Motiv des gegenseitigen Schmärens. Als der Fall zwischen Jemand und Niemand vor den König gebracht wird, befiehlt dieser zuallererst, mit den gegenseitigen Beschimpfungen aufzuhören: »Ich COMMENDIRE und befehle euch / daß keiner den andern im geringsten INJURIRE, sondern bringt nur schlecht die Klage an« (JN, 418). Damit registriert die Komödie ein wichtiges Element im Prozess frühneuzeitlicher Verrechtlichung, schließlich ging die Entwicklung souveräner öffentlicher Gerichte in der Frühen Neuzeit mit der Bekämpfung kommunaler Autonomie einher, deren wichtigstes Instrument eben das Injurienrecht war.³² Jemand und Niemand müssen ganz gemäß der gewünschten Übertragung aller gerichtlichen Hoheit an die obrigkeitlichen Gerichte vor dem König erscheinen: Insofern steht in ihrer gegenseitigen Schmäherung die Existenz von Souveränität als solcher zur Debatte.

³² Barbara Stollberg-Rilinger, »Rang vor Gericht. Zur Verrechtlichung sozialer Rangkonflikte in der frühen Neuzeit«, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 28 (2001), 385–418, hier: 398. Ausführlicher hierzu in der Einleitung, sowie in Kap. II.2.

Während sich die Beleidigung als Hauptmerkmal der plebejischen Rede von Jemand und Niemand und damit als ihre ureigenste Waffe erweist, richten sie sich in dieser Beleidigung nur zu Beginn auf die Macht der allgemeinen Meinung (*infamia factis*), dann aber zunehmend auf die Staatsgewalt (*infamia juris*).

So wird zum zweiten dominanten Thema des Stücks die Angst vor dem Galgen, denn erst unter Bedingungen staatlicher Souveränität kann dieser zur letzten Konsequenz von Anklagen bzw. Verleumdungen werden. Die Intention von Jemand ist klar: Man soll den Niemand »verklagen / und auffhencken lassen [...]. Hie thue diesen Strick ihn umb den Halß / diesem Niemandt / gleich einen Gefangenen. [...] der Schelm muß sterben« (JN, 416). Niemand weiß, dass Jemand ihn »an den Galgen haben wil. Ich ich : / : bin ein solcher Kerl / der nicht gerne hencken mag / ja Ungern mag ich hangen / weil ichs nicht verdient hab« (JN, 407f.). Dabei will Niemand auch Jemand »an den höchsten Galgen bringen« (JN, 388). Die Entschlossenheit von Jemand aber ist schärfer: »den Galgen sol er bescheissen« (JN, 384). Trotzdem hängt am Ende nicht Niemand, sondern Jemand. In diesem Sinne endet das wortspielerische Hin und Her dialektisch nicht im Nichts, sondern im Tod: Die These von Jemand und die Antithese von Niemand wird aufgelöst, indem jemand gehenkt wird, wohingegen der König seine Reichtümer niemand zeigt. Nachdem Jemand Niemand verfolgt und bedroht hat und Niemand gegen Jemand in Schutz genommen wurde, schlägt der vermeintliche Schutz von Niemand gegen Jemand figurativ um in das, was er ohnehin ist: der Schutz von niemand, das Hängen von jemand. Dargestellt wird eben diese komische Dialektik, in der es einerseits um nichts als Spielereien geht, andererseits aber um das Wesentliche einer ständigen Todesdrohung, die sich in einem fortwährenden Umschlagen ins Nichts artikuliert, in Bedeutungslosigkeit oder eben in den Tod. Die Angst vor dem Galgen, die keinem besonderen Subjekt angehört, sondern allgemein umgeht, ist das einzige, was sich im ständigen Wechsel von wörtlicher und figurativer Bedeutung nicht verliert. Die Haupthandlung appelliert an eine gerechte Form von Herrschaft, die nicht nur symbolisch auf das Gemeinwohl orientiert bleibt, sondern auch die gemeinschaftlichen Nutzungsrechte nicht verletzt und ihren Gerechtigkeitsbegriff aus der barmherzigen Inklusion der Armen und Bedürftigen gewinnt. Demgegenüber ruft die Nebenhandlung fortwährend in Erinnerung, welche angedrohte und ausgeführte Vernichtung die *conditio sine qua non* von Souveränität ist.

Die Figur des Niemand hat in der Literatur eine lange und abwechslungsreiche Geschichte, die bis auf die Überlistung des Zyklopen in

Homers *Odyssee* zurückgeht.³³ Wenn das Prager Pickelhering-Flugblatt auf Niemand Bezug nimmt, dann aber alleine auf seine Popularität im englischen Schauspiel. Das deutschsprachige Stück ist einer der Höhepunkte in der Geschichte der Figur und wird schließlich von Achim von Arnim für seine *Schaubühne* (1813) noch einmal bearbeitet. Die Kontingenz, mit der sich Königshäuser anfeinden und abwechseln und mit der niemand zu jemand werden kann und jemand zu niemand, ist in den Augen des Flugblatts offenbar dieselbe, mit welcher der Eisenhändler von Niemand zum ›Merchant‹ wird. Der dargestellte Pickelhering ist dabei eine parasitäre Figur, die diese Kontingenz der gesellschaftlichen Wirklichkeit eigensinnig nutzt, denn: »Nichts ist so böß / es ist dennoch / Zu etwas gut [...]«. (PP) Geradezu systematisch adressiert die Rede des Pickelhering dabei den Zusammenhang von Arbeitsteilung und Verantwortungslosigkeit: »Ich aber [...] Verkauft nur / wie man hie sieht / Die Exte, Beyl vnd hawn darzu. / Fürwar weiter ich gar nichts thu / Das sind nur bloss Instrument / Daß sie die brauchen zu dem end / Da mögen sie für sich zusehn / Wie sie es könn verantworten« (PP). Mit dem riesigen Henkersbeil wird aber zugleich auch an die Angst vor der Hinrichtung angeknüpft, die in *Jemand und Niemandt* ubiquitär ist.

Im Stück wird die gegenseitige Infamierung von Jemand und Niemand erst durch den Bezug auf die königliche Souveränität zu einer Konkurrenz auf Leben und Tod. Das Flugblatt amalgamiert deshalb die Bedrohung durch Kontingenz und Konkurrenz zu einer einzigen Figur – Händler und Henker werden im Pickelhering eins. Allerdings hat sich etwas verschoben: Der Pickelhering ist hier nicht das potentielle Opfer der Hinrichtung, sondern ihr Gehilfe. Die Instrumente, die er verkauft, dienen selbst dem Geschäft des Todes. Insofern knüpft das Flugblatt in seiner Darstellung des Pickelhering an Jemand an, dessen Eigennutz es verhöhnt und der an der Hinrichtung von Niemand so interessiert ist. In der Position des Bildbetrachters wäre hingegen genau dieser Niemand zu verorten. Im Unterschied zum Betrachter glaubt der Pickelhering jetzt, jemand zu sein. Und genau wie im Stück ist Niemand, der implizite Betrachter, dem Angriff durch Jemand und dem Tod vorerst noch entkommen, nämlich durch die glückliche Wendung des Krieges.

33 Vgl. Hannes Fricke, *Niemand wird lesen, was ich hier schreibe: über den Niemand in der Literatur*, Göttingen 1998, 47–113, 168–182.

Während auf dem Prager Flugblatt jenseits dieser manifesten Referenz auf die Schauspielpraxis die konfessionelle Polemik im Vordergrund steht, rückt ein anderes Flugblatt das soziale Konfliktpotential der Figur weiter ins Zentrum. Vermutlich nur wenige Monate später erschien ein Blatt mit dem Titel *Engeländischer Bickelhäring / welcher jetzund als ein vornemer Händler vnd Jubilirer / mit allerley Judenspießen nach Franckfort in die Meß zeucht* (Abb. 4).³⁴ Der hier dargestellte Pickelhering erinnert kaum noch an einen Komödianten und auch im Text wird sein eigentliches Metier mit keinem Wort mehr erwähnt. Im Kupferstich ist allerdings der Bezug auf Sackville noch expliziter, nicht nur spricht auch hier der Pickelhering in der ersten Person von sich selbst als »Merchand« (FP), auch der Ballen Tuch, der an einem seiner Spieße hängt, erinnert an dessen Beruf als Tuchhändler. Der Tuchhandel hatte eine besondere Stellung innerhalb der wirtschaftlichen Entwicklung der Frühen Neuzeit: Die ersten Manufakturen waren Tuchmanufakturen. In ihrem Umkreis entstanden in Form von Geldfonds auch neue Typen von Kapital. Zusammen mit den Verlagen, also dezentralisierten Großbetrieben, waren die Manufakturen Vorreiter einer an Profit und Massenabsatz orientierten Produktionsform.

Kupferstich und Text dieses zweiten Pickelhering-Flugblatts wählen als symbolische Waffe des Narren, der seit dem Mittelalter oft mit Keule, Pritsche oder als Hofnarr auch mit Zepter dargestellt wurde,³⁵ nicht das Henkersbeil, sondern den Judenspieß und nehmen damit eine antijüdische Metapher für die Eintreibung von Wucherzinsen wörtlich.³⁶ Die Redewendung »mit dem Judenspieß rennen« war vor allem im 16. Jahrhundert

34 Vgl. zur Geschichte englischer und französischer Komödianten in Frankfurt um 1620 auch Elisabeth Mentzel, *Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main: von ihren ersten Anfängen bis zur Eröffnung des städtischen Komödienhauses*, Frankfurt a. M. 1882, 60–66. Zur Dokumentation von in Frankfurt zu Beginn des 17. Jahrhunderts anwesenden Komödianten vgl. auch Hans Richard Purschke, *Puppenspiel und verwandte Künste in der Freien Reichs-Stadt Frankfurt am Main*, Frankfurt a. M. 1984, 21 ff.

35 Vgl. Maurice Lever, *Zepter und Narrenkappe. Geschichte des Hofnarren*, Frankfurt a. M. 1992; Werner Mezger, *Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur*, Konstanz 1991.

36 Michael Schilling mutmaßt, sie leite sich vom Subhastationsverfahren her, also von Zwangsvollstreckungsmaßnahmen, wofür es aber keine Belege gibt. Genauso spekulativ bleibt die gelegentlich auftauchende These, im Judenspieß sei das Passah-Messer des jüdischen Opferrituals zu erkennen, vgl. Kommentar zu *Engeländischer Bickelhering* (FP, 344). Für weitere Erklärungsversuche der Metapher, die vereinzelt auch als »Judas-Spieß« variiert wird, vgl. Hooffacker, *avaritia radix omnium malorum*, 56 f.

verbreitet,³⁷ ihre genaue Herkunft ist jedoch ungeklärt.³⁸ Der wahrscheinlichsten, bereits 1916 von Albert Leitzmann hervorgebrachten und von Konrad Burdach bestätigten These³⁹ zufolge geht die Redewendung bis auf Longinus zurück, also auf jene biblische Figur, die Jesus nach dessen Tod eine Lanze in seine Seite gestoßen haben soll: »Also kamen die Soldaten und zerschlugen dem ersten die Beine, dann dem andern, der mit ihm gekreuzigt worden war. Als sie aber zu Jesus kamen und sahen, dass er schon tot war, zerschlugen sie ihm die Beine nicht, sondern einer der Soldaten stieß mit der Lanze in seine Seite, und sogleich floß Blut und Wasser heraus.« (Joh. 19, 34) Longinus, wie die Figur seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. genannt wurde, erscheint im Johannesevangelium jedoch nicht als Jude, sondern als römischer Soldat. Aus der Legende geht eigentlich die Verehrung des heiligen Märtyrerblutes bis hin zur Anbetung der Stigmata hervor. Entsprechend wird Longinus in den mittelalterlichen und reformatorischen Quellen überwiegend als blinder römischer Heide dargestellt, dessen Augen durch das aus der Wunde fließende Blut geheilt werden. Für judenfeindliche Übertragungen scheint die Figur zunächst keine Anchlüsse zu bieten.

Auf einem anderen Überlieferungsweg jedoch, der bei apokryphen Kommentaren zum Matthäusevangelium beginnt, hat Longinus Christus vielmehr den Gnadenstoß versetzt: Er ist hier nicht ein Soldat, sondern ein Zuschauer des Kreuzigungsspektakels und führt die Lanze aus Mitleid, um

37 Die ältesten Belege finden sich in Sebastian Brants *Narrenschiff* (1494), schon hier brandmarkt der Ausdruck insbesondere jene, die »Korn und Wein aufkaufen und hinter sich bringen, um deren Preis in die Höhe zu treiben«, also jede »künstlich hervorgerufene Teuerung«. Albert Leitzmann/Konrad Burdach, »Der Judenspieß und die Longinus-Sage«, in: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur* 19 (1916), 21–56, hier: 56.

38 In der Regel taucht die Wendung im Umkreis antijüdischer Stereotype des Geldjuden seit dem Mittelalter nicht auf, vgl. Winfried Frey, »Die Juden kennen kein Mitleid. Sie streben nur nach einem, nach Geld.« Mittelalterliche Stereotype des Wucherjuden von der Frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert«, in: *ASCHKENAS – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 20/2 (2010), 505–520.

39 Leitzmann/Burdach, »Der Judenspieß und die Longinus-Sage«. Burdach und Leitzmann können ihre These materialreich plausibilisieren. Obwohl das letzte Glied in der Kette der Argumentation noch fehlt, hat sich ihre These bis heute behauptet. Offenlassen müssen sie ausgerechnet die Frage nach der sozialen Herkunft des Bildes, danach, ob, wie Leitzmann glaubt, die Wendung »aus gelehrten Kreisen« stamme, weil nur dort das nötige Wissen für die kreative Kombination zweier Überlieferungen existiert habe, oder ob es sich vielmehr um einen »naiven Volkswitz« handele, wie Burdach meint, weil nur dieser im Stande sei, »das Symbol einer heiligsten und erhabensten religiösen Idee [...] zum Bild für die verabscheute Schlechtigkeit einer leidenschaftlich gehaßten Menschenklasse« zu entwerfen, vgl. Leitzmann/Burdach, »Der Judenspieß und die Longinus-Sage«, 23, 56.

die Marter zu enden. So wird er zu jenem, der Jesus zwar erlöst, dadurch aber auch seinen endgültigen Tod herbeiführt. In dieser Konstellation wurde es nun möglich, Longinus als Juden zu deuten, er geriet in den Kontext der »Spottfrage der um das Kreuz stehenden Juden« – so hatte Longinus von Anfang an ein »doppeltes Gesicht«. ⁴⁰ Dieser jüdische Longinus konnte sich nun offenbar mit einer ganz anderen Bibelstelle verbinden, nämlich der Tempelreinigung, der in allen Evangelien beschriebenen Vertreibung der Händler und Wucherer: Tertium comparationis wäre demnach die verbreitete Vorstellung vom Wucherer, der dem ohnehin schon Leidenden den Todesstoß gibt. Eine Schlüsselrolle kam bei dieser Übertragung dem mittelalterlichen Passionsspiel zu, in dem Longinus unter anderem als »Freund und Schützling der von Christus aus dem Tempel verjagten Händler und Wechsler« dargestellt wurde, als »Vertrauensmann der Wucherer«. So wurde »der Speer des Longinus unmittelbar zum Symbol des jüdischen Wuchers« ⁴¹ und die Redewendung »mit dem Judenspieß rennen« zum Synonym für das »Abzapfen der letzten materiellen Lebensäfte eines bedrängten Menschen« durch wen auch immer. ⁴² Genau in diesem Sinn findet das Sprichwort in dem Frankfurter Flugblatt von 1621 seine Personifikation.

Warum läuft nun ausgerechnet der Pickelhering mit dem Judenspieß herum? Erstaunlicherweise finden sich auch für die Assoziation von Pickelhering und Judenspieß bei Jakob Ayrer Anknüpfungspunkte, denn Jahn hat in seiner Rolle als Henker offenbar gelegentlich einen Spieß getragen: So heißt es in einer Szenenanweisung zunächst noch »Jahn geht ein, hat

⁴⁰ Leitzmann/Burdach, »Der Judenspieß und die Longinus-Sage«, 25.

⁴¹ Ebd., 50.

⁴² Ebd., 35. Es bleibt offen, inwiefern die Redewendung überhaupt Juden oder im Gegenteil eher Christen attackiert. Die Quellen legen nahe, dass »mit dem Judenspieß rennen« tatsächlich nicht eine Beschimpfung von Juden war, sondern eine spezifische, illegitime Verhaltensweise von Christen bezeichnet hat. Die Wendung würde demnach ausbuchstabiert nicht lauten »mit dem Spieß des Juden Longinus rennen«, sondern »wie Longinus mit dem Judenspieß rennen«. Auch auf das hier thematisierte Flugblatt trifft diese Art der Verwendung zu. Wenn der Pickelhering »Mehr Judn als Christen« erblickt, so gilt die Kritik nicht den Juden, sondern den Christen, die sich vermeintlich »wie Juden« (FP) verhalten, sich also dem Geldhandel und der Spekulation hingeben. Die Tatsache, dass mit der Redewendung gar keine Juden angesprochen sind, nimmt ihr aber keinesfalls ihren krass antijüdischen Charakter. Frankfurt war als Messestadt schon seit Längerem ein Ort für die Pflege solcher Stereotype. Das Blatt operiert dabei deutlich antijüdischer als etwa die im ersten Kapitel besprochenen Flugschriften, die eine reflexhafte Assoziation von Juden und Geldhandel zwar ebenfalls kennen, aber nicht ins Zentrum ihres Angriffs stellen, sondern lediglich als ein Element eines sehr viel breiteren politischen Panoramas. Zum Judenspieß und zum Antisemitismus des 17. Jahrhunderts insgesamt auch Victoria Luise Gutsche, *Zwischen Annäherung und Abgrenzung. Zur Konstruktion des Jüdischen in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Berlin u. a. 2014, hier: 67 f.

ein HenckersSchwert an« (JA II, 910), wenige Zeilen später hat er dann einen Spieß in der Hand: »Jahn geht hinzu vnnnd mist mit seim spieß an Lorentzen vnd sagt: / Ey ja, ein Galg ist wol so hoch als jhr« (JA II, 910). Es ist nicht das einzige Mal, dass Jahn mit einem »Spießlein« (JA I, 162, JA II, 1361) auftritt, nur in diesem Fall wird er dadurch jedoch unmittelbar als Henker charakterisiert. Möglicherweise hat sich Ayrer diese Galgenmaßszenen unmittelbar vom englischen Schauspiel geborgt, allerdings ist dort an entsprechender Stelle kein Spieß im Spiel.⁴³

Der Fettmilch-Aufstand

Alleine aus der biblischen und literarischen Tradition heraus wird die Spießmetaphorik des Frankfurter Flugblatts noch nicht verständlich, zum historischen Kontext gehört in diesem Fall der Frankfurter Fettmilch-Aufstand (1612–1614), bei dem Ausschreitungen gegen Juden eine wichtige Rolle spielten.⁴⁴ Frankfurt hatte im 16. Jahrhundert einen sozialen Wandel durchlaufen wie kaum eine andere Stadt des Reiches. Lässt sich laut Rainer Koch der »Prozess ursprünglicher Kapitalakkumulation in Gestalt des Handelskapitals«⁴⁵ in Frankfurt ohnehin schon seit Beginn des 16. Jahrhunderts beobachten, so hatten Mitte des Jahrhunderts rund 3000 niederländische Glaubensflüchtlinge mit der Einführung der Manufakturproduktion im Bereich der Seidenweberei den sozialen Wandel weiter beschleunigt. Die Manufakturproduktion schaffte zunächst Arbeit und zog einen Strom von

43 Zur Parallele mit dem »Hangman« in der *Spanish Tragedy* (1591) von Thomas Kyd vgl. Baro, *Der Narr als Joker*, 265. In den geistlichen Spielen des Mittelalters konnten Teufelsfiguren die Rolle des Henkers übernehmen. Auch die *Comoedia von der Königin Esther*, welche die Sammlung *Englische Comedien und Tragedien* von 1620 eröffnet, enthält eine ähnliche Szene, bei der ein Zimmermann zwecks Hängung eines Juden zum Bau eines neuen Galgens aufgefordert wird und jener an seinem Auftraggeber Maß nimmt, allerdings ohne Spieß. Vgl. Brauneck, *Spieltexte* I, 4–77, hier: 56.

44 Zum Folgenden insbesondere Matthias Meyn, *Die Reichsstadt Frankfurt vor dem Bürgeraufstand von 1612 bis 1614. Struktur und Krise*, Frankfurt a. M. 1980; zur ökonomischen Neuausrichtung der Stadt Frankfurt im 16. Jahrhundert vgl. auch Anja Johann, *Kontrolle mit Konsens. Sozialdisziplinierung in der Reichsstadt Frankfurt am Main im 16. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2000, 21–51; keine Analyse, aber eine nützliche Kompilation von Quellen bietet Horst Karasek, *Der Fettmilch-Aufstand, oder: Wie die Frankfurter 1612/14 ihrem Rat einheizten*, Berlin 1979.

45 Es soll sich um etwa 2000 Arbeiterinnen gehandelt haben, die ohne Bürgerrecht waren, für »Akkordlohn« dienten und »in Krisenzeiten ein gefährliches Proletariat« darstellten, vgl. Rainer Koch, *Grundlagen bürgerlicher Herrschaft. Verfassungs- und sozialgeschichtliche Studien zur bürgerlichen Gesellschaft in Frankfurt am Main (1612–1866)*, Wiesbaden 1983, 5.

Arbeitskräften aus dem Umland an. Anfang des 17. Jahrhunderts jedoch machte der plötzliche Einbruch der Seidenproduktion ehemalige Tagelöhner zu arbeitslosen Paupern. Die Krise mehrerer für Frankfurt wichtiger Gewerbe offenbarte die geschwundenen Sicherungs- und Inklusionskapazitäten der ökonomisch neu ausgerichteten Stadtgesellschaft. Einem großen Teil der Bevölkerung blieb angesichts geringer werdender Löhne oder Erwerbslosigkeit nur die »Flucht in die Verschuldung«.⁴⁶ 1610 wurde ein Arbeitshaus geschaffen, eines jener Gefängnisse für die Armen, in die man Bettler, Prostituierte und Verbrecher gleichermaßen einwies.⁴⁷ Gleichzeitig war in Frankfurt eine der größten Judengemeinden des Reiches entstanden. Während die Juden aus vielen anderen Städten vertrieben worden waren, genossen sie in der Messestadt als Kammerknechte des Kaisers noch Schutz.⁴⁸ In Frankfurt, dem Ort der Kaiserkrönung und der Messe, verdichteten sich politische und ökonomische Aspekte von Herrschaft also auf besondere Weise.

Unter diesen Voraussetzungen wurde der Lebkuchenbäcker Vinzenz Fettmilch (1565/70–1616) zum Anführer einer Auseinandersetzung, die sich in letzter Konsequenz um politische Teilhabe drehte. Bei der Kaiserkrönung 1612 forderten die Zunftmeister das Verlesen ihrer Privilegien,⁴⁹ zugleich eine stärkere politische Repräsentation im Rat und die Senkung der Getreidepreise. Die Stadtregierung benutzte ihr Getreidemonopol, indem sie das Korn aufkaufte und mit hohen Steuern belegte, die Bauern mit billigem Korn dagegen nicht in die Stadt ließ. Verbrauchssteuern auf Nahrungsmittel waren eine Innovation der Frühen Neuzeit und begannen

46 Meyn, *Die Reichsstadt Frankfurt vor dem Bürgeraufstand*, 223.

47 Das Frankfurter Arbeitshaus gehörte zu den ersten Arbeitshäusern im Reich. Vgl. hier Meyn, *Die Reichsstadt Frankfurt vor dem Bürgeraufstand*, 224; sowie Lis/Soly, *Worthy Efforts*, 476–478.

48 Seit 1460 lebten die Frankfurter Juden im Ghetto der Judengasse unmittelbar außerhalb der Stadtmauern und waren also einerseits vollkommen rechtlos, standen andererseits aber unter dem Schutz der Obrigkeit. Aus vielen anderen Städten waren die Juden seit dem Spätmittelalter vertrieben worden. Vgl. dazu Friedhelm Burgard u. a. (Hg.), *Judenvertreibungen in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Hannover 1999; zur Kammerknechtschaft Friedrich J. Battenberg, »Des Kaisers Kammerknechte. Gedanken zur rechtlich-sozialen Situation der Juden im Spätmittelalter und Früher Neuzeit«, in: *Historische Zeitschrift* 245 (1987), 545–599; sowie Alfred Haverkamp, »Kammerknechtschaft und ›Bürgerstatus‹ der Juden diesseits und jenseits der Alpen während des späten Mittelalters«, in: Steffen Führling (Hg.), *Säkularität in religionswissenschaftlicher Perspektive*, Göttingen 2013, 11–40.

49 Zur frühneuzeitlichen »Ökonomie des Privilegs« mit besonderem Bezug auf Frankfurt und die Zünfte, vgl. Robert Brandt, »Handwerkliche Marktwirtschaft und Privileg in Frankfurt a. M. in der Frühen Neuzeit (16.–18. Jahrhundert)«, in: Guillaume Garner (Hg.), *Die Ökonomie des Privilegs, Westeuropa 16.–19. Jahrhundert / L'économie du privilège, Europe occidentale XVIe–XIXe siècle*, Frankfurt a. M. 2016, 333–349.

seit etwa 1600 die mächtiger werdenden Staatsapparate zu finanzieren. Diese völlig neuen Belastungen durch Steuern auf Nahrungsmittel trafen ausnahmslos jeden Bürger und zogen auch in anderen Teilen Europas Aufstände nach sich, etwa die sog. Frauenrevolte von Delft (1616).⁵⁰ Gefordert wurde schließlich auch noch die Senkung von Zinsen auf die für viele lebenswichtigen Kredite, ein Thema, mit dem sich von Beginn an auch Vorwürfe gegen die Frankfurter Juden verbanden.

Die verschiedenen Wendungen des Aufstands seien hier nur kurz umrissen: Dem von Fettmilch angeführten Bürgerausschuss gelingt es, einen Bürgervertrag auszuhandeln, der unter anderem eine Neuorganisation des Rates regelt, eine Beschränkung des erlaubten Zinssatzes, die Einsetzung eines Neuner-Ausschusses der Zünfte zur Überprüfung der Stadtfinanzen sowie eine Neuordnung der Zünfte, in denen sich von nun an ausnahmslos alle Bürger organisieren sollten. Die Entdeckung eines ungeahnten Ausmaßes von Misswirtschaft und Veruntreuung von eigentlich für die Armenfürsorge vorgesehenen Geldern führt jedoch zur neuerlichen Konfrontation: Eine Menge besetzt das Rathaus, verhaftet die Mitglieder des Rates und erzwingt die Herausgabe der Schlüssel zur Stadtkasse. Mitglieder des Bürgerausschusses besetzen die Stadttore, während viele Patrizier die Flucht ergreifen. Es kommt zu spontanen Rekuperationen: Bereits verpachtete Grundstücke vor den Toren der Stadt werden von der Gärtnerzunft zur Allmende erklärt. Der Kaiser jedoch, der die Aufständischen bis dahin noch hatte gewähren lassen, droht ihnen nun mit Reichsacht. Ein in Frankfurt eintreffender Herold des Kaisers befiehlt, den Rat wieder ein- und den Neuner-Ausschuss der Zünfte abzusetzen. Es ist diese Situation der Desillusionierung, der Macht- und Hoffnungslosigkeit, der Moment, in dem den Aufständischen der Verweis auf ihre kaiserlich garantierten Rechte unmöglich wird, in dem sich nun Ausschreitungen und Plünderungen in der Frankfurter Judengasse ereignen, bei denen zwei Juden und ein Angreifer ums Leben kommen. Gerade der Angriff auf die Juden verstärkt jedoch den Legitimationsverlust der Proteste. Ihm folgt sofort die Verhängung der Reichsacht über Fettmilch und andere Anführer. Die Juden werden feierlich

50 Der Fettmilch-Aufstand kann insofern auch in die Entstehungsgeschichte des modernen Fiskalstaats eingeordnet werden. Vgl. Nina Odenwälder, *Nahrungsproteste und moralische Ökonomie. Das Alte Reich von 1600 bis 1789*, Saarbrücken 2008, 38–41. Auch die Einführung einer Biersteuer in Stettin führte zu einem Aufstand des »Pövels«. Vgl. Anonymus, *Warhafftiger und Außführlicher Gründlicher Bericht / Der Stetinischen Händel / Darinnen nach der lenge berichtet wird / welcher Gestalt der Gemeine Pövel vnd Bürgerschaft wider jhre Obrigkeit auffrührisch und rebellisch worden*, o. O. 1616.

in die Judengasse zurückgeführt,⁵¹ die Aufständischen hingegeben werden nach einigen weiteren gewaltsamen Auseinandersetzungen verhaftet und in einem langwierigen Prozess gemeinsam mit 38 Mitangeklagten verurteilt, sieben davon zum Tod. Den Verurteilten werden vor der Hinrichtung die Schwurfinger abgeschlagen, ihre Köpfe werden am Frankfurter Brückenturm aufgespießt. Fettmilch selbst wurde nicht nur geköpft, sondern darüber hinaus nach dem Tod auch noch gevierteilt. Vierteilung war zwar die von der *Constitutio Criminalis Carolina* vorgesehene Strafe auf Hochverrat, jedoch alles andere als Alltag. In Frankfurt handelte es sich um die ersten politischen Todesurteile der Stadtgeschichte. In der Zergliederung und Entehrung von Fettmilchs Körper wurden auch die durch ihn artikulierten Stimmen erniedrigt, die politische Vorherrschaft der im Rat dominierenden Familien hingegeben stabilisiert. Von patrizischer Seite nutzte man die Situation unmittelbar, um sich des politischen Gegengewichts der Zünfte zu entledigen, deren Vermögen eingezogen und deren Häuser verkauft wurden. Die Ansprüche sowohl der ratsfähigen Zunftheimer als auch der rechtlosen Arbeiter wurden in Frankfurt dagegen auf Jahrzehnte zurückgeworfen.⁵²

Mit dieser kurzen Skizze dürfte klar sein, dass den Juden nicht die eigentliche Feindschaft des Aufstandes galt. Die jüdenfeindliche Wendung des Aufstands war eine Folge der Frustration über die plötzlich sichtbar gewordene Ohnmacht und bedeutete gleichzeitig das endgültige Scheitern der Bewegung, denn die Ausschreitungen in der Judengasse führten zu einem noch viel entschiedeneren Einschreiten der kaiserlichen Macht. Im Zentrum stand vielmehr der Kampf um politische Repräsentation, der zugleich eine Frage kollektiver Subjektivierung und Anerkennung war. Und natürlich wurde die Gruppe um Fettmilch immer wieder der Zusammenarbeit mit dem »Pöbel« beschuldigt: Bezeichnet wird in den Dokumenten damit nicht Fettmilch und der Bürgerausschuss selbst, sondern jene dif-

51 Die jüdische Gemeinde Frankfurts feiert seitdem den »Purim Vinz«, in Anlehnung an das Purimfest zur Rettung der persischen Juden. Sie erhielt zudem eine neu gefasste Stättigkeit, die ihre Privilegien und ihren kaiserlichen Schutz erneuerte, die Erstattung allen durch die Plünderungen entstandenen Schadens vorsah und jeden Bürger zu einem Eid darauf verpflichtete, die Juden in Zukunft in Ruhe zu lassen. Die volle Anerkennung des Bürgerrechts erhielten die Juden in Frankfurt 1811. Vgl. Koch, *Grundlagen bürgerlicher Herrschaft*, 15, 133. Zur Judenfeindlichkeit beim Fettmilch-Aufstand auch Wolfgang Benz, *Handbuch des Antisemitismus*, Bd. 4: *Ereignisse, Dekrete, Kontroversen*, Berlin/Boston 2012, 132–134.

52 Die patrizische Dominanz im Stadtrezimant konnte erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts überwunden werden. Zu einer umfassenderen Perspektive auf den Fettmilch-Aufstand als Beginn eines bürgerlichen Modernisierungsprozesses, vgl. Koch, *Grundlagen bürgerlicher Herrschaft*, 7–76.

fuse städtische Bevölkerung, gegenüber der sich der Ausschuss rechtfertigen musste und von der er augenscheinlich unter Druck gesetzt wurde. Der Anspruch »des Ausschusses / der Zünffte und Bürgerschaftt« den »Poeffel« zu integrieren und zu repräsentieren, also das geschmiedete »Buendtnuß« zwischen der »Bürgerschaftt« und den unterbürgerlichen Klassen, entpuppte sich als Grenzüberschreitung.⁵³ Es ist die Solidarität zwischen Bürgern und unteren Klassen, die aus der Perspektive der Patrizier als Pöbel diffamiert wird. Die Zünfte andererseits empfanden das Regiment des Rats als selbstherrlich und empörten sich darüber, dass die Bürger der Stadt von diesem als »Untertanen« bezeichnet wurden, denn gerade dagegen, nichts als Untertanen zu sein, wehrte sich die Allianz der Bürger und Beisassen.⁵⁴

Die Kipper- und Wipperkrise in Frankfurt

Als Autor des Frankfurter Stichs wurde der Basler Kupferstecher Matthias Merian d.Ä. (1593–1650) identifiziert, der sich mit Stadtansichten und Fürstenporträts einen Namen gemacht hatte und dessen Pickelhering-Stich dem Prager Blatt in technischer Hinsicht weit überlegen ist.⁵⁵ Seit 1616 lebte Merian in Frankfurt und arbeitete für Johann Theodor de Bry (1561–1621), dessen Tochter er heiratete, sowie für Eberhard Kieser (1583–1631), die beide aus Familien von Goldschmieden stammten. Aus dem Verlag Kiesers stammt auch ein berühmtes Porträt der drei Anführer des Aufstands aus dem Jahr 1614, das diese allerdings zu hässlichen Verbrechern entstellte. Wenig spricht also dafür, von dieser Seite eine Kritik des

53 So berichtet eine der wichtigsten Quellen, das *Diarium Historicum* des Johann Faust, Angehöriger des Alten Frankfurter Patriziergeschlechts der Limpurger, von dem immer wiederkehrenden Problem, das vom »Ausschuss« erreichte als Erfolg zu verkaufen: »obwohl der Ausschuss waren zimlicher massen zufriden / hat sich aber doch gemeiner Pöbel im geringsten nicht wollen ersättigen lassen« [...]; »der gemeine Poeffel sey ungestuemme, den koente man nicht zeumen« [...] »der gemeine Poeffel sey ungestuemm / Derwegen begerte man sich von derselben abzusondern«. Dabei ist der Pöbel auch hier zugleich der »gemeine Mann«. Nach jeder Einigung zwischen Rat und Ausschuss beginnt von Neuem »ein grosser Aufflauff durch die gantze Stadt von dem gemeinen Mann«. Johann Friedrich Faust von Aschaffenburg, *Diarium Historicum. Darinnen Deß Heyligen Reichs-Statt Franckfort am Mayn gefährlicher Uffstand und schwueriges Unwesen, wie dasselbige hero von Tag zu Tag von den Uranhebern und Haupt=Räthlingsführern geübet und vorangetrieben worden, ordentlich verzeichnet ist [...]*, Frankfurt a. M. 1615–1617, 28, 41 ff.

54 Vgl. die Belege bei Karasek, *Der Fedtmilch-Aufstand*, 15.

55 Vgl. den Kommentar von Wolfgang Harms in FP, 344. Zu Matthäus Merian vgl. Lucas Heinrich Wüthrich, *Matthaeus Merian d. Ä. Eine Biographie*, Hamburg 2007.

Geldhandels zu erwarten. Bedacht werden muss allerdings, dass derartige Einblattdrucke ein populäres Genre waren, das sich an einen möglichst großen Leser- bzw. Betrachterkreis richtete. Es ist also nicht davon auszugehen, dass die Flugblatt-Satire von 1621 denselben Kreisen entstammt, die sich ein knappes Jahrzehnt zuvor im Fettmilch-Aufstand vergeblich zu wehren suchten. Es ist aber denkbar, dass sie eben diese Kreise adressiert hat und ihnen gefallen will, insbesondere, wenn der nun veränderte Kontext bedacht wird: die Kipper- und Wipperkrise.

In der Messestadt Frankfurt hatte die Kipper- und Wipperkrise einen ihrer zentralen Schauplätze, denn betrügerische Münzmeister aus dem ganzen Reich wickelten ihre Geschäfte über Frankfurt ab.⁵⁶ Um Vorwürfen möglichst vorzugreifen, bestrafte die Frankfurter Judenschaft selbst einzelne ihrer Mitglieder, die sich am Einschmelzen von Münzen beteiligten.⁵⁷ Die eigentlichen Protagonisten waren auch hier die Agenten fürstlicher Auftraggeber, etwa des Braunschweig-Wolfenbütteler Herzogs Friedrich Ulrich (1591–1634), der genauso wie sein Lüneburger Vetter Christian seine Länder netzartig mit Kippermünzstätten überzog und die schlechten Münzen dann nach Frankfurt brachte. Der Frankfurter Rat ging gegen das schon lange schwelende Problem nur zögerlich vor. Am Reichsmünzprobationstag in Worms nahm die Stadt nur unregelmäßig teil.⁵⁸ Nachdem in Frankfurt bereits 1609 eine Münzreduktion vorgenommen worden war, die bei Stadt und Bürgerschaft zu großen Verlusten geführt hatte, stand auch dieses Mal am Ende eine radikale Demonetarisierung. Ein Großteil der im Umlauf befindlichen kleinen Münzen, die gerade den ärmeren Teilen der Bevölkerung gehörten, wurde 1623 beschlagnahmt. Insgesamt wurde die Bürgerschaft der Stadt in Frankfurt wohl weniger stark in Mitleidenschaft gezogen als an anderen Orten, da durch den internationalen Geldhandel immerhin ausreichend gute Münzen in der Stadt waren, um die wichtigsten Geschäfte abzuwickeln. Dass es im Unterschied zu anderen Städten nicht zu sozialen Unruhen kam, könnte aber auch durch die noch nahe Erinnerung an das üble Ende des Fettmilch-Aufstandes erklärt werden.

Das Frankfurter Pickelhering-Flugblatt von 1621 bezieht sich auf die Krise jedenfalls nicht nur indirekt, indem es den Pickelhering zum »Jubilierer« macht, also zum »Juwelier«, zum Goldschmied oder Silberkrämer,⁵⁹ sondern es bezieht sich auch ganz explizit auf die »K i p p e r v n d W i p p e r« (FP).

56 Konrad Schneider, *Frankfurt und die Kipper- und Wipperinflation der Jahre 1619–1623*, Frankfurt a. M. 1990.

57 Ebd., 57.

58 Vgl. ebd., 50.

59 Vgl. Art. »jubelierer«, in: FWB.

Eben sie sind die Kunden des Pickelhering und die aus der Menge ragenden Spieße zeugen vom Erfolg seines Angebots: »Ich hoff es sol mir fehlen nit / Daran zu haben mein Profit«. Die Kipper und Wipper werden im Text nicht nur durch den gesperrten Satz hervorgehoben: An einem der Spieße des Pickelhering hängen nicht weniger als zehn verschiedene Münzen, die auf die enorme Vervielfältigung der Münzsorten in der Kipperzeit verweisen. In dem Leiterwagen und dem Kiepenträger am linken unteren Bildrand wird zudem die Diskrepanz von Nominal- und Realwert des Geldes dargestellt: »während der Anteil des Edelmetalls von einem einzigen Menschen (dem Kiepenträger) transportiert werden kann, zeigt der mit Kupfer- und Zinngefäßen beladene Wagen den hohen Anteil billiger Metallsorten im Kipper- und Wippergeld«. ⁶⁰ Gleichzeitig erinnert der Wagen auch an den ›Wagen des Todes‹ oder den Schinderkarren. ⁶¹ Wie es mit den Kippermünzen ist, so ist es jedenfalls auch mit jedem Spieß, den der Pickelhering anbietet: er »verwundet Arm und Reich«. Neben dieser metaphorischen Übertragung werden die Spieße aber auch selbst als gesammeltes Metall dargestellt, aus dem durch Umschmelzen schlechte Münzen gemacht werden könnten:

Welcher zur zeit nicht umb kan gehen /
 Mit Gelt auffwecheln / da thut stehn /
 Ein schöner Spieß / der thut hübsch glänzn /
 Ist gut von Stahl / köndt auch mit müntzn /
 Das schlimmste Gelt / ich thue euch sagen /
 Das hundert 500 cent tragn (FP)

Der Pickelhering hat insgesamt drei verschiedene Spieße im Angebot, ⁶² mit welchen die Metapher des Judenspießes vom Text auf drei Ebenen

60 Schilling, Kommentar, *Engeländischer Bickelhering*, 345.

61 Vom »Wagen des Todts« ist auch in der *Gusman*-Übersetzung des Aegidius Albertinus die Rede (LG, 685). Garzoni erwähnt den »schrecklichen Wagen« des Scharfrichters ebenfalls, Garzoni, *Piazza Universale*, 87. Discurs, »Von den Scharpffrichtern und Henckern«, 750–753, hier: 751. Vgl. auch den mit Totenköpfen angehäuften Wagen in Pieter Brueghels (d. Ä.) *Der Triumph des Todes* (1562), wo ebenfalls Spieße und Äxte die Werkzeuge des Todes sind. Der ›Schinderkarren‹, oft mit einem toten Pferd beladen, gelegentlich aber eben auch mit Leichen, ist noch bis ins 19. Jahrhundert als bildliches Attribut des Abdeckers geläufig. Wie Gabriele Hooffacker zeigt, gehört der Wagen zugleich in die *peregrinatio*-Bildlichkeit, in der sich der Pickelhering mit Händlern und Kaufleuten trifft. Hooffacker, *avaritia radix omnium malum*, 42–46.

62 Er hat sogar noch eine vierte Sorte von Spießern im Angebot, nämlich ganz kleine Spieße für diejenigen, die nicht als Juden erkannt werden wollen. »Ein solches Spießlein sauberlich /

ausgespielt wird: erstens wörtlich, also im Sinne der sedimentierten Metapher, als Wucher; zweitens technisch mit konkretem Bezug auf die Praktiken der Münzverschlechterung und das Umschmelzen des Metalls; und zu guter Letzt wird der Spieß auch noch ganz plastisch als Waffe dargestellt:

Noch ander Spieß wil ich euch weisn /
Seyd gut von Stahl und nit von Eisen /
Dieselb zum Stich man brauchn kan /
Gegen dem armen Handwercksmann /
Damit man ja nichts laß dahindn /
Das Marck jhm aus den Bayn zu schindn /
Und sein Arbeit blutsawr zu machen /
Daß jhm die Ripp im Leib thun krachn (FP)

Der hier dargestellte Pickelhering ist also eine Figur monströser Gewalt und führt dabei mehrere Momente zusammen: Einerseits ist der Spieß die Metapher für die abstrakte Gewalt des freien, global agierenden, profitorientierten Handels bei gleichzeitiger Inflation. Andererseits aber ist die brutale Gewalt des Spießes, der »dem armen Handwercksmann«⁶³ die Rippen brechen soll, auch ganz konkret ein für die »Arbeitsdisziplinierung«⁶⁴ fundamentales Instrument: Im »schindn« der »Arbeit« klingt die Gewalt der Folterknechte und Scharfrichter an. Vor dem Hintergrund des Fettmilch-Aufstands lässt sich sagen: Diese Bilder unvermittelter Gewalt sind nicht nur Metapher für die abstrakte Gewalt der ökonomischen Verhältnisse, sondern beide Formen der Gewalt werden nicht von ungefähr als zwei Seiten desselben Prozesses dargestellt. Was 1616 die Vierteilung von Fettmilch war, kommt hier im Krachen der Rippen zum Tragen. Weil die schon vor der Geldkrise ökonomisch erfahrene Gewalt im Fettmilch-Aufstand letztlich politisch abgestützt und untermauert wurde, verschmel-

Dann es verwundet Arm und Reich / Gantz tödlich Stich / so nicht zu heiln / Ja durch die Welt auf hundert Meiln« (FP). Die »hundert Meiln« sind womöglich als ironische Assoziation der Bannmeile zu verstehen und damit ein weiterer Hinweis auf die zünftische Perspektive des Blattes: Die Bannmeile betraf den Schutz zünftischer Gewerbe vor Konkurrenz innerhalb eines bestimmten Bereiches vor den Toren der Stadt.

63 Zur Nähe der Kollektivsingulare »gemeiner Mann«, »handwercksmann« und »arm gemein volk« vgl. auch die Belege bei Rabeler, »Pauperismus in der Vormoderne?«, 94–96.

64 Dieser Begriff stammt von Gerhard Pfeisinger, der den schwierigen, aber doch auf der Hand liegenden Versuch unternimmt, zwei aufeinander verweisende Konzepte, Oestreichs »Sozialdisziplinierung« und Foucaults »Disziplinargesellschaft«, zusammenzuführen, vgl. Pfeisinger, *Arbeitsdisziplinierung*, 73–87.

zen im Rahmen der neuerlichen Krisenerfahrung Politik und Ökonomie im Pickelhering zu einer einzigen Figur.

Antisemitismus und Konkurrenz

Auffällig an der auf den zurückliegenden Seiten beschriebenen Konstellationen ist die ökonomische Transposition zwischen Dramatik und Flugblattpublizistik: Während der Pickelhering in der Komödie ein Lohnarbeiter ist, der nichts zu verkaufen hat als seine Arbeitskraft, erscheint er in den Flugblättern als Kaufmann, der auf dem Markt glücklich reüssiert. Dramengeschichte und Flugblattpublizistik verbinden damit die zwei sozialen Grundtypen einer kapitalgetriebenen Wirtschaftsform und betonen ihre Transnationalität und Mobilität. Die komische Figur des englischen Schauspiels verleiht ihren Kontingenz- und Individualisierungseffekten aus der Perspektive der sich verkaufenden Arbeitskraft Ausdruck; von anderer Seite werden dieselben ökonomischen Prozesse in den Flugblättern zum Gegenstand.

Beide Blätter stellen den Pickelhering als eine Konkurrenzfigur dar: Im Prager Flugblatt bleibt die ökonomische Dimension dieser Konkurrenz eingefasst in eine konfessionelle Polemik, im Frankfurter Flugblatt wird sie explizit zum Thema als Konkurrenz zwischen Pickelhering und Handwerk, wobei die Figuren des Schauspielers, des Geldjuden und des Münzfälschers in ihm verschmelzen. Das Verhältnis von antitheatraler und antijüdischer Polemik ist dabei diffizil. Gesucht wird offenbar eine Personifikation jener ökonomisch-sozialen Prozesse, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine grundlegende Transformation der Gesellschaft in die Wege leiten. Ihr Adressat war nicht von Anfang an so verschwommen und monströs wie in den Pickelhering-Flugblättern, sondern die Monstrosität und die antijüdische Konnotation bildete sich erst im Kontext der Macht- und Hilflosigkeit der Frankfurter Proteste. Dass ein anticalvinistischer Angriff im Zeichen der Pickelhering-Polemik offenbar so problemlos durch einen antijüdischen ausgetauscht werden konnte, spricht indes für die unerhörte Popularität der Figur sowie dafür, dass mit ihr die negativen Effekte wirtschaftlicher Modernisierung assoziiert wurden, Momente der sozialen Entsicherung und Entsolidarisierung. Das Frankfurter Flugblatt ist nicht nur optisch, sondern auch im Text differenzierter als das Prager Flugblatt, es erschafft wie dieses aber nichtsdestotrotz eine monströse Figur. An die Dramengeschichte der Komödienfigur knüpft es nicht mehr explizit an, dafür scheint es aber eine Interpretation des ökonomischen Transforma-

tionsprozesses vorzulegen oder möglich zu machen: Die im Ernstfall mit Gewalt durchgesetzte Geldform der Gesellschaft ist aus dem Blickwinkel der Zünfte selbst das eigentliche Richtschwert ihrer korporativen Identität. Die neue komische Figur kann deshalb zwar auf der Bühne die Brutalität der sozialen Entbindung in ihre groteske Komik auflösen und mit ihren süßen Effekten das Publikum bezaubern. Weil sie zugleich aber selbst die neuen ökonomischen Verhältnisse symbolisiert, wird sie in den Flugblättern zur Personifikation der tödlichen Gewalt – eine Wendung, die in der Rolle Jahns als Henker bereits präfiguriert ist.

Die komische Figur des englischen Berufsschauspiels hat, wie beschrieben, zwei verschiedene Typen des Narren vereint: Einerseits den Narren als Konfiguration des Volkswissens, als liebevollen Tölpel und poetische Verkehrung der Welt; andererseits aber auch den fremden Armen, den Schmarotzer und professionellen Bettler. Im Fall der Flugblätter von 1621 ist nur noch die zweite Seite übriggeblieben. Die Möglichkeit der Identifikation und der Auflehnung gegen die von der Figur symbolisierten Prozesse ist verloren. Aber weshalb? Dabei greift die naheliegende Beobachtung, dass der Pickelhering hier instrumentalisiert wird, um antijüdische Klischees zu reproduzieren,⁶⁵ in meinen Augen zu kurz. Genauso gut ließe sich argumentieren, dass hier antijüdische Klischees genutzt werden, um den Pickelhering zu diffamieren. Sofern man vom Antisemitismus des Frankfurter Flugblatts spricht, muss dieser genauer bestimmt werden.

Mit dem religiösen Antijudaismus des Mittelalters verbindet das Flugblatt zwar seine indirekt der Bibel entlehnte Metaphorik, die religiöse Semantik ist allerdings nur auf Umwegen zu entschlüsseln, kein unmittelbarer Bezug ist etwa zur Ritualmordlegende zu erkennen, die noch 1616 im *Endinger Judenspiel* im Zentrum des Antijudaismus stand. Von späteren Formen des rassistischen Antisemitismus unterscheidet sich das Frankfurter Flugblatt hingegen fraglos, indem es das Jüdische nicht als biologische Tatsache begreift. Trotzdem kann dem Flugblatt Antisemitismus attestiert werden, wenn es für diesen kennzeichnend ist, die sozialen Konflikte und die ökonomischen Verhältnisse zu einer Personifikation des Bösen zu fetischisieren. Wenn der moderne Antisemitismus, der sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts formiert, den Juden, wie Moische Postone gezeigt hat, genau die Merkmale zuschreibt, die das Kapital in seiner Abstraktheit, Unfassbarkeit und Mobilität kennzeichnen, und diese Merkmale dabei zugleich vergegenständlicht, dann kündigt sich dieser Antisemitismus im Frankfurter Flugblatt bereits an. Dass das Kapital, der sich selbst verwer-

65 So Ralf Haekel, *Die Englischen Komödianten in Deutschland*, 309–320.

tende Wert, ein rein abstrakter Prozess ist und eben »keine fertige und endgültige Gestalt« hat,⁶⁶ wird nicht nur in der europäischen Geschichte zu einem immer größeren Problem werden, sondern scheint in der Tat das Ärgernis der beiden Flugblätter zu sein. In beiden Flugblättern tritt der Pickelhering als Allegorie des gesellschaftlich Entbundenen auf, als Verabsolutierung des Eigennutzes und als parasitäre Personifikation eines ökonomischen Übels. Die Depersonifikation der arbeitenden Armen als Niemand im Spieltext des englischen Schauspiels setzt sich im Auftritt dieses Niemand als eigennütziger Kaufmann im Prager Flugblatt fort und findet in der Personifikation des Geld- und Finanzkapitals als Pickelhering im Frankfurter Flugblatt seine äußerste Zuspitzung.

66 Vgl. Moishe Postone, »Antisemitismus und Nationalsozialismus«, in: ders., *Deutschland, die Linke und der Holocaust. Politische Interventionen*, Freiburg 2005, 165–95, 186.

4 Die Rache des Pickelhering in der *Absurda Comica* Oder Herr Peter Squentz (1657)

Eine einzigartige Anatomie der politischen Auseinandersetzungen auf dem Schauplatz der Literatur stellt das Schimpfspiel *Absurda Comica* oder Herr Peter Squentz (1657) von Andreas Gryphius (1616–64) dar. In seiner Konfrontation von höfischem Publikum, englischem Schauspiel und dilettierenden Handwerkern bietet sich das Drama wie kaum ein anderes Dokument des 17. Jahrhunderts dafür an, den politischen Implikationen ästhetischer Normen nachzuforschen. Mit dramen- und sozialhistorischer Präzision soll im Folgenden gezeigt werden, dass auch im Pickelhering der *Absurda Comica* die Figur des Scharfrichters nach wie vor anwesend ist, und dass die ureigenste Sache des Scharfrichters, die Infamierung der Armen, letztlich das Thema des Textes bildet. Als entscheidend für die Interpretation erweist sich gerade die Rolle des Pickelhering, der nicht nur als Figur, sondern als Mitautor des Stückes verstanden werden muss – eine Perspektive, die im Hinblick auf die komplizierte Überlieferungs- und Editions-geschichte des Stückes besonders plausibel wird. So wird die *Absurda Comica* als Rache des Pickelhering für seine Verunglimpfung auf den Flugblättern lesbar.

Autoren und Subjekte des Komischen: Gryphius als Autor?

Die *Absurda Comica* ist vermutlich als komisches Interludium zu einem Trauerspiel aufgeführt worden.⁶⁷ In der Aufführungspraxis des 17. Jahrhunderts standen tragische und komische Handlungen in einem Verhältnis der Komplementarität: Zwischen den Akten der Tragödie entspannt sich die komische Handlung als Reflexion, Kommentar oder Karikatur der tragischen Haupthandlung. So erinnert die *Absurda Comica* nicht zufällig an Shakespeares *A Midsummer Night's Dream* (1595/96) und zwar an die Nebenhandlung über die Aufführung eines Pyramus-und-Thisbe-Spiels durch Peter Quince und seine schauspielenden Handwerksgenossen.⁶⁸ Da

67 Judith Aikin nimmt an, dass es sich um *Cardenio und Celinde* (1657) gehandelt hat. Judith Aikin, »Genre Definition and Genre Confusion in Gryphius' Double Bill, *Cardenio und Celinde* and Herr Peter Squentz«, in: *Colloquia Germanica*, 16/1 (1983), 1–12. Karl-Heinz Habersetzer geht von einer gemeinsamen Aufführung mit *Carolus Stuardus* (1659) aus. Ders., *Politische Typologie und dramatisches Exemplum. Studien zum historisch-ästhetischen Horizont des barocken Trauerspiels am Beispiel von Andreas Gryphius' Carolus Stuardus und Papinianus*, Stuttgart 1985, 59.

68 Einen detaillierten Vergleich unternimmt Nancy Carolyn Michael, »Amateur Theatricals

die Shakespeare-Rezeption in Deutschland erst Ende des 17. Jahrhunderts begann, kann davon ausgegangen werden, dass das Stück durch die Wanderbühne auf deutsche Bühnen importiert wurde und sich dort durch den ohnehin schon populären Stoff von Pyramus und Thisbe fortschrieb, von wo dann auch Gryphius auf ihn zugriff.⁶⁹ Im Vergleich zu Shakespeare erweitert die *Absurda Comica* aber nicht nur die Handlung um zahlreiche Elemente, die antike Szenerie wird auch in eine moderne verwandelt, aus jeder traum- oder märchenhaften Atmosphäre entlassen, und sie gewinnt dabei an politischer Schärfe. Vor allem aber hat das, was bei Shakespeare noch Nebenhandlung war, an Eigenständigkeit gewonnen. Die ständige Isolation und Neukombination von Handlungssträngen und Figurengruppen war die alltägliche Praxis der umherziehenden Schauspieltruppen.⁷⁰ Gerade in dieser von der Wanderbühne betriebenen Isolationspraxis liegt deren modernistisches Moment, das auf der Zuspitzung und Intensivierung kleiner Segmente beruht, sowie auf der Absage an jede didaktische Funktion.⁷¹ Abgeschlossenheit gewinnt die *Absurda Comica* endgültig

and Professional Playwriting: The Relationship between *Peter Squentz* and a *Midsummer Night's Dream*«, in: *Comparative Literature Studies* 23/3 (1986), 195–204.

69 Für eine direkte Bekanntschaft mit dem Text Shakespeares sprechen einige fast wörtliche Bezüge, weshalb Nicola Kaminski gegen den bisherigen Konsens der Forschung dafür argumentiert hat, den in der Vorrede angeführten Namen Daniel Schwenters als »Deckname« für Shakespeare zu deuten. Nicola Kaminski, *Andreas Gryphius*, Stuttgart 1998, 169. Problematisch an dieser Argumentation ist vor allem, dass der Wanderbühne als Übertragungs- und Bearbeitungsmedium implizit jede künstlerische Produktivität abgesprochen wird. Auch Greiner reproduziert in diesem Zusammenhang das haltlose Bild von den »intellektuell eher anspruchswenigen Spielen der englischen Wanderbühne«, Bernhard Greiner, »Absurda Comica. Oder Herr Peter Squentz«, in: Nicola Kaminski/Robert Schütze (Hg.), *Gryphius-Handbuch*, Berlin/Boston 2016, 313–329, hier: 322. Abgesehen davon scheint mir die These überzeugender, dass eine Begegnung mit den Werken Shakespeares im Werk von Gryphius eine umfassendere Wirkung hätte entfalten müssen, vgl. Mannack, *Gryphius*, 87–89. Davon, dass die Ähnlichkeit der beiden Stücke für spätere Leser nach der Shakespeare-Rezeption jedoch immer offensichtlich war, zeugt beispielsweise die Schlegel-Tiecksche Übersetzung des *Sommernachtstraums* (1789), in welcher der Zimmermann Quince Squentz genannt wird, vgl. William Shakespeare, *Dramen. Nach der Schlegel-Tieck-Ausgabe letzter Hand*, hg. von Dietrich Klose, Stuttgart 2014, 135–219.

70 Vgl. Ralf Haekel, »Von Bottom zu Pickelhering. Die Kunst des komischen Schauspiels in Shakespeares *A Midsummer Night's Dream* und *Gryphius Absurda Comica*«, in: *Chloe: Beiheft zum Daphnis* 40 (2008): *Anthropologie und Medialität des Komischen im 17. Jahrhundert (1580–1730)*, hg. von Stefanie Arendt u. a., 207–221.

71 Die These, dass die Expertise des reinen »Ergötzens« der komischen Figur immer schon die Autonomieästhetik präfiguriert habe, verfolgt auch Michael Schilling, »Närrische Erzähler, närrische Leser. Der Narr als Geburtshelfer literarischer Autonomie?«, in: Jean Schillinger (Hg.), *Der Narr in der deutschen Literatur im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Bern u. a., 2009, 47–63.

durch ihre separate Publikation – durch ihre Isolation wird sie von jeder sekundären, illustrativen oder erklärenden Funktion entbunden. In dieser Gestalt ist die *Absurda Comica* ohne vergleichbare Vorgänger: Die Isolation der satirischen Nebenhandlung einer romantischen Komödie bringt in der *Absurda Comica* einen eigenständigen, neuen Typ von Komik hervor.⁷²

Nimmt man die tiefe ästhetische Verantwortung des englischen Berufsschauspiels für die deutschsprachige Theaterpraxis des 17. Jahrhunderts ernst, so entschärft sich ein wenig die philologische Unsicherheit, die in der Gryphius-Forschung dadurch zustande gekommen ist, dass die Autorschaft des vorliegenden Textes lange Zeit als nicht zweifelsfrei geklärt galt. Die Erstausgabe erscheint 1657 als anonymer Separatdruck ohne Autorangabe. Das Titelblatt der Werkausgabe von Gryphius aus dem Jahr 1658 lautet *Andreae Gryphii Freuden vnd Trauer=Spiele auch Oden vnd Sonnette sampt Herr Peter Squentz Schimpff=Spiel*. Das letzte Segment des Titelblatts »Herr Peter Squentz Schimpf=Spiel« ist dabei durch besonders kleine Lettern abgesetzt, sowie dadurch, dass es als einziges nicht eine Gattungsbezeichnung, sondern einen Werktitel anführt.⁷³ Die Publikation enthält den Text dann als Anhang mit eigener Paginierung, sodass er als Einzeldruck gelten muss, der nach dem Willen oder gegen den Willen von Gryphius seiner Werkausgabe beigefügt wurde. Die von »Philip-Gregorio Riesentod« (AC, 6) unterzeichnete Vorrede verweist auf den Altdorfer Professor Daniel Schwenter (1585–1636) als Autor einer vorherigen Fassung des Stücks. Ein Squentz-Manuskript von Schwenter ist bis zum heutigen Tag aber nicht aufgetaucht, wie auch sonst keine weiteren Komödien von dem Altdorfer Autor überliefert sind, der in Nürnberg aber immerhin zum Poeten gekrönt wurde.⁷⁴ Nun konnte Gryphius mittlerweile durch Karl-Heinz Habersetzer

72 Und zwar eine Synthese der von Terenz und Plautus ausgehenden Komik-Traditionen, so Judith Aikin, »The Comedies of Andreas Gryphius and the Two Traditions of European Comedy«, in: *Germanic Review* 63/3 (1988), 114–120.

73 Andreas Gryphius, *Freuden vnd Trauer=Spiele auch Oden vnd Sonnette sampt Herr Peter Squentz Schimpff=Spiel*, Breslau 1658.

74 Für eine Autorschaft Schwenters argumentierte Peter Michelsen, »Zur Frage der Verfasserschaft des Peter Squentz«, in: *Euphorion* 63 (1969), 54–65, später auch Thomas W. Best, »Gryphius and the Squentz-Stoff«, in: *Monatshefte*, 76/2 (1984), 182–191. Sie verweisen dabei auf Morhofs *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie* (1682) und die lateinische Biographie Schwenters von Jacobus Apinus von 1728. Beide gehen im Gegensatz zu anderen Zeitgenossen von der Autorschaft Schwenters aus. Der Orientalist und Mathematiker Daniel Schwenter war in Altdorf einer der Lehrer von Georg Philipp Harsdörffer, mit dem er noch den ersten Teil der *Deliciae physico-mathematicae oder mathematische und philosophische Erquickstunden* (1636–52) herausgegeben hat, bevor Harsdörffer diese Form der »Unterhaltungsmathematik« selbst fortführte, vgl. Meierhofer, *Harsdörffer*, 20.

mit dem Vorredner Riesentod identifiziert werden. Die Frage der Verfasserschaft gilt seitdem als geklärt. Die Existenz eines oder mehrerer unbekannter Prätexte ist allerdings nach wie vor wahrscheinlich, hat Habersetzer doch ebenfalls darauf hingewiesen, dass der Gryphius-Text Ausdrücke wie das nur in Franken und Bayern beheimatete ›grüseln‹ (›grueselt«, AC, 33) enthält.⁷⁵

Dass der Text mit der Signatur von Gryphius zu Lebzeiten nie erschienen ist, bleibt jedoch zu interpretieren, schließlich handelt es sich um einen Sonderfall im Werk von Gryphius. Womöglich wurde die aus der geschilderten Situation entsprungene Diskussion um die Autorschaft der *Absurda Comica* – Ist Gryphius der Verfasser oder ist er es nicht? – bisher zu eindimensional geführt. Bemerkenswert ist schließlich, wie die Vorrede der *Absurda Comica* sich von jedem Anspruch auf Autorschaft selbst distanzieren, und darin sollte sie, wie ich meine, beim Wort genommen werden. Das historische Fehlen von Autorschaft oder Autorisierung lässt sich als Resultat der Produktionslogik des englischen Berufsschauspiels deuten, als editorisch-philologisches Symptom, in dem sich Stoffgeschichte, Theatergeschichte und Sozialgeschichte verdichten. Gryphius hat dieser Konstellation und dem besonderen Charakter seiner Bearbeitung durch die separate und anonyme Publikation Rechnung getragen.

Subjekt und Sujet des Werks, Figur und Stoff sind in der Praxis des Schauspiels im 17. Jahrhundert kaum voneinander zu trennen,⁷⁶ und offenbar war auch Peter Squentz ähnlich wie Pickelhering oder Hans Wurst eine eigenständige komische Figur, die von Prinzipal zu Prinzipal, von Schauspieler zu Schauspieler weitergereicht und variiert wurde. In der aufeinander aufbauenden Produktion von Improvisationen, Spieltexten, Playbooks, Textsammlungen und schließlich Dramen ist die Arbeit von vermeintlichen

75 Entscheidendes Argument für die Autorschaft von Gryphius ist, dass sich die Signatur »Riesentod« ebenfalls unter einem Hochzeitsgedicht an Gabriel Luther findet, das Gryphius an anderer Stelle auch unter eigenem Namen publiziert hat, vgl. Habersetzer, *Politische Typologie*, 58 f. Die besten Hinweise gibt der Text selbst, dessen Vorrede auf ein anderes Lustspiel von Gryphius verweist, den *Horribilicribrifax Teutsch* (1663), in dem wiederum Peter Squentz persönlich auftritt. Es besteht heute also Konsens darüber, dass der Text Gryphius zugeschrieben werden kann. Vgl. auch Eberhard Mannack »Kommentar« in: Andreas Gryphius, *Dramen*, hg. von Eberhard Mannack, Frankfurt a. M. 1991, 1140 ff.; sowie Kommentar und Nachwort in Andreas Gryphius, *Absurda Comica oder Herr Peter Squentz. Schimpfspiel. Kritische Ausgabe*, hg. von Gerhart Dünnhaupt/Karl-Heinz Habersetzer, Stuttgart 1983. Zu möglichen politischen Gründen der Anonymisierung vgl. Eberhard Mannack, »Politisch-gesellschaftliche Strategie der Peter-Squentz-Komödie«, in: Richard Brinkmann (Hg.), *Theatrum Europaeum. Festschrift für Elida Maria Szarota*, München 1982, 311–324.

76 Vgl. John Alexander, »Will Kemp, Thomas Sackeville, and Pickelhering«.

Urhebern und Interpreten, von Schreibern und Bearbeitern derart eng verwoben, dass keine Intertextualitätskonzeption diesem Prozess gerecht werden könnte.⁷⁷ Sowohl die soziale Logik der Wandertruppen als auch die ästhetische Logik der komischen Figur implizieren per se eine Infragestellung und Relativierung von Autorschaft als Form individueller Textproduktion oder ›Schöpfung‹. Dies mag paradox erscheinen, schließlich steht die juristisch-urheberrechtliche Begründung moderner Autorschaft als subjektiver Ausdrucksform im 17. Jahrhundert ohnehin noch aus. Seit dem Buchdruck hatte sich jedoch ein verstärktes »Autorschaftsbewusstsein« herausgebildet,⁷⁸ das sich im Barock gerade in seiner virtuosen Verkläusulierung durch Pseudonyme und Anagramme unmissverständlich zum Ausdruck brachte. Nur für die Textproduktionslogik im Schauspiel greift dieses Autorschaftsbewusstsein deutlich zu kurz.

In Anbetracht dieser Konstellation liest sich das Spiel zweifelhafter Referenzen in der Vorrede der *Absurda Comica* in neuer Weise: Es verweist vehement auf die Teilhabe an einem allgemeinen Bearbeitungsprozess, also auf eine Form von kollaborativer Autorschaft, in der die literarischen Praktiken von Wanderbühne und gelehrter Dichtkunst miteinander interagieren, aufeinander angewiesen sind und sich aufeinander beziehen. So macht sich die Vorrede eben lustig über all jene, die sich bezüglich des »In Deutschland nicht vnbekandte[n]«, ja sogar »Hochberühmbte[n] Herr Peter Squentz [...] »vor gar seinen Vater auszugeben weder Scheu noch Bedencken getragen« (AC, 5), und geht damit zum Anspruch auf Autorschaft, den sie topisch mit Vaterschaft engführt, auf Distanz. Der Konstellation eines aus dem Ausland gekommenen, in Deutschland aber sehr populären und gleichsam mobilen Stoffes trägt dann auch der ironische Verweis auf die Adoption des Textes durch Daniel Schwenter Rechnung.⁷⁹ Die Vorrede setzt Schwenter als jenen, der Squentz »zum ersten zu Altdorff auff den Schauplatz geführt« (AC, 5) hat. Diese Verleihung von Autorschaft an Schwenter geschieht allerdings ironisch, nur deshalb nämlich, damit er »nicht länger frembden seinen Ursprung zu verdancken habe« (AC, 5). Diese Schwentersche Fassung sei dann, so der Vorredner Riesentod, »ie länger ie weiter gezogen« und schließlich »meinem liebsten Freunde begegnet«, der ihn »mit neuen Personen vermehret« (AC, 5) habe. Ob unter dem lieben Freund des fiktiven Vorredners nun bereits Gryphius selbst zu verstehen ist oder nicht:

77 Systematisch wird diese Perspektive verfolgt in Preiss, *Clowning and Authorship*.

78 Martin Stingelin, »Schreibwerkzeuge«, in: Natalie Binczek u. a. (Hg.), *Handbuch Medien der Literatur*, Berlin u. a. 2013, 99–119, hier: 105.

79 Vgl. zur Adoptionssemantik der Vorrede Kaminski, *Gryphius*, 158–178.

Die ironische Vervielfältigung von Ursprüngen, Urhebern und Abkünften kann als parodistisches Versteckspiel des Autors gedeutet werden. Eine solche Lektüre greift hier aber zu kurz, weil die paratextuelle Einbettung des Stoffs ja durchaus mit der Realität einer sozialen Praxis korreliert, der die Vorrede zurecht ihre Dankbarkeit erweist. Sie erklärt die *Absurda Comica* offensiv zu einem Text ohne Autor und stellt alle Eingriffe ihres jüngsten Bearbeiters unter den Vorbehalt einer lediglich hinzukommenden Verschönerung, Vertiefung und Anreicherung.

Die editorische Situation um die *Absurda Comica* fordert also das philologische Vorurteil heraus, nach der als letztverantwortliche Instanz für die Beschaffenheit des Textes stets ein Autor bürgen muss. Dem entgegenet die Vorrede vorab, es sei letztlich nicht auszumachen, wie der Text zu dem wurde, der er ist, wann und wo genau er seine Eigenständigkeit und künstlerische Komplexität gewonnen hat. Die von Peter Michelsen in seinem vielgeschmähten Aufsatz von 1969 hervorgebrachte »Frage, wer den *Peter Squentz* geschrieben hat«,⁸⁰ ist deshalb nicht geklärt und lässt sich auch nicht klären. Sofern es sich um einen kollektiven Bearbeitungsprozess handelte, kann sie nicht dadurch beantwortet werden, dass es Gryphius war, der die *Absurda Comica* zuletzt bearbeitet hat. Umso problematischer ist es nun allerdings, dass sich die meisten Deutungen des Schimpfspiels nach wie vor am Autor Gryphius als dem entscheidenden Horizont der Interpretation orientieren und dementsprechend alle Fragen an einer »theologisch-eschatologischen Perspektivierung« des Textes ausrichten.⁸¹

Dramengeschichtlich fügt sich zu diesen Beobachtungen, dass sich das Schimpfspiel bei seinen komischen Effekten aus dem Fundus von Jakob Ayrers Dramen bedient hat, und zwar nicht parodistisch, sondern in der stillen Übernahme von derben Witzen.⁸² Mindestens kann also von einer Komplizenschaft der *Absurda Comica* mit dem englischen Berufsschauspiel ausgegangen werden. Für die Deutung des Textes ist es deshalb sinnvoll, gerade jene Beobachtungen weiterzuführen, die auf den besonderen Status des Pickelhering im Stück hingewiesen haben. Wie die Autorschaft paratextuell an das Milieu des englischen Berufsschauspiels delegiert wird, so fungiert intratextuell der Pickelhering als Autor der Infamierung des Handwerks. Er rächt sich damit an seiner Verunglimpfung auf den Flugblättern.

80 Michelsen, »Zur Frage der Verfasserschaft«, 65, Fußnote 46.

81 Greiner, »Absurda Comica«, 328.

82 Und zwar im Kontext der Liebespeilszene. Vgl. hierzu Florent Gabaude, »Vexierspiel mit Säuen und Brunnen. Bemerkungen zur spöttischen Hans-Sachs-Rezeption in Andreas Gryphius' *Absurda Comica*. Oder Herr Peter Squentz«, in: Philippe Wellnitz (Hg.), *Das Spiel in der Literatur*, Berlin 2013, 30 f.

Schimpfspiel

Im Untertitel bezeichnet sich das Stück selbst als »Schimpf=Spiel« und diese Bezeichnung ist präzise. Inszeniert wird die Begegnung von höfischer Gesellschaft und schauspielenden Handwerkern um den »Schreiber vnd Schulmeister zu Rumpels-Kirchen« (AC, 6) Peter Squentz, die sich beim König vorstellig machen, da sie von »Frau=Fama Bericht erlanget / daß Ihre Majest. Vnser Gestrenger Juncker König ein grosser Liebhaber von allerley lustigen Tragoedien vnd prächtigen Comoedien sey« (AC, 10). Squentz bietet dem König eine Reihe von Stücken zur Auswahl an und versucht dabei zu verschleiern, dass er sich mit seiner Truppe in Wahrheit nur ein einziges zutraut, nämlich die Geschichte von Pyramus und Thisbe, ein Stoff aus Ovids *Metamorphosen*. Im Zentrum steht also eine Spiel-im-Spiel-Struktur: Die Aufführung der Handwerker gewinnt ihre Komik durch ihre Derbheit und ästhetische Unzulänglichkeit und beweist damit im Sinne des Titels, dass schauspielende Handwerker eine Absurdität, ein Irrwitz oder ein logischer Widerspruch in sich sind (lat. *absurdus*: misstönend, ungereimt, ungeschickt). Die Handwerker machen sich in ihrer Rede selbst lächerlich, zusätzlich aber versieht die Wahrnehmung der höfischen Gesellschaft ihre Darstellung mit Lächerlichkeit, und gelegentlich versetzen die Zuschauer den Akteuren sogar einen kleinen Stoß, um sie fallen zu sehen. Als Squentz seine Position als Souffleur einnehmen will, heißt es in der Szenenanweisung: »Peter Sq. setzt sich auff einen Schemmel / nimt die Prülle / setzt sie auff die Nasen / als er aber sein Exemplar ansehen wil / stösset ein Hofdiener an den Schemmel / das Peter Sq. über und über fällt« (AC, 29).⁸³ Die ästhetische Unzulänglichkeit der Handwerkspoeten zeigt sich vor allem darin, dass sie sich über die Differenz von Person und Rolle nicht ausreichend im Klaren sind, sodass es fortwährend zu Brüchen in der Repräsentation, zu Fehlritten im Illusionsaufbau kommt.⁸⁴ Schon bei der Planung

83 Zu der aktiven Rolle des Hofstaats im Stück, der keineswegs nur »zusehende Person« ist, wie das Personenverzeichnis suggeriert, vgl. auch Knut Kiesant, »Inszeniertes Lachen in der Barock-Komödie – Andreas Gryphius' *Peter Squentz* und Christian Weises *Der niederländische Bauer*«, in: Werner Röcke/Helga Neumann (Hg.), *Komische Gegenwelten. Lachen und Literatur im Mittelalter und Früher Neuzeit*, Paderborn 1999, 200–214.

84 Erstaunlicherweise folgen viele fiktions- und systemtheoretisch geprägte Lektüren der *Absurda Comica* dieser Selbstbehauptung des Textes, wonach die Komödie von Gryphius im Kontrast mit älteren ästhetischen Konventionen der Handwerker beispielhaft die Evolution von Fiktionalitätskompetenz darstelle. Mit solcherlei Lektüren jedoch wird das zivilisationsgeschichtliche Narrativ theoretisch naturalisiert, das sich im 17. Jahrhundert durchgesetzt hat, ohne aber dessen politisch-polemische Form zu berücksichtigen. Vgl. z. B. Gabaude, »Vexierspiel mit Säuen und Brunnen«, 21–45. Ähnliches gilt für Daniel Fuldas Analyse der

des Stückes gibt der Spulensmacher Klotz-George dem Tischler Klipperling, der den Löwen spielen soll, zu bedenken: »Sonderlich wäre rathsam wegen Schwangerer Weiber / daß ihr nur bald anfänglich sagtet / ihr wäret kein rechter Löwe / sondern nur Meister Klipperl. der Schreiner« (AC, 12). Als die Handwerker nach der Aufführung eine »kleine Verehrung« (AC, 39) erfragen, werden sie jedoch weder für ihre schauspielerische Mühe und die investierte Zeit, noch für das Gelingen der Aufführung, sondern gerade für die »Säue« (AC, 39), also für die Fehler belohnt, sodass Squentz bedauert: »hätten wir dieses gewüst / wir wolten mehr Säu gemacht haben. Doch ich höre wol / wir bekommen nur Tranckgeld für die Säu / und für die Comoedi nichts« (AC, 50). Genau aus dieser Konstellation jedoch, in der die Repräsentationsbrüche eines Spiels im Spiel als unbewusste Leistungen belohnt werden, gewinnt die *Absurda Comica* ihre ästhetische Komplexität.

Das intratextuelle Handwerker-Trauerspiel von Pyramus und Thisbe bringt also den Akteuren einen kleinen Lohn und dem Hof Vergnügen. Die *Absurda Comica* insgesamt setzt dabei die Zuschauer in ein solidarisches Näheverhältnis zum höfischen Gelächter über die Vulgarität und den Diletantismus der Akteure. Offen bleibt, ob dabei nicht auch die selbstgenügsame Form der Belustigung des Hofes in den Sog der Satire gerät. Zumindest gewinnt die unterstellte Solidarität des impliziten Rezipienten mit der Brutalität des höfischen Gelächters an einigen Stellen etwas Unheimliches, sodass die Gattungsbezeichnung »Schimpf=Spiel« womöglich mit »Komödie« weiter verfehlt ist als mit dem Titel, den die Handwerker ihrer eigenen Aufführung geben: »ein schön Spiel lustig und traurig« (AC, 18, 19f.). Dieser Charakter des Schimpfspiels als einer generisch unscharfen Tragikomödie wäre keinesfalls ein weiterer Beleg für die Komödienunfähigkeit des Barock. Er verweist im Gegenteil auf die problematische Kontingenz der schroffen Gegenüberstellung von Komödie und Tragödie, wie sie sich rhetorisch aus der Stillehre ableitet. Und er deutet auf die Nähe des Stücks zur Wanderbühne, für welche eine solche Vermischung oder Unbestimmtheit geradezu konstitutiv war. Hier treten nicht nur »Keyser vnd Potentaten« (BDP, 365) in einem Schimpfspiel auf, sondern auch die stilistische Differenz von gebundener und ungebundener Rede betrifft nicht die Standeshöhe der Personen: Alle Figuren reden gleichermaßen ungebunden, lediglich in ihrem Ovid-Stück radebrechen die Handwerker ihre Knittelverse. Das Personenverzeichnis unterscheidet stattdessen zwischen »Spielen-de[n] Personen« und »Zusehende[n] Personen« (AC, 7). Doch obwohl die

Barockkomödie, wenn er ihrer Vorzeit sowie ihren niederen Formen das »Vorhandensein eines schauspielerischen Rollenbewusstseins« abspricht, Fulda, *Schau-Spiele des Geldes*, 42.

Ständeklausel für das Stück nicht greift, wird die ständische Hierarchie in dieser ästhetischen Anordnung sehr wohl demonstriert: Schließlich zeigen die Handwerker um Squentz ja nichts anderes, als dass eine Tragödie mit solch niederem Personal unfreiwillig zur Komödie missrät.⁸⁵

Entscheidend für die Interpretation des Stücks ist nun die herausragende Rolle des Pickelhering, der als einziger zugleich spielende und zusehende Person ist. Zwar wird er im Personenverzeichnis prinzipiell auf der Seite der Handwerker verortet, nicht zufällig jedoch wird er als »deß Königes lustiger Rath« (AC, 7) tituliert und ist somit in die Tradition des Hofnarren einzuordnen. Während der gesamten Aufführung der Handwerker manipuliert der Pickelhering dieselbe zum Vorteil des höfischen Gelächters. Nicht nur erfährt Squentz erst durch den Pickelhering überhaupt vom Interesse des Königs an Schauspielen. Auch viele der »Säue« gehen auf die Initiative des Pickelhering zurück, der in der zentralen Rolle des Pyramus mal einfach nicht auf der Bühne erscheint, mal seinen Text vergisst, mal eine außerplanmäßige Prügelei provoziert oder einen eigenen, unvorhergesehenen Text spricht.⁸⁶ Mit dem Pickelhering steht der professionelle Schauspieler den dilettierenden Handwerkern gegenüber und wird zum Instrument ihrer Verballhornung.

Diese sympathisierende Darstellung des Pickelhering ist die logische Konsequenz des Siegeszugs des englischen Berufsschauspiels im 17. Jahrhundert. Wenn die *Absurda Comica* um die Mitte des Jahrhunderts auf den Pickelhering zurückgreift, so entstammt ihre Bearbeitung einer zweiten Periode massiver Popularität der englischen Schauspieler und des Pickelhering auf dem Kontinent. In dieser zweiten Periode liefert die *Absurda Comica* bereits eine sekundäre Bearbeitung der populären Figur. Zwar ist dieser auch hier noch eine Ambivalenz zwischen Bäuerlichkeit und Souveränität eingeschrieben, sie tendiert jedoch eindeutig auf die Seite aristokratischer Finesse, während Squentz die ländliche Plumpheit und in seiner Pedanterie und Pseudogelehrsamkeit das Moment der Maßlosigkeit und des Grotesken verkörpert.

85 Klaus-Detlef Müller, »Habo derowegen weit geirret ...«. Gryphius' Herr Peter Squentz und die Ständeklausel«, in: Dietrich Jöns/Dieter Lohmeier (Hg.), *Festschrift für Erich Trunz zum 90. Geburtstag. Vierzehn Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte*, Neumünster 1998, 43–55.

86 Volkhard Wels behauptet, dass acht von zehn Säuen auf den Pickelhering zurückgingen. Das Stück selbst hört allerdings nach der vierten Sau zu zählen auf. Vgl. Volkhard Wels, »Der theologische Horizont von Andreas Gryphius' *Absurda Comica*«, in: *Chloe* 40, 371–402.

Die Entehrung der Wand

Die Gewalt, die der Pickelhering zu Beginn des Jahrhunderts symbolisiert hat, bleibt in der *Absurda Comica* allerdings erkennbar. Mit der sozialen Plastizität ihrer Wort- und Situationskomik führt sie dieselbe Brutalität vor Augen und stellt die Geschichte des Schauspiels dabei nicht als lustiges Unterhaltungsangebot dar, sondern als umkämpften politischen Schauplatz. Denn während der Pickelhering um 1621 zwischen der Vierteilung Fettmilchs und dem Krachen der Handwerker-Rippen als eine gar nicht sonderlich poetische, sondern dezidiert politische Figur aufgetreten ist, so fällt auf, dass auch im Zentrum der *Absurda Comica* ähnlich gewaltförmige Bilder von der Zergliederung des Handwerkerkörpers stehen, nämlich der »Wand« bzw. »Maur«. Die Schilderungen rund um die Darstellung des Lochs in der Wand, durch welches Pyramus und Thisbe kommunizieren, bilden nicht umsonst die längste Sequenz des Textes, denn in der Darstellung der löchrigen Wand findet das Schimpfspiel jenes Bild, in dem sich seine Problematik verdichtet.⁸⁷ Wichtig ist hierfür zunächst der Darsteller der Wand. Anders als bei Shakespeare spielt der »Blasebalckmacher« Bullabutän (Bully Bottom) nicht den Pyramus, sondern die Wand und stellt sich dabei folgendermaßen vor:

Jhr Herren höret mir zu mit offenen Ohren /
Jch bin von ehrlichen Leuten gezeuget.
Mein Groß=Vater ward gefangen und gebunden
Und wie man saget / so ist Er abgezogen /
Mein Vater war der Bettler König /
Er hat mir wahrhaftig gelassen nicht gar viel /
Meiner Mutter hat es wol gelückt /
Daß man sie hat nach Fischen gesand.
Jch habe in meinen jungen Jahren
Warhaftig sehr viel und mancherley gelernet /
Meine Schwester hat eine schöne Stirn
Und darauff einen Flecken wie ein Apffel.

87 Von der Forschung wurde ihnen bisher kaum die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Frage nach der Darstellung der Wand ist bei Shakespeare ungleich kürzer und wird viel harmloser aufgelöst. Bully Bottom, auf den wohl der Name Bullabutän zurückgeht, spielt hier den Pyramus. Den Beruf des Blasebalkmachers (bellows-mender) hat Francis Flute, der bei Shakespeare aber die Rolle der Thisbe spielt. Wenn es eine zum Pickelhering äquivalente Figur bei Shakespeare gibt, dann ist es Bully Bottom, der auch von Will Kemp gespielt wurde. Vgl. Alexander, »Will Kemp, Thomas Sackeville, and Pickelhering«, 477.

Es wolte sie schier keiner nehmen /
 Jch darff mich meines Geschlechtes nicht verdrissen.
 Als ich nun herumb lieff wie ein Pracher /
 Thet man mich zu einem Blasebalcke-Erfinder /
 Als ich da gelernet in meiner Jugend /
 Weißheit / Verstand und grosse Kunst.
 Hat mich Herr P. Sq. tüchtig erkant /
 Daß ich sol sein in diesem Spiel die Maure /
 Nun steh' ich hier auff diesem Plan /
 Jhr dürfft nicht so ansehen mich /
 Jch bin die Maur das sollt ihr wissen /
 Und solt es euch allen mit einander leid seyn. (AC, 29 f.)

Die Genealogie der Wand eröffnet ein ganzes Panorama der Infamie: der Großvater ein Häftling, die Mutter offenbar Prostituierte, der Vater ein Bettler, die Schwester bereits gebrandmarkt – Bullabutän zeigt sich als Abkömmling eines entehrten Geschlechts, einer geschundenen Familie. Allerdings handelt es sich um Varianten von Infamie, die weniger typisch für die Zünfte, als für den polizeilichen Diskurs waren – die Angehörigen seiner Familie sind durch Leibesstrafen des Scharfrichters entehrt worden. Bullabutän findet trotzdem nur als Blasebalkmacher zu einem Handwerk. Dieser trägt die Tierhäute, mit denen er Umgang hat, den ›Balg‹, sogar im Namen, er gehört zum unteren Bereich des lederverarbeitenden Gewerbes und befindet sich selbst in der Nähe zum Milieu der Scharfrichter und Abdecker. Die sozialhistorische Genealogie, die Bullabutän in seinem Monolog damit vorlegt, ist durchaus plausibel. Genauso wie Scharfrichter aus den überlebenden Opfern derselben rekrutiert wurden, so wurden auch für andere Berufe, deren Ehrlichkeit in Zweifel stand, Arbeitskräfte aus dem Milieu der Unehrllichkeit rekrutiert. Für die unehrlichen Berufe boten sich jene an, deren Ehrlichkeit bereits verloren war.

Schinder und Henker werden in der *Absurda Comica* auch jenseits ihrer Berührung mit der Wand von Zeit zu Zeit sprichwörtlich aufgerufen: so etwa, als Squentz mit dem Satz »höret auff in aller Hencker Namen« (AC, 32) eine der Raufereien zu schlichten trachtet; oder wenn Klipperling, der Tischler und Löwe, sich mit dem Ausruf »Jch bin doch ja ein armer Schinder« (AC, 39) selbst bemitleidet; oder als derselbe beim Abtritt von der Bühne einfach neben Kricks, dem Mond, stehen bleibt, um dem weiteren Stück zuzusehen, dieser ihn aber anfährt: »Gehe vor den Hencker hinein / oder ich wil dir Beine machen« (AC, 41). Eine Sonderrolle nimmt dabei der Pickelhering ein, der in der Rolle des Pyramus überlegt: »Jch werd mich

für Angst erhencken / Ey nein / der Strick ist viel zu teur / Der Hanff ist nicht gerahten heur« (AC, 43). Der Pickelhering hat offenbar eine souveräne Distanz zu Todesangst und Hinrichtungsinstrumentarium. Er blickt auf den Strick des Galgens wie aus dem Innern des Scharfrichtergewerbes nur im Hinblick auf seinen Preis. Dies mag bereits als erstes Indiz für die neuerliche Nähe von Pickelhering und Scharfrichter dienen.

Der Blasebalkmacher Bullabutän ist jedenfalls die niedrigste aller mitspielenden Figuren und deshalb prädestiniert für die Rolle der Wand. Nicht umsonst bemerkt der Prinz Serenus: »Jch möchte die Wand nicht sein in diesem Spiel« (AC, 32). Schon bei der Planung des Stückes weist sich Bullabutän explizit als Anmahner zünftischer Ehre aus: Als nämlich der Meistersinger Lollinger bezüglich der Darstellung des Löwen durch Kricks vorschlägt, »daß man so viel Katzen schinden liesse / und überzüge euch Nackend mit den noch bluttigen Fellen / daß sie desto fester anklebeten« (AC, 12), wendet Kricks ein: »sind wir nicht mehrenteils Zunfft-mäßige Leute? Würden wir nicht wegen deß Katzenschindens unredlich werden?« (AC, 12). Es ist eben Bullabutän, der mit dem Kommentar »Es ist nicht anders« (AC, 12) den Vorschlag aus der Tiefe seiner Erfahrung heraus als unvernünftig zurückweisen kann. Während der ehrlose Bullabutän die Wand spielt, repräsentiert die Wand im Stück den zünftischen Diskurs der Ehre. Ihre Zerstörung ist das eigentliche Sujet der *Absurda Comica*.

Die Idee für die Darstellung der Wand mit Papier kommt von Pickelhering: »Lasset uns dennoch eine Papierne Wand machen / und ein Loch dardurch bohren.« (AC, 15) Auf diesen Vorschlag geht Bullabutän ein: »Jch wil mir eine Papierne Wand an einen Blindrähmen machen / und weil ich noch keine Person habe / so wil ich mit der Wand auff den Platz kommen und sagen / daß ich die Wand sey« (AC, 15). In seiner Rolle als Pyramus verflucht der Pickelhering dann die Wand, die ihn von Thisbe trennt. Der Pickelhering provoziert dabei die Verwechslung von Schauspieler und Rolle, denn er adressiert zielsicher und jenseits des Skripts die Unehrlichkeit des Blasebalkmachers: »du lose Gotts verfluchte Wand / Jch wolte daß du wärst verbrandt. / Du leichtfertige diebische Wand / Warumb bistu nicht in Stücken gerand?« (AC, 31). Nicht nur Bullabutän ärgert sich darüber, auch die Prinzessin Violandra wundert sich, dass sich die »frome Wand« nicht »zu verantworten begehret« (AC, 31). Der Pickelhering aber setzt weiter nach: »Du lose ehrvergessene Wand. / Du schelmische / diebische / leichtfertige Wand« (AC, 31). Daraufhin wehrt sich Bullabutän schließlich, und zwar nicht gegenüber Pyramus, der Rolle, sondern gegenüber Pickelhering, dem Akteur: »Ey Pickelhäring / das ist wider Ehr vnd Redligkeit / es stehet auch in dem Spiel nicht / du kanst es auß deinem Zedel nicht beweisen. Jch bin

ein Zunfftmässiger Mann. Mache / daß es zu erleyden ist / oder ich schlage dir die Wand umb deine ungewaschene Gusche« (AC, 31). Der Pickelhering aber setzt ihm weiter zu, nun gänzlich außerhalb der Rollen, und ruft auch seinen Schutz durch den König in Erinnerung: »Du rotziger Blasebalckemachischer Dieb! Solst du mich dutzen? Weist nicht / daß ich ein Königlicher Diener bin?« (AC, 31). Es kommt zur Prügelei, »Pickelhäring schläget Bullabutän in den Hals [...] worüber die Wand schier gantz in Stücken gehet« (AC, 31 f.), sodass Bullabutän von nun an mit einer »zerrissenen Wand« (AC, 32) herumläuft. Trotzdem will Pickelhering, zurück in seiner Rolle als verliebter Pyramus, »das Loch noch größer brechen«, worauf ihn Squentz zurückpfeifen muss: »Brecht den Teuffel eure Mutter / es ist ja vor zu stossen und zu brochen genug« (AC, 33).

In dieser zentralen Szene des Stücks tritt Pickelhering als Agent der Infamierung auf: Er provoziert die Fehlritte der Handwerker und erfüllt insofern seine Rolle als Angestellter des Hofstaats, dessen Amusement er besorgt.⁸⁸ Durchaus ernst gemeint ist dabei die Entehrung der Handwerker. Als sich die zerfetzte Wand verabschiedet, zischt ihr der Prinz Serenus aus der Reihe der Zuschauer noch drohend hinterher: »Blasebalckmacher / hütte du dich / daß du darinnen nicht Händel mit dem Pyramus anfangest / die Comoedianten irre machest / und das Spiel verderbest / sonst wird der Thurm nach dir schnappen« (AC, 35). Diese Drohung mit Gefängnis gilt nicht mehr der Rolle, sondern dem Schauspieler selbst. Am Horizont von Bullabutän steht also das, was auch sein im Großvater aufgerufener Anfang war: Gefängnis und Infamie. Ganz gezielt wird in der *Absurda Comica* die Ehre zum Schauplatz des Angriffs auf die Handwerker. In ihrem Ehrbegriff erweisen sich die Zünfte als angreifbar, und zwar von den Rändern desselben her, bei einem Blasebalkmacher. Die Perforation der Wand lässt sich dabei als symbolische Zerstörung des Körpers des zünftischen Handwerks deuten, ähnlich wie im Fettmilch-Aufstand der Körper des Anführers auch noch gevierteilt werden musste. Mag man auch skeptisch sein gegenüber der populären Polemik der Pickelhering-Flugblätter von 1621: Wie der Pickelhering dort die Instrumente zum Zertrümmern der Handwerker-Knochen verkauft, so erweist sich der Pickelhering in der *Absurda*

88 Einen weiteren Höhepunkt der Infamierung insbesondere von Bullabutän bildet die szenische Konstellation, in der die Thisbe dem Pyramus den Liebespfeil aus dem Herz zieht. In der *Absurda Comica* ist dieses Herz nämlich in die Hose gerutscht: »Wol! wol! tretet nur für das Loch / Und hebt den Hindern wacker hoch« (AC, 33). Damit zeigt der Pickelhering als Pyramus nicht nur seiner Geliebten, sondern auch Bullabutän, der Wand, sein nacktes Gesäß und ruft damit eine kanonische Form der Beleidigung und Ehrverletzung auf. Vgl. van Dülmen, *Der ehrlose Mensch*, 6.

Comica als ihr Scharfrichter im Ästhetischen: Er ist das Subjekt der Infa-
mierung, Instrument des Souveräns zur Zerstörung der Ehre, der morali-
schen Ökonomie des Handwerks und somit seiner Identität. So führt der
ästhetisch verfeinerte Pickelhering im Zerfetzen der Wand bei aller Harm-
losigkeit seiner Streiche und Spöttereien die Rigorosität der Todesdrohung
weiterhin mit, für die der Souverän in seinem Rücken bürgt.

Die Wächterepisode

Die implizite und explizite, verbale und figurative Präsenz des Scharfrich-
ters in der *Absurda Comica* führt zu einem neuen Blick auf das Verhältnis der
Gryphius-Bearbeitung zu jener Stofftradition, die für die Geschichte des
Shakespeare-Stoffs auf der deutschen Bühne Voraussetzung war, wie die
von Alfred Schaer besorgten Editionen anschaulich gemacht haben.⁸⁹ Es ist
nämlich ausgerechnet der Henker, der in der *Absurda Comica* im Vergleich
zu vorherigen Bearbeitungen der Fabel verloren gegangen ist. Als Beispiel
kann das Pyramus-und-Thisbe-Spiel (ca. 1607) des Damianus Türckis von
Torgau (*-1634) dienen.⁹⁰

89 Unter den von Alfred Schaer gesammelten und analysierten Pyramus-und-Thisbe-Spielen
ist es gewöhnlicherweise jenes von Samuel Israel, mit dem die *Absurda Comica* ins Verhältnis
gesetzt wird. Mindestens einige Namen des höfischen Personals sind offenbar von Israel in
den Text von Gryphius gewandert, der Israels Bearbeitung in Straßburg gesehen haben könnte.
Allerdings kursierten im 17. Jahrhundert zahlreiche verschiedene Dramatisierungen des Stoffs,
die sich auf verschiedene Volkslied-Fassungen beziehen. Vgl. Alfred Schaer, *Die dramatischen
Bearbeitungen der Pyramus-Thisbe-Sage in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert*, Schkeuditz bei
Leipzig 1909, 87–105.

90 Damianus Türckis, *Das »Pyramus-Thisbe«-Spiel des Damianus Türckis von Torgau von circa
1607*. (Manuscript Msc. Nova. Nr. 992 der Herzoglichen Bibliothek Wolfenbüttel), in: Alfred Schaer
(Hg.), *Drei deutsche Pyramus-Thisbe-Spiele (1581–1607)*, Tübingen 1911, 161–229. Der Original-
titel lautet *Eine Schoene Neue Tragedia aus dem Oüidio / von der Hertzlichen und Schmerztz- /
lichen Liebe Pyramo vnd Thisbe*. Schaer führt insgesamt drei Spiele an, ein geistliches Spiel, das
in einem Berliner Druck enthalten ist, aber offenbar aus dem süddeutschen Raum stammt,
von ca. 1581, das Spiel von Samuel Israel, das einem Basler Druck von 1616 entnommen ist,
aber bereits 1601 aufgeführt wurde, und schließlich das Torgauer Spiel von Türckis, das in
der Wolfenbütteler Bibliothek erhalten ist und von Schaer auf das Jahr 1607 datiert wird. Alle
drei Bearbeitungen stehen in einem engen Bezug zum Volkslied *Der Graf und die Königstochter*,
das durch diverse Flugblätter und aus einer Reihe von Liedsammlungen bekannt war. Dem
fragwürdigen Urteil Schaers nach handelt es sich bei dem Stück von Türckis um »eine gereimte
tragödie von schrecklich verwahrloster und willkürlicher schreibweise«, ganz wie bei dem von
Squentz fiktiv aufgeführten Drama in der *Absurda Comica* also. Vgl. Alfred Schaer, »Vorwort«,
in: ders. (Hg.), *Drei deutsche Pyramus-Thisbe-Spiele*, XIII; sowie Schaer, *Die dramatischen Bearbei-
tungen*, 70–77.

Türkis versetzt die Fabel in eine höfische Umgebung: Der König und Vater von Thisbe trägt ein Turnier um seine Tochter aus, das der junge Graf Pyramus gewinnt, der sich sogleich des Nachts dem Schloss der Thisbe nähert, ihr ein Ständchen spielt und ein Treffen im Wald mit ihr arrangiert. Daraufhin verwendet die verliebte Thisbe etliche Dukaten auf die Bestechung eines Wächters, der sie nach einigem Zögern aus dem Schloss lässt. Diese Wächterepisode steht im Zentrum des Stücks. Nach seinem Treubruch bekommt der Wächter Gewissensbisse. Derweil nimmt am Brunnen im Wald die Katastrophe um Pyramus und Thisbe ihren Lauf. Im letzten Akt rückt der Schmerz des Königs über den Verlust der Tochter in den Vordergrund. Schnell wird der Schuldige ermittelt. Der König berät sich mit seinem Rat über das Strafmaß:

Der Erste Rath:

Mann soll Ihn Hawen auf vier stück,
dass Hertz im auss dem Leibe Reissen
vnnd vmb das maul damit schmeissen
Soll darnach auch Allermassen
Die Viertl hencken auff die strassen,
damit Jederman erkenn dabey,
dass ehr Einn verräthter gewesen sey,
also ist mein Vrthel vnnd Rath.

Der ander Rath:

Dem Urthel geb ich auch Stadt
den Tot hat er verdienet wohl.

Der König:

Bey dem Vrthel es bleiben soll.
Ehrenholdt, geh zum Scharfrichter hin
vnnd heiß denn Wechter her mitt ihm,
dass Ihm dass Vrtheyll wirdt gesprochen,
Vnnd der Vnnfall ann Ihm gerochen. [...]
Haw Ihn mitten In zwey im Rücken,
vnnd Theyl seinen leib in Vier Stücken⁹¹

Der Scharfrichter tritt auf und verkündet mit Vorfreude, er werde »Sein leib hawen auff Vier Stücken / vnnd die Lanndtstrass damit schmücken«. Dabei

⁹¹ Türkis, *Pyramus-Thisbe*, 222.

sehnt sich eigentlich der König selbst nach dem Tod: »Ich wolddt, dass Ich schon Tot wer, / Mich verdreust Lenger zu leben.«⁹² So besteht das Traurige des Ganzen am Ende nicht alleine im Tod der Liebenden, sondern auch darin, dass der melancholische König ein Opfer braucht, denn von der Verteilung des Wächters verspricht er sich eine reinigende Wirkung. Die Notwendigkeit dieses Opfers wird von der dramatischen Handlung deutlich zur Schau gestellt und auch von der abschließenden *moralisatio* bestätigt.⁹³

Ob das Drama von Türckis sich damit in einer Parabel gegen die Leidenschaft erschöpft, wie man sie gewöhnlich den früheren Bearbeitungen des Stoffs zuspricht, sei dahingestellt. Selbst dann jedoch, wenn sich die Stereotype über eine ästhetische Tradition, die Könige eben in Knittelversen reden lässt, bestätigt sähen, bliebe in Bezug auf die *Absurda Comica* doch zu fragen, wo bei Gryphius die Wächterepisode geblieben ist, insbesondere die Verteilung des Wächters. Natürlich ist die Handlungskonstellation bei Gryphius eine gänzlich andere. Doch die Hinrichtung des Wächters ist auch in der Volksliedfassung präsent, in welcher der Wächter »wie ein Salmenfisch«⁹⁴ in Stücke geschnitten wird. Gryphius war sie zweifellos bekannt, in der *Absurda Comica* wird sie aber nicht aufgegriffen. Die Vermutung liegt nahe, dass der Pickelhering in der komplizierten Bearbeitungsgeschichte des Stoffs die Funktionsstelle des Scharfrichters übernommen hat, dessen groteske Version er auch auf den Flugblättern darstellt. In der Zerfetzung der Wand durch den Pickelhering ist die Verteilung des Wächters in die Leichtigkeit des Possenspiels transformiert. Der »kurtzweiler« Pickelhering hat offenbar die Figur des Scharfrichters substituiert und als Lohnarbeiter der *delectatio* und professioneller Spaßmacher des Souveräns bei aller Heiterkeit auch dessen exekutives Erbe angetreten.

92 Ebd., 223.

93 Die mehrteilige Lehre am Ende des Textes entspricht den Proportionen der Fabel: Betont wird zwar einerseits, dass man der Liebe, einer kaum zu kurierenden Krankheit, nicht trauen dürfe und junge Leute sich in der Heiratswahl stets an die Eltern halten sollten. Sie tadelt aber auch den König, da sich Eltern nicht wehren dürften und könnten, wenn zwei sich verlieben. Und schließlich prangert sie die Käuflichkeit des Wächters an, der »seinen verdienten Lohn« bekommen habe, wozu der Epilog die lakonische poetologische Erklärung hinzusetzt: »Tragedien haben die Artt an sich, / Dass sie die Laster Thun Straffen«. Türckis, *Pyramus und Thisbe*, 227–228. Damit entspricht die Gattungstheorie des Stücks genau jener Einfalt, die die *Absurda Comica* den Meistersingern in den Mund legt.

94 Vgl. das Lied *Wächter, hüt dich bas* nach einem Flugblatt aus dem Jahr 1500: »Sie ließen den Wächter fahen / Sie legten ihn auf ein Tisch / Zu Stücken thät man ihn schneiden / Gleich wie ein Salmenfisch«, in: Achim von Arnim/Clemens Brentano (Hg.), *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*; hg. von Heinz Rölleke. Kritische Ausgabe, Stuttgart 1975–78, Band 2, 234. Vgl. Schaer, *Die dramatischen Bearbeitungen*, hier: 21 und 94 f.

Wenngleich von diesem speziellen Fall nicht auf das Ganze geschlossen werden kann, so legt diese Beobachtung doch die Frage nahe, ob literaturhistorisch von einer Verdrängung des Scharfrichters im 17. Jahrhundert gesprochen werden kann, zumindest diesseits von Tragödien, die sich um die alles andere als typische, exzeptionelle Hinrichtung von Märtyrern oder Fürsten drehen. Wäre dies der Fall, dann jedenfalls nicht deshalb, weil der Scharfrichter im 17. Jahrhundert keine Beschäftigung mehr hätte oder kein notwendiges Herrschaftsinstrument mehr wäre. Im Gegenteil, die Anzahl der Todesstrafen geht keineswegs zurück und noch im 18. Jahrhundert versucht die Gesetzgebung, die faktische Unehrllichkeit des Scharfrichters aufzuheben, den sie also immer noch braucht. Dass zwischen 1650 und 1750 eine Verschärfung der Strafen und eine erstaunliche Häufung der Todesurteile zu beobachten ist, konterkariert nicht nur den in gelehrten Kreisen Mitte des 17. Jahrhunderts einsetzenden Diskurs über die Humanisierung des Strafrechts, sondern das aufklärerische Narrativ eines angeblichen Zivilisationsprozesses insgesamt.⁹⁵

Lollinger als Leineweber

Wie verhält sich dieser Charakter des Pickelhering als Figur der Gewalt und Infamierung nun aber zu seiner spezifischen ästhetischen Kompetenz? Der Pickelhering stellt in der *Absurda Comica* eine von drei Künstlerfiguren dar, die im Stück aufeinandertreffen. Peter Squentz selbst steht als Parodie eines Provinzgelehrten gewissermaßen in der Mitte einer poetischen Trias, auf deren einer Seite sich der Pickelhering, auf der anderen dagegen der Meistersinger Lollinger befindet. Der Pickelhering ist zugleich heimlicher Regisseur und Vorzeigeschauspieler des Schimpfspiels, an seiner poetischen Raffinesse lässt der Text wenig Zweifel. Nicht zufällig wird ihm die Hauptrolle zugewiesen, er ist »die fürnehmste Person im Spiel / er muß das Spiel zieren / wie die Bratwurst das Sauerkraut« (AC, 15). Der Meistersinger Lollinger dagegen wird neben Bullabutän zur bevorzugten Angriffsfläche des Pickelhering. Er verkörpert ein überholtes poetologisches Wissen,

⁹⁵ Vgl. Nowosadtko, *Scharfrichter und Abdecker*, 86 f.; Dieter Reicher, *Staat, Schaffott und Schuldgefühl. Was Staatsaufbau und Todesstrafe miteinander zu tun haben*, Opladen 2003, 34; sowie allgemeiner Hermann Roodenburg, *Social Control in Europe 1500–1800*, Vol. I, Columbus 2004, 220–246; Richard J. Evans, *Rituale der Vergeltung: die Todesstrafe in der deutschen Geschichte 1532–1987*, übers. von Holger Fliessbach, Berlin 2011, 13–237; zur gegenwärtigen Situation Jürgen Martschukat/Austin Sarat (Hg.), *Is Death Penalty Dying? European and American Perspectives*, Cambridge u. a. 2001.

wenn er Hans Sachs herbeizitiert und zur Geschichte von Pyramus und Thisbe feststellt: »wenn ein Spiel traurig ausgehet / so ist es eine Tragoedie, weil sich nun hier 2. erstechen / so geht es traurig aus / Ergo« (AC, 17f.). Squentz lässt sich von Lollinger beim Schreiben des Stücks beraten, er will »den Meister=Sänger zu mir nehmen / der wird mir schon helfen einrahmen / wie ich die Endungen der Syllben / wol zusammenbringe« (AC, 18), während auf der anderen Seite Pickelhering durch seine Manipulationen zum eigentlichen Autor der Witze wird, welche die zusehenden Personen des Hofstaats genießen dürfen. In Pickelhering und Lollinger stehen sich also zwei antagonistische Künstlerfiguren gegenüber: der Berufsschauspieler und der Meistersinger. Bevor die Frage zu beantworten ist, worum genau es sich eigentlich beim Meistergesang handelte, gehört zu einer angemessenen Charakterisierung Lollingers jedoch zunächst dessen eigentlicher Beruf als Leineweber.

Die Leinweberei gehörte zu den unehrlichen, von den Zünften in einigen Regionen geächteten Gewerben. Obwohl diese Unehrllichkeit der Leineweber keinesfalls überall gleichermaßen ausgeprägt war, galt sie doch lange Zeit als Symbol der Irrationalität zünftischer Normen. Die Reichsgesetzgebung hat zwischen 1548 und 1731 stets versucht, die Unehrllichkeit des Leinwebers abzuschaffen, gerade in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben sich die diesbezüglichen Streitigkeiten offenbar gehäuft.⁹⁶ Zwar wurde die Unehrllichkeit der Weber nicht annähernd so streng ausgelegt wie die der Scharfrichter und Abdecker, andererseits taucht in den Quellen gerade die polemische Verbindung von Leineweber und Scharfrichter als Begründungsstrategie auf, etwa in der Behauptung, der Leineweber habe die Leiter zum Galgen getragen, während eine andere Argumentation über die Hypothese verläuft, der Leineweber sei für die Produktion des am Galgen benötigten Garns verantwortlich gewesen. »Waren an einigen Orten die Müller verpflichtet, die Leiter zum Galgen zu liefern, so war den Leinwebern auferlegt, den Galgen selber zu machen.«⁹⁷ Auch Garzoni

96 Thomas Schrader, »Zur Unehrllichkeit der Leineweber«, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 13 (1908), 67–70; Hans Proesler, *Das gesamtdeutsche Handwerk im Spiegel der Reichsgesetzgebung von 1530 bis 1806*, Berlin 1954, 66; Rudolf Wissell, *Des Alten Handwerks Recht und Gewohnheit*, 2. erw. und bearb. Ausgabe, hg. von Ernst Schraepfer, Bd. I, Berlin 1971, 168–172, 408–421.

97 E. Götzinger, »Unehrlliche Leute«, in: *Reallexicon der Deutschen Altertümer*, Leipzig 1885, 1027–1031. Diese Perspektive wird indirekt letztlich bestätigt, wenn Versuche der Ehrlichspredung der Leineweber darauf bestehen, dass diese mit der Produktion des für den Galgen benötigten Garns nie etwas zu tun gehabt hätten, vgl. Johann Gregor Estor, *Bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit der Teutschen nach maasgebung der Reichs=abschiede [...]*, Bd. I, Marburg 1757, 647.

betont, dass dem Scharfrichter allerhand eigentlich »ehrliche Handwercker zu dienst vnd zu gefallen seyn« müssen.⁹⁸ Die Abhängigkeit des Scharfrichters von zahlreichen Gruppen des Handwerks ermöglichte diesen zugleich einen materiellen Boykott der Hinrichtungen. Die Unehrllichkeit der Leineweber findet in dieser Nähe zum Scharfrichter eine mögliche Begründung. Doch das Problem der umkämpften Frage nach der Ehrlichkeit und Unehrllichkeit von bestimmten Berufsgruppen brachte es mit sich, dass Behauptungen, Verleumdungen und krude Hypothesen an der Konstitution des Phänomens selbst mitwirkten. Im Fall der Leineweber scheint hier nur das Bild für eine Komplizenschaft zwischen Webern und Obrigkeiten gefunden zu sein, die sich doch anderen, strukturellen Ursachen verdankte.

Denn die Unehrllichkeit der Leineweber reicht bis in die Entstehung der Zünfte zurück, die Zeit der Landflucht und der Entwicklung des städtischen Gewerbes. Da die Weberei meistens nebenberuflich in enger Anbindung an die Landwirtschaft, in Abhängigkeit von den Territorialherren verrichtet wurde, hat sie sich lange Zeit als unfreies Handwerk außerhalb der Städte entwickelt. Sie wurde überwiegend von Frauen und Mädchen verrichtet, teilweise unter elenden Bedingungen in den sogenannten Gynäceen, mit denen Prostitutionsvorwürfe verbunden waren.⁹⁹ Diese Unfreiheit und Hörigkeit gegenüber dem Feudalsystem hat die Leineweber in Konflikt zu den städtischen Handwerkern gebracht. Insofern ist die Polemik der Verbindung von Scharfrichter und Leineweber konsequent, da der Scharfrichter als höriger Staatsdiener der Inbegriff der Unfreiheit und mangelnden Solidarität war. Nachvollziehbar ist ebenfalls, dass sich dieser Konflikt nun im 17. Jahrhundert wieder verschärfen musste. Nach einem Zustrom der Weber in die Städte und einer partiellen Inklusion in zünftische Zusammenhänge im Spätmittelalter, teilweise bis hin zur Ratsfähigkeit, verlagerte die aufkommende Verlags- und Manufakturproduktion das Gewerbe seit dem 16. Jahrhundert wieder zurück aufs Land. Viele ehemalige Ackerbauern begannen im 17. Jahrhundert nur noch Flachs anzubauen.¹⁰⁰ Hier konnten sich Formen von Lohnarbeit ohne zünftische

98 »[...] die Seiler müssen jhm die Strick vnd Bände machen vn bereiten / die Zimmerleut müssen den Galgen zimmern vnd auffrichten / vn wann er eines Grüsts bedarff / müssen sie sich auch gebraucht lassen: Die Schmitt müssen jhm die Fesseln / Ketten und Waffen machen: die Schleiffer müssen jhm seine Messer vnd Schwerdt schärpffen [...]« Garzoni, *Piazza Univer-sale*, 87. Discurs, *Von den Scharpfrichtern und Henckern*, 750–753, hier: 751.

99 Vgl. Glenn M. Bülow, »Leineweber(innen). Handwerker zwischen Zunftausschluss, Verketterung und Armutsspott«, in: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft*, neu bearb. Ausg., Warendorf 2001, 198–218.

100 Auch in Schlesien wurde seit dem 17. Jahrhundert mit staatlichen Mitteln eine Heim-

Reglementierungen und ohne politische Partizipation entwickeln. Aus der Perspektive der Zünfte stand diese freie Lohnarbeit jedoch in einer Tradition der Unfreiheit.¹⁰¹ In der für die Zünfte typischen Verknüpfung ökonomischer und politischer Strukturfragen hingen die Auseinandersetzungen um die Unehrllichkeit der Leineweber seitdem mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise zusammen. Die Textilproduktion war ein Einfallstor für die Neuorganisation der Arbeitswelt und bedrohte die Produktionsweise der Zünfte. Bekanntermaßen war es mit der Erfindung des Webstuhls auch die Textilproduktion, in der die industrielle Revolution ihren Anfang nahm. Deren Möglichkeitsbedingung ist jedoch nicht in technischen Neuerungen zu suchen, sondern zunächst in der Umstellung der Produktionsweise.

Es handelt sich bei dem Leineweber und Meistersinger Lollinger also um eine polemisch-fiktive Figur, denn ein unehrlicher Leineweber als Meistersinger kann als unwahrscheinlich gelten.¹⁰² Als Unehrllicher im Sinne der Zünfte, zugleich aber als Symbol der vermeintlichen Irrationalität und Rückständigkeit des zünftischen Ehrbegriffs werden in Lollinger die ökonomische Integrität der Zünfte und der künstlerische Status der Meistersinger aufeinander bezogen. Ob nun als Unehrllicher, als überflüssig Gewordener, zum protoindustriellen Heimarbeiter Abgesunkener oder vielleicht auch zum Unternehmer Aufgestiegener: Als Leineweber korrespondiert Lollinger in der *Absurda Comica* auch ökonomisch mit dem Pickelhering, wenn dieser wie in den Flugblättern von 1621 mit Prozessen ökonomischer Modernisierung gerade auch im Tuchhandel assoziiert wurde. Als Meister-

industrie auf dem Land gefördert. Im 18. Jahrhundert gehörte Schlesien sogar zu den wichtigsten Leinenregionen Europas. Um 1700 entstanden hier ganze Ratsweberdörfer. Vgl. Marcel Boldorf, *Europäische Leinenregionen im Wandel. Institutionelle Weichenstellungen in Schlesien und Irland (1750–1850)*, Köln u. a. 2006; Herbert Kisch, »Die Textilgewerbe in Schlesien und im Rheinland: eine vergleichende Studie zur Industrialisierung (mit einem Postskriptum)«, in: Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm (Hg.), *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977, 259–386; Knut Schulz, *Handwerk, Zünfte und Gewerbe. Mittelalter und Renaissance*, Darmstadt 2010, 170 f.

101 Im Laufe des 18. Jahrhunderts begannen allerdings auch die Landhandwerker sich zu organisieren, die sog. Landzünfte wurden immer zahlreicher und bildeten eine Konkurrenz zu den städtischen Zünften. Vgl. Anke Sczesny, *Zwischen Kontinuität und Wandel: ländliches Gewerbe und ländliche Gesellschaft im Ostschwaben des 17. und 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2002, 168–200.

102 Zumindest in den von Hartmut Kugler aufgeführten Statistiken sind für die Zeit zwischen 1550 und 1650 keine Leineweber aufgeführt, vgl. Kugler, *Handwerk und Meistersang*, 21 f., 29 f. Der einzige als Meistersinger bekannt gewordene Leineweber war Lienhard Nunnenbeck, der aber immerhin Lehrer von Hans Sachs war, vgl. Hahn, *Meistersang*, 39.

singer und Leineweber erfährt Lollinger durch den Pickelhering damit eine gleich doppelte Konkurrenz: nicht nur auf der Bühne die Konkurrenz um das Publikum, sondern auch wirtschaftlich für sein Gewerbe.

Zwei Formen des Lachens

Ein Leineweber gehört auch zu den Handwerkern, die in einer bei Johann Rist (1607–1667) geschilderten Szene auf englische Komödianten treffen, und zwar in einer Weise, die, wie vielfach bemerkt wurde, der *Absurda Comica* sehr ähnlich ist. Der »Rüstige«, so der Gesellschaftsname des Autors in der Fruchtbringenden Gesellschaft und hier zugleich der erzählenden Figur des Monatsgesprächs, berichtet davon, wie »etliche Handwercks-Burse [...] Komoedien spielen oder agiren wolten«, während die englischen Komödianten, die sich ebenfalls in der Stadt befinden, diese Konkurrenz fürchten und beschließen, zum Missraten der Aufführung das ihrige beizutragen, »das so bald niemand Lust haben sollte / ihnen zuzusehen« (AB, 287).¹⁰³ Die Truppe, die von einem Dorfschulmeister geleitet wird und unter anderem auch ein Stück »vom reichen Mann und vom armen Lazarus« (AB, 294) im Repertoire hat, schließlich aber doch Pyramus und Thisbe spielt, zankt und rauft sich ununterbrochen, wie in der *Absurda Comica*.¹⁰⁴ Zunächst jedoch treten die Akteure der Reihe nach auf, nicht weniger als siebzehn angebliche Handwerker, die zunächst einzeln vorgestellt und später noch einmal resümiert werden:

Pühsterflikker / Quaksalber / Ratzenfänger / Schweinschneider / Schornsteinfeger / Zigeuner / Besembinder / Beutelschneider / Diebesfänger / Bürstenbinder / Seildäntzer / Kahrtenmahler / Kohleträger / Scheren-schleiffer / Müller / Kupler und Linnenweber (AB, 296)

103 Die Episode wurde immer wieder herangezogen, um zu fragen, ob es dieselbe Aufführung sei, die Rist und Gryphius gesehen haben, oder ob Rist eine Aufführung des Dramas von Gryphius gesehen habe etc. Zu einer kritischen Revision der Modernisierungsgeschichte des Schauspiels ausgehend von Rists Theatergespräch vgl. auch Dirk Niefanger, »Johann Rists Theater-Gespräch von 1666 als wichtige Quelle der barocken Theatergeschichte«, in: Johann Anselm Steiger/Bernhard Jahn (Hg.), *Johann Rist (1607–1667). Profil und Netzwerke eines Pastors, Dichters und Gelehrten*, Berlin 2015, 185–203.

104 Der »Phantast«, der die Truppe dirigiert, ist wie Squentz »für diesem ein halber Geistlicher gewesen« und stellt sich als »Ambrosius Caprimulgus, zu Teutsch Brosius Ziegenmelcker« (AB, 289) vor, womöglich eine Anspielung auf den Meistersinger Ambrosius Metzger.

Die Selbstverständlichkeit dieser intuitiv sinnfälligen Liste irgendwie marginalisierter Gestalten kann einer näheren Betrachtung kaum standhalten, denn in ihr vermischen sich recht verschiedene Formen von Unehrllichkeit miteinander. Da ist zunächst das nicht-zünftische, umherziehende Handwerk, sogenannte Bönhasen oder Störhandwerker¹⁰⁵ wie der Ratzenfänger genannte Kammerjäger, der Schweine- oder Sauschneider, der Haustierte kastriert, der Scherenschleifer etc. Es handelt sich hier um umherziehende Handwerker, die entweder aufgrund ihres Metiers zu Mobilität gezwungen waren oder sich in unmittelbarer Nähe von Städten in der Hoffnung ansiedelten, durch Sonderangebote Aufträge von städtischen Kunden zu ergattern. Hinzu kommen Figuren der umherziehenden Unterhaltungskultur: »Quacksalber« und »Seiltänzer«, wobei ersterer einem schon älteren sozialen Milieu an der Grenze von Medizin und Unterhaltung zuzuordnen wäre, letzterer dagegen einen typischen Vertreter der neueren Unterhaltungskultur darstellt.¹⁰⁶ Landhandwerk und Unterhaltungskultur werden bei Rist nun vermischt mit klassischen Topoi der Unehrllichkeit: »Zigeuner« und »Kuppler«, womit Zuhälter genauso wie Heiratsvermittler gemeint sein können, und »Beutelschneider«, also Diebe. Schließlich erscheint in ihrer Mitte auch die Schlüsselfigur der zünftischen Ehrlosigkeit, der Scharfrichter, denn als eben solcher wird der »Diebesfänger« portraitiert:

Der zehnde war ein Diebesfänger / dieser hatte von grünem Zeuge ein kurtzes Mäntelchen um / trug ein langes / verrostetes Brahtspieß an der Seite / und allerhand Sorten von Strikken oder Seilen in den Händen. (AB, 292)

Womöglich deutet die Ausstattung des Bratspießes ein weiteres Mal darauf hin, dass auch dem Pickelhering mit den ›Judenspießen‹ eine zum Scharfrichter analoge Funktion zgedacht wurde. Entscheidend ist aber

105 Das Störhandwerk verdankt seinen Namen dem Arbeiten »auf der Stör«, also im Haus des Kunden, bei wechselnden Einsatzorten und damit außerhalb der Kontrolle der Zünfte; andere gewerblich motivierte Rhetoriken der Exklusion betrafen sog. »Pfuscher«, »Stümper« und »Bönhasen«, vgl. Schulz, *Handwerk, Zünfte und Gewerbe*, 211 f.; Kluge, *Die Zünfte*, 249; Philip R. Hoffmann-Rehmitz, »Vergemeinschaftung unter Störern? ›Heimliche Handwerker‹ in der frühneuzeitlichen Stadt«, in: Martin Mulrow (Hg.), *Kriminelle – Freidenker – Alchemisten. Räume des Untergrunds in der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 2014, 121–163.

106 Dabei sind Landhandwerk und Unterhaltungsmarkt zwar prinzipiell unterscheidbar, überkreuzen sich aber an einigen Punkten. So heißt es im Ständebuch von Hans Sachs etwa vom »Zanbrecher«, den Harsdörffer ins Zentrum seiner Pöbel-Beschreibung gestellt hatte, er habe »auch gut Salbn / für Flöhe vn Leuß, / Auch Pulver für Ratzen vnd Meuß«. Hans Sachs, »Zanbrecher«, in: ders., *Eygentliche Beschreibung aller Stände*, Oiiiij^v.

etwas anderes: Wo nämlich Beutelschneider und Diebesfänger, Diebe und Scharfrichter gemeinsam umherziehen, da handelt es sich um kein realistisches Portrait weder irgendeines ›fahrenden Volks‹, noch irgendeiner ernst zu nehmenden Vorstellung vom ›handwercksmann‹, sondern vielmehr um ein polemisches Bild. Versammelt wird hier alles andere als eine repräsentative Auswahl von Handwerkern, sondern im Gegenteil der imaginäre Auswurf der Marginalisierten. Die Polemik gegen dichtende und spielende Handwerker erfolgt also auf der Basis einer fiktiven Kollektivfigur des unehrlichen Handwerks, des Nicht- oder Pseudo-Handwerks. Schon der Umstand, dass »Müller / Kupler und Linnenweber« als »wol die Erbarste unter allen« (AB, 293) bezeichnet werden, beweist, dass dieses Porträt der »Handwerks-Burse« vor allem die Ridikülisierung des Handwerks bezweckt.

Die kleinere Gruppe von Handwerkern der *Absurda Comica* gruppiert sich um prestigeträchtige Handwerker wie Schmiede und Tischler. Den einzigen Punkt der Überschneidung mit den Figuren bei Rist bildet ausgerechnet der »Linnenweber«. Rists Theatergespräch faltet die Tendenz zur Unehrllichkeit, die in der *Absurda Comica* angelegt ist, konsequent aus. Dem Leineweber gegenüber steht auch bei ihm »unser ehrbar Monsieur Pickelhering«, der nicht nur mit dem Apostroph »unser« aus dem übrigen »feine[n] Gesindlein« (AB, 293) herausgehoben wird, sondern dessen Ehrlichkeit auch mehrfach betont wird, etwa wenn es heißt, dass »man den ehrlichen Pickelhäring ohne Lachen schwerlich konte betrachten« (AB, 293). Weil er mit Eleganz und Zierlichkeit glänzen kann, spielt er trotz seinem roten Bart anders als in der *Absurda Comica* nicht den Pyramus, sondern die Thisbe. Die Aktionen des Pickelhering als Thisbe, die »klein und subtil redete« (AB, 297), werden vom Erzähler lobend kommentiert: »damit ergriff sie des Piramus Prügel / gab sich damit von hinten zu etliche Stösse in den Rücken (welches gar possirlich war anzusehen) und damit fiel sie bey ihren Liebsten nieder« (AB, 301).

So entwickeln sich innerhalb der Erzählung Rists zwei verschiedene Formen des Lachens: Einerseits das sympathetische Mitlachen des höfischen Publikums mit dem und über den Pickelhering zugleich;¹⁰⁷ andererseits das höhnische Verlachen der Handwerker, das im Text gar nicht erwähnt werden muss, da es die Performanz der Erzählung selbst fundiert und am Ende

107 »[...] da dann der König / nebenst den sämptlichen Herren und Frauenzimmer sich fast zu Tode gelachtet hatten / wie sich Pikkelhering mit seinem rothem Bart / mit Frauen Kleideren so schön angethan / sahe daher spatzieren / er gieng so enge und redete so klein / als wenn er ein Mägdlein von zehen Jahren gewesen« (AB, 298).

in Gewalt umschlägt. Anders als in der *Absurda Comica* endet das nacherzählte Stück nämlich nicht mit der demütigenden Belohnung der Säue, sondern der Seiltänzer, der hier den Mond spielt, lässt seine Fleischgabel, an der eine Leuchte hängt, ins Publikum fallen, verwundet dadurch einige adlige Zuschauer, woraufhin die Komödianten durch Gehilfen des Königs vom Platz geprügelt werden, sodass sie »mehrenteils alle mit blutigen Köpfen davon lauffen« (AB, 302 f.). Mit dem Seiltänzer jedoch sorgt für den entscheidenden Fauxpas wiederum eine Figur, die der professionellen Unterhaltungskultur zuzurechnen ist. Am Ende stehen »Sinnreiche Engeländer« und »gemeine Komödianten« einander gegenüber, so fasst es das kommentierende Gespräch im Anschluss an die Erzählung zusammen, und klar wird, dass »nicht alle die jenge Köche sind / die lange Messer tragen« (AB, 303).

Wenngleich so die Professionalisierung des Schauspiels gefeiert wird, gesteht der »Rüstige« andererseits ein, dass der Pickelhering auch ihm selbst das Publikum geraubt habe. Als seine eigenen Tragödien gespielt worden seien, hätten sich die meisten Zuschauer beschwert, »weil keine sonderliche Pickelherings-Possen mit untergemengt wurden« (AB, 306). Trotzdem loben die Gesprächsteilnehmer die Fortschritte des Theaters in den zurückliegenden Jahrzehnten, um endlich zu resümieren, dass

die Poeterey kein Handel für den gemeinen Mann / dieweil sie seinen Verstand weit weit übertrifft / und er davon zu urtheilen pflegt / wie der Blinde von der Farbe. Einem Zahnbrecher / einem Taschenspieler / einen Gaukler / einem Pritschenmeister und Spruchspracher kan der gemeine Mann wol verstehen und mit Belieben anhören / aber ein recht Poetisches Gedicht / gehöret nicht für den einfältigen Pöbel / sondern für gelehrte und mehrverständige Leute. (AB, 309)

Das direkte Zitat aus Harsdörffers *Poetischem Trichter* (s. o. Kap. I.2) bildet hier das resignative Resultat einer Konkurrenzsituation. Denn um denselben »gemeinen Mann« oder »Pöbel« konkurriert nicht nur der Rüstige mit dem Pickelhering, sondern innerhalb der Erzählung auch der Pickelhering mit den Handwerkern. Die englischen Schauspieler »befürchteten / das der gemeine Mann häuffig zu diesen Kerlen würde hinlauffen / dieweil sie daselbst nicht viel geben dörfen« (AB, 287). Die Belustigung des gemeinen Mannes wird von den Gesprächsteilnehmern an den Pickelhering delegiert, weil sie selbst diese nicht bewerkstelligen können. Dieser wiederum konkurriert mit Gewalt und Raffinesse gleichermaßen. Indirekt wird der Pickelhering dadurch auch zum Instrument, das verhindert, dass der gemeine Mann sich selbst unterhält. Erst unter dieser Voraussetzung kann

kurzfristig für den Pickelhering, langfristig vielleicht auch für Autoren wie Rist ein Publikum entstehen.

Ähnlich wie in der *Absurda Comica* sind die Verhöhnung der Handwerker im Publikum der Erzählung und ihre Bloßstellung durch die englischen Schauspieler auch bei Rist eng miteinander verwoben und kaum zu unterscheiden. Im darauffolgenden Gespräch wird dann von einem auf Komödianten allergisch reagierenden König berichtet, der den Unterschied zwischen nützlichen und nutzlosen, professionellen und dilettantischen Komödianten nicht kennt und »die rechte Gotteslästerer / die Lügner / die Huhren Jäger / die Geldaussauger / die Landläuffer« (AB, 316) alle gleichermaßen zum Teufel wünscht. Das Verhältnis, das der Hof und die an ihm orientierten Gelehrten zum professionellen Schauspiel englischer Prägung im 17. Jahrhundert pflegen, bleibt ambivalent. Es nimmt die Form eines teilweise verleugneten oder immerhin verborgenen Genießens und einer subtilen Instrumentalisierung an.¹⁰⁸ Das Verhältnis zum Handwerk und seinen Meistersingern dagegen ist das einer entschiedenen Feindschaft und einer unverhohlenen Verachtung.

Lollinger als Meistersinger

Was ist nun aber eigentlich der Meistersang? Seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert haben die Handwerkskorporationen mit dem Meistersang ihre eigene ästhetische Institutionalisierung hervorgebracht, die sich eben nicht als professionelles Gewerbe, sondern als Form künstlerischer Übung, Unterhaltung und Geselligkeit verstand.¹⁰⁹ Erstaunlicher-

108 Vgl. zu den Hofnarren insgesamt Edgar Barwig/Ralf Schmitz, »Narren, Geisteskranke und Hofleute«, in: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft*, Warendorf 2001, 239–269; Heinz-Günter Schmitz, *Das Hofnarrenwesen der frühen Neuzeit: Claus Narr von Torgau und seine Geschichten*, Münster 2004; Beatrice K. Otto, *Fools are everywhere: the court jester around the world*, Chicago u. a. 2001; Gerhardt Petrat, *Die letzten Narren und Zwerge bei Hofe: Reflexionen zu Herrschaft und Moral in der Frühen Neuzeit*, Bochum 1998.

109 Einführend zum Meistersang Hahn, *Meistersang*; sowie Bert Nagel, *Meistersang*, 2., mit einem Nachwort versehene Aufl., Stuttgart 1972. Die größte Sammlung von Meisterliedern findet sich in Horst Brunner/Burghart Wachinger (Hg.), *Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12.-18. Jahrhunderts*, 16 Bde., Tübingen 1994 ff. Zum Hans-Sachs-Bild des 17. Jahrhunderts vgl. Rose, »Hans Sachs«. Entstehung und Funktion eines poetologischen Stereotyps«; sowie Grimm, *Literatur und Gelehrtenum*, 200 f. Zur Parodie des Meistersangs in der *Absurda Comica* vgl. Friedrich Meyer von Waldeck, »Der Peter Squentz von Andreas Gryphius. Eine Verspottung des Hans Sachs«, in: DVjs 1 (1888), 195–212; Daniela Toscan, *Form und Funktion des*

weise gibt es jedoch kaum eine vollständige Charakteristik dieser nicht-professionellen Form literarischer Praxis der Handwerkskorporationen, deren Blüte in das 16. Jahrhundert fällt und deren bekanntester Repräsentant Hans Sachs (1494–1576) war. Was existiert, sind verschiedene Erzählungen vom Niedergang des Meistersanges. Zwar hat dieser Niedergang bereits unmittelbar nach dem Tod von Hans Sachs eingesetzt, und bereits Adam Puschmanns *Gründlicher Bericht des Deutschen Meistersanges* (1571) versucht sich deshalb an einer Verteidigung und Rettung desselben sowie an einer Archivierung aller Töne. Andererseits zieht sich dieser Niedergang bis tief ins 18. Jahrhundert und verzeichnet einige späte Blüten.¹¹⁰

Im Zentrum des Rätsels um den Niedergang des Meistersanges steht das weitgehende Druckverbot.¹¹¹ Allerdings sind Zweifel gegenüber allen naturalisierenden Begründungen dieses Niedergangs im Zeichen des Buchdrucks und des damit einhergehenden Übergangs von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit angebracht. Vielmehr wird in den existierenden Studien deutlich, dass gerade im 17. Jahrhundert die ästhetischen von den politischen Dimensionen des gesellschaftlichen Konflikts nicht zu trennen waren und die spezifische Verzahnung der medialen und politischen Aspekte genauer beschrieben werden muss. Denn der Kampf gegen die Zünfte galt ganz explizit auch ihren künstlerischen Aktivitäten: Nicht nur wurden den Meistersingern seit Beginn des 17. Jahrhunderts keine öffentlichen Aufführungsgenehmigungen mehr erteilt, sodass einige Handwerksgruppen vor die Tore der Stadt ziehen mussten. Selbst private Aufführungen innerhalb der eigenen Kreise wurden teilweise unter Androhung von Gefängnishaft untersagt.¹¹² Die künstlerische Freizeitaktivität

Komischen in den Komödien von Andreas Gryphius, Bern u. a. 2000, 227–243; Gabaude, »Vexierspiel mit Säuen und Brunnen«, 21–45.

110 Etwa die Gründung der Memminger Meistersingervereinigung im Jahr 1600. War die Offenheit für das Theater, auch jenseits des Fastnachtsspiels, ohnehin schon bei Hans Sachs zu beobachten, so entwickelt sich bei den Memminger Meistersingern ein »in Deutschland seltenes Kontinuum städtischen Volkstheaters«, das Aufführungen von Gryphius-Tragödien (*Leo Armenius* und *Carolus Stuardus*), später sogar noch von Schillers *Räubern* verzeichnet. Unüberschaubar ist dabei das Ineinander von ästhetischem Zweck und sozialer Funktion: So fungierten die Memminger Meistersinger nebenbei auch als »Leichensänger bei Beerdigungen ärmerer Mitbürger«. Hahn, *Meistersang*, 86.

111 Die Motive des Druckverbots sind unklar. Mögliche Begründungen könnten Versuche sozialpolitischer Selbstdisziplinierung oder die für den Meistersang wichtige Verbindung von Dichtung und Vortrag sein. Vgl. Hahn, *Meistersang*, 82.

112 So drohte man ihnen, »wann sie sich lenger zu spielen unterstehen sollten, wird man sie ins loch einziehen und daselb mit ihnen comedien halten.« Zitiert nach Paul, *Reichsstadt und Schauspiel*, 33. Seit 1613 wurde den Meistersingern in Nürnberg das Theaterspielen in

der Meistersinger wurde also als politische Angelegenheit wahrgenommen. Beispielhaft zeigt sich das in einer Auseinandersetzung, die noch einmal in die Zeit der akuten Geldverschlechterung und der Opitzianischen Dichtungsreform zurückführt.

1624 trug sich in Nürnberg, wo Hans Sachs den Meistergesang zu seiner größten Blüte geführt hatte, ein Zerwürfnis zu, das gewöhnlich als Höhepunkt einer länger schwelenden Krise und Anfang vom Ende des Meistergesangs gedeutet wird.¹¹³ Mitte des Jahres beschwerte sich eine Gruppe um den Messerschmied Hans Winter beim Rat darüber, dass sie von älteren Vertretern der Zunft ausgegrenzt werde. Diese wiederum, angeführt von Georg Hager, beklagte sich über die andere Partei, welche »In den Heusern alhie Singkrenzlein, Commedien, vnnd andere zusammenkonfften abhalten«¹¹⁴ würde. Der Rat vermittelte einen Vergleich, beide Parteien wurden als legitime Vertreter des Meistergesangs zur friedlichen Zusammenarbeit in einer Gesellschaft verpflichtet. Der Konflikt wurde als Streit zwischen zwei Generationen gedeutet, zwischen einer geistlichen und weltlichen Ausrichtung, zwischen Konservativen und Reformern, die sich nicht zuletzt in ihrem Verhältnis zur gelehrten Dichtkunst unterschieden.¹¹⁵ Als Hinweis darauf dient vor allem die Arbeit von Ambrosius Metzger (1573–1632), einem jener Gelehrten, die in der Spätphase des Meistergesangs Aufnahme in eine Singschule fanden. Metzger, Sohn eines Barchentwebers, war Lehrer an einer Lateinschule. Nach humanistischer Bildung und vergeblichen Bemühungen, in gelehrten Kreisen Anerkennung und Auskommen zu finden, hat er den niederen Schuldienst angetreten und sich 1623

der Fastenzeit gar nicht mehr gestattet. Vgl. Hartmut Kugler, *Handwerk und Meistergesang. Ambrosius Metzgers Metamorphosen-Dichtung und die Nürnberger Singschule im frühen 17. Jahrhundert*, Göttingen 1977, 52. Zum Theater der Meistersinger auch Constantin Kooznetzoff, »Das Theaterspielen der Nürnberger Meistersinger«, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 55 (1967), 226–235.

113 Mit dem im selben Jahr erschienenen *Buch von der deutschen Poeterey* (1624) stand die Auseinandersetzung mit Sicherheit in keiner direkten Verbindung. Symptomatisch aber ist das Zusammenfallen der beiden Daten allemal im Sinne der »Unsicherheit der Meistersinger gegenüber ihrer eigenen Kunsttradition«. Kugler, *Handwerk und Meistergesang*, 58. Zu den sozialen Kontexten des Meistergesangs auch Irene Stahl, *Die Meistersinger von Nürnberg. Archivalische Studien*, Nürnberg 1982; sowie Marcel Lepper, »Wo die Meistersinger das Lesen lernten. Elementarschulbildung in Nürnberg um 1500«, in: Alwin Hanschmidt/Hans-Ulrich Musolff (Hg.), *Elementarbildung und Berufsausbildung in und außerhalb der Schule 1450–1750*, Köln u. a. 2005, 70–85.

114 Clair Hayden Bell, *Georg Hager, A Meistersinger of Nürnberg 1552–134*, Parts I, Berkeley 1947, I, 55, zitiert nach Kugler, *Handwerk und Meistergesang*, 46.

115 Susan Gattuso, »Der Singschulstreit von 1624«, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 74 (1987), 203–207.

dem Meistergesang zugewandt, auch aufgrund seines schwächer werden Augenlichts, das ihn zu einfacher Notation zwang. In den Jahren um 1624 entstammte ein Großteil der von Hans Winter vorgetragenen Lieder der Feder Metzgers: »Wer Metzger-Lieder sang, gehörte zu den Jüngeren um Hans Winter«,¹¹⁶

Während die Hauptmasse der Meisterlieder der älteren Generation ein laientheologisches Gepräge hatte, artikuliert sich die Offenheit gegenüber der gelehrten Dichtkunst bei der jüngeren Generation nicht zuletzt in der Wahl antiker mythologischer Stoffe. Eines der Hauptwerke Metzgers war nun auch noch ausgerechnet ein Liedzyklus zu Ovids *Metamorphosen*, ein Stoff, der seit Wickrams volkssprachlicher Bearbeitung von 1545 zum Inventar des Meistergesangs gehörte, inklusive eben der Episode um Pyramus und Thisbe.¹¹⁷ Die *Absurda Comica* überspitzt diese Tradition der vulgarisierenden und simplifizierenden Übersetzung des lateinischen Textes, wenn Squentz von dem »schönen Buch *Memorium phosis*« spricht und Ovid als »Kirchen=Lehrer« (AC, 11) bezeichnet. Doch die Entgegensetzung von Gelehrsamkeit und Meistergesang erklärt sich aus der Perspektive des Meistergesangs keineswegs von selbst.¹¹⁸ Wie die Forschung zum Meistergesang betont hat, sah dieser in den Sieben Freien Künsten durchaus eine Grundbedingung für seine eigene Kunstpraxis. Manche Regelbücher kannten Strafen für falsches Latein. Eine Reihe von Bräuchen des Meistergesangs weist auf gelehrte Wurzeln zurück und gerade in den Jahrzehnten um 1600 sind vermehrt auch Magister und Theologen als Mitglieder der Singschulen aufgenommen worden. All das stand in keiner Weise im Widerspruch zum Selbstverständnis als kollektiver Kunstpraxis von Handwerkern.¹¹⁹ Ob die Frage der Gelehrsamkeit wirklich ausschlaggebend für den Streit war, kann deshalb bezweifelt werden.

Die Analyse von Hartmut Kugler hat stattdessen interessante Befunde in Bezug auf die ökonomische Einbettung des Streits geliefert: Demnach arbeitete die jüngere Generation fast ausschließlich in Berufen, in denen neue Produktionsformen wie das Verlagssystem bereits Fuß gefasst hatten. Die Meistersinger um Hans Winter waren Barchentweber und Scheibendreher, Messerschmiede und Nagelzieher, und gerade für die Textilindustrie und die metallverarbeitenden Gewerbe ist schon für die Zeit vor

116 Kugler, *Handwerk und Meistergesang*, 47.

117 Ambrosius Metzger, *Metamorphosis Ovidij in Meisterthöne gebracht*, hg. von Hartmut Kugler, Berlin 1981.

118 Kugler, *Handwerk und Meistergesang*, 173f.

119 Im Gegenteil konnten sich Handwerker in der von der Renaissance geprägten Einheit von *artists and artisans* durchaus wiederfinden, vgl. dazu auch Lis/Soly, *Worthy Efforts*, 388–400.

1600 eine manufakturähnliche Organisation der Produktion bezeugt. Die Gruppe der führenden Konservativen unter den Meistersingern dagegen umfasste Schuster, Dachdecker, Schreiner und Zinngießer, Gewerbe also, in denen eine mittelalterliche Werkstattproduktion fortlebte.¹²⁰ Es liegt auf der Hand, dass gerade die freieren und damit auch weniger gesicherten Handwerker gegenüber dem Unterhaltungsmarkt des Schauspiels offener und mithin wohl bereit waren, das Metier ihrer Erwerbsarbeit zu wechseln. Hierbei kommt der literarischen Praxis Metzgers nun eine besondere Bedeutung zu: Wenngleich es üblich war, dass ein Meistersinger für den anderen schrieb, Liedgut kursierte, Schreibende und Vortragende nicht immer dieselben waren, so bedeutete die Produktion Metzgers, eines ausschließlichen Dichters, der serienmäßig Auftragsarbeiten lieferte, doch eine für den Meistergesang unübliche Form von Arbeitsteilung: »Er überläßt das Singen den Singern und beschränkt sich als Dichter aufs Dichten«. ¹²¹ In dem Maß, in dem die Bindung von Dichtung und Vortrag gelockert wurde, verlor der Meistergesang jedoch seinen gemeinschaftlichen Charakter und seine nicht-gewerbliche Ausrichtung. Was auf dem Spiel stand, war also das für den Meistergesang Grundlegende, nämlich die »Einheit von materieller und literarischer Produktion«. ¹²²

Entsprechend erklärt sich auch die Gegnerschaft von Meistergesang und englischem Berufsschauspiel dadurch, dass die literarische Praxis für den Meistergesang kein eigenes Gewerbe bildete, sondern allen Berufsgruppen gleichermaßen offenstehen sollte. Aus der zünftischen Perspektive ergänzen sich Berufsarbeit und künstlerische Praxis. Wenn Bullabutän in der *Absurda Comica* sagt: »ich spiele mit / und solte ich 6. Wochen nicht arbeiten« (AC, 10), dann scheint er damit zwar seine Pflichten zu vernachlässigen

120 Vgl. Kugler, *Handwerk und Meistergesang*, 59f. Markus Paul zielt in eine ähnliche Richtung, wenn er als Gegenstand des Streits die »neue Wettbewerbssituation« ausmacht. Paul, *Reichsstadt und Schauspiel*, 33. Genauso Nagel, der die Streitfrage darin erkennt, ob der Meistersang eine »persönliche Geschäftsunternehmung« sein dürfe. Nagel, *Meistersang*, 215.

121 Kugler, *Handwerk und Meistergesang*, 68.

122 Roland Elsner, *Zeichen und literarische Praxis. Theorie der Literatur und die Praxis des Andreas Gryphius im »Peter Squentz«*, München 1977, 194. Elsners Lektüre der *Absurda Comica* wird in der Regel ignoriert. Seiner langwierigen Bemühung, strukturalistische und marxistische Perspektiven miteinander zu verknüpfen, ist in der Tat der historische Index literaturtheoretischer Auseinandersetzungen eingeschrieben. Nichtsdestotrotz halte ich Elsners Analyse für die wichtigste Interpretation der *Absurda Comica*, weil sie in ihrem zweiten Teil als einzige den hier thematisierten sozialen Konflikten auf den Grund geht und diese auch im Hinblick auf die Entstehung der ökonomischen Transformation angemessen zur Darstellung bringt. In mancher Hinsicht nach wie vor gültig ist auch sein kritisches Resümee des Forschungsstands. Ebd., 102 ff.

sigen, indirekt aber wird ersichtlich, dass Kunst vom Meistergesang eben nicht als Erwerbsarbeit begriffen wird. Nicht von Ungefähr war die Rolle des Narren im Nürnberger Meistersinger-Streit auch inhaltlich einer der Streitpunkte.¹²³ Der Pickelhering bedeutete für die Meistersinger unter diesen Umständen eine mehrfache Gefahr: Einerseits brachte er sie in Veruruf, sobald sie mit ihm zusammenspielten, und gerade im Zusammenhang des Nürnberger Streits gibt es Hinweise darauf, dass genau das der Fall war und die in Nürnberg regelmäßig gastierenden englischen Truppen zwischenzeitlich in den Kreisen der Meistersinger präsent waren.¹²⁴ Der Pickelhering brachte die Meistersinger andererseits aber um ihr Publikum, sofern sie mit ihm konkurrierten. Vor allem aber bedrohte er ihre Ideologie, nach der Kunst nicht als Erwerbsarbeit zu begreifen wäre.

Wie sehr der Meistergesang Ende des 17. Jahrhunderts bereits ins Abseits geraten ist, illustriert der letzte Versuch seiner Verteidigung durch Johann Christoph Wagenseil (1633–1705). Wagenseil *Buch von der Meister-Singer Holdseligen Kunst* (1697) enthält als Vorrede eine eigenständige Abhandlung zur Geschichte der europäischen Sinti und Roma. Die ›Zigeuner‹, so Wagenseils Theorie, sind nichts anderes als »verstellte Juden«, die sich in der Zeit der mittelalterlichen Judenverfolgung in Erdhöhlen zurückgezogen hätten, aus denen sie erst Jahrhunderte später wieder ans Tageslicht zurückgekehrt seien, und zwar »ganz schwarz / ungestalt zerrissen und zerlumpt«. ¹²⁵ In den Zigeunern zeichnet Wagenseil ein neues Bild von ›an der Erde Kriechenden‹, eine Ansammlung von historischen Überresten, darunter auch »allerley Lumpen=Gesinde aus den Christen« und eben solche, »die nicht arbeiten mochten«. ¹²⁶ Zum Ende der Vorrede wendet sich

123 Vgl. Gattuso, »Der Singschulstreit von 1624.«

124 Kugler, *Handwerk und Meistergesang*, 46, 57. Die Schulordnung der Augsburger Meistersinger von 1611 zeugt beispielhaft davon, wie man sich umherziehende Spielleute möglichst vom Leib halten wollte, um keine Zweifel an der eigenen Ehrbarkeit aufkommen zu lassen. Vgl. Horst Brunner u. a. (Hg.), *Die Schulordnung und das Gemerkbuch der Augsburger Meistersinger*, Tübingen 1991, 25–27.

125 Johann Christoph Wagenseil, *Buch Von Der Meister-Singer Holdseligen Kunst Anfang / Fortübung / Nutzbarkeiten / und Lehr=Sätzen. Es wird auch in der Vorrede Von vermuthlicher Herkunfft der Ziegeiner gehandelt* (Aus: *De civitate Noribergensi commentatio*, Altdorf 1697), hg. von Horst Brunner, Göttingen 1975, 443.

126 Ebd., 446. In Anknüpfung an den Vagantendiskurs der Frühen Neuzeit schildert Wagenseil die Zigeuner als eine Art Auffangbecken für alle Marginalisierten. Der Nachweis, dass es sich bei ihnen eigentlich um Juden handelt, ist jedoch keineswegs ein Argument zu ihrer Verteidigung. Wagenseil empfiehlt im Gegenteil ihre konsequentere Vertreibung, sodass man seiner kleinen Abhandlung einen eigentümlichen philosemitischen Antiziganismus attestieren muss. Einen Versuch, das Verhältnis von Antisemitismus und Antiziganismus auszu-

die Abhandlung über die Herkunft der Zigeuner dann zum eigentlichen Thema: »So unbekant die wahre Bewantnus der Ziegeiner uns bißanhero gewesen / eben so wenig hat man gewust / was man doch aus denen in Deutschland hin und wieder befindlichen / wiewol aber sehr abnehmen- den / Meister=Singern machen solle«. ¹²⁷ Dass eine solche Engführung von Zigeunern und Meistersingern überhaupt möglich ist, signalisiert in erster Linie, wie prekär der Status des Meistersanges bereits geworden ist. Nur noch als Kuriosum von Interesse, fungiert er nicht mehr als ästhetische Repräsentation und Rekreation eines ökonomisch-politischen Verbands, er ist im Gegenteil zum Synonym sozialer Ortlosigkeit und ästhetischer Antiquiertheit geworden. Zwar ist diese Einführung seines Gegenstands bei Wagenseil dann nur der Auftakt zu einer groß angelegten Rehabilitie- rung des Meistersanges als einer Dichtung »gemeiner Leute«. Allerdings verkennt er deren soziale Logik, wenn er bedauert, dass die Dichter sei- ner Gegenwart nicht oder ungenügend bezahlt werden, während er die Ablehnung von Lohn durch die Meistersinger kritisiert: »alles was sie thun / geschiehet bloß aus Lieb gegen das Teutsche Vatterland [...]. Hier ist aber keine Belohnung zu gewarten«. ¹²⁸ Damit mag Wagensteil zwar Recht haben, er übersieht jedoch, dass die Ablehnung der Professionalisierung seiner literarischen Praxis für den Meistersang alternativlos war.

Lollinger als Brunnen

Im Hinblick auf die fortwährende Polemik gegen den Meistersang im 17. Jahrhundert versteht sich die Disqualifizierung des Meistersingers und Leinewebers Lollinger von selbst. Lollinger, den der König persönlich auch als »Calender=macher« (AC, 39) beschimpft, ¹²⁹ wird darüber hinaus allerdings zur Darstellung einer besonderen Rolle gezwungen – er spielt

leuchten, unternimmt Hans Richard Brittnacher, *Leben auf der Grenze. Klischee und Faszination des Zigeunerbildes in Literatur und Kunst*, Göttingen 2012, 87–93. Zur Geschichte der Romvölker in Europa und ihrer literarischen Repräsentation insgesamt Klaus-Michael Bogdal, *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung*, Berlin 2011. Zu Wagenseil auch Peter Blastenbrei, *Johann Christoph Wagenseil und seine Stellung zum Judentum*, Erlangen 2004; Nathanael Riemer, *Zwischen Tradition und Häresie. »Beer Sheva« – eine Enzyklopädie des jüdischen Wissens der Frühen Neuzeit*, Wiesbaden 2010; Hans Joachim Schoeps, *Philosemitismus im Barock. Religions- und geistesgeschichtliche Untersuchungen*, Tübingen 1952.

¹²⁷ Wagenseil, *Buch Von Der Meister-Singer Holdseligen Kunst*, 448.

¹²⁸ Ebd., 563.

¹²⁹ Zu bemerken ist, dass die *Absurda Comica* womöglich selbst mit einem astrologischen Schema operiert. So Richard Schade, »Absurda Comica. Zum astrologischen Moment in »Herr

den Brunnen. Sein Monolog als Brunnen ist im Text mit Tabulatur abgedruckt.¹³⁰ Mit Lollingers Brunnen-Rolle beginnt in der *Absurda Comica* eine Motivreihe, die bis zum Epilog von Squentz und damit zum jüdischen Thema des Stücks führt. Lollinger knüpft mit seiner Selbstdarstellung als lebendiger Brunnen zunächst an eine christliche Semantik des verjüngenden, christlichen Lebensquells an: »Jch bin der lebendige Brunnen / purr purr purr« (AC, 37).¹³¹ Der verjüngende Christus-Brunnen fungierte zeitgenössisch als Allegorie des strömenden Märtyrerbluts, an dem sich die Gläubigen laben. Auf die säkularisierte skulpturale Form dieses christlichen Symbols, Manneken Pis, wird im Stück ebenfalls verwiesen, wenngleich man sich gegen diese Variante der Darstellung entscheidet: »Wir müssens Erbar machen« (AC, 17). Stattdessen soll Lollinger mit einer Gießkanne in der Hand die Bühne betreten, wobei er auch »Wasser in dem Mund haben und mit umb euch spritzen« (AC, 17) muss. Diese dilettantische, pietätlose Darstellung eines heiligen Symbols muss jedoch nicht nur lächerlich, sondern entweihend wirken. Demgegenüber wirkt der viel diskutierte Epilog von Squentz wie eine Bestrafung Lollingers. Durch eine Verbindung von Brunnen, Juden und Tod verkehrt der Epilog das christliche Brunnenmotiv des Lebens in ein jüdisches Motiv des Todes.¹³²

Am Ende des Stücks taucht im Publikum die Frage auf: »Wer wird denn die Todten begraben?« (AC, 47). Pickelhering als Pyramus antwortet darauf: »Wenn die Comoedianten abgegangen sind / wil ich Thisben selber weg tragen« (AC, 47), was dann in der letzten Szenenanweisung des Binnenspiels auch geschieht: »Der Mond vnd Brunnen gehen stille davon / Piramus stehet auff / Thisbe springet ihm auff die Achseln / Piram. trägt sie mit hinweg« (AC, 47). Bereits zuvor war es Pickelhering, der das Motiv überhaupt auf die Bühne gebracht hatte, wobei er gattungstheoretisch argumentiert: »Das Spiel wird lustig außgehen / denn die Todten werden wieder lebendig /

Peter Squentz«, in: *Andreas Gryphius, Text+Kritik* 7/8, 2., rev. und erw. Aufl., München 1980, 80–85.

130 Parodiert werden damit die »Koloratur« durch »Melismen«, also eine verzierende Tonfolge, und die »Aequivoca« der Meistersinger. Zur musikalischen Geschichte des Meistersanges, auch mit Bezug auf die *Absurda Comica*, vgl. Hahn, *Meistergesang*, 74 ff.

131 Dass gerade der Meistersinger die Rolle des Brunnens spielen muss, könnte auch von der Bedeutung des Brunnenmotivs bei Hans Sachs herrühren. Vgl. z. B. sein Gedicht *Der Jungbrunn* (1557). Gryphius selbst hat sich in seinem Frühwerk wiederholt auf diese Semantik bezogen. Vgl. Gabaude, »Vexierspiel mit Säuen und Brunnen«, 21–45.

132 Auch Klaus-Detlef Müller stellt fest, die Selbstdeutung von Squentz im Epilog »kehrt die Positivität der vorigen Brunnenmetaphorik in ihr Gegenteil«. Klar sei, »dass die Handwerkertruppe sowohl den mythologischen Stoff als auch die neutestamentliche Botschaft nur versauen kann«, vgl. Klaus-Detlef Müller, »Squentz und die Ständeklausel«, 42 ff.

setzen sich zusammen / und trincken einen guten Rausch / so ist es denn eine Comoedie« (AC, 18). Implizite Textgrundlage der Auseinandersetzung ist das Lukas-Evangelium: Einem Jünger, der seinen Vater begraben will, bevor er Jesus folgt, antwortet dieser: »Lass die Toten ihre Toten begraben / gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes« (Lk 9, 60). Wie das möglich ist, zeigt dann die Auferstehung des Pyramus (Pickelhering), der die Thisbe (Klotz-George) von der Bühne trägt. Squentz greift diese Motivreihe in seinem Epilog dann noch einmal auf:

Daß ein Todter den ander begraben /
Dasselbe ist geschehen mit Fleiß /
Mercket hievon was ich weiß /
Ein Christe trug einen todten Juden /
Den sie ihm auff die Schulter luden /
Und als er nun ging seinen Weg
Kam er zu seinem engen Steg /
Beim selben stund ein tieffer Brunn /
Der Christ war heiß vom Jud und Sonn /
Drumb wolt er trincken frisches Wasser /
Aber der Jud / der lose Prasser /
Überwug und zog so fein /
Den Christen mit inn Brunnen nein /
So hat der todte Jude begraben /
Den lebendigen Christen=Knaben /
Drum glaubt / daß man es wol erlebt /
Daß ein Todter den andern begräbt (AC, 48)

Es bleibt textintern unklar, ob diese enigmatische Episode um das Aufstehen oder Auferstehen von Pyramus und Thisbe von Squentz selbst als spezifische Pointe des Stückes konzipiert wurde. Dafür spricht, dass Squentz sich im Unterschied zum Pickelhering insgesamt an den Text hält, den er selbst verfasst hat, was auch für den Epilog gelten sollte. Jedenfalls beweist Squentz gerade dadurch, dass er überhaupt glaubt, die Differenz von Rolle und Akteur rechtfertigen zu müssen, ein weiteres Mal seine ästhetische Inkompetenz, die hier mit einer theologischen Inkompetenz zusammengeführt wird.

Nicola Kaminski zufolge wird hier »der Aufstand der Schauspielerkörper gegen den Damentext als christliche Auferstehung der Körpers gefeiert«. ¹³³

133 Laut Kaminski ein »Skandalon« gerade darum, weil der allegorische Sinn nicht dem

Volkhard Wels hingegen liest das Drama in der Tradition des Fastnachtsspiels als theologisches Gleichnis, in dem die Menschen (Handwerker) vor den Augen Gottes (des Königs) gegen die Anfechtungen des Teufels (des Pickelhering) kämpfen, um die närrische Rollenhaftigkeit ihrer Existenz zu erkennen, wozu es allerdings nicht kommt: Die Handwerker bleiben bis zum Schluss »Skaven der Welt und ihrer Körperlichkeit«. ¹³⁴ Eher politisch hat den Epilog Richard Schade gedeutet. Er übersetzt die Hassliebe zweier monotheistischer Religionen vor dem Hintergrund des Westfälischen Friedens in den konfessionellen Konflikt. ¹³⁵ All diese Lesarten haben die Schwäche gemein, dass sie aus der Selbstdeutung von Squentz die vermeintliche Konzeption des Autors Gryphius ableiten und dadurch kaum zwischen Binnenspiel und dem Drama als Ganzem unterscheiden. Die Unterstellung einer Autorkonzeption führt zu einer theologischen Lektüre, die der Eigendynamik des Schimpfspiels augenscheinlich nicht gerecht wird, solange dabei derart unterschiedliche Schlussfolgerungen möglich bleiben und der Pickelhering hier als Christus, dort als Teufel erscheint. Im Rahmen der sozialen Verlachkomödie, welche die *Absurda Comica* zuallererst darstellt, gibt es keinen Grund, die Selbstdeutung von Squentz zum Ausgangspunkt einer Gesamtdeutung des Textes zu überhöhen. Sie stellt vor allem eine weitere Entblößung des Dilettantismus von Squentz dar, der durch sein skurriles Gleichnis schließlich beweist, dass er nicht imstande ist, das biblische Gleichnis im Sinne der christlichen Allegorese angemessen zu deuten, nämlich dahingehend, dass alle Ungläubigen und der Welt verhafteten Menschen immer schon tot sind, weil eben nur Christus das Reich des Lebens verkörpert. Demgegenüber ist Squentz einmal mehr versessen darauf, alles wörtlich zu nehmen.

Seine so hervorgebrachte Fehldeutung der Evangelien am Ende des Spiels im Spiel hat jedoch dramatische Konsequenzen für die Symbolik des Brunnens, der sich vom Lebensquell zum Ort eines jüdisch konnotierten Todes verwandelt hat. Womöglich muss hier sogar die seit der Pest des 14. Jahrhunderts topische Assoziation von Juden, Pest und Brunnenvergiftung

Pyramus-und-Thisbe-Spiel entsteigt, sondern dem jede Repräsentation verweigernden Schauspielerkörper des Pickelhering. Kaminski, *Gryphius*, 177.

134 Volkhard Wels, »Der theologische Horizont«, 376. Mit Bezug auf die barocke Vorstellung des Welttheaters auch Greiner, »*Absurda Comica*«, 325 f.

135 Schade macht dabei vor allem auch auf die Rolle von Squentz als Friedensschlichter gegenüber den streitenden Handwerkern aufmerksam (»Friede / Friede / Pax vobis!«, AC, 41), sowie auf die Tatsache, dass der König gerade von einem Reichstag kommt, als ihm die Truppe um Squentz zur Entspannung ihr Stück darbieten darf. Vgl. Richard Schade, »Approaches to Herr Peter Squentz: Persona, Play and Parable«, in: *Colloquia Germanica* 13/4 (1980), 289–302.

mitgedacht werden.¹³⁶ Jedenfalls wird der Meistersinger Lollinger mit seiner Brunnen-Rolle durch die skurrile Narration von Squentz nachträglich in ein zusätzliches Zwielficht gesetzt, das den Spott über die Lächerlichkeit seiner theatralischen Darbietung noch übertrifft. Da die Handwerker der *Absurda Comica* zwischen Körper und Geist, Buchstabe und Bedeutung, Schauspieler und Rolle ohnehin kaum unterscheiden können, kann sich diese Ansteckung des von Lollinger gespielten Brunnens durch die verbale Verunglimpfung des biblischen Brunnensymbols noch leichter vollziehen und dies umso mehr, wenn man dabei ein weiteres Stereotyp der zünftischen Ehrbegriffe mitdenkt – das Moment der Kontiguität, der körperlichen Übertragbarkeit im Fall der strengen Unehrllichkeit.¹³⁷

In Bezug auf den Epilog von Squentz wäre also vor allem zu fragen, um welche Form von Antisemitismus es sich hier handelt, schließlich ist die zweifellos »antijüdische Episode«¹³⁸ immer noch Handwerkersatire und wird mit dieser zusammengeführt. Die Handwerker werden nun für ihre Judenfeindlichkeit und ihre theologische Inkompetenz zugleich verspottet. Unklar bleibt, ob es der Antijudaismus als solcher ist, durch den sich die Handwerker blamieren, oder ob der zusehende Hof diesen Antijudaismus prinzipiell teilt und Squentz sich nur durch seine wörtlich genommene und falsch verstandene Darstellung des Problems – durch die Literalisierung des figuralen Sinns – schuldig macht. Man könnte hier ins abgründige Bildregister des Frankfurter Flugblattes wechseln, schließlich spiegelt die christliche Symbolik des Brunnenmotivs, mit dem aus den Wundmalen fließenden Wasser des Lebens, recht präzise die Longinus-Figur hinter den Judenspießen des Pickelhering: Während der zusehende Hof still die Streiche des Pickelhering genießt, sind es nun die blasphemisch agierenden Handwerker, die durch ihre missglückte Deutung von Bibeltext und christlicher Symbolik Jesus die Lanze in die Seite stoßen und dafür im Schimpfspiel ihren gerechten Spott erfahren.¹³⁹

136 Der Topos von der Brunnenvergiftung ist im 17. Jahrhundert allgemein bekannt, wird aber relativ selten aufgerufen und gelegentlich bereits kritisch relativiert, so bei Grimmelshausen in der Argumentation, nicht die Brunnenvergiftung, sondern die Münzfälschung sei als Ursache für die mittelalterlichen Pogrome an den Juden anzusehen. Hierzu Gutsche, *Zwischen Annäherung und Abgrenzung*, 226, 296.

137 Vgl. insbesondere Stuart, *Defiled trades*.

138 Kiesant, »Inszeniertes Lachen«, 207.

139 In der zeitgenössischen Emblematik fließt, wie Florent Gabaude zeigt, das Wasser aus dem Brunnen Christi ebenfalls aus der Seitenwunde des sterbenden Jesus. Dabei lautet die *Subscriptio* der Brunnenstatue in Hieronymus Ammons *Imitatio Crameriana sive Exercitium Pietatis Domesticum* (1647): »Der / wer auß diesem Brunn deß LebensFürsten trincket / Den stirbt kein Todt nicht mehr / des LebensHerz jhm wincket.« Vgl. Gabaude, »Vexierspiel mit

Als hätten die Autoren des Stücks die Flugblätter studiert, verhöhnen sie die Judenfeindlichkeit aller Feinde des Pickelhering und wenden die Judenspieß-Metapher gegen ihre Urheber. Die *Absurda Comica* ist insofern als Rache des Pickelhering für seine Verunglimpfung lesbar. Mag der Pickelhering als Autor juristisch auch nicht haften, so haben sich die Bearbeiter des Stoffs doch in seine Dienste gestellt. Der Pickelhering darf im Text die Derbheit der Handwerker gleichzeitig der Lächerlichkeit preisgeben und überbieten. Der mit ihm solidarische Hof genießt seine ironische Finesse, den höflich-gelehrten Spott über den Brunnen genauso wie die grobianische Vergewaltigung der Wand. Aus entgegengesetzter Blickrichtung verwahrt die *Absurda Comica* jedoch dieselbe Brutalität und dasselbe tiefe Zerwürfnis zwischen Handwerkern und Pickelhering wie die Flugblätter eine Generation zuvor.

»Verehrung« als Entehrung

Die *Absurda Comica* wird oft interpretiert, als würde sie mit dem Epilog von Squentz bereits enden. Der Abschluss der Rahmenhandlung bildet jedoch die Aushandlung des Honorars der Komödianten mit der Pointe, dass die Handwerker ihre Verehrung gerade für ihre Entehrung erhalten. Diese Aushandlung wird eingeleitet durch den Kommentar des Königs: »So hat nun diese Tragoedie ein Ende« (AC, 48). Squentz fordert kaum verschämt und unvermittelt das »Tranckgeld« (AC, 48) ein und ist dabei recht zuversichtlich: »Jch weiß wol ihr könnets nicht lassen / ihr werdet uns ja was geben müssen?« (AC, 49). Zur Ermittlung des ganz der Willkür des Königs obliegenden Honorars der Komödianten stellt dieser eine eigentümliche Rechnung an: Da er über die Fehler des Stücks mehr gelacht hat als über die Aufführung selbst, ermittelt er die Anzahl der »Säue« und erkundigt sich danach, wie viel im Dorf eine Sau kostet, nämlich »15. gute Gülden« (AC, 49), womit das Schimpfspiel daran erinnert, dass sich die großen Münzen und das nicht verschlechterte Geld in den Händen einiger weniger befinden. Der König gibt dem Schatzmeister den Befehl, »daß man die Comoedianten so vielmal 15. Gülden gebe / als sie Säue gemacht« (AC, 50). Auch diese Registrierung von Fehlern, von Verstößen gegen eine Regel, parodiert den Meistergesang, nämlich die penible Überwachung der Tabulaturen und Schulordnungen und die Verteilung von Strafsilben durch die Vorstände

Säuen und Brunnen«, 41. Führt man die christliche Lebensquell-Metapher des Brunnens zusammen mit der Judenspieß-Metapher, so zeigt sich also eine dramatische Inversion.

der einzelnen Meistersinger-Innungen, die sogenannten Merker.¹⁴⁰ Die Ermittlung des Honorars der Handwerker, deren Schauspiel damit zum »Sau-Spiel« geraten ist,¹⁴¹ spitzt ihre Demütigung ein weiteres Mal zu, weil sie vor Augen führt, inwiefern das Unwissen oder die Dummheit der Handwerker gerade eigentlicher Gegenstand der Lust der adligen Rezipienten war.¹⁴² In der Ermittlung der »Verehrung« (AC, 39) klingt aber auch an, worauf jene Umstellung von kollektiver meistersingerischer Kunstpraxis aller möglichen Gewerbe auf das professionalisierte Bespielen eines Publikums durch literarische Autoren und Lohnarbeiter des Theaters hinausläuft: nicht auf die Inklusion in ein neues gesellschaftliches Feld, sondern auf die Ersetzung aller auf ihrer »Ehre« basierenden Subsistenz- und Autonomieansprüche durch ein individualisiertes Versprechen von »Honoraren«, die mit wenigen Ausnahmen immer so willkürlich und noch weitaus dürftiger ausfallen werden als jene zynische Verehrung durch den König in der *Absurda Comica*. Wären die Meistersinger wirklich Meistersinger, so hätten sie die Annahme eines Honorars ablehnen müssen. Die *Absurda Comica* führt sowohl die Abhängigkeit der Handwerker von »Geld« (AC, 39) wie auch die Subordination ihrer ästhetischen Praxis unter dieses vor und endet mit einem Ausblick auf die Professionalisierung des literarischen Gewerbes als jenem Prozess, der die Repräsentation, die Selbst-Darstellung der arbeitenden Armen, der Korporationen oder des »gemeinen Mannes« als kollektivem und selbstbewusstem Agenten in die Unsichtbarkeit treibt.

Gleichzeitig lenkt das Schimpfspiel die Aufmerksamkeit so zuletzt auf die Frage der Rahmung und Perspektivierung, der Anerkennung und des Publikums. Wie und wo genau die *Absurda Comica* aufgeführt wurde, ist unklar, mit Sicherheit jedoch am Hof, als komödiantisches Supplement einer Tragödie von Gryphius.¹⁴³ Das Stück selbst stellt die Frage nach dem Publikum durch seine formale Konstruktion jedoch in präziser Weise. Dabei ist es keineswegs leicht, sich das Arrangement auf der Bühne vorzustellen, das sich durch die Verdopplung oder Vorwegnahme der Rezeption

140 Diese teilten sich auf in die Überwachung von »Reimreinheit, musikalisch-metrische Exaktheit, Sprachrichtigkeit und inhaltliche Qualität«, vgl. Knappe, *Poetik und Rhetorik*, 95.

141 So die Zuspitzung von Klaus-Detlef Müller, »Squentz und die Ständeklausel«, 53.

142 Damit entspricht die *Absurda Comica* einer souveränitätstheoretischen Affekttheorie, die das Lachen aus dem »Gefühl plötzlicher Überlegenheit angesichts der Unrühmlichkeiten anderer« erklärt, Thomas Hobbes, *Vom Bürger. Vom Menschen*, übers. und hg. von Lothar Waas, Hamburg 2017, 385.

143 Zu belegten Aufführungen der *Absurda Comica* (in Breslau, Heidelberg, Dresden, Görlitz und Torgau) vgl. Mannack, *Gryphius*, 89. Gryphius schrieb einerseits für das Schultheater, oftmals jedoch, wie offenbar auch im Fall der *Absurda Comica*, verfasste er Texte zu konkreten Anlässen am Hof. Vgl. Habersetzer, *Politische Typologie*, 59.

durch die höfische Gesellschaft ausgezeichnet. Diese sitzt womöglich leicht seitlich versetzt auf der Bühne, sodass der Zuschauer ihren Rücken, vielleicht ihr Profil sieht. Die Verwicklung des Zuschauers in den Blick des Souveräns wurde als Ausdruck eines vormodernen, nicht-emanzipierten Status des Zuschauers gedeutet.¹⁴⁴ Dieses historische Narrativ ist aber nicht zwangsläufig: Die Entmündigung des Zuschauers kann umgekehrt auch als Möglichkeitsbedingung von Souveränität gedeutet werden, und das heißt als durchaus modernes Geschehen der immer wieder aktualisierten Herstellung von Souveränität. Die Entmündigung des Zuschauers in der Konstruktion des Stücks wäre dann mehr als die Spur einer vergangenen Vormoderne. Sie ist in der *Absurda Comica* als jene gewaltsame Utopie lesbar, welche das Souveränitätsdenken der Frühen Neuzeit war.¹⁴⁵

Der moderne Staatsaufbau erforderte einen Kampf gegen die städtischen Korporationen und er konnte nur auf dem Weg der Zerstörung ihrer moralischen Ökonomie gewonnen werden. Der wirksamste Widerstand gegen den Kapitalismus fand stets, wie schon Fernand Braudel betonte, auf der Ebene des materiellen Lebens statt: »Unsere gesamte Existenz wird durch unzählige überkommene Gesten bestimmt, die kreuz und quer akkumuliert wurden.«¹⁴⁶ Die überkommenen Gesten der Zünfte, die ganz bestimmten Regeln folgten, waren für die Rationalisierungs- und Homogenisierungsregime der Moderne unbequem. Dass in der ästhetischen Reflexion dieser Konfrontation immer wieder der Pickelhering zwischen die Parteien tritt, eine parteiische Rolle einnimmt, sich darüber hinaus jedoch zu einer grotesk-monströsen Figur steigert, die den ländlichen Lohnarbeiter mit dem höfischen Narren und dem Scharfrichter des Souveräns verbindet, ist bemerkenswert. Es handelt sich nicht um irgendeinen populären Clown, sondern um das komplexe Produkt der kollektiven Darstellung und Infamierung arbeitender Armut in der Frühen Neuzeit.

144 Vgl. etwa die Lektüre von Kiesant, »Inszeniertes Lachen«. Diese Konstellation macht im Übrigen auch einen der wesentlichen Unterschiede zu Shakespeares *A Midsummers Night's Dream* aus, wo das Verhältnis von Hof und Handwerkern durch Szenenwechsel und die abschließende Zusammenführung der Handlung gelöst wird. In der *Absurda Comica* sind schon ab dem dritten, letzten und längsten Aufzug alle Figuren stets auf der Bühne präsent, sodass die metapoetische Konstellation in der Verschränkung von Darstellung und Rezeption bildhaft auf Dauer gestellt wird.

145 Zur Rezeption und Anverwandlung der Souveränitätstheorie bei Gryphius vgl. Oliver Bach, *Zwischen Heilsgeschichte und Säkulärer Jurisprudenz. Politische Theologie in den Trauerspielen des Andreas Gryphius*, Berlin 2014.

146 Braudel, *Die Dynamik des Kapitalismus*, 16.

III PIKARO

5 Lohnarbeit und Infamie im Pikaroroman

Ähnlich wie beim Pickelhering handelt es sich auch beim Pikaro um eine Figur, an deren Konstruktion und Fortschreibung zahlreiche Autoren beteiligt waren. Der Pikaroroman bildet dabei ein einzigartiges Labor für das Studium der Darstellung und Wahrnehmung arbeitender Armut in der Frühen Neuzeit. Am Beispiel der spanischen Romane und ihrer deutschen Übersetzungen soll im Folgenden zunächst gezeigt werden, dass sich Unehrllichkeit und Lohnarbeit in der Pikaro-Figur systematisch aufeinander beziehen: Während das Milieu der Berufsunehre und die damit einhergehende soziale Entbindung den Hintergrund der pikaresken Biographien darstellen, kennzeichnet die Form der freien Lohnarbeit nicht nur den Lebenslauf des Pikaro, sondern auch die narrative Form der Pikareske. Allerdings wird die unfreiwillige Armut des Pikaro in der Geschichte der Gattung immer wieder überschrieben durch das Moment der Bekehrung und Figuren einer freiwilligen, heiligen Armut der Pilgerschaft, insbesondere bei der Übersetzung der Romane ins Deutsche und auch in Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* (1668). Dessen Fortsetzungen beziehen die Frage der Armut jedoch auf die literarische Autorschaft selbst zurück und entwickeln eine Poetik der Warenform, die nur mit Blick auf die literarischen Produktionsbedingungen des späten 17. Jahrhunderts erklärt werden kann. Schließlich wird am Beispiel der *Landstörtzerin Courasche* (1670) zu zeigen sein, dass sich die genuine Problematik der weiblichen Pikareske mit ihrer Engführung von Sexarbeit und Hexereivorwurf nur über die systematische Unterscheidung von Lohn- und Reproduktionsarbeit hinreichend beschreiben lässt.

Apologie der Infamie

Als Gründungsdokument des Pikaroromans gilt ein narrativer Text, der im Modus der Rechtfertigung spricht. Die anonym publizierte *Vida de Lazarillo de Tormes, y de sus fortunas y adversidades* (ca. 1554) berichtet davon, wie ein »Mensch durch so viel unglück, gefahr undt widerwertigkeit sich durchgebissen habe, und noch lebe« (LW, 6). So zumindest übersetzt die erste deutsche Übersetzung des *Lazarillo* – die Schlesische Übersetzung *Leben und Wandel Lazaril von Tormes* von 1614.¹ An der unehrlichen Herkunft dieses

¹ Bei der nicht publizierten, nur als Handschrift erhaltenen Übersetzung von 1614 (LW) handelt es sich nicht um eine jener kompilierenden Bearbeitungen, wie sie in der Frühen

Menschen, der *noch* lebt, lässt das erste Kapitel des Romans keinen Zweifel: Sein Vater war ein »Mühlenwächter« (LT, 11) und damit ein Unehrllicher. Aufgrund ihrer ökonomischen Position waren Müller oft im Verdacht, Getreide wegzuschaffen. Sie konnten den Brotpreis manipulieren oder durch die Obrigkeiten gegen die Bevölkerung ausgespielt werden.² Tatsächlich wird Lazarillos Vater wegen Diebstahls inhaftiert, zur Zwangsarbeit verbannt und stirbt. Seine so verwitwete Mutter zieht in die Stadt, wo sie für einige Knechte die Kleidung wäscht, nebenbei anfängt, für Studenten »umbß lohn zukochen« (LW, 9). Zudem sucht sie »öfters auch die Pferdeställe auf« (LT, 13), was als Hinweis auf eine nebenberufliche Tätigkeit als Prostituierte gedeutet wird. Dabei macht sie Bekanntschaft mit einem »Moren« (LW, 9). Lazarillo ärgert sich über dessen »greuliches schwarzes vndt schändtliches gesicht« (LW, 9), der schwarze Pferde knecht zeugt ihm jedoch einen Stiefbruder, den er »Schwärtzlin« (LW, 9) nennt. Den Stiefvater Lazarillos ereilt ein ähnliches Schicksal wie schon den Vater: Bei einer Untersuchung stellt sich heraus, dass er Teile des Viehfutters beiseiteschaffte, um den Unterhalt der Familie sicherzustellen. Sowohl Vater als auch der Stiefvater sind also Diebe, oder genauer: Sie haben ihren geringen Lohn eigenmächtig ergänzt und wurden so zu Delinquenten. Der Stiefvater bezahlt dafür mit der klassischen Ehrenstrafe: er wird ausgepeitscht und gebrandmarkt.

Als Sohn eines Verurteilten und einer Prostituierten kann es Lazarillo durchaus als Erfolg verbuchen, wenn er am Ende des Romans auf die Seite des Staatsapparats gewechselt ist und als öffentlicher Ausrufer ein »königliches Amt« (LT, 155) erlangt hat. Einem solchen Amt nähert er sich bereits an, als er kurz zuvor bei einem »Schergenhauptman« (LW, 93) dient, eine

Neuzeit üblich waren, sondern um eine erstaunlich nah am Original bleibende Übertragung. Sie soll im Folgenden gemeinsam mit der zweisprachigen Ausgabe von Hartmut Köhler (LT) als Textgrundlage dienen. Während es die Ausgabe von Köhler ermöglicht, auch das spanische Original zu berücksichtigen, gewährt die Schlesische Übersetzung einen Einblick in die historische Semantik. Zu Spekulationen um die Autorschaft des *Lazarillo* vgl. Hartmut Köhler, »Nachwort«, in: LT, 174–195.

2 Die Müller mit ihren oft königlich protektionierten Mühlen gehörten genauso wie Leineweber zu jenen oftmals gering angesehenen Berufen. Ihr schlechter Ruf rührt vermutlich von ihrem relativen Reichtum und ihrer ökonomischen Schlüsselposition her, die ihnen Unterschleif, Betrug mit Maßeinheiten und die Umgehung des Marktzwanges ermöglichte. Vgl. Anne-Marie Dubler, *Müller und Mühlen im alten Staat Luzern. Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des luzernischen Landmüllergewerbes 14. bis 18. Jahrhundert*, Luzern 1978, 121–128; sowie Andreas Pasing, »Müller. Ein Verarbeitungsgewerbe als Zielscheibe der Volkshäme, der Kundenkritik und der Zunftpolitik«, in: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft*, neu bearb. Ausg., Warendorf 2001, 219–237; ebenso Ginzburg, *Der Käse und die Würmer*, 159.

Arbeit, die ihm bereits durch nächtliche Anfeindungen leidig gemacht wird. Abschluss und Höhepunkt von Lazarillos Aufstieg ist es dann, »beim Abführen Verurteilter und Verkünden ihrer Missetaten die Stimme zu erheben, auf gut Spanisch: ich bin öffentlicher Ausrufer« (LT, 157). In der zeitgenössischen Übersetzung heißt es noch eindeutiger, er sei »ein Stadtheroldt oder Büttel« (LW, 94). Damit ist Lazarillo nicht länger in Gefahr, vom Staatsapparat verfolgt zu werden, er ist vielmehr in diesen integriert worden und findet sich in einem Milieu wieder, das gleich in mehrerer Hinsicht prekär ist. Einerseits grenzt er als Ausrufer von Urteilen an das Milieu anderer städtischer Angestellter der Justiz wie der Scharfrichter und Abdecker. Andererseits betrifft seine Tätigkeit als Ausrufer von Waren auch das sensible Marktgeschehen: Lazarillo ist, seinen eigenen Angaben zufolge, in seinem Amt so erfolgreich, dass »in der gantzen Stadt iederman der meynung ist, wann ettwan einer wein oder sonsten etwaß feyl bieten wil, und Lazaril von Tormes nichts drümb weyß, So mag Er ihm wol die rechnung machen, daß der gewin wirdt schlecht seyn« (LW, 157).³ Die Bedeutung seines Amtes besteht also gerade in der Verknüpfung von staatlicher Kompetenz und wirtschaftlicher Macht. Es ist durchaus glaubhaft, dass er ein derartiges Amt als den »Gipfel allen Glückes« (LT, 161) empfindet. Seinem Vater als Müller durchaus vergleichbar, hat sich also auch Lazarillo in einer korruptionsanfälligen Schlüsselposition des städtischen Lebens eingerichtet. Doch mit dem steigenden Ausmaß an Einbindung in den Staatsapparat hat zugleich sein Ruf in der Bevölkerung gelitten.

Es ist das Thema der Prostitution, das am Ende des Buches in der Variation des Schwanktopos vom gehörnten Ehemann wiederkehrt und überhaupt den Rahmen des ganzen Romans und den Anlass des Erzählens bildet. Denn der »Fall« bzw. die »Bagatelle«, die ihn überhaupt zu seinen Briefen an »Euer Gnaden« (»Vuestra Merced«, LT, 6 f.) veranlasst hat und die erst zum Ende hin offenbar wird, besteht im öffentlichen Gerede darüber, dass seine Frau dem Erzpriester auch sexuelle Dienste erweise. Der Erzpriester aber hat Lazarillo nicht nur eine seiner Bediensteten als Ehefrau vermittelt, sondern auch das kleine Häuschen direkt neben dem Pfarrhaus, in dem die beiden wohnen. Es ist interessant, wie dabei der konkrete, fiktive Adressat überblendet wird mit der allgemeinen Meinung eines

3 Robert Folger meint, die Attraktivität des Amtes bestehe nicht in dem verhältnismäßig geringen, konstanten Lohn, sondern aus der Beteiligung an Einnahmen aus öffentlichen Auktionen. Das deutet auf die Korruptionsanfälligkeit des Amtes hin. Vgl. Robert Folger, *Picaresque and Bureaucracy: Lazarillo de Tormes*, Newark 2009, 132. Sowie ders., »Quevedos *Buscon*, das nackte Leben und der Grund pikaresken Erzählens im frühneuzeitlichen Spanien«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 185–209.

Publikums, in dem wiederum literarische und städtische Öffentlichkeit zusammenfallen, wobei sich die Macht der *infamia factis* beweist. Offenbar ist die Meinung von »Euer Gnaden« nicht ganz unabhängig von der Meinung der Bevölkerung. Lazarillo wehrt sich gegen die »üble Nachrede« der »bösen Zungen« (LT, 159), rechtfertigt sich aber gegenüber »Euer Gnaden«, von dessen Gunst Lazarillos Position offenbar abhängt. Die durch die Gerüchte entstehende Kränkung und Rufschädigung ist für ihn nicht per se problematisch, er kann sie jedoch nur in Kauf nehmen, solange sie seine materielle Absicherung nicht gefährdet.

Mit *Lazarillo* steht am Anfang des modernen Erzählens der literarische Prototyp und Inbegriff eines infamen Subjekts: Unehrllichkeit bildet den Horizont seines Lebens, Anfang und Ende des Textes. In seiner pseudoautobiographischen Ich-Erzählung schildert der Erzähler keine Befreiung von dieser Unehrllichkeit. Der *Lazarillo de Tormes* lässt sich in seiner Sprechposition und seinem Publikumsbezug vielmehr als Apologie des infamen Menschen begreifen: Lazarillo schildert, wie er wurde, der er ist, wieso er sein unstetes und unsicheres Leben gut entbehren kann, seine neue Position dagegen nicht aufgeben will, aller üblen Nachrede zum Trotz. Diese literarische Apologie kann sich jedoch nur ironisch realisieren, nur in Form eines zwischen Selbstlob und Selbsterniedrigung alternierenden Erzählens. Damit setzt der Text bereits ein, wenn er einerseits ankündigt, »so bedeutsame Dinge, wie man sie vielleicht noch nie gehört und gesehen hat«, vorzubringen, gleich darauf aber sich vorab für das Vorgebrachte mithilfe eines Plinius-Zitats entschuldigt: »Ein Buch kann gar nicht so schlecht sein, dass es nicht auch irgendetwas Gutes enthielte« (LT, 5). Die zwischen Ehrlichsprichung und Selbsterniedrigung balancierende Ironie des Erzählens kann als literarische Form des »Stigma-Managements«,⁴ des Managements der eigenen Verwerflichkeit gedeutet werden. Das ironische Progredieren in Selbstwidersprüchen ist die einzig mögliche Form der Apologie dieses unehrlichen Lebens, sie kippt jedoch nie auf die Seite einer bedingungslosen Selbstverurteilung. Die literarische Ambivalenz von Bestätigung und Relativierung des eigenen Stigmas erlaubt dem Erzähler vielmehr, alles Beliebige vorzubringen. Das Programm der Erzählung wird in diesem Sinn gleich zu Anfang deutlich benannt: Es sollen »alle sich vor Augen führen, dass ein Mensch in so viel Unglück, Bedrängnis und Not

4 Vgl. Erving Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt a. M. 1975. Matthias Bauer hat den Begriff Goffmans auf den Schelmenroman bezogen. Vgl. Matthias Bauer, *Im Fuchsbau der Geschichten. Anatomie des Schelmenromans*, Stuttgart/Weimar 1993, 91 f., sowie ders., *Der Schelmenroman*, Stuttgart 1994, 11.

lebt« (LT, 7), und dabei soll »nichts, wofern es nicht ganz abscheulich ist, abgetan oder verworfen werden« (LT, 5). Nichts soll verworfen werden: Zweck dieses Erzählens ist also nichts anderes als die literarische Apologie des Infamen. Im Unterschied zu späteren Exemplaren der Gattung kennt diese apologetische Form noch keine moralisch-didaktische Selbstbeziehung ex post: Reue und innere Umkehr bleiben im *Lazarillo* aus.

Von Lazarus zu *Lazarillo de Tormes*

Obwohl der *Lazarillo* zurecht als Gründungstext der pikaresken Roman-genres gilt, ist von einem »pícaro«, einem Schelm oder Landstörzer darin gar nicht die Rede. Der Name Lazarillo knüpft stattdessen noch an die Figur des armen Lazarus an. Allerdings ist es ratsam, genau zu beobachten, in welcher Weise sich *Lazarillo* in die Säkularisierungsgeschichte der Armut einschreibt, denn der Roman bricht mit der in den Lazarus-Figuren kanonisierten Darstellungskonvention. Durch seinen Namen steht Lazarillo, der zu Beginn noch Lazaro genannt wird, nicht auf der Seite der freiwilligen, apostolischen Armut, deren Prototyp Petrus darstellt, sondern auf der Seite der unfreiwilligen, weltlichen Armut, deren biblisches Vorbild »der arme Lázaro« (»el pobre Lazaro«, LT, 29) ist, an den der Text auch explizit erinnert.⁵ Aus der Perspektive der weltlichen Armut des Lazarus ist die Kirche zwar Zielscheibe der Kritik. Dass Lazarillo noch an Lazarus orientiert ist, zeigt sich jedoch eben darin, dass das klerikale Thema den Roman durchzieht, trotz der konsequenten Suspension einer moralisch-religiösen Perspektive. Lazaro arbeitet im Laufe des Romans für neun verschiedene Herren, von denen mindestens sechs mit der Kirche verbunden sind.⁶ Die Kirche erscheint einerseits als grenzenlos korrupt und geizig, andererseits aber noch als der unangefochtene Adressat der Armenfürsorge, bis hin zu »ein paar Strolchen, die Kirchenasyl gesucht hatten« (LT, 154).

Seine erste Anstellung erhält Lazarillo bei einem Blinden, seinerseits ein Prototyp der unfreiwilligen Armut. Für den Blinden aber ist seine Blindheit

5 Vgl. allgemein zu den Armutsdiskursen der Renaissance und den Konnotationen des Namens Lazarus Javier Herrero, »Renaissance Poverty and Lazarillo's Family. The Birth of the Picaresque Genre«, in: *Publications of the Modern Language Association* 94 (1979), 876–886.

6 Es handelt sich um einen Kirchenmann, einen Ordensbruder, einen Ablassverkäufer, einen Kaplan, den Erzpriester und schließlich gleich zu Anfang um einen Blinden, der als Bettler seinem Erwerb ebenfalls in Kirchen nachgeht. Dem stehen Lazaros Anstellungen bei dem *Escudero*, einem verarmten Adligen, bei einem Trommelbemaler, und schließlich bei der Justiz gegenüber.

zugleich ein gutes Geschäft, von dem er auch Lazarillo als seinen Knecht ernähren kann.⁷ Der Blinde ist einerseits Prototyp der unfreiwilligen Not, die zur Bettelei legitimiert. Der hier in ihm dargestellte Exzess der Bettelei, ihre Überformung zur Profession war es jedoch auch, der über Jahrhunderte hinweg kritisiert und zum Vorwand der forcierten Disziplinierung der Bedürftigen wurde. In Lazarus und dem Blinden, dem er dient, haben sich also zwei unterschiedliche Inkarnationen desselben Typs gefunden, zwei unfreiwillig Arme. Steht allerdings der Blinde etwa im Reformationsdrama zur selben Zeit auf der unschuldigen Seite von Lazarus und der ehrlichen, weil unfreiwilligen Armut,⁸ so wird hier an seinem Beispiel die Kritik der unehrlichen Armut eingeführt. Mit der Figur des Blinden, von dem Lazarillo sein Handwerk lernt, wird gleich zu Beginn jener Raum geschaffen, durch den sich Lazarillo von Lazarus unterscheidet: Er ist nicht mehr das passive Objekt kirchlicher Fürsorge, sondern er entwickelt einen aktiv-unternehmerischen Umgang mit seiner Armut und Unehrlichkeit. Er betreibt ein diffiziles Management des eigenen Stigmas, mit ökonomischem Kalkül und ohne jedes moralische oder theologische Bedenken. Lazarillos initiatorisches Erwachen aus der Einfalt gleich zu Beginn der Episode mit dem Blinden mündet dementsprechend in eine Form individualistischer Selbstsorge: »ich bin allein, und muss überlegen, wie ich mich durchsetzen kann« (LT, 21). Am Ende der Begegnung mit dem Blinden wird Lazaro auch erstmals »Lazarillo« (LT, 38) genannt, und zwar von seinem blinden Herrn selbst, mit eindeutiger moralischer Abwertung.⁹

Die mit der Bettelei verbundenen Künste und Techniken werden dabei in das Vokabular jener poetologischen Begriffe gekleidet, die für die Poetik des modernen Romans von fundamentaler Bedeutung waren, innerhalb des Romans jedoch unmittelbar der lazzaronischen Erfahrung entspringen. Die für das gekonnte »Almosenbetteln« (LT, 45) unausweichlichen mimetischen Praktiken sind nämlich solche der Fiktion und Simulation. Das entscheidende Kapital des Blinden ist seine »Erfindungsgabe« (»el ingenio«,

7 Dass der Blinde »in einem Monat mehr als hundert Blinde in einem Jahr« verdient, verdankt er dem Reichtum seiner Sprüche und Geschichten: So »lief ihm denn auch alle Welt nach, besonders Frauen, die glaubten, was er ihnen erzählte«, wo er doch »Hundert und noch mehr Betsprüche« besitzt, dazu »ein Gesicht, demütig und ergeben, das er beim Betteln mit großem Geschick aufsetzte«, und darüber hinaus »tausend andere Formen und Finten, um das Geld herauszuholen [...]« (LT, 23). Die Figur des Blinden hat sich als Gegenbild zu jeder von Form von Erleuchtung bereits seit dem Mittelalter für negative Typisierungen angeboten.

8 In Rollenhagens *Spiel vom reichen Manne und armen Lazaro* (1590) taucht der Blinde neben einem Lahmen und einer alten Witwe ganz klar auf der moralisch integren Seite der Armut auf.

9 Hartmut Köhler übersetzt »Lazarillo« an dieser Stelle mit »mieser kleiner Lazaro« (LT, 39).

LT, 32 f.). Lazarillo muss feststellen, dass »die Not nun einmal so erfindereich macht« (LT, 65), wobei ihm der Hunger »den Verstand« (»el ingenio«, LT, 64 f.) schärft. Auch die regelmäßig wiederkehrende Bewerbungssituation begünstigt eine Disposition zur Simulation: Um sich selbst anzupreisen, muss Lazarillo erzählen, »wie ich nur lügen konnte« (LT, 85), wobei er sich nach Kräften »verstellte« (»dissimulando«, LT, 86). Später ist es sein eigener, »einfalls- und erfindungsreicher Herr« (»el industrioso e inventivo de mi amo«, LT, 148), der Ablassverkäufer, der ihn mit der »Comedia« (LW, 90) eines inszenierten Ordals beeindruckt.¹⁰ Resultat all dessen ist die radikale Profanierung der transzendenten Tausch-Ökonomie, wie sie für das Lazarus-Paradigma noch maßgeblich war: An die Stelle des Tauschs mit der göttlichen Gerechtigkeit tritt die Täuschung als Form des sozialen Rollenspiels.¹¹

So bildet sich in der Pikareske ein für die Gattung konstitutiver Chiasmus: Die Desillusionierung oder Enttäuschung (*desengaño*) fällt in ihr ausgerechnet mit dem Eintritt in eine Welt bodenloser Fiktion zusammen. Doch die poetologische Semantik, die sich im Roman entfaltet, entspricht der Substanz jener Wirklichkeit, die er beschreibt: der mobilen Armut von Bettlern und Vaganten, von Tagelöhnern und schutzlosen Knechten. Sie wirtschaften am unteren Rand der Gesellschaft, müssen zur Sicherung der eigenen Subsistenz notgedrungen alle verfügbaren Manöver einsetzen und sind dabei einem disziplinierenden Blick ausgesetzt. »Performative Kompetenz« ist ihr einziges Kapital, denn der Diskurs um die »fingierte Armut« und die mit ihm einhergehenden Zwangsmittel und Bedrohungsszenarien gehören für die arbeitenden Armen zur alltäglichen Erfahrung.¹²

Sprechende Waren

John Beverley hat bereits 1982 festgestellt, dass es sich bei *Lazarillo* um »one of the first descriptions of wage labor [...] in fiction« handelt, und zwar um den Vertreter eines in Wartestellung befindlichen Proletariats, das durch Prozesse ursprünglicher Akkumulation bereits geschaffen wurde,

¹⁰ Vgl. auch Wendungen wie »vortäuschend,«/ »fingendo« (LT, 28 f.) oder »tat er so« / »disimulo« (LT, 28 f.).

¹¹ Vgl. dazu auch Urs Urban, »Tausch und Täuschung. Performative Kompetenz als Grundlage ökonomisch erfolgreichen Handelns im spanischen Pikaro-Roman«, in: ders./Beatrice Schuchardt (Hg.), *Handel, Handlung, Verhandlung. Theater und Ökonomie in der Frühen Neuzeit in Spanien*, Bielefeld 2014, 195–217.

¹² Vgl. Urban, »Tausch und Täuschung«; Ramos, »»Fingierte Armut««.

nur noch nicht ausreichend beschäftigt ist.¹³ Jüngst wurde der Roman erneut als Produkt einer protokapitalistischen »economopoetics« gelesen, auch für Giancarlo Maiorino ist jedoch nicht die Lohnarbeit, sondern gerade ihr vorläufiges Fehlen als Ursache von Lazarillos Armut zu verstehen.¹⁴ Aufgrund der paranomastischen Verbindung von »Lazarillo« und »Lacerado« (»Zerlatzter«, LT, 39) wurde Lazarillo in diesem Sinne auch mit dem unscharfen Begriff des Lumpenproletariats in Verbindung gebracht.¹⁵ Laut Bernard Malkmus schließlich sind die pikaresken Bettler und Simulanten als »money that does not circulate« zu verstehen und bilden insofern »imaginative correlatives of money-focused economies«.¹⁶

Bei Lazarillo und seinen Nachfolgern handelt es sich allerdings keineswegs nur um imaginäre Abbilder der Zirkulation im Allgemeinen. Es genügt auch nicht, die Armut Lazarillos als Symptom des Übergangscharakters einer Gesellschaft zu beschreiben, in der sich traditionelle Ordnungsvorstellungen bereits auflösen, kapitalistische Organisationsformen jedoch noch weitgehend fehlen. Die Pikaros sind vielmehr die realen Korrelate kapitalistischer Ökonomie, nämlich die zur Ware gewordene Arbeit. So wie sich Lazarillo sehr wohl als proletarische Figur verstehen lässt, so stellt der *Lazarillo de Tormes* die ästhetische Umsetzung dieser neuen Lebensform dar: als narrative Phantasmagorie der doppelt freien Lohnarbeit. Die negative Freiheit der Lohnarbeit prägt den Roman nämlich keinesfalls nur thematisch, sondern in der Tiefe seiner erzählerischen Form.

Zunächst bestimmt das Thema der Karriere und der Arbeitssuche die Schreibszenen des Textes. Das an »Vuestra Merced« adressierte Rechtfertigungsschreiben hat einerseits den Charakter einer Verteidigung gegenüber umgehenden Gerüchten, unter Umständen gar eines Gnadengesuchs.¹⁷ Es kann aber zugleich als Bewerbungsschreiben verstanden werden, wie schon

13 John Beverley, »Lazarillo and Primitive Accumulation. Spain, Capitalism and the Modern Novel«, in: *The Bulletin of the Midwest Modern Language Association* 15/1 (1982), 29–42, hier: 42. Beverley verweist auf die Silber- und Goldeinfuhr aus den amerikanischen Kolonien und auch auf die Parallelen der spanischen Politik der Blutsreinheit zu der Rolle, die Marx der in ganz Europa ausgreifenden »Blutgesetzgebung wider das Vagabundenwesen« in diesem Zusammenhang beigegeben hat. Marx, *Kapital* I, MEW 23, 761 f.

14 Giancarlo Maiorino, »Will Lazarus Ever be a Wage Earner?«, in: ders., *At the Margins of the Renaissance: Lazarillo de Tormes and the Picaresque Art of Survival*, University Park PA 2003, 108–117, hier: 114.

15 Köhler, »Nachwort«, in: LT, 80; sowie Cruz, *Discourses of Poverty*, 114.

16 Bernard Malkmus, »The Picaresque Mode and Economies of Circulation«, in: Christoph Ehland/Robert Fajen (Hg.), *Das Paradigma des Pikaresken*, Heidelberg 2007, 179–201, hier: 196.

17 In diesem Sinne, als »Halsrätsel«, liest den Text Bauer, *Anatomie des Schelmenromans*, 21. Zur Gattung der Gnadengesuche und ihrer literarischen Adaption vor allem in Frankreich

Beverley betonte: »Lázaro, if you will, is qualifying himself as a commodity: his story is a sort of *curriculum vitae*«. ¹⁸ Beverleys Perspektive kann durch die von Robert Folger vorgelegte Interpretation ergänzt werden. Folger hat *Lazarillo* als literarische Adaption einer Bewerbungssituation innerhalb der Ökonomie der Gunst und Gnade in der absolutistischen Bürokratie gedeutet: Analog zum großen System individueller Berichte in der Kolonialverwaltung (der »relaciones de meritos y servicios«) hat die *Consejo de Cámara de Castilla* im Innern Kastiliens für die Vergabe königlicher Ämter selbst Kandidaten zu Briefen veranlasst. ¹⁹ Hier wie dort entstand ein riesiges Archiv von Texten, die sich durch die gekonnte Selbststilisierung und die taktische Mimikry auktorialer Diskurse auszeichnen. Dabei sind Fiktionen systematisch zu Fakten geworden: Erfundene, beschönigte und korrupte Lebensläufe in Form von autobiographischen Erzählungen wurden zu einer wesentlichen Währung in der Bemühung um sozialen Aufstieg. Die Subjektivierung der Bewerber vollzog sich dabei als Reaktion auf die staatliche Interpellation und kann insofern nur als Unterwerfung unter den autobiographischen Imperativ bewertet werden, als Subordination unter den Zwang, über sich selbst zu sprechen. ²⁰ Als Bewerbungsbrief oder Supplement eines in den Archiven schon gespeicherten *Curriculum Vitae* wäre der *Lazarillo de Tormes* also bereits von seiner Schreibszenen her eine Roman gewordene Suche nach Anstellung und Verwertung des eigenen Lebens.

Was Lohnarbeit jenseits der staatlichen Bürokratie bedeutet, davon handelt dann die aus dieser Schreibszenen hervorgebrachte Erzählung. Die

(lettres de rémission) vgl. auch Natalie Zemon Davies, *Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler*, Frankfurt a. M. 1991.

¹⁸ Beverley, »*Lazarillo* and Primitive Accumulation«, 32.

¹⁹ Robert Folger, *Picaresque and Bureaucracy*, 74 ff. Voraussetzung des Arguments ist allerdings, den zu Beginn als Erzählanlass erwähnten »Fall« entgegen dem Forschungskonsens nicht mit dem am Ende in unschmeichelhaften Gerüchten resultierenden »Fall« der Dreiecksbeziehung zu identifizieren. Gegen Folgers Interpretation spricht außerdem die anonyme Fortsetzung des *Lazarillo* von 1555 (*La Segunda Parte de Lazarillo*), in welcher der »Fall« als Rechtsstreit vor einem Gericht endet. Zumindest in der Wahrnehmung der Zeitgenossen betraf die Apologie des *Lazarillo* offenbar eine Anklage und weniger ein auf Karriere orientiertes Curriculum, vgl. Michael Waltenberger, »Zur anonymen Fortsetzung des *Lazarillo* (1555)«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 241–257.

²⁰ Folger modelliert sein Argument an der Forschung von Robert González Echevarria, *Myth and Archive. A Theory of Latin American Narrative*, Durham, London 1998, 43–93; sowie an Bernhart Siegert, *Passagiere und Papiere. Schreibakte auf der Schwelle zwischen Spanien und Amerika*, München 2006. Der dabei angesetzte Begriff der Infamie ist allerdings sehr vage, insofern Folger fälschlicherweise davon ausgeht, dass im frühneuzeitlichen Europa die meisten, wenn nicht alle Professionen als unehrlich galten. Vgl. Folger, *Picaresque and Bureaucracy*, 131.

Ablösung einer ständischen Semantik des Dienstes durch freie Lohnarbeit schildert der Roman besonders eindrücklich in Zusammenhang mit dem Escudero, einem verarmten Adligen. Dieser ist nur aufgrund einiger Ehrkonflikte nach Toledo gekommen, unter anderem, weil er von Handwerkern beleidigt bzw. nicht angemessen begrüßt wurde. Die Beleidigung, der drohende Verlust seiner Ehre, hat ihn aus der städtischen Gemeinschaft heraus geführt und zugleich zum Arbeitssuchenden gemacht: »In diese Stadt bin ich gekommen, weil ich dachte, hier eine gute Stellung zu finden, aber es ist mir nicht so gelungen, wie ich es gedacht hatte« (LT, 122 f.). Wenngleich der Escudero als Schildknappe seinem Bediensteten Lazarillo formal überlegen ist, treffen sich beide in der Suche nach Arbeit als einem chronischen Zustand. Im Vergleich zu seinen früheren Herren, dem geizigen Blinden und dem noch geizigeren Kirchenmann, kommt Lazarillo bezüglich des Escudero zu dem Schluss, er sei »wirklich arm« (LT, 107). Diese wirkliche Armut ergibt sich dadurch, dass der Escudero, ein Ehrenmann, anders als der ehrlose Lazarillo nicht betteln darf. Lazarillo erbettelt ihren gemeinsamen Lebensunterhalt, bedroht sind aber beide, denn soeben hat die Ratsversammlung beschlossen, »das man alle die armen, so nicht einheimische daselbst wehren, auß der Stadt schaffen solte«, und zwar mithilfe von »staupenschlägen« (LW, 68). Nur vier Tage später sieht Lazarillo, wie man »einen gantzen hauffen bettler ordentlicher weise« durch die Stadt führt, um sie »fein sauber zur staupen zu hauen«. Dieses »spectackel« (LW, 68) jagt ihm Angst ein, schließlich ist er selbst, vor allem aber sein Herr, der Escudero, in Toledo ein »Außländer« (LW, 72), weshalb Lazarillo es von nun an »nicht mehr wagte, ungehorsam zu sein und zu betteln« (LT, 109). Die Episode endet mit der Zwangsvollstreckung, der Gerichtsvollzieher erscheint in der Wohnung des Escudero, der daraufhin das Weite sucht. Lazarillo entkommt der Justiz, weil die Nachbarn für ihn einstehen. Sein Ruf in der Bevölkerung ist hier noch intakt.

Entscheidend ist hier jedoch nicht die Disziplinierung der Armen, sondern die Verkehrung des Verhältnisses von Herr und Knecht: »Für gewöhnlich werden doch die Herren von ihren Dienern verlassen. Bei mir war es umgekehrt: Mich ließ mein Herr im Stich und machte sich auf und davon« (LT, 131). Anschaulich wird in dieser Inversion, inwiefern das alte, ständische Modell des Dienstverhältnisses, das auf Unfreiheit beruhte, einer neuen Realität weichen muss, nämlich der Lohnarbeit, die sich ja gerade durch Freiheit definiert. Die doppelte Freiheit oder Ungebundenheit der Lohnarbeit besteht einerseits in der Vertragsfreiheit, die es Beschäftigten ermöglicht, sich selbst einen Herrn zu suchen und ein Dienstverhältnis unter Umständen auch aufzukündigen; andererseits in der Freiheit von

Produktionsmitteln zur eigenen Reproduktion und also in der unbedingten Notwendigkeit, die Arbeitskraft zum Preis eines Lohns verkaufen zu müssen, unter welchen Bedingungen auch immer. Natürlich setzte sich Vertragsfreiheit beim Abschluss von Arbeitsverträgen formell europaweit erst in einem langwierigen Prozess durch. Nach der weitgehenden Aufhebung der Leibeigenschaft im Spätmittelalter waren außerhalb der Zünfte Maximallöhne und Vertragsdauer der Dienstverhältnisse in regional unterschiedlichen Taxordnungen festgelegt.²¹ Der Pikaroroman beschreibt Vertragsfreiheit jedoch als faktisch durchaus existent: Der Pikaro entscheidet sich jederzeit selbst, ob er einen Herrn verlässt oder nicht und zu welchen Konditionen er sich auf ihn einlässt. Diese Freiheit ist für ihn aber eng mit seiner Armut verknüpft. Nur ein Element seiner Armut ist natürlich die geringe »Bezahlung« (»los pagamentos«, LT, 122 f.) – die Streiche oder Schelmenstücke, die Lazarillo unternimmt, um seinen Hunger zu bekämpfen, sind insofern als eigenmächtige Ergänzung des Lohns zu verstehen. Wie der Roman zeigt, besteht die Armut der Lohnarbeit aber zugleich in einer Armut am Sozialen, im virtuellen Pauperismus seiner prinzipiellen Lebensform: Denn während Lazarillo einerseits niemandem gehört, gehört er andererseits auch niemandem an. Er lebt »mit mir« (»comigo«, LT, 81), wie der Text zuspitzt, als zur Person geronnene Sorge um die eigene Existenz. Was bleibt, ist ein Leben, das durch kein symbolisches und kein soziales Kapital mehr geschützt wird. Lazarillos von der einen Seite abenteuerlich, von der anderen Seite prekär erscheinende Einsamkeit ist ganz und gar auf den Verkauf der eigenen Arbeitskraft angewiesen und befindet sich dabei in erbitterter Konkurrenz zu all den anderen Abenteurern des freien Markts.

Der Realismus des pikaresken Romans ist deshalb nicht einfach darin zu verorten, dass er das komische Stilregister der »niedereren« Genres immer wieder unterläuft, sondern vor allem in der Art und Weise, in der er dem virtuellen Pauperismus der Lohnarbeit strukturell zur Darstellung verhilft.²² Dieser prägt den Roman nicht nur in seiner situativen Rahmung als Bewerbungsschreiben und in der Erfahrung einer negativen Freiheit, sondern bis in die Tiefe seiner narrativen Form. Im *Lazarillo* ist das schwankförmige Erzählen des Spätmittelalters in eine lineare Abfolge von Episoden überführt, die immer demselben Muster folgen: Suchen und Finden eines neuen Arbeitgebers, Streiche bei dem neuen Arbeitgeber bzw. Methoden

21 Vgl. dazu insgesamt die Anmerkungen in der Einleitung dieser Arbeit; insbesondere Blickle, *Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten*; sowie Pierson, *Das Gesinde*, 39–57.

22 Zu einer Kritik an Auerbachs Ignoranz gegenüber der Pikareske vgl. Alexander Parker, *Literature and the Delinquent. The picaresque novel in Spain and Europe*, Edinburgh 1967, 25–27.

zur eigenmächtigen Ergänzung des Lohns, Kündigen oder Gekündigt-Werden. Wichtig für diese Form ist natürlich das Schema des ›Dieners vieler Herren‹ – ein durch die Renaissance-Übersetzung von Apuleius' *Goldenem Esel* in die Neuzeit transferiertes narratives Muster.²³ Zwar verknüpft sich die Darstellung der Arbeit im *Lazarillo* durchaus auch mit der Klage über die »Plackereien« (»mis fatigas«), das »Ungemach« (»mis trabajos«) und sein »mühseliges Leben« (»mi trabajosa vida«, LT, 86 f.), die sich dem Protagonisten entweder in schlaflosen Hungerphantasien oder rückblickend aus einem Zustand der Erschöpfung darstellen und sich mit Todessehnsucht verknüpfen (LT, 92 f.). Entscheidend ist aber die Einschreibung des Themas der Lohnarbeit in die episodische Form des Romans, denn weniger als die Arbeit selbst fokussiert der Roman die Kontingenz der Arbeitssuche und die Aushandlung der Anstellungen. Szenen der Kündigung und des Vertragsschlusses durchziehen den Text: Nach vier Jahren als Wasserverkäufer, die in einem einzelnen Satz abgehandelt werden, teilt Lazarillo seinem Herrn mit, er »wolle diese Arbeit nun nicht mehr länger machen« (LT, 153). Als der Blinde Lazarillo auf die Straße setzt, lässt er ihn wissen: »Lazaro, von heute ab gehörst du dir und nicht mehr mir. Such dir einen andern Herrn [...]« (LT, 77). Kündigen oder Gekündigt-Werden: Das sind die einzigen Optionen, die dem Ausgang der jeweiligen Episode offenstehen. Die Arbeit als Justizhelfer scheint ihm schon bald »recht gefährlich«, also »kündigte ich darüber das Amt auf« (»Con esto renegué del trato«, LT, 154 f.). Zwar werden diese Kündigungsmomente in einer Semantik der aufgegebenen Herrschaftstreue, der Abtrünnigkeit dargestellt (»reneguar«: fluchen, verleugnen, sich lossagen, abtrünnig werden). Die ständige Wiederholung und Alltäglichkeit dieses Vorgangs genauso wie der gelegentliche Verweis auf formelle oder informelle Vereinbarungen und Abmachungen (›trato«: Vereinbarung, Abmachung) erlauben es jedoch, von Lohnarbeit zu sprechen. Eben gegen die immer nur episodische Natur aller Arbeitsverhältnisse begehrt Lazarillo auf, indem er die ehrlose, aber auskömmliche Position als Ausrufer zu rechtfertigen und zu stabilisieren trachtet. Die Annahme des königlichen Amts und der problematischen sozialen Konstellation kann als

23 Vgl. Michael Zappala, »The *Lazarillo*: Source – Apuleius or Lucian – and Recreation«, in: *Hispanofila* 97 (1989), 1–16. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts, also parallel mit den Pikaroromanen, wird der *Goldene Esel* auch ins Deutsche übertragen, vgl. Johann Sieder, *Sehr liebliches, kurzweiliges und künstliches vnd nützliches Gedicht Lucij Apuleij [...]*, Frankfurt a. M. 1605. Zur Rezeption auch bei Grimmelshausen vgl. Birgit Plank, *Johann Sieders Übersetzung des »Goldenen Esels« und die frühe deutschsprachige Metamorphosen-Rezeption: ein Beitrag zur Wirkungsge-schichte von Apuleius' Roman*, Tübingen 2004, 190–222. Als Arbeitstier schlechthin wird der Esel im *Guzmán* zur Allegorie der tierischen Degradierung der Arbeiter (vgl. LG, 159–168).

Zurückweisung einer rein monetären Ökonomie der Lohnarbeit und der damit verbundenen Freiheit gewertet werden. Mit dem königlichen Amt und dem zwielichtigen Verhältnis seiner Frau zum Erzpriester findet er sein prekäres Glück in einer Lebensform, die sich für soziale Bindung und gegen die negative Freiheit der Lohnarbeit entschieden hat.²⁴

In der Forschung wurde Lazarillo häufig als ›halber Außenseiter,‹²⁵ als Vertreter eines Standes von marginalisierten Outcasts verstanden: der Vaganten, Bettler und Huren, deren Randständigkeit in der Frühen Neuzeit die Exklusion etwa von Leprakranken ersetzt habe.²⁶ Eine kritische Lektüre kommt aber nicht an der Beobachtung vorbei, dass diese marginalisierte Schicht im Roman einen großen Teil der Gesellschaft ausmacht und dass die Ränder der Exklusion bis ins Innere des sozialen Zusammenhalts reichen. Weil aber die Durchsetzung von Lohnarbeit in der Frühen Neuzeit mit der Diffamierung der arbeitenden Armen als ›Vaganten‹ einhergeht, wäre es falsch, diese Diffamierung zu wiederholen. Dass Lazarillo ein gewöhnlicher, nach Anstellung suchender und deshalb umherziehender Lohnarbeiter ist, wird auch daran deutlich, dass es eben solche Lohnarbeiter und Lohnarbeiterinnen sind, die ihm immer wieder aus der Klemme helfen. Dazu gehören Landhandwerkerinnen wie die »Quacksalberin« (LT, 77), die seine Wunden verbindet, oder der »Engel von Kesselflicker«, der ihm einen Schlüssel zu der Lade seines Herrn verschafft (LT, 57) und dafür Brot aus der Lade als Bezahlung bzw. »Lohn« (»el pago«, LT, 56 f.) erhält. Dazu zählen aber auch »Baumwollspinnerinnen und Mützenmacherinnen [...]«. Von dem kümmerlichen Lohn, den sie erhielten, gaben sie mir noch etwas ab, und davon konnte ich, abgezehrt, wie ich war, noch zehren« (LT, 109).

Lazarillo ist also nicht nur ein degenerierter Lazarus, sondern zugleich eine Phantasmagorie der Lohnarbeit als Form.²⁷ Die Perspektive der freien

24 So hier auch Maiorino: »Lázaro de Tormes proved that poverty could not be overcome without loss of freedom«, Maiorino, *At the Margins of the Renaissance*, 111.

25 Claudio Guillén, »Zur Frage der Begriffsbestimmung des Pikaresken« (1961), in: Helmut Heidenreich (Hg.), *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*, Darmstadt 1969, 375–396, hier: 385.

26 So etwa die auf die einflussreichen Thesen des spanischen Sozialhistorikers José Antonio Maravall aufbauende Arbeit von Anne J. Cruz, *Discourses of Poverty: Social Reform and the Picaresque Novel in Early Modern Spain*, Toronto u. a. 1999, 3–39.

27 Marx spricht von der »phantasmagorischen Form« (MEW, 23, 86) in Zusammenhang mit dem Warenfetischismus. Als phantasmagorische Form ließe sich die Pikareske jedoch nicht nur deshalb fassen, weil die Produktionsverhältnisse immer wieder in der Warenform verschwinden, sondern auch deshalb, weil in ihr die Unfähigkeit, das Neue zu erfassen, auf die Notwendigkeit trifft, ihm dennoch Ausdruck zu verleihen. Vgl. Walter Benjamin, *Das Passagenwerk*, hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1982, Erster Band, 54–56, Zweiter Band, 1257 f.

Arbeit inauguriert im Pikaroroman zwar einen satirischen Blick auf die ständische Semantik der Ehre und ihre festgefahrenen Hierarchien. Als Gegenmodell bleibt ihr aber nur die Nacktheit abenteuerlicher Proletarisierung, an die Stelle der Ehre (»honra«) tritt auch im Spanischen nichts als die Verehrung bzw. der »Verdienst« (»honradamente«, LT, 151). Der Roman enthält insofern keinerlei ethischen Horizont und keinerlei politische Utopie jenseits der Mühe um die Rechtfertigung der eigenen Existenz. Die politische Schwäche seiner ökonomischen Form zeigt sich im *Lazarillo* schließlich darin, dass der Protagonist zur Komplizenschaft mit der Justiz gezwungen ist. Die so losgetretene Gattungsgeschichte kreist dann um diese Schnittstelle zwischen einer am Kollektiv orientierten Semantik und einer individualistischen ökonomischen Rationalität. Die infame Welt der Bettler und Vaganten wird dabei zum Einfallstor und Herkunftsmilieu der modernen Lohnarbeit, deren doppelte Freiheit einen wachsenden Anteil der Gesellschaft kennzeichnet und im Pikaroroman die grundlegenden narrativen Koordinaten einer gesamten Gattung geprägt hat.

Guzmán de Alfarache (1599/1604): Topos und Typos, Pöbel und Pikaro

Im zunächst verbotenen, dann zensierten *Lazarillo* ist von einem Pikaro oder Schelm noch nicht die Rede, ein halbes Jahrhundert später lässt Mateo Alemáns *Guzmán de Alfarache* (1599/1604) dagegen von Anfang an keinen Zweifel daran, »daß der Gegenstand dieses Buches ein Schelm [picaro] ist« (GA, 73).²⁸ An der Begriffsgeschichte des Wortes lässt sich nicht nur die poetologische Distanz zwischen *Lazarillo* und *Guzmán* ermessen, sondern das Unehrllich-Werden arbeitender Armut konkret ablesen: Zu Beginn des 16. Jahrhunderts bezeichnet »picaro« im Spanischen noch nichts Verwerfliches. Abgeleitet von »picar« (schneiden, hacken, picken) taucht es anfänglich im Kontext von Küchenarbeiten auf (»picaro de cocina«: der Küchenjunge) und wird dann lange Zeit allgemeiner für Korbträger, Laufburschen, Gelegenheitsarbeiter und Gehilfen verwendet. Noch Alemáns Gusman ist zunächst Küchenjunge. Wo das Wort »Picaro« auftauchte, handelte es sich »um ehrliche, wenn auch niedere Berufe«, und sogar Kleiderordnungen formulierten Vorschriften für »Picaros.«²⁹ Erst in der zweiten Hälfte des Jahr-

²⁸ Mateo Alemán, *La obra completa 3: Guzmán de Alfarache*, hg. von David Mañero Lozano, Sevilla 2014, 31.

²⁹ Vgl. Joan Corominas, »Das Wort »Picaro« (1956), in: Helmut Heidenreich (Hg.), *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*, Darmstadt 1969, 255–267, hier: 261. Im Deutschen trifft das Wort dann auf die Bezeichnung radikaler Hussiten als »Pikarden« und bleibt so

hunderts gewinnt die Bezeichnung etwas eindeutig Pejoratives, der Pikaro ist nun eine Gestalt der Delinquenz, wobei häufig Assoziationen zu Figuren des Geldverleihers und Wucherers eine Rolle spielen.³⁰ Auch für Alemáns Roman ist dies zentral: Gusmans Vater, ein Genuesischer Händler, gerät als Wucherer, Geldwechsler und Ehebetrüger in Verruf.³¹ In diesem pejorativen Sinn schreibt sich der Begriff in den Pikaroroman ein. Wenn der Ich-Erzähler sich selbst gleich zu Beginn als Pikaro bezeichnet, steht seine Verwerflichkeit also bereits fest.

Dabei zeigt sich in Alemáns *Guzmán* exemplarisch, dass der literarische Pikaro eine zum poetologischen und politischen Pöbel symmetrische Figur darstellt. Intradiegetisch versucht Gusman, seinen Vater gegen die »Meinung und Rede des Pöbels« (»la opinión y voz del vulgo«, GA, 93)³² zu verteidigen, doch der schlechte Ruf seines Vaters und damit seine eigene unehrlche Abkunft zwingen ihn letztlich zu einer Namensänderung. Paratextuell unterscheidet der Roman neben Widmungen und Elogen eine Vorrede »An den Pöbel« (»Al vulgo«, GA, 70) von einer Vorrede »an den Verständigen Leser« (»al discreto lector«, GA, 72).³³ Pöbel heißt hier also das schlechte Publikum, eine Figur der falschen Lektüre. Laut Roger Chartier bildet die Spaltung der beiden Vorreden den prägnanten Ausdruck für ein Publikum, in dem die »Ungebildeten« bereits einen »großen Markt« für Druckerzeug-

mit einem böhmischen Kontext verbunden, vgl. Alberto Martino, »Die Rezeption des *Riconete y Cortadillo* und der anderen pikaresken Novellen von Cervantes im deutschsprachigen Raum (1617–1754)«, in: *Daphnis* 34 (2005), 23–135, 88–90.

30 Corominas zufolge wurden als Picaros nämlich auch eingewanderte deutsche und flämische Bankiers diffamiert, deren Ruf auf ihre Nachbarn in der französischen Provinz der Pikardie abfärbte. Gleichzeitig erinnert er daran, dass das italienische Wort »impicare« (aufhängen) dazu führte, dass »picardia« im italienischen Sprachraum auch als Bezeichnung des Galgens verbreitet war. Vgl. Corominas, »Das Wort »Pikaro«, 258. Einiges erinnert dabei also an den Begriff des »Judenspießes« und seine Assoziation mit Scharfrichter und Pickelhering im Deutschen. Pickelhering wie Pikaro: Beide sind mit einem Speiß oder eben einer Pike, jedenfalls mit einer Waffe verbunden, wenn auch im Falle des Pickelhering nicht etymologisch. Tatsächlich widmet sich Gusman, wie ehemals sein Vater, im zweiten Teil des Buches dem Geldhandel.

31 Gemeinsam mit dem Hinweis, dass er aus dem Osten stamme, diene diese vermutlich jüdische Herkunft Gusmans als wesentliches Indiz dafür, im Schicksal der *Conversos*, der getauften Juden, das zentrale Thema der Pikareske zu identifizieren. Vgl. Americo Castro, »Perspektive des Schelmenromans« (1935), in: Helmut Heidenreich (Hg.), *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*, Darmstadt 1969, 119–146. Alemán selbst war jahrelang in der königlichen Finanzverwaltung als Steuereintreiber und Buchhalter des Rechnungsamts angestellt, saß aber auch mehrmals im Schuldgefängnis ein und wurde 1594 kurzzeitig wegen des Verdachts auf Veruntreuung inhaftiert.

32 Alemán, *Guzmán*, 55.

33 Ebd., 27, 29.

nisse bilden. Die Unterscheidung von *vulgo* und *discreto* sei eine im Spanischen *Siglo de Oro* typische »literarische Rhetorik«, welche die Ungebildeten »brandmarken« soll, deren Bedeutung sich jedoch gerade darin beweist, dass dies notwendig wird. Die »Existenz eines solchen Publikums gewöhnlicher Leute (*vulgo*) hat nun selbst die Strategien zur Abfassung gebildeter Werke beherrscht.«³⁴ Die beiden Vorreden des *Guzmán* offenbaren deshalb die Widersprüchlichkeit dieser Brandmarkungsversuche.

Bemerkenswert ist nämlich, dass der Fehler des Pöbels ausgerechnet in der Überbewertung der Fiktion besteht: Er achtet die »Fabel« (GA, 71), nicht aber die »Moral« (GA, 73). Der Pöbel wird dadurch indirekt zu einer Instanz der Verleumdung: Er bringt das Buch und seinen Autor in Verruf, indem er sich mit dem Helden allzu sehr identifiziert, die Lehren des Erzählers hingegen, nämlich die Warnung vor dem Lebenswandel des Pikaro, ignoriert. Der Vorredner des Romans bemüht sich also um die Delegation der Unehrlichkeit des Pikaro an die imaginäre Figur des Pöbels. Wie heikel dieses Unterfangen ist, zeigt jedoch die zweite Vorrede. Nun spricht der Vorredner in einer Geste der Demut von seinem eigenen »ungehobelten Verstand«, beklagt seine »wenigen Studien« (GA, 72) und imitiert schließlich die *humilitas*-Formel Lazarillos: »kein Buch gerate so schlecht, als daß man nicht etwas Gutes darin fände; vielleicht steht so mein guter Eifer für das Versagen meines Verstandes ein« (GA, 72). Für »den Verständigen«, räumt er ein, ist ein solches Vorwort eigentlich unnötig: »Du aber, der du profitieren möchtest, an den ich eigentlich beim Schreiben dieses Werkes dachte [...]« (GA, 72) – niemand anderes als der zuvor noch verdammte Pöbel, der unverständige Leser, ist in der zweiten Vorrede als eigentlicher Adressat des Romans angesprochen. Es sind die Armen an Verstand, die sich im Roman ebensolchen mitteilen, das zumindest ist die Fiktion des Paratextes. Die vorherige Vorrede erscheint damit nurmehr als Parodie der bereits zur Konvention gewordenen Abfertigungen des Pöbels, als ironische Mimikry des auktorialen Diskurses.³⁵

Als Gusman am Ende des Romans als verurteilter Verbrecher auf der Galeere arbeitet, gelingt es dem Protagonisten schließlich, seine Unehrlich-

34 Roger Chartier, »Populärer« Lesestoff und »volkstümliche« Leser in Renaissance und Barock«, in: ders./Guglielmo Cavallo (Hg.), *Die Welt des Lesens: von der Schriftrolle zum Bildschirm*, Frankfurt a. M. u. a. 1999, 397–419, hier: 413 f.

35 In einer weiteren »Erklärung zum Verständnis dieses Buches« (GA, 74 f.) wird das Thema der Unwissenheit schließlich auf die Fabel des Romans übertragen, die ja beweist, »daß viele Unwissende verurteilt werden« und entweder auf der »Galeere« oder auf der »Galgenleiter« (GA, 74) enden, ein Schicksal, das auch Gusman widerfahren soll, wie bereits angekündigt wird. Vgl. zum Vorwort und zur Adressierung des Pöbels auch Cruz, *Discourses of Poverty*, 113–115.

keit loszuwerden, wobei sich die Symmetrie von paratextuellem Pöbel und literarischem Pikaro, von Topos und Typos, Rede- und Sozialfigur, noch einmal erweist: Zu Unrecht wird Gusman auf den Galeeren des Diebstahls beschuldigt. In dieser Situation kommen ihm Pläne anderer Häftlinge für eine Meuterei gelegen. Er verrät den Umsturzversuch seiner Mithäftlinge, deren Rädelsführer werden zur Strafe »von vier Galeeren auseinandergerissen« (GA, 844), Gusman dagegen hat seine Ehrlichkeit zurückgewonnen und kommt frei. Mit dem Verrat der Meuterei hat er einen »Punkt und Schlußstrich unter diese Kette von Mißgeschicken« (GA, 845) gesetzt, die sein Leben bisher dargestellt hatte. Zunächst durch Reue und Bekehrung, dann durch Verleumdung und Verrat befreit sich Gusman von seiner Schuld. Nur indem er seine Mitgefangenen verrät, kann er sich seiner Unehrllichkeit, seiner pikarischen Natur entledigen. Beim Versuch, seine eigene Unschuld zu beweisen, verleumdet Gusman den Rest. Er wird damit zu jener Stimme der Verleumdung, die zuvor noch Pöbel genannt wurde. Der infame Pöbel der Vorrede, der sich mit den Pikaros zu sehr identifiziert, ist das poetologische Pendant zum fiktionalen Kollektiv der Pikaros, dem Stand der Schelme, und »es gibt keinen verbreiteteren Stand als den der Schelme« (GA, 264), den »Auswurf der Menschheit« (GA, 263). Der paratextuelle Pöbel transferiert das latent über dem Pikaro schwebende Urteil auf ein abstraktes und variables Kollektiv.

Gusmans Verrat zeigt nebenbei, dass der Pikaro als ehrliche und exemplarische Natur nicht existieren kann, denn die Unehrllichkeit bildet das Fundament, die narrative Logik seiner literarischen Stimme. Die Stimme der Verleumder des Vaters, des Pöbels, hat sich in die Stimme des erzählenden Pikaro gemischt und die Selbstverleumdung zur paradoxen Voraussetzung seiner Gesellschaftskritik gemacht. Anders als im *Lazarillo* kann sich diese nicht mehr als apologetische Rede entfalten, sondern sie wird zur Bekenntnisrede eines reuigen Sünders. Die Funktion der Bekehrung besteht in der Verdopplung der Perspektive: Das satirische Erzählen von unten wird ergänzt durch die retrospektive Selbstkritik und einen überwachenden Blick von oben.³⁶ Der Spielraum für Kritik, den diese chiastische Perspektive eröffnet, wird bezahlt durch radikale Selbstverurteilung. Da sich die subalterne Rede Gusmans von Anfang an als Mimikry an die Sprache der Herrschenden etabliert hat, kann sich seine Ehrlichsprache

36 Im Untertitel zum zweiten Teil des Romans nennt Alemán seinen Erzähler entsprechend einen »Wächter über dem menschlichen Leben« (GA, 403). Zur Perspektive des Schelmenromans vgl. auch die kanonische Abhandlung von Francisco Rico, *The Spanish Picaresque Novel and the Point of View*, Cambridge 1984.

nur durch die Affirmation dieser Sprache vollziehen. Dafür, dass der angekündigte dritte Teil, der das neue, ehrliche Leben Gusmans schildern sollte, nicht mehr erschien, lassen sich insofern generische Gründe angeben: Ehrliche Pikaros wären ein Oxymoron.

Schamhafte und Schamlose Armut

Ist *Guzmán de Alfarache* auch nicht mehr die Apologie eines unehrlichen Lebens, sondern das Bekenntnis eines Sünders und Verbrechers, so teilt sein Protagonist mit Lazarillo nichtsdestoweniger die unehrliche Lebensform. Allerdings wird die Befreiung von Ehre im *Guzmán* durchaus affirmativ dargestellt: »O wie lastet das Gewicht der Ehre! [...] Wenn man mit dem Pöbel [el vulgo] reisen muß, ist sie eine der größten Qualen« (GA, 218 f.).³⁷ Interessanterweise enden die Abschnitte zur Ehre ausgerechnet mit einer Attacke auf die Handwerkerlehre (vgl. GA, 234). Der Widerspruch, den der Roman diesbezüglich satirisch entfaltet, ist jener zwischen den traditionellen Ehrbegriffen der spanischen Gesellschaft bzw. der christlichen Lehre, auf die sie sich offiziell beruft, einerseits und ihrer tatsächlichen Kommerzialisierung andererseits, denn die gesamte Gesellschaft, die Alemán vorführt, denkt in den Gesetzen der Geldwirtschaft.

Gusman wird jedoch als einer gezeichnet, der nicht nur alle Ehre, sondern auch alle Scham verloren hat.³⁸ Während die Ehre lächerlich geworden ist und unzeitgemäß erscheint, stellt sich Scham im Roman als das Humane und Unverzichtbare dar. Wird der Verlust der Ehre begrüßt, so wird der Verlust der Scham als ultimatives Zeichen der Verworfenheit Gusmans gewertet. Um seine eigene Bettelei zu rechtfertigen, unterscheidet Gusman »zwei Arten der Bedürftigkeit: eine unverschämte, die sich selber einlädt und ankommt, ohne gerufen zu sein; und eine andere, die auch, wenn sie geladen ist, nur auf Rufen und Bitten kommt« (GA, 309). Während schamlose Armut angeklagt wird, sind höfliche Armut und

37 Alemán, *Guzmán*, 181. Im Hinblick auf die Ehre erlaubt die Ehrlosigkeit von Pöbel und Pikaro den Hinweis darauf, »dass wir alle Menschen sind und Verstand besitzen« (GA, 223), und damit auf die kontingente und ungerechte Verteilung von gesellschaftlichem Reichtum: »wer gibt den einen die Ehre, die er den anderen nimmt?« (GA, 229). Die Gleichheit des Menschen lässt sich dabei am Leichtesten religiös als Gleichheit im Verhältnis zu Gott begründen: »Gott halte uns in seiner Hand, damit wir nicht in andere oder gleiches Elend fallen, denn wir alle sind Menschen« (GA, 96).

38 »Meine Scham, die ich anfangs wegen der Rückkehr hatte, verlor ich unterwegs: weil ich zu Fuß ging und solche Schmerzen litt, konnte ich sie nicht länger tragen.« (GA, 216)

schamhafte Bettelei in Wahrheit sogar ein »wahrer Reichtum« (GA, 309). Die Unterscheidung zwischen schamhafter und schamloser Bettelei stellt eine für die Moderne bedeutende Wendung der Unterscheidung von ehrlicher und unehrlicher Armut dar, insofern sich in ihr der Klassencharakter karitativer Praxis besonders klar darstellt.³⁹ Vor allem in Bezug auf die Sichtbarkeit von Armut hat die Scham eine Schlüsselfunktion: Die Scham ihrer Subjekte garantiert die Unsichtbarkeit der Armut einer Gesellschaft.⁴⁰

Dabei verschiebt sich im Vergleich zu *Lazarillo* auch die Darstellung der Lohnarbeit. Denn anders als sein Vorgänger ist Gusman schon zum Schelm geworden, bevor er überhaupt seine erste Anstellung findet. Zwar muss auch Gusman sich »gegen Lohn verdingen« (GA, 213), hofft auf ein »sicheres Einkommen« (GA, 236), ist deshalb immer auf der Suche nach Arbeit, arbeitet aber oft »ohne Lohn, edelmütig wie ein Sperber« (GA, 236). Und auch er arbeitet nicht zuletzt, »damit ich nicht wie andere als Vagabund bestraft wurde« (GA, 217).⁴¹ Anders als im *Lazarillo* wird Gusmans Hang zum Stehlen jedoch nicht als Konsequenz seiner Not, als notwendige Ergänzung seines Lohns beschrieben. Vielmehr ist es in der Regel die Verwöhnung Gusmans in als auskömmlich geschilderten Dienstverhältnissen, aus der seine Neigung zum Spielen und Stehlen recht unvermittelt hervorbricht, wodurch sich die Sündhaftigkeit seiner Natur und die Verderbenheit seines Charakters offenbart. Immer wieder übersetzt der Ich-Erzähler sein ökonomisches Schicksal zurück in die Tugendlehre: Selbst die Entlassung scheint ihm als gerecht, weil eben kein »Diener des Lasters ohne Strafe und Schande« (GA, 300) davonkommt. Der bekehrte Gusman hat seine Schuld verinnerlicht und deshalb ist seine Selbstverurteilung die ganze Zeit in die Stimme seiner Ich-Erzählung eingelagert. Diese schamhafte Verinnerlichung der Schuld, die dem polizeilichen Blick durch Unterwerfung zuvorkommt, vollendet sich in Gusmans Verrat seiner Mithäftlinge auf der Galeere. Wollte man diese Verpolizeilichung der erzählenden Stimme als Urszene moderner literarischer Subjektivität deuten, so bliebe

39 Vgl. Geremek, *Geschichte der Armut*, 34.

40 Hierzu Sighard Neckel, *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*, Frankfurt a. M. 1991.

41 Die episodisch erzählten Dienstverhältnisse beschränken sich im Wesentlichen auf eine Reihe von Anstellungen im zweiten und dritten Buch des ersten Teils: bei einem Gastwirt, einem Koch, einem Hauptmann, einem Kardinal, und schließlich beim französischen Botschafter. Danach häuft Gusman zunächst als Räuber, dann als Händler und »Wucherer« (GA, 703) Vermögen an. Er befreit sich also vorübergehend von der Abhängigkeit der Lohnarbeit, indem er das Geschäft seines Vaters fortführt.

festzuhalten, dass es sich hier um den Inbegriff eines unpolitischen Subjekts handelt. Zwar war bereits Lazarillo zur Komplizenschaft mit der staatlichen Justiz mehr oder weniger gezwungen, doch konnte er seine Wahl immerhin noch erklären und rechtfertigen. Gusmans Rechtfertigung dagegen gerät zur Selbstanklage und zur generalisierten Diffamierung seines eigenen Stands.

Lohn und Strafe bei Albertinus

In die deutschsprachige Literatur findet die Pikareske auf der Grundlage weiterer Transformationen Einlass. Die erste publizierte Übersetzung des *Lazarillo* folgt dem *Lazarillo castigado*, seiner zensierten Variante.⁴² Der gekürzte *Lazarillo* wird nämlich als eine von zwei »lächerliche[n] Historien« gedruckt, neben der *History von Isaac Winckelfelder und Jobst von der Schneid*.⁴³ Dabei handelt es sich um die Übersetzung der Cervantes-Novelle *Riconete y Cortadillo* (1612), die jedoch von Sevilla nach Prag versetzt wird. Durch beide Geschichten sollen die Leser, so die Vorrede, »abgeschreckt« und »gewarnet werden [...] vor müssiggehendem Gesind«. Dabei ist Lazarillo »etwas mehr zuloben«,⁴⁴ weil er sich mit der Zeit gebessert habe. In Zusammenhang mit der Frage der Ehre schreibt sich auch der »Pöbel« einmal mehr in die Übersetzung ein, nämlich in jener Beleidigungsszene, von welcher der Escudero berichtet: Ein »Handwercks Mann« habe ihn »Juncker« genannt, »gleich als wan ich aus dem Pöfel / vnd ein loser Raup were wie du.«⁴⁵ Erneut wird die Symmetrie von Pöbel und Pikaro deutlich und am Pöbel eine Gefahr sozialer Entdifferenzierung sichtbar, zugleich aber die Spur eines Konflikts zwischen städtischen Handwerkern und aristokratischer Oberschicht kenntlich, deren Ehrauffassungen unvereinbar sind. Literaturhistorisch blieb diese *Lazarillo*-Übersetzung jedoch weniger wirkmächtig als die *History von Isaac Winckelfelder und Jobst von der Schneid*, die sich großer Popularität erfreute und mehrere Neuauflagen erlebte, etwa 1724 mit einer Reihe von Holzschnitten, die an einer fortschreitenden Stereotypisierung von Räuberfiguren arbeiten.⁴⁶

42 Zur Geschichte der spanischen Zensur des Buches, die auch für Alemáns erzählerische Manöver motivierend gewesen sein dürfte, vgl. Hans Gerd Rötzer, *Der europäische Schelmenroman*, Stuttgart 2009, 23–25.

43 Niclas Ulenhart, *Zwo kurtzweilige / lustige / und lächerliche Historien* [...], Augsburg 1617.

44 Ebd., vij^r.

45 Ebd., 149. Im Original verhöhnt er den Handwerker als »don villano« (LT, 118).

46 Zur Übersetzung der Cervantes-Novelle vgl. Werner Beck, *Die Anfänge des deutschen*

Wegbereitend für die deutschsprachige Romangeschichte war jedoch die Übersetzung des *Guzmán de Alfarache*. Der 1604 publizierte, zweite Teil des Romans befand sich bei Alemán in einem komplexen Konkurrenzverhältnis mit einer 1603 von Juan Marti herausgegebenen, nicht autorisierten Fortsetzung.⁴⁷ Aegidius Albertinus (1560–1620) hat in *Der Landstörtzer: Gusman von Alfarache oder Picaro genannt* (1615) den ersten Teil von Alemán übersetzt, in radikal gekürzter und frei bearbeiteter Form, sich in der ebenso selektiven Übersetzung des zweiten Teils jedoch an Juan Marti orientiert.⁴⁸ Er nimmt zudem weitere Anleihen bei Hippolytus Guarinonius (1571–1654), aus dessen theatralischen Episoden er eine Passage über Gusman als Komödiant gestaltet, wobei sich eine Konvergenz von Pikaro und Pickelhering bzw. komischer Figur zeigt: Als »Gusmändl« (LG, 454) übernimmt der Protagonist bei italienischen Schauspielern die Rolle des Dieners von Pantalone, also des Harlekin.

Albertinus kombiniert jedoch nicht nur den ersten Teil von Alemán mit dem zweiten von Marti, er fügt schließlich einen weiteren, gänzlich didaktischen Teil selbst hinzu. Gusman selbst kommt in diesem letzten Teil kaum noch zu Wort. Für ihn übernimmt ein Einsiedler das Erzählen und unterweist den reuigen Helden einer radikalen »disciplinirung deß Fleisches« (LG, 569). Gusman wechselt also von der Seite des Erzählens auf die Seite der Rezeption, gemeinsam mit dem Leser muss er sich die Pilgerregeln und Tugendlehren des Einsiedlers anhören. Dessen Lehren bedienen sich eines ökonomischen Vokabulars im Sinne der Hausväterliteratur.⁴⁹ Die ironisch

Schelmenromans. Studien zur frühbarocken Erzählung, Zürich 1957, 110–174; Araceli Marín Presno, *Zur Rezeption der Novelle »Rinconete y Cortadillo« von Miguel de Cervantes im deutschsprachigen Raum*, Frankfurt a. M. 2004; Alberto Martino, »Die Rezeption des *Rinconete y Cortadillo*«, ders., »Die Rezeption des *Lazarillo de Tormes* im deutschen Sprachraum (1555/62–1750)«, in: *Daphnis* 26 (1997), 301–399. Zur Cervantes-Rezeption insgesamt auch Marc Späni, *Poetische Gärtner und phaetonische Himmelsflieger: Formen poetologischer Reflexion im niederen Roman des 17. Jahrhunderts*, Bern u. a. 2004, 114–123.

47 Zu einem Vergleich Rosemarie Tscheer, *Guzmán des Alfarache bei Mateo Alemán und bei Juan Marti. Ein Beitrag zur Gegenüberstellung der authentischen und apokryphen Fortsetzung*, Frankfurt a. M. 1983.

48 Zur Guarinonius-Entlehnung vgl. M. A. Katritzky, »Comic Stage Routines in Guarinonius Medical Treatise of 1610«, in: Robert Henke/M. A. Katritzky (Hg.), *European Theatre. Performance Practice, 1580–1750*, London/New York 2014, 363–378; sowie M. A. Katritzky, *Healings, Performance and Ceremony in the Writing of Three Moderne Physicians. Hippolytus Guarinonius and the Brother Thomas and Felix Platter*, Ashgate 2012, 269–272.

49 Diszipliniert werden nicht nur die Organe und äußeren Glieder des Leibes, sondern eben insbesondere der »sinnliche appetit«, die »passiones« und das »jernerliche Gesindt deines Hertzens«. Als Vergleich dient die »doppelte Polickey« (LG, 581–584) von religiösem und weltlichem Regiment. Albertinus hat selbst eine *Hauspolickey* (1601/2) verfasst.

balancierende Erzählweise Alemáns wird damit in eine antithetische Gegenüberstellung von sündigem Lebenswandel und gottesfürchtiger Pilgerschaft unterteilt, der Pikaro ist endgültig zu einer Exempel-Figur geworden. Zwar hat sich Gusman bereits bei Alemán am Ende bekehrt, doch seine Konversion blieb auf die formale Schließung der biographischen Perspektive beschränkt, wurde äußerst kurz geschildert und war zudem von wenig erbaulichem Charakter. Bei Albertinus wird zunächst durch ständige didaktische Einschübe die gesamte Erzählerrede vereindeutigt, bis Gusmans Ringen um irdische Rechtfertigung durch die Figur des Einsiedlers schließlich an ein überirdisches Prinzip zurückgebunden wird. So entsteht ein Roman mit unzähligen didaktischen Digressionen und einer Tendenz zur Minimierung der Fabel, wobei der Text jenen enzyklopädischen Charakter gewinnt, der für den barocken Roman durchaus typisch sein wird.

Beispielhaft lässt sich diese Albertinische Transformation an der Semantik des Lohns beobachten. Auch bei Albertinus finden sich Reflexionen über den »dienst nach Besoldung« (LG, 124): »seinen Lohn« (LG, 124) zu fordern ist für den Helden ebenso alltäglich wie »beurlaubt« (LG, 135) zu werden. Eine solche konkrete Materialisierung der *fortuna* des Arbeitsmarkts erfährt der Held als »Schiffbruch« (LG, 151), der überhaupt zum Emblem der Gattung wird.⁵⁰ Einmal entscheidet sich Gusman auch,

ein Bergknap zu werden / vnd mein narung vnder der Erden zusuchen. Als ich daselbst hin kam / ward ich ein Herren arbeiter / hatte Wochentlich einen *florin* oder Gulden. Folgendts vber ein viertel Jahr arbeitete ich nach Klafftern / vnd hatte von einer jeden anfangs 12. vnd letztliche 20. fl. konte aber nichts darbey ersparen / darin ich war vnfleissig vnd faul / vnd mochte zu der nacht nit arbeiten. (LG, 451)

Die kurze Episode über seine Zeit als Bergmann zeigt exemplarisch, wie die Befragung von Lohnhöhe und Lohnform verdrängt wird. An die Stelle der Armut und Erniedrigung schaltet sich die in der Stimme des Erzählers verinnerlichte Schuld, die darin besteht, nicht auch nachts noch zu arbeiten. Mehr noch als bei Alemán kämpft dabei die Figur allerdings gegen ihren Erzähler. Für die Figur ist die Arbeit als »Freygrübler« (LG, 451 f.) einträglicher. Als solcher sucht Gusman auf eigenes Risiko in verlassenen Gruben nach übriggebliebenen Erzen, womit er sich aber erneut in die Illegalität begibt.

⁵⁰ So im Titelkupfer der *Picara Justina* (1605). Vgl. Rötzer, *Der europäische Schelmenroman*, 9–13.

Die Darstellung der Lohnarbeit bleibt bei Albertinus insgesamt jedoch marginal und wird überlagert durch eine andere Semantik des Lohns, nämlich des Lohns als Strafe: Wenn vom »verdienten Lohn« (LG, 117) die Rede ist, ist nicht Verdienst, sondern Vergeltung gemeint: »Wer Gott dient, der ist ohne Lohn und Vergeltung« (LG, 292).⁵¹ Oder: »nimb hin deinen lohn in dieser welt und gehe zur höllen« (LG, 294). Der »rechte und wohlverdiente Lohn« (LG, 90) ist die theologische Deutungskategorie, mit der das Unglück Gusmans nicht angeklagt, sondern als selbstverschuldet gerechtfertigt wird.

Landstörtzer und Schelme

An die Stelle der Darstellung von Lohnarbeit – ihrer Suche, ihres Verlusts, ihrer negativen Freiheit – tritt bei Albertinus die verallgemeinerte Kritik der Armut, die zu einer Rückkehr der petrinischen, heiligen Armut in den Pikaroroman führt. Müßiggänger unternehmen für den Erzähler nicht weniger, als dass sie »die Ordnung des Lebens confundiren« (LG, 351), denn: »Wie der Vogel zum fliegen erschaffen / also wirdt der Mensch geboren zur arbeit« (LG, 349), so heißt es in dem *Discurs von müßiggehern und arbeitern, wie auch von dem heiligen müßiggang*.⁵² Auch Albertinus unterscheidet dabei »Faullentzer / Stationirer vn Landstörtzer« von den »wahren Armen« (LG, 350). Der »Landstörtzer« ist damit klar auf der Seite der unwahren oder unehrlichen Armut festgeschrieben worden. Als eben solchen hat Albertinus seinen Helden jedoch bereits im Titel des Romans etabliert.⁵³

51 Zu Albertinus als Propagandist der nachtridentinischen Reformbewegung vgl. Guillaume van Gemert, *Die Werke des Aegidius Albertinus (1560–1620). Ein Beitrag zur Erforschung des deutschsprachigen Schrifttums der katholischen Reformbewegung in Bayern um 1600*, Amsterdam 1979. Sowie zur Verbindung mit Grimmelshausen Dieter Breuer, »Grimmelshausens simplicianische Frömmigkeit. Zum Augustinismus des 17. Jahrhunderts«, in: ders. (Hg.), *Frömmigkeit in der frühen Neuzeit. Studien zur religiösen Literatur des 17. Jahrhunderts*, Amsterdam 1984, 213–252.

52 Diese Formel wird von Grimmelshausen in der *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi* wiederholt (Cont., 676). Albertinus unterscheidet im Übrigen bereits systematisch einen aristokratischen Müßiggang am Hof vom Müßiggang der Armen. Die Kritik am Müßiggang ist dabei eine Kritik an der »gewonheit« (LG, 351 f.) und verweist insofern bereits auf die Hegelsche Charakteristik des Pöbels voraus. Vgl. Ruda, *Hegels Pöbel*, 117–153.

53 *Der Landstörtzer: Gusman* befindet sich dabei in auffälligem Kontrast zu dem von Albertinus mehr als ein Jahrzehnt zuvor verfassten Armentraktat *Trost der armen und Warnung der Reichen* (1602). Im Anschluss an die bei Thomas von Aquin ausgearbeitete Vorstellung, dass der Überfluss der Reichen zur Linderung der Not der Armen einzusetzen sei (der Vulgata von Lk, 11, 41 *quod superest date eleemosynam* folgend), wendet sich Albertinus gegen die Diskri-

Neben »Landstörtzer« übersetzt Albertinus das spanische »Pikaro« wahlweise auch als »Schwarack« (LG, 53 f.) oder »Bernhäuter« (LG, 77), vor allem aber als »Schelm« (LG, 67, 93, 105, 136, 234). Der deutsche Begriff des Schelms bezeichnet noch viel unzweifelhafter als der spanische des *pikaro* den Gegenstand eines polizeilichen Diskurses. Schelme entbehren im Frühneuhochdeutschen jener Niedlichkeit, die dem Begriff heute anhaftet,⁵⁴ denn der historische Begriff bezeichnet umgangssprachlich eine moralische Verdorbenheit, die letztlich auch die Tötung der Schelme rechtfertigt. Eine direkte Verbindung des Schelms mit dem Tod ist auch etymologisch überliefert, bezeichnen ahd. »skelmo, skalmo« und mhd. »schelme, schalme« doch zunächst den toten Körper, sei es als Aas, als Tierkadaver oder als im Krieg gefallener menschlicher Leichnam, wobei die Bezeichnung auch metonymisch auf Schinder und Abdecker übertragen wurde.⁵⁵ Wenn der Schelm im 16. Jahrhundert zum noch lebendigen Dieb und Betrüger, Verräter oder Verführer wird, so ist ihm die Todesdrohung nach wie vor eingeschrieben. Während der »Anlauff deß gemeinen Pöfels« den Scharfrichter bedroht und seine Legitimität infrage stellt, sind mit den Schelmen jene »bösen Buben« bezeichnet, die er exekutiert oder die sich gegenseitig ermorden.⁵⁶ Der Pikaro- oder Schelmenroman weiß des-

minierungspolitik seiner Zeit und plädiert für eine großzügige Almosenvergabe. Vgl. hierzu Italo Michele Battaferano: »Pauperismus und Theorien der Armenfürsorge. Francisco de Osuna, Aegidius Albertinus, Jeremias Drexel«, in: ders., *Glanz des Barock. Forschungen zur deutschen als europäischer Literatur*, Bern u. a. 1994, 289–337.

54 Das wird auch durch einen kurzen Rückblick auf das besprochene dramatische Material um 1600 deutlich. Bei Rollenhagen nennt der reiche Mann Porphyrius Lazarus einen »schelm« und entscheidet sich, ihm nichts zu geben. Vgl. Rollenhagen, *Spiel vom reichen Manne*, 51. Bei Jakob Ayrer finden sich Schelme wie Sand am Meer, denen durchweg der Galgen droht, nicht zuletzt, weil sie »die Arbeit fliehen« (JA V, 2869). In der *Comoedia von Jemandt und Niemand* beschimpfen sich die beiden Protagonisten sowieso als Schelme, weil sie deren letztendliches Schicksal kennen: »der Schelm muß sterben« (JN, 416). Und auch im Pyramus-Thisbe-Spiel von Damianus Türckis wird der untreue Wächter als »Schelm« identifiziert, bevor man ihn vierteilt. Türckis, *Pyramus-Thisbe*, 242.

55 Vgl. Art. »Schelm« in: Kluge (Hg.), *Etymologisches Wörterbuch*; sowie Art. »Schelm«, in: DWG, Bd. 14, Sp. 2506–2510. Auch bei Grimmelshausen sind »Schelme« »Galgenvögel« (ST, 36, 56, 390 f., 402).

56 Garzoni, *Piazza Universale*, 87. Discurs, »Von den Scharpffrichtern und Henckern«, 750, 753. Vgl. zur Unehrllichkeit des Schelms und seinem Verhältnis zum Scharfrichter auch Bauer, *Anatomie des Schelmenromans*, 38–42. Indem sich Bauer auf ein dem Mittelalter entlehntes Bild der »Schelmenschelte« bezieht, das den Schelm neben den Scharfrichter stellt, verfehlt er in meinen Augen die frühneuzeitliche Verwendung des Begriffs, die als Schelm gerade das Opfer des Scharfrichters bezeichnet, und damit die Agonalität zwischen beiden Figuren. So entsteht einmal mehr das Problem, dass im Zeichen eines vage bleibenden Unehrllichkeitsbegriffs zwischen den Opfern und den Tätern des Hinrichtungsgeschehens nicht unterschieden wird.

halb, dass manche Diebe »schon in der zarten jugendt gehenckt werden« (LG, 66) und beruft sich in gleichnishafter Form immer wieder darauf, »wie der Hencker einen vbelthäter zu höchst an Galgen führen / und jm folgenden mit dem Fuß einen stoß gibt / vnd mit schandt vnd spott von der Leiter hinab wirfft« (LG, 271). Während der Pickelhering auf der aktiven Seite des Hinrichtungsgeschehens zu verorten ist, bilden Schelme seine Opfer.

Die bescheidene pädagogische Perspektive besteht bei Albertinus nun darin, dass der Schelm dem Tod doch noch entkommen kann, und zwar durch eine radikale innere Umkehr, die jedoch nur durch die Todesdrohung bewirkt wird. Bei Albertinus entkommt Gusman seiner Hinrichtung durch Begnadigung knapp.⁵⁷ Zunächst wird die Verurteilung als konsequente Folge seines Müßiggangs geschildert: Wer »nit mag arbeiten / oder sich sonsten durch andere löbliche vnd tugentsame mittel ernehren / der wirdt [...] letztlichen ein Galgenschwengel« (LG, 421). Arbeit oder Galgen – das sind die logischen Pole, die Albertinus in der Karriere Gusmans vorführt. Als man Gusman mitteilt, man werde ihn »in die Luft verarrestiren« (LG, 493), bemerkt er als Erzähler retrospektiv, dass »eben das recht war / danach ich jederzeit so sehr gerungen« (LG, 492). Als Figur jedoch »protestierte« er:

Dem allem aber vnangesehen / führte man mich hinauß zu der Gerichtstatt / vnnd auff die Laiter / vnnd als man mir den strick vmb den halß legen wollte / verwiderte ich mich dessen / vnnd sagte zum Hencker / er solls bleiben lassen / dann ich könne je nichts enges vmb den Halß leiden / vnnd were es nicht gewohnt: Dessen lachte jederman oberlaut [...]. (LG, 502)

Das Gelächter des Hinrichtungspublikums über Gusmans Dialog mit dem Henker, des Schelms mit dem Scharfrichter, deutet auf die »Sympathie der Menge« mit jenen, die in den seltensten Fällen Schwerverbrecher waren, wobei Gusman in dem »Geplänkel mit dem Vollzugsbeamten« das zeigt, was man später Galgenhumor nennen wird.⁵⁸ Errettet werden kann Gusman nur durch Gnade, zunächst durch die königliche Gnade, vermittelt darüber aber durch die göttliche Gnade, die ihm die Möglichkeit auf Reue, Buße

57 Zum Vergleich der Szene mit der Vorlage von Marti vgl. Ansgar Cordie, *Raum und Zeit des Vaganten. Formen der Weltaneignung im deutschen Schelmenroman des 17. Jahrhunderts*, Berlin u. a. 2011, hier: 76–80.

58 Elfriede Moser-Rath, »Galgenhumor wörtlich genommen«, in: dies., *Kleine Schriften zur populären Literatur des Barock*, hg. von Ulrich Marzolph/Ingrid Tomkowiak, Göttingen 1994, 367–376, hier: 370 f.

und Genugtuung eröffnet. Besonders in der Bearbeitung von Albertinus ist Gusman zu einem negativen Exempel geworden, Gegenstand von Läuterung und Besserung.

Während die Figur nur durch Gegenreden auf dem Schafott noch eine Widerständigkeit und Autonomie beweist, erfährt der belehrende Erzähler im Einsiedler des zweiten Teils eine Inkarnation zur Romanfigur: Die Narration besteht nun fast ausschließlich aus direkter Rede des Einsiedlers, während der erzählende Pikaro zum Zuhörer geworden ist. Der unehrlichen Armut Gusmans im ersten Teil tritt somit die fromme Armut des Einsiedlers im zweiten Teil entgegen. Diese Inversion oder Perversion der pikaresken Darstellung arbeitender Armut bei Albertinus erreicht ihr volles Ausmaß dort, wo eine Theologie der Nächstenliebe als Reaktion auf die Armut anempfohlen wird: Gusman solle Almosen geben, so der Einsiedler, allerdings »von deinem eygnen gut« (LG, 541), nicht von gestohlenen Gütern. Er fordert ihn zudem zur »Abzahlung deiner Schulden« (LG, 566) auf, denn »Geltschulden« nicht zu bezahlen wird als neue »Todsünde« eingeführt: »Das mercket jhr reichen / die jhr den armen Geltern / Tagwerckern vnnnd Handtwercksleuthen das jhrige mit List / vortl oder gewalt vorenthaltet oder abbrechet« (LG, 567). Mit »armen Geltern / Tagwerckern vnnnd Handtwercksleuthen« sind offensichtlich Schuldknechte gemeint, die gezwungen sind, sich für Geld zu verdingen.⁵⁹ Gusman aber, der Protagonist des Romans, gehört bei Albertinus nicht mehr zu diesen arbeitenden Armen. Als Vorbild für sein Ideal klerikaler Armut wird nun »Petrus« (LG, 633) genannt bzw. sogar Christus selbst, der gesagt haben soll: »ego [autem] mendicus sum & pauper« (nach Vulgata, Psalm 39:18; hier LG, 704). Wenn der Einsiedler als Pilgerregel formuliert: »Sihestu einen Bettler / so gedencke an den armen Lazarum vnd den reichen Mann« (LG, 648), so ist Gusman nicht mehr der Nachfolger von Lazarus und Lazarillo, sondern er steht auf der anderen Seite, auf der Seite der Gebenden, des reichen Mannes und der freiwilligen Armut. Die Romanbearbeitung des Albertinus bemüht sich also um nicht weniger als eine folgenreiche Verschiebung bzw. Inversion der pikaresk-weltlichen in die heilige und der unfreiwilligen in die freiwillige Armut. Gusman ist nun ein »reicher Mann«: Statt zu betteln soll er einfach Almosen geben; statt nach Arbeit zu suchen soll er nach Jerusalem pilgern; statt hungrig zu stehlen soll er seine Schulden zurückzahlen.⁶⁰

59 Zur paradoxen Doppelbedeutung von »Gelter« als Schuldner und Gläubiger, vgl. Art. »Gelter«, in: DWG, Bd. 5, Sp. 3096–3098; sowie Art. »Gelter« in: FWB.

60 Auf künstlerisch höherem Niveau geschieht in der spanischen Pikaeske etwas Ähnliches mit Francisco de Quevedos *Buscón* (1626), weshalb man die Albertinus-Übersetzung gelegentlich auch als deutschen Buscon bezeichnet hat. Das Verhältnis der Figuren des

Die Pikareske ist im deutschen Sprachraum also als Geständnisdiskurs der unehrlichen Armut eingeführt worden. Zudem wurde die unfreiwillige Armut des Pikaro durch die heilige Armut des Pilgers überschrieben. Die Überschreitung dieser Grenze zwischen lazzaronischer und petrinischer Armut, vermittelt durch die Läuterung des pikaresken Erzählers mithilfe des Einsiedlers, bildet auch narratologisch das Sujet des Romans im Sinne seines zentralen Entwicklungs- und Ereignismoments.⁶¹ Die Rehabilitierung der Armut bzw. des Almosens wird dabei erkaufte durch einen vollständigen Verlust des Wirklichkeitsbezugs, nicht nur sozialhistorisch, sondern auch romantheoretisch als Forderung nach »innerer Konsistenz« gefasst.⁶² Diese Derealisierung arbeitender Armut, in der nicht mehr die Kontingenz des Arbeitsmarkts in die Struktur eines episodischen Erzählens gekleidet wird, sondern die moralische Belehrung in den Monolog des Einsiedlers, findet sich bei Albertinus in einer zugespitzten Form. Das regelmäßige Verschwinden der arbeitenden Armut hat jedoch auch poetologische Gründe in der Konstruktion der Gattung selbst, wie beim Blick auf die Überschneidung poetologischer und sozialer Aspekte in der Fiktions- und Simulationssemantik deutlich wird.

Der gegenreformatorische und fiktionsfeindliche Roman von Albertinus diagnostiziert bereits in einigen Kommentaren über die »Poeterey« deren Degeneration von einer Verkünderin der Wahrheit zur Verfechterin der Lüge, sodass »man die Wahrheit weder reden noch hören wil« (LG, 110), ein Prozess, der nicht zuletzt durch die »vermesseneheit des gemeinen Manns« (LG, 109) verursacht worden sei. Nun aber habe man in den Stuhl der Wahrheit »die Fraw *Mendacium* oder Lügen gesetzt« (LG, 110). Gleichnishaft dargestellt wird dabei der Missbrauch oder die Unterwanderung des dichterischen Ingeniums durch die weibliche Fiktion: Die »Königin Lügen [...] verfügte sich in das Hauß des *Ingenii*« (LG, 112). Die romaninterne Fiktionskritik von Albertinus stimmt ein ähnliches Vokabular und eine ähnliche Rigorosität an wie ein knappes Jahrhundert später die reformierte

protorealistischen Pikaro und des allegorischen Pilgers hat für die spanische Literatur Hanno Ehrlicher nachgezeichnet, wobei er von der Koevolution und Komplementarität der Figuren ausgeht. Hanno Ehrlicher, *Zwischen Karneval und Konversion. Pilger und Picaros in der spanischen Literatur der Frühen Neuzeit*, München 2010, 409–422.

61 Vgl. Juri Lotman, *Die Struktur literarischer Texte*, übers. von Rolf-Dietrich Keil, München 1972, 329–340.

62 Vgl. hierzu Hans Blumenberg, »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans«, in: ders., *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, Frankfurt a. M. 2001, 47–73.

Romankritik Heideggers. Der *Discurs von den Lugen* verankert die Disposition zu einer schlechten Form von *dissimulatio* dann im Menschen insgesamt. Dass nämlich »alle Menschen Lügner seind« (LG, 242), liegt daran, dass der Mensch »ein vngewisses vnnnd vnsicheres Ding« (LG, 244) ist, wobei »doppelte und falsche Gesellen« (LG, 253) und andere Agenten der »*dissimulation*« (LG, 251) die »gemeinschaft / vnd unser Pollicewesen« (LG, 252) korrumpieren. Bettler und Poeten finden sich hier ein und derselben Fiktions- und Simulationskritik unterworfen.

Während Fiktion und Simulation sich für Albertinus mit Müßiggang überschneiden, wird Simulation vom Pikaroroman selbst auf der Ebene seiner Fabel als Form von Arbeit ausgezeichnet. Explizit wird das in einer Episode, in der Gusman in Rom mit einem aufwendig hergerichteten Bein, das er als »neue *invention*« (LG, 101) feiert, von Kirche zu Kirche zieht: Er präpariert seinen »gesunden vnnnd frischen Schenckel dermassen / daß es ein gewel war anzusehen: darmit setzte ich mich vor die Kirchen / fing an aber laut zu schreyen« (LG, 101). Rom wird als skandalöses Paradies für solche Simulanten beschrieben: »man läst einen jeglichen sein Nahrung suchen / wie er am besten kan vnnnd mag« (LG, 103). Als Gusman dann durch einen Kardinal von der Straße aufgelesen und zum Wundarzt gebracht wird, erkennt dieser die Falschheit seiner Wunden, schweigt sich dem Kardinal gegenüber jedoch aus, »damit vnser Arztlohn desto grösser vnd mehrer werde« (LG, 106). Weil der Arzt selbst für die Länge seiner Behandlung bezahlt wird, schlägt er eine »lange Cuhr« (LG, 107) vor und nimmt anschließend »urlaub« (LG, 108).

Diese Episode offenbart die systematische Position des Themas für die Lektüreökonomie des Schelmenromans, denn das Verhältnis des Schelms zum Leser lässt sich mit dem zwischen Schelm und Wundarzt vergleichen. Während der Tod den wahrscheinlichen Horizont des Schelms darstellt, erzählt der Roman biographisch die Zeit seiner Simulation. Nur diese Simulationskünste sind für ihn der Erzählung wert, weil erst die Überschreitung des Regimes, in das er gezwungen wird, dem Pikaro die Würde der Subjektivität verleiht. Was erzählt wird, ist deshalb nicht die Zeit der entlohnten Arbeit, sondern die Ergänzung des Lohns durch Diebstahl und die Zeit der Simulation. Da aus den episodischen Dienstverhältnissen des Schelms kein Einkommen zu beziehen ist, aus dem sich eine Existenz bestreiten ließe, garantieren ihm alleine seine Verstellungskünste das Überleben. Zusätzlich unterstützt wird dies durch die Logik des Verdachts in der polizeilichen Unterscheidung ehrlicher und unehrlicher Armut. Denn wenn die Tatsächlichkeit der Armut nachgewiesen werden muss, gewinnt die Performanz der Armut ganz zwangsläufig einen simu-

lativen Charakter. Die Simulation wird zur eigentlichen und auch unvermeidlichen Arbeit der Armen. Diese Arbeit der Simulation erstreckt sich in der Zeit des Romans. Beim Leser aber kann der Roman genauso lange für ›Kurzweil‹ sorgen, wie es dem Schelm gelingt, sich mit seinen Simulationskünsten über Wasser zu halten und dabei der Justiz zu entkommen. Der Leser schließlich belohnt den Autor für die Simulation seines Helden mit der Lektüre des Buchs.

Lohn- und Zwangsarbeit

Während sowohl Alemán als auch Albertinus den angekündigten dritten Teil der Geschichte Gusmans und damit dessen neues, ehrliches Leben schuldig geblieben sind, hat Martin Freudenhold mit *Der Landstörtzer Gvsman, von Alfarche, oder Picaro, genant. Dritter Theil* (1632) eine solche Fortsetzung geliefert. Allerdings wird diese in keiner Weise der Erwartung gerecht, nun einen nach all seinen Verfehlungen geläuterten Gusman zu präsentieren. Freudenhold überblendet das pikareske Genre stattdessen mit dem Reise- und Abenteuerroman. Gusmans Pilgerreise nach Jerusalem gerät zur beiläufigen Episode einer umfassenden touristisch-ethnographischen Welterkundung. Er gerät dabei mehrfach in Gefangenschaft und kommt über Istanbul, Kairo, Tripolis, Aleppo, Babylonien und Persien wieder zurück nach Europa, zunächst nach Venedig, dann aber über Amsterdam wieder nach Indien und Japan, um schließlich als Wahrsager und Zauberer zu enden. Dabei ergeht sich der Roman teilweise in geographischen und ethnographischen Beschreibungen.⁶³ Nicht ohne Grund wird er darum oftmals als Verfehlung des Genres und anachronistischer Rückfall des protorealistischen Paradigmas in mittelalterliche Phantastik gewertet.⁶⁴ Allerdings sollte man gerade in Bezug auf die weniger erfolgreichen Exemplare des Genres bedenken, dass es kein einziges Werk gibt, das die Gattung des Pikaresken vollkommen verkörpert, die aber nichtsdestoweniger unverkennbar existiert, wie bereits Claudio Guillén bemerkt hat.⁶⁵ Thematisch bleibt Freudenhold der Gattung jedenfalls in mehrfa-

63 Freudenhold hat viele Passagen aus Reiseberichten fast wörtlich übernommen. Vgl. zu Freudenholds Roman insbesondere die Lektüre von Carolin Struwe, die die Modernität des Romans in der Aufwertung des Erfahrungswissens gegenüber jedem Dogma erkennt. Carolin Struwe, *Episteme des Pikaresken. Modellierungen von Wissen in frühen deutschen Pikaroromanen*, Berlin u. a. 2016, 131–237.

64 Vgl. Rötzer, *Pikaro – Landstörtzer – Simplicius*, 120–128.

65 Guillén, »Zur Frage der Begriffsbestimmung des Pikaresken«, 376.

cher Hinsicht verpflichtet: Das betrifft in Japan etwa die Frage der Armut: »Die Armuth ist bey jhnen gar kein schand« (GD, 274). Es gilt auch für das Thema der professionellen Schauspielerei, denn ausgerechnet im Kontext der »Frankfurter Messe« (GD, 400) gerät Gusman in die Gesellschaft von Gauklern, Tänzern und Spielern. Und es betrifft schließlich die Sache der Prostitution, denn Gusmans Arbeit als Bader in der Türkei ermöglicht ihm, als nebenberuflicher »Hurenwirth« einige Frauen auszubeuten, indem er jenen, die »einem jeglichen vmbs Gelt jhren Leib feylbotten«, einen »Leibzins« (GD, 20) abknöpft.

Zu erinnern ist zudem daran, dass der phantastische Abenteuerroman ohnehin schon früher in der Geschichte der Pikareske als eine Art Schatten der Gattung fungierte. Schließlich gab es auch für den spanischen *Lazarillo* eine anonyme Fortsetzung, in welcher sich der auf einer Kriegsflotte schiffbrüchige Lazarillo in einen Fisch verwandelt und ein Reich der Thunfische bereist, das offenbar Analogien zu arabischen Gesellschaften besitzt.⁶⁶ Die Geschichte der Pikareske offenbart rund um die Frage ihrer Fortsetzbarkeit dabei ein manifestes poetisches Problem: Einerseits hebt der Zusammenfall von erzählter Zeit und Erzählzeit am Ende der Romane die für sie konstitutive Spannung, die auf eine Bekehrung zutreibt, auf und macht die angekündigten Fortsetzungen dadurch unmöglich.⁶⁷ Andererseits ergibt sich aus der bedingungslosen *inconstantia* des in der Pikareske geschilderten Lebens, aus der horizontalen, satirischen Anlage ihres Weltbilds und der episodenhaften, panoramatischen Struktur ihrer Narrative die prinzipielle Umkehrbarkeit jeder Bekehrung und damit eine der Gattung immanente Fortsetzbarkeit.⁶⁸ Begreift man allerdings die Formwerdung der negativen Freiheit von Lohnarbeit (die Umkehrung der ständischen Herrschaftssemantik, die Kontingenz des Arbeitsmarkts, die klandestine Aufstockung des Lohns) als die poetische Aufgabe der Gattung, ergibt sich eine neue Lesart des eigenartigen Befunds, dass das Genre des Reiseromans regelmäßig in die Gattungsgeschichte der Pikareske interveniert und diese sich selbst unähnlich macht. Der gelegentliche Ausblick auf einen globalen Zusammenhang erscheint dann nicht nur als Anachronismus, als akzidentielle Ergänzung und Umschreibung, sondern als konsequente Fortschreibung und Erweiterung der poetischen

66 Vgl. Waltenberger, »Zur anonymen Fortsetzung des Lazarillo (1555)«, 241–257; Rötzer, *Der europäische Schelmenroman*, 19–23; Cruz, *Discourses of Poverty*, 168–171.

67 Rötzer, *Pikaro – Landstörtzer – Simplicius*, 120 f.

68 Vgl. Klaus Meyer-Minnemann, »Die Fortsetzbarkeit der ›novela picaresca‹: der *Lazarillo de Tormes* und seine Fortsetzungen«, in: Bernhard König/Jutta Lietz (Hg.), *Gestaltung – Umgestaltung. Beiträge zur Geschichte der romanischen Literaturen*, Tübingen 1990, 229–245.

Analyse auf das eigentümliche Verhältnis von Lohn- und Zwangsarbeit. Als Scharnier zwischen einer westeuropäischen Welt der freien Lohnarbeit und ihrer proletarischen Delinquenz einerseits und einer östlichen Welt der Sklaverei und Zwangsarbeit andererseits fungiert dabei das Zucht- oder Arbeitshaus.

Auffallend treu bleibt Freudenholds Roman seinen Vorgängern nämlich ausgerechnet in der Darstellung von wechselnden Arbeitsverhältnissen. Wieder und wieder muss Gusman »bey einem anderen Herren eintreten« (GD, 356): Das Suchen, Finden und Verlieren einer Dienststelle gibt bei ihm mehr denn je den Rhythmus des Erzählens vor, wobei er als Apotheker, Fechter, Kuppler, Müller, Pferdeburche, Soldat und vieles mehr arbeitet. Immer wieder hat er nichts als seine »Barschaft« (GD, 239), die jedoch von Zeit zu Zeit verloren geht. Meistens ist »der lohn fast gering«, weshalb er von Zeit zu Zeit übergeht auf die »Kunst des Stehlens« (GD, 240) und natürlich auch danach strebt, andere für sich arbeiten zu lassen. »Lohn« (GD, 99, 355) ist bei ihm jedenfalls keine religiöse Kategorie mehr, wobei Gusman nicht selten die »Arbeit zu viel werden wollte« (GD, 355). Das ganze Buch wirkt in weiten Teilen wie eine enzyklopädische Übersicht über die kleinen, schlecht bezahlten Tätigkeiten der prekär lebenden Tagelöhner. Entscheidend ist jedoch, dass die freie Lohnarbeit in den unfreien Formen von Arbeit auf anderen Kontinenten den Zwangscharakter reflektiert, dem sie sich selbst auch auf dem europäischen Kontinent ausgesetzt sieht. Dass es sich bei aller formellen Freiheit um keine freiwillige, sondern um erzwungene Lohnarbeit handelt, wird immer dann sichtbar, wenn sie ins Verhältnis zur Alternative zur oftmals attraktiver erscheinenden Zwangsarbeit gesetzt wird. In Amsterdam wird Gusman ausgeraubt und sieht sich gezwungen, zu betteln. Da das Betteln in Amsterdam allerdings verboten ist, wird er gleich am ersten Tag von Stadtknechten aufgelesen und in ein »Zuchthaus« (GD 250) gesperrt. Bei der Leibesvisite für arbeitstauglich befunden, wird er im Folgenden gewaltsam zur Arbeit angehalten, wodurch er anfängt, »das faule Bettlerfleisch abzulegen« (GD, 250). Nach einem Jahr im Zuchthaus gelingt es ihm freizukommen, indem er »sich auff ein Schiff verdingt« (GD, 251), und zwar ein Schiff der Westindien-Kompagnie, die für ihre gleichermaßen militärischen und kaufmännischen Ziele zahlreiche »Soldaten« und »Bootsgesellen« (GD, 251) sucht.

Die Rede vom »sich verdingen« bringt noch einmal die neue Warenform der Arbeit auf den Punkt. Mit der reflexiven Form »sich verdingen« kommt nämlich ab dem 17. Jahrhundert der Verkauf von Arbeitskraft durch einen Begriff zur Darstellung, der zuvor schlicht für das vertraglich geregelte Kaufen und Verkaufen (Dingen und Verdingen) von anderen Waren ein-

gesetzt wurde.⁶⁹ Das »Verdingen auf Gewinn und Verlust« wird offiziell etwa im Bergbau als ideale Form des Dienstes veranschlagt,⁷⁰ um 1800 ist dann die Rede vom »Verdingungsvertrag«.⁷¹ Der Pikaroroman jedoch, der manchem nur von marginalisierten Außenseitern zu handeln scheint, beschreibt das Sich-Verdingen bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts als relativ verbreitete Lebensform. Hinter dem Zuchthaus schließlich, in das Gusman bei Freudenhold eingewiesen wird, verbirgt sich eine unfreie Form von Arbeit, nämlich das Amsterdamer »Tuchthuis«, das 1595 in ehemaligen Klostergebäuden gegründete, erste niederländische Arbeitshaus, das auch für die Gründung der Arbeitshäuser in Bremen, Lübeck, Frankfurt und Hamburg Anfang des 17. Jahrhunderts als Vorbild diente. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts entstanden allein in deutschen Städten über 60 Zucht- und Arbeitshäuser.⁷² Sie sollten, wie Michel Foucault schreibt, »dem Individuum die Idealform des Arbeiters verleihen«.⁷³ Diese Idealform erstreckte sich allerdings über sehr unterschiedliche Typen von Arbeitsverhältnissen, die keinesfalls Gegensätze bilden. Wie vor allem im Zusammenhang von Forschungen zur »Second Slavery«, zur »Sklavereimoderne« des 19. Jahrhunderts betont wurde,⁷⁴ ist die historische Transformation hin zur ökonomischen Organisation der Gesellschaft durch Lohnarbeit bis in die Gegen-

69 So auch im *Simplicissimus*: »ich verdingte mich aber nicht länger als von einem vierteljahr zum andern« (ST, 357). Vgl. den Art. »Verdingen«, in: DWG, Bd. 25, Sp. 234–235.

70 Anonymus, *Ihr Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Resolutiones wegen Abstellung und Remedirung derer in Bergwercks-Sachen vorgekommenen und angemerckten Mängel und Gebrechen [...]*, Leipzig 1709, 8.

71 Pierson, *Das Gesinde*, 43.

72 Vgl. Robert von Hippel, *Lehrbuch des Strafrechts*, Berlin 1932, 36. Das erste europäische Arbeitshaus wurde 1555 in London eröffnet. Die Bedeutung des Arbeitshauses für den Prozess der Arbeitsdisziplinierung am Übergang zur industriellen Moderne ist unumstritten. Allerdings koexistierten die Arbeitshäuser an manchen Orten bis ins 20. Jahrhundert hinein mit der Fabrik. Gerade in der Ambivalenz von Fürsorgeeinrichtung und gewaltsamer Disziplinierung kommt ihnen ein äußerst symptomatischer Wert zu. Vgl. auch den Forschungsüberblick in Wolfgang Ayaß, *Das Arbeitshaus Breitenau. Bettler, Landstreicher, Prostituierte, Zuhälter und Fürsorgeempfänger in der Korrekptions- und Landarmenanstalt Breitenau (1874–1949)*, Kassel 1992, 16–22.

73 Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1979, 35.

74 Vgl. Michael Zeuske, *Sklavenhändler, Negereros und Atlantikkreolen. Eine Weltgeschichte des Sklavenhandels im atlantischen Raum*, Berlin/Boston 2015, 365 ff.; Dale Tomich/Michael Zeuske (Hg.), *The Second Slavery: Mass Slavery, World-Economy, and Comparative Microhistories*, Binghamton 2008; Robert C. Davis, *Christian Slaves, Muslim Masters. White Slavery in the Mediterranean, the Barbary Coast, and Italy, 1500–1800*, Houndmills 2003; sowie Michael North, *Zwischen Hafen und Horizont. Zur Weltgeschichte der Meere*, München 2016; Stefan Hanß/Juliane Schiel (Hg.), *Neue Perspektiven auf mediterrane Sklaverei (500–1800)*, Zürich 2014.

wart durch die regelmäßige Wiederkehr neuer Formen von Zwangsarbeit gekennzeichnet. Dass das freie Lohnarbeitsverhältnis die westliche Norm der Moderne darstellt, bedeutet keinesfalls, dass es sich global tatsächlich als die dominierende Form von Arbeit durchgesetzt hat. So entstand das Arbeitshaus eben erst mit der Modernisierung der ökonomischen Produktion und koexistierte bis tief ins 19. Jahrhundert hinein mit Manufakturen und Fabriken, während mit dem Lager bereits die für das 20. Jahrhundert wichtigste Form unfreier Arbeitsorganisation entstand. Die Brutalität des im Arbeitshaus entwickelten Regimes brachte Friedrich Engels auf den Punkt, indem er skizzierte, wie Arbeiter den Arbeitshäusern durch Verbrechen zu entkommen suchten. Sie wollten lieber in richtige Gefängnisse, »denn auch das Arbeitshaus ist ein Gefängnis«,⁷⁵ und zwar oftmals das schlimmere.

Zwangsarbeit ist also nicht einfach das Andere der Lohnarbeit, sondern beide verhalten sich komplementär zueinander. Zwangsarbeit ist nicht das vormoderne Äquivalent zur freien Lohnarbeit, sondern ein Mittel ihrer Organisation: Gerade in Krisenzeiten oder bei hohem Lohnniveau wird auf Zwangsarbeit als alternative Akkumulationsform zurückgegriffen. In der Frühen Neuzeit war sie besonders wichtig, um Lohnarbeit überhaupt zu erzwingen, da das Potential für andere, autonome Formen der materiellen Reproduktion noch größer war.⁷⁶ Der Topos der Galeere diente dabei als Metonymie für das europäische System von Zwangsarbeit. Während die klassische Mittelmeergaleere schiffahrtstechnisch bereits im 16. Jahrhundert von neueren, nordeuropäischen Schiffstypen übertroffen wurde, diente die sog. Galeerenstrafe vielen europäischen Staaten bis ins 19. Jahrhundert hinein als Ersatz für die Todesstrafe – Schätzungen gehen alleine für das 17. Jahrhundert von rund einer Million Mittelmeer-Sklaven aus. Erbeutete Sklaven wurden dabei auf Galeeren, aber auch in Mühlen und Bergwerken, in der Landwirtschaft und im Haushalt eingesetzt, all dies aber wurde in dem mythisch anmutenden Begriff der ›Galeere‹ zusammengefasst. Diese »frühneuzeitliche Gewaltökonomie« war keineswegs eine Marginalie, sondern vielmehr eine systematische »Quelle für die Versorgung mit serviler Arbeit«.⁷⁷ Die ›Galeere‹ wurde also zum Code-Wort für

75 Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, MEW 2, 225–506, hier: 497.

76 Systematisch zum Verhältnis von Lohnarbeit und »Besitzsklaverei« Marcel van der Linden, *Workers of the World. Eine Globalgeschichte der Arbeit*, übers. von Bettina Hoyer/Tim Jack/Sebastian Landsberger, Frankfurt a.M. u. a. 2017, 81–98.

77 Wolfgang Kaiser, »Geschäfte mit der Redemption. Sklavenhandel und Loskauf im frühneuzeitlichen Mittelmeerraum«, in: Sandra Richter/Guillaume Garner (Hg.), *›Eigennutz‹ und ›gute Ordnung‹. Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert*, Wiesbaden 2016, 165–180, hier: 178.

verschiedene Formen von Zwangsarbeit. Darum sollte sich die europäische Literatur mit dem Galeerensklaven als dem Prototyp des weißen Sklaven immer öfter beschäftigen, je mehr sich in ihm die Proletarisierung der Gesellschaft reflektieren konnte: Von Cervantes' *Don Quixote* (1605/1615), dessen Autor selbst fünf Jahre als Rudersklave auf einer Galeere verbrachte, über Lessings Dramenfragment *Der Galeerensklave* bis zu Victor Hugos Roman *Les Misérables* (1862), der mit der Entlassung des Protagonisten Jean Valjean von den Galeeren beginnt, reicht das Thema tief in die industrielle Moderne hinein.

Alemáns Gusman begleitet das Bild der Galeere als Ort der Strafe und Buße im gesamten Roman.⁷⁸ Lange vor seiner Verurteilung sieht er bereits »wie ein richtiger Galeerensklave in Hemd und Hosen« (GA, 216) aus, und selbst die ironischen Manöver seiner eigenen Erzählweise kommentiert er entsprechend: »O welch herrlicher Unfug! Wie theologisch wohlgegründet! Bemerkt ihr nicht, daß ich von der Ruderbank aufs Achterschiff gesprungen bin?« (GA, 107). Die Überraschung der Pikareske besteht nun aber vor allem darin, dass die Pikaros die Zwangsarbeit im Verhältnis zur Lohnarbeit als angenehm schildern. So führt Gusman auf der Galeere ein gutes Leben: »Es ging mir ziemlich gut; obgleich ich viel arbeitete« (GA, 832). Die Galeeren sind für Gusman das, was man ein gesichertes Arbeitsverhältnis nennen könnte.

Die *White Slavery* der Galeeren und der mit dem Gefangenenfreikauf verbundene Menschenhandel wird dann auch für Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* (1668) von Belang sein, denn bevor sich Simplicissimus im fünften Buch zur Entsagung entschließt, unternimmt er noch eine kurze Weltreise: Über Moskau, wo er das russische Heer zunächst zu einem Sieg gegen die Tataren führt, dann aber doch von diesen verschleppt wird, gerät er nach Korea, woraufhin er von Piraten gefangen und an ägyptische Händler verkauft wird, die ihn gemeinsam mit anderen »Kauffmanns-Wahren« (ST, 541) nach Konstantinopel bringen:

[...] und weil der Türckische Kaiser / eben damaln etliche Galleren wider die Venediger außrüstete / und Mangel an Ruderern erschiene / mussten viel Türckische Kauffleut ihre Christliche Sclaven jedoch umb bahre Bezahlung / hergeben / warunder ich mich dann / als ein junger starcker Kerl auch befand [...]. (ST, 541)

⁷⁸ Alemán hat 1593 die Zustände in den Fuggerschen Quecksilberminen von Almadèn untersucht und einen Bericht darüber verfasst. Auch dort arbeiteten sog. Galeerensträflinge. Vgl. Hans Gerd Rötzer, *Picaro – Landstörtzer – Simplicius*, 69, 167.

Glücklicherweise befreien venezianische Soldaten Simplicissimus, der nach einem kleinen Pilgerbesuch in Rom auf seinen Bauernhof zurückkehrt, um sich nach diesem letzten Abenteuer zunächst wieder dem Studium der Bücher zu widmen und dann mit dem *Adieu Welt* allem Irdischen zu entsagen. Im Loskauf, der »bahre[n] Bezahlung«, des weißen Sklaven Simplicissimus wird er kurz zuvor jedoch noch einmal als Arbeiter zur Ware, dem hier immerhin das Privileg zukommt, europäischer Christ zu sein.⁷⁹

Während in der Darstellung der Lohnarbeit – ihrer negativen Freiheit, der Kontingenz ihrer Vermittlung, sowie des sozialen und symbolischen Pauperismus ihrer Lebensform – die primäre historische Funktion des pikaresken Genres auszumachen ist, eröffnet ihm die Gegenüberstellung von Lohn- und Zwangsarbeit eine den kontinentalen Arbeitsmarkt überschreitende Perspektive. Was oftmals als Verirrung des pikaresken Erzählens verstanden und deshalb kaum geschätzt wurde, stellt sich mit Blick auf die widersprüchliche Genealogie von Lohn- und Zwangsarbeit in der europäischen Geschichte verändert dar: Vermittelt über das Thema der Kolonien und der Fremdherrschaft wird auch das Phänomen einer Zwangsarbeit verhandelt, die nicht mehr die Form der Leibeigenschaft besitzt, aber doch weiterhin existiert, die nicht nur auf den Galeeren rudert oder im Bergbau zum Einsatz kommt, sondern auch in den Arbeitshäusern stattfindet. Die vermeintlich freie, durch Konkurrenz bestimmte Lohnarbeit gewinnt in ihr ein Bild für die eigene Unfreiheit. Diese Unfreiheit war es schließlich, die Lohnarbeit als Form abhängiger Arbeit über Jahrhunderte in Misskredit gebracht hatte. Bis in die Frühe Neuzeit hinein galt Lohnarbeit wegen der mit ihr verbundenen Entbehrung aller Mittel für die eigene Reproduktion als wenig wünschenswert. Aus der kommunalen Perspektive der Korporationen waren es die besonders unfreien Berufe – Scharfrichter, Müller, Leineweber –, die als unehrlich galten. Für den Pikaroroman bildet umgekehrt gerade dieses Milieu der Unehrlichkeit oder Infamie den Ausgangspunkt eines Erzählens, das die Genealogie der Lohnarbeit in der Frühen Neuzeit literarisch umkreist.

79 Im Zusammenhang der Praxis des Kaperns und der Kriege mit den Barbareskenstaaten skizziert Wolfgang Kaiser diese Ökonomie des »Loskaufs«, des Gefangenenfreikaufs, die sich vor dem Hintergrund christlicher Erlösungstheorie vollzog. Wolfgang Kaiser, »Geschäfte mit der Redemption«, 165–180.

6 Die Simplicianische Warenform

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (1622–1676) kannte wohl weder *Guzmán de Alfarache* noch *Lazarillo de Tormes* im spanischen Original, dafür aber die deutschen Bearbeitungen. Mit dem Hinweis auf »deß Zuckerbastels Zunfft zu Prag« (ST, 17) zeigt sich *Der abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (1668) gleich im ersten Absatz mit Ulenharts *Lazarillo*-Übersetzung vertraut, wobei nicht die eigentliche *Lazarillo*-Bearbeitung, sondern die Cervantes-Novelle im selben Band aufgerufen wird. Simplicissimus beerbt jedoch nicht nur die Figur des Pikaro, er wird auch immer wieder »mit dem Judenspieß rennen« (ST, 92, 415, 547) und greift damit die Semantik der Pickelhering-Flugblätter aus der Kipper- und Wipper-Zeit auf.⁸⁰ Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* und seine Fortsetzungen nähern sich den Fragen des Geldes, des Marktes und der Warenform des Menschen auf narrativen Umwegen und in einer theologischen Klammer. Umso tiefer jedoch, nämlich im Hinblick auf die Reflexion der Produktionsbedingungen des Schreibens selbst, fundieren sie den Romanzyklus, seine dialogische Anlage und seine temporale Ökonomie. Im Folgenden soll zunächst das ambivalente Verhältnis von Grimmelshausens Romanprojekt zum spanischen Pikaroroman im Hinblick auf die Darstellung von Armut und Arbeit beschrieben werden, um sodann die Simplicianische Warenform der Literatur schrittweise zu entfalten.

Soldaten-Handwerk in Grimmelshausens Simplicianischem Zyklus

Die kleine Weltreise am Ende des *Simplicissimus Teutsch* (s. o.) und die mit ihr einbrechenden Problemlagen von Kolonialismus und Welthandel bilden keine Ausnahme und keinen Sonderfall pikaresker Literatur und sie sind auch keine Marginalie im Kosmos des Simplicianischen Erzählens. Abenteuerlich genug, wie es der Titel des Buches verspricht, ist das Leben des Simplicissimus schon zuvor, aber die auf wenigen Seiten verdichtete, plötzliche Drift ins Genre des Abenteuer- und Reiseromans stellt doch einen besonders auffälligen – unter zahlreichen erzählerischen Brüchen

⁸⁰ Dabei wird der ökonomische Handel explizit als andere Form des Krieges gewertet, so noch in der *Courasche*, die zwar »dem Feind mit Soldaten-Gewehr« entgegentritt, gleichzeitig aber als Marketenderin im Rücken des Heeres »gegen den Freunden [...] mit dem Judenspieß fochte« (Cour., 93).

innerhalb jenes Monstrums dar, als welches der Roman sich im Titelpuffer selbst vorstellt.⁸¹ Doch so überflüssig und deplatziert dieser Miniaturreiseroman am Ende des Romans erscheint, auch die *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi* (1669) ist dann vom Motiv der Weltreise geprägt und trägt die Spuren der Lektüre des Freudenholdschen *Dritten Theils des Gusman*. Durch den als *Relation* bezeichneten Bericht des holländischen Schiffskapitäns im Anhang des sechsten Buches des Zyklus ist es sogar die merkantilistische Perspektive des kapitalistischen Abenteurers und nicht die christliche Perspektive der Bekehrung, die das letzte Wort hat. Dass Simplicissimus bereits zum Abschluss des *Simplicissimus Teutsch* als christlicher Sklave noch kurz zur »Kauffmanns-Wahre« wird, der gegen »bahre Bezahlung« (ST, 541) freigekauft wird, verändert zudem den Rückblick auf sein bisheriges Leben. Dass der Roman dem Leser dieses Leben vordergründig nicht als ein von Arbeit geprägtes, sondern vom Unheil des Krieges gezeichnetes Leben präsentiert hat, steht außer Frage. Nichtsdestoweniger war das Leben des Simplicissimus über weite Strecken sehr wohl das typisch pikareske Leben einer lebendigen und sprechenden Ware, nämlich einer Ware im Geschäft des Krieges.

Dabei ist das, was Grimmelshausen »Soldaten-Handwerck« (ST, 226, 334) nennt, für die Pikareske nichts Neues. Insbesondere die anonyme Fortsetzung des *Lazarillo* hatte diesen zum *miles christianus* transformiert, aber auch Gusman wird in Italien zwischenzeitlich zum »Fenderich« (LG, 89) gemacht. Das Kriegsthema ist schon vor dem Dreißigjährigen Krieg und dem großen deutschen Kriegsroman Teil des Genres. Das Soldaten-Handwerk ist in der Pikareske einer von mehreren möglichen Berufen des Pikaro, allerdings ein durchaus besonderer, der mit relativ stabilen Einkünften verbunden ist und dem pikaresken Helden zudem die Möglichkeit gibt, sich das Unheroische seines Arbeiteralltags auszureden. Als Lohnarbeiter des Krieges ist der Soldat bzw. Söldner eine Komplementärfigur zum Pikaro, die schon vor Grimmelshausen am Rand der Pikareske eine eigene narrative Genealogie entwickelt.⁸²

Die Kompatibilität von pikareskem und soldatischem Leben erklärt sich vor dem Hintergrund der grundlegenden Transformation der Heere in der Frühen Neuzeit. Zwar gehörte noch im 17. Jahrhundert ein Großteil der

81 Zum Titelpuffer vgl. Karl Heinz Habersetzer, »Ars Poetica Simpliciana«. Zum *Titelpuffer* des *Simplicissimus Teutsch*«, 1. Teil in: *Daphnis* 3 (1974), 60–82, 2. Teil in: *Daphnis* 4 (1975), 51–78; sowie Hubert Gersch, *Literarisches Monstrum und Buch der Welt: Grimmelshausens Titelbild zum »Simplicissimus Teutsch*«, Tübingen 2004.

82 Vgl. auch Cruz, »From Picaro to Soldier«, in: dies., *Discourses of Poverty*, 160–206; Cordie, *Raum und Zeit des Vaganten*, 43.

Heeresführer dem Adel an und noch bis ins 18. Jahrhundert galt die Kriegskunst als die herausragende höfische Tugend. Gleichzeitig aber entstanden große stehende Heere, darunter staatliche Armeen genauso wie private, wobei die Forschung in jüngerer Zeit insbesondere die Rolle privater Unternehmer und ihrer Truppen für die sogenannte militärische Revolution der Frühen Neuzeit betont hat.⁸³ Die enorm gewachsenen Heere benötigten eine große Masse frei verfügbarer Söldner.⁸⁴ Bereits im ausgehenden Mittelalter waren die Lohnarbeiter des Krieges als Landsknechte oder sogenannte »Freiharte« zu Prototypen ungebundener Saisonarbeit geworden.⁸⁵ Im Begriff der »Kriegsarbeit« zeichnet sich Ende des 17. Jahrhunderts dann ab, wie weit die Integration des Krieges in die Welt der Lohnarbeit schon vorangeschritten ist.⁸⁶

Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* zeichnet ein breites Panorama des soldatischen Lebens gerade auch in den niederen Kreisen desselben. Wenngleich Soldaten-Handwerk bzw. Kriegsarbeit den Aufbau des Romans und die Karriere des Simplicissimus prägen, deutet der Ich-Erzähler in seiner Rückschau den Krieg meistens metaphysisch als Form der irdischen Heillosigkeit und bemüht sich um die Desillusionierung der Hoffnung, durch den Krieg reich zu werden. Während die Deutung des Krieges als Strafe Gottes zurückgewiesen wird, verdankt sich der Krieg demnach der Sündhaftigkeit und Bestialität des Menschen. Exemplarisch für diese mahnende Haltung ist die Sentenz des reformierten Pfarrers »Junge Soldaten / alte Bettler« (ST, 320), die dann zum Motto des *Springinsfeld*-Romans wird. Sie stellt eine biographische Chronologie zwischen zwei Figuren her, die sich im pikaresken Roman nicht ausschließen, sondern abwechseln. Bettler und Soldaten erweisen sich als zwei Seiten derselben Medaille, und damit auch Landstörtzer und Landsknechte, wie sich auch in der Ständebaumallegorie zeigt, wo es heißt, dass die

83 Insbesondere David Parrott, *The Business of War: Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe*, Cambridge 2002, 101–136; Fritz Redlich, *The German Military Enterprise and his Work Force*, 2 Bde., Wiesbaden 1964/65; zur militärischen Revolution Geoffrey Parker, *Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500–1800*, übers. von Ute Mihr, Frankfurt a. M. 1990; sowie Michael Roberts, *The Military Revolution 1560–1660*, Belfast 1956.

84 Vgl. hierzu Wolfram Wette (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Militärgeschichte von unten*, München u. a. 1992; Peter Burschel, *Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts. Sozialgeschichtliche Studien*, Göttingen 1994. Rainer Wohlfeil, »Adel und Heerwesen«, in: Helmut Rössler (Hg.), *Deutscher Adel, 1555–1740*, Darmstadt 1965, 315–343.

85 Vgl. Schubert, *Fahrendes Volk im Mittelalter*, 324–334, 415–427.

86 Vgl. Alain Manesson-Mallet, *Kriegs-Arbeit/ oder Kriegs-Kunst*, Amsterdam 1687 (im frz. Original *Les travaux de Mars, ou l'art de la guerre*, 1671).

Landsknechte in ihrem Alter »die allerbesten Bettler und Landstürzter abgaben« (ST, 45).⁸⁷

Doch während *Simplicissimus* als Erzähler den Krieg verflucht, wählt er ihn als Figur durchaus bewusst: Er assoziiert mit ihm nicht nur eine »edle Freyheit« (ST, 334), die er mit dem Ehestand zu verlieren droht, sondern das Soldaten-Handwerk ermöglicht ihm, der als »junger frischer Soldat« (ST, 334) gehandelt wird und abwechselnd für die unterschiedlichen Parteien dient, letztlich den Aufstieg vom Viehhirten zum wohlhabenden Gutsherrn. Das gilt zunächst schon insofern, als sein Vermögen, das er durch einen Transfer zwischen den Wechselbanken in Wien, Basel und Straßburg erhalten kann, Kriegsbeute ist.⁸⁸ Dies gilt aber auch für die Karriere, die er im militärischen Apparat macht. Zum Dragoneroffizier wird er in jungen Jahren, weil er kein »Diener« (ST, 226) mehr sein will und sich »vor keinen Stallknecht wolte gebrauchen lassen« (ST, 226). In seiner Rolle als Jäger von Soest und selbst als berühmter Gefangener der Schweden in Lippstadt fühlt er sich dann überraschend wohl und muss feststellen, »daß mein damaliger Stand so vest gegründet wäre / daß kein Unglück darvon stürzten könnte«, und zwar unter anderem »weil mein Saeckel noch zimlich gespickt war« (ST, 318). Es ist nicht das einzige Mal, dass der Krieg affirmativ ausgerechnet mit der Stabilität des Ständischen assoziiert wird. Anders als die Forschung immer wieder behauptet, ist der Krieg im *Simplicissimus Teutsch* keineswegs ausschließlich Inbegriff der *inconstantia* aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Eine der Pointen des Romans besteht vielmehr darin, dass der Krieg aus der pikaresken Perspektive, die von der Unbeständigkeit wechselnder Arbeitsverhältnisse und unsicherer Löhne ausgeht, durchaus attraktiv ist. Der politische Phantast Jupiter legt später ausführlich dar, dass nicht nur jene, die das Soldaten-Handwerk gelernt haben, sondern auch manche Schneider, Schmiede oder Glockengießer

87 Vgl. Richard E. Schade, »Junge Soldaten, alte Bettler. Zur Ikonographie des Picaresken am Beispiel des Springinsfeld-Kupfers«, in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Der deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext*, Amsterdam 1987, 93–112. Schade betont allerdings allzu einsinnig die Kritik der Bettlerfigur als eines »asozialen Außenseiters« (ebd., 104) und bietet keinerlei genealogisches Differenzierungsschema, um ihre Entwicklung innerhalb einer Diskursgeschichte der Armut darstellen zu können. So führt er auch einen Schwank von Hans Sachs an (*Der munich mit dem lanzknecht vnd petler*, 1551), der Bettler, Soldat und Mönch eben nicht gegeneinander ausspielt. Vgl. zum *Springinsfeld*-Roman insgesamt die Beiträge in *Simpliciana* 37 (2015), sowie Friedrich Gaede, »Homo homini lupus et ludus est. Zu Grimmelshausens *Der seltsame Springinsfeld*«, in: DVjs 57 (1983), 240–258.

88 Zum ökonomischen Lebenslauf des *Simplicissimus*, der seinen Reichtum selbstverständlich nicht der Arbeit, sondern der *fortuna*-Ökonomie des Krieges verdankt, vgl. Dieter Breuer, »Kapitaltransfer bei Grimmelshausen«, in: *Simpliciana* 40 (2018), 15–25.

von der Kriegswirtschaft profitieren, sich dagegen »im Frieden mit ihrer Hand-Arbeit nicht zu ernehren getrauen« und »die Continuation des Kriege« (ST, 464) deshalb durchaus wünschen müssen.

Eine Analyse der materiellen Bedingungen, unter denen der Krieg vernünftigerweise gewollt werden kann, stellt der Roman ansonsten zwar nicht an, sondern verurteilt im Gegenteil alles Soldatische aus einer christlichen Perspektive als falsches Bewusstsein. Der Alltag des Soldaten-Handwerks, wie ihn etwa zeitgenössische Söldnertagebücher darstellen, wird im Roman in Sinnbilder von Hoffart und Ehrgeiz gekleidet. Die Antikriegs-rhetorik des Erzählers wird jedoch performativ dadurch unterwandert, dass der Krieg mit der Figur auch dem Roman selbst das Leben schenkt. Nicht ohne Grund schildern weite Strecken des Romans den Krieg gerade nicht in jener naturalistischen Grausamkeit, für die Grimmelshausen berühmt ist, sondern im Gegenteil in eher verharmlosender Weise.⁸⁹ Diese Beobachtung mag überraschen, insofern zurecht festgestellt wurde, dass die Schlachtbeschreibungen des *Simplicissimus Teutsch* trotz ihrer Rückgriffe auf literarische Muster auf sehr moderne Weise die Anonymität und das Unheroische des Krieges betonen.⁹⁰ Gerade in den langen, ruhm- und ertragreichen Episoden des Protagonisten als Jäger von Soest verhält sich die Sache auf der Ebene des Figurenbewusstseins jedoch anders. Das Stereotyp des Antikriegsromans verflüchtigt sich, sobald die Eigenlogik der Figur in den Fokus rückt und gegen den Erzähler in Schutz genommen wird.

Freiwillige und unfreiwillige Armut

Die genaue Differenzierung von Autorschaft, Erzählerstimme und Figurenentwicklung ist auch für andere Bereiche des Simplicianischen Zyklus

89 Diesen überraschenden Befund macht Michael Kaiser in Bezug auf die Westfälischen Episoden im Abgleich mit den historischen Vorlagen, wobei er die Möglichkeiten und Grenzen sozialer Mobilität aus der Perspektive des Romanhelden detailliert rekonstruiert. Michael Kaiser, »Der Jäger von Soest. Historische Anmerkungen zur Darstellung des Militärs bei Grimmelshausen«, in: Peter Hefselmann (Hg.), *Grimmelshausen und Simplicissimus in Westfalen*, Bern u. a. 2006, 93–114. Als Beispiel eines zeitgenössischen Söldnertagebuchs vgl. Jan Peters (Hg.), *Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte*, Berlin 1993.

90 Vgl. Rosmarie Zeller, »Rhetorik der Schlachtbeschreibung. Lucan, Tasso, Sidney und Grimmelshausen«, in: *Simpliciana* 33 (2011), 159–180. Zur klassischen Lesart des Antikriegsromans vgl. Italo Battaferano, »Was Krieg vor ein erschreckliches und grausames Monstrum seye: Der Dreißigjährige Krieg in den Simplicianischen Schriften Grimmelshausens«, in: *Simpliciana* 10 (1988), 45–60; sowie ders., *Simpliciana Bellica. Grimmelshausens Kriegsdarstellung und ihre Rezeption 1667–2006*, Bern u. a. 2011.

unerlässlich, insbesondere für die Armutsfrage. Der Renchener Gastwirt und Schultheiß Grimmelshausen lag, wie die ausführliche Diskussion des Bettlei-Problems im *Satyrischen Pilgram* nahelegt, politisch wohl auf einer Linie mit den Reformvorschlägen seiner Zeit und befürwortete Zwangsmittel zur Arbeitsdisziplinierung.⁹¹ Grimmelshausens Jenseitsreise *Des Abenteuerlichen Simplicii Verkehrte Welt* (1672) rückt die Arbeit in einer modernistisch anmutenden Drastik als logische Strafe für alle Formen von nicht auf Arbeit beruhender Akkumulation ins Bild.⁹² Auch der *Simplicissimus Teutsch* entspricht diesem Programm zunächst, insofern er die Darstellung unfreiwilliger Armut durch Motive freiwilliger Armut überschreibt. Gleichzeitig stellt er das gesellschaftliche Gefüge, in dem Bettlei zum Problem wird, auf durchaus komplexere Weise dar. Im Laufe des Zyklus kehrt die Unfreiwilligkeit der Armut dann auch mehr und mehr zurück und konterkariert jede ethische Vorbildlichkeit für das Leben der arbeitenden Armen.

Der *Simplicissimus Teutsch* verortet sich gleich im ersten Satz im Kontext des pikaresken Genres und seiner charakteristischen Themen der Arbeit und der Unehrllichkeit, indem er mit den »geringen Leuten« beginnt, deren »Vor-Eltern Tagelöhner / Karchelzieher und Lastträger: ihre Vettern Eseltreiber: ihre Brüder Büttel und Schergen: ihre Schwester Huren: ihre Mütter Kupplerin / oder gar Hexen: und in Summa / ihr ganzes Geschlecht von allen 32. Anichen her / also besudelt und befleckt gewesen« (ST, 17). Mit der Hyperbolik dieser Beschreibung prangert der Erzähler jedoch nicht ihre Armut an, sondern die »Sucht« jener, sobald sie reich geworden, »gleich Rittermaessige Herren / und Adelige Personen von uhraltem Geschlecht« (ST, 17) sein zu wollen, also die karrieristischen Ambitionen und Nobilitierungswünsche jener Niedrigen, von denen sich der Erzähler distanziert. So deutet sich bereits an, dass der Roman bei aller Gesellschaftssatire und Adelskritik nicht beabsichtigt, die ständischen Hierarchien ernsthaft infrage zu stellen. So wie der kleine Simplicius in der Traumvision des Ständebauums »ein unauffhörliches gegrabel und auffkletterns« sieht, wo sich »etliche faule liederliche Schlingel« (ST, 62) herumtreiben und jeder den anderen neidet und zu Fall bringen will, so erscheint die ungeheure

91 Darauf deuten auch die entsprechenden Passagen im *Wunderbarlichen Vogel-Nest* (WV I, 321). Vgl. außerdem Robert Jütte, »Bettler und Vagantentum bei Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen«, in: *Daphnis* 9 (1980), 122–131. Zur Biographie Grimmelshausens Heiner Boehncke/Hans Sarkowicz, *Grimmelshausen. Leben und Schreiben. Vom Musketier zum Weltautor*, Frankfurt a. M. 2011.

92 Vgl. dazu auch Roman Widder, »Kipper, Wipper, Pikaro: Akkumulation vs. Arbeit in Grimmelshausens *Verkehrter Welt*«, in: *Simpliciana* 40 (2018), 185–206.

soziale Mobilität für den satirischen Blick des Ich-Erzählers von Anfang an als Ärgernis und Symptom der Verkehrtheit der Welt.

Die apologetischen Elemente der Pikareske sind im *Simplicissimus* also zunächst kaum wiederzuerkennen. Von »nicht zu übersehender Tragweite«⁹³ ist stattdessen die Wirkung, welche die Re-Theologisierung und Allegorisierung des pikarischen Lebens bei Albertinus auf den *Simplicissimus Teutsch* hatte. Es ist insbesondere die Figur des Einsiedlers, die sich Grimmelshausen von Albertinus leiht und die für den gesamten Romanzyklus formgebend wird.⁹⁴ Der ›Einsiedel‹, der den kleinen Simplicius nach dessen kriegsbedingter Flucht in den Wald zwei Jahre lang beherbergt und christlich unterweist, erweist sich später als sein leiblicher Vater und von adliger Abkunft. Durch seine Lehre eines überkonfessionellen Christentums, das Simplicissimus zu dem entwaffnenden Eingeständnis zwingt, »daß ich weder Petrisch noch Paulisch bin, sondern allein *simpli-citer* glaube« (ST, 322), prägt der Einsiedel das Wissen wie auch die Naivität, die Einfalt des Simplicissimus, die für ihn namensgebend ist, wobei er seinen Namen eben von dem Einsiedel erhält. Die Einfalt prägt lange Zeit seine subjektive Wahrnehmung des *mundus perversus*, dessen Verkehrung sich aber erst gegenüber jener christlichen Norm ergibt, die er vom Einsiedel lernt. Die Lehre des Einsiedels, »sich selbst erkennen / böse Gesellschaft meiden / und beständig verbleiben« (ST, 49), gibt nur an, was im Lauf des Romans dann eben nicht passieren wird. Die einzige Lösung besteht für Simplicius schließlich darin, nicht nur böse Gesellschaft, sondern die Gesellschaft als solche insgesamt zu meiden. Die Figur einer biblischen oder klerikalen, einer jedenfalls freiwilligen Armut beherrscht so von Anfang an das Motiv- und Wertgefüge des Romans und lässt fast alle Momente unfreiwilliger Armut als selbstverschuldete Verirrungen erscheinen. Als Simplicissimus am vorläufigen Ende des Romans der Welt nämlich Adieu sagt,⁹⁵ als er in der *Continuatio* selbst als Eremit auf der Kreuz-

93 Jean-Marie Valentin, *Französischer »Roman comique« und deutscher Schelmenroman*, Opladen 1992, 9.

94 Vgl. ausführlich zu diesem Motiv Lars Kaminski, *Vita Simplicii. Einsiedlerleben und Antoniusverehrung bei Grimmelshausen*, Frankfurt a. M. 2010; sowie Maximilian Bergengruen, *Nachfolge Christi – Nachahmung der Natur: himmlische und natürliche Magie bei Paracelsus, im Paracelsismus und in der Barockliteratur* (Scheffler, Zesen, Grimmelshausen), Hamburg 2007, 235–287.

95 Das »Adieu Welt«-Motiv entnimmt Grimmelshausen ebenfalls einer Albertinus-Übersetzung, nämlich Antonio de Guevaras *Menosprecio de corte y alabanza de aldea* (1539), die 1598 unter dem Titel *Zwey schöne Tractätl / derrn das eine: Sontempus vitae aulicae, & laus ruris: intituliert* [...] erschien. Vgl. Antonio de Guevara, *Verachtung dess Hoflebens / vnd Lob dess Landlebens*, Faksimiledruck der Erstauflage von 1598, hg. von Christoph E. Schweitzer, Bern 1986. Vgl. dazu Anke-Marie Lohmeier, *Beatus ille. Studien zum ›Lob des Landlebens‹ in der Literatur des*

insel lebt, und auch dann noch, als er sich im *Springinsfeld* geläutert wieder unter die Menschen mischt und dabei »die Funktion des Propheten aus dem alten Testament«⁹⁶ übernimmt – nie ist er eine Gestalt der Not oder eine Figuration unfreiwilliger Verarmung, sondern vielmehr eine Gestalt der bewussten Entsagung und Weltflucht. Demgegenüber wird sein Leben als Narr und Liebhaber, Soldat und Räuber, Quacksalber und Junker als Form der Weltverfallenheit dargestellt, als negative, nicht-realisierte Form des Entsagungsideals.

Der vom Einsiedler geprägten, christlich-moralischen Stimme des Erzählers steht jedoch die Lebenswelt der Figur entgegen, denn die Unfreiwilligkeit der Armut und das Sich-Verkaufen-Müssen prägen den Alltag von Simplicissimus sehr wohl: Nach dem Tod des Einsiedlers etwa, als in Simplicius die »Begierde / die Welt auch zu beschauen« (ST, 52) erwacht, zeigt sich zunächst die Armut und Hilflosigkeit der Kirche selbst, die als Institution der seelischen, aber auch der materiellen Inklusion dysfunktional geworden ist. Der Pfarrer, den Simplicissimus um Rat fragt und dessen Dorf gerade geplündert worden ist, weiß ihm »weder zu helfen noch zu rathen«, muss selbst schon »das Brot am Bettelstab suchen« und will ihm keine »Hülffleistung« (ST, 53) versprechen. Die Frage der Entsagung, ob es möglich wäre, »daß ich ohne Saltz (so mir bißher der Pfarrer mitgetheilt hatte) leben / und also aller Menschen entberen könnte« (ST, 53), stellt sich hier zunächst aus materieller Notwendigkeit und in Anbetracht der Abwesenheit jeder Armenfürsorge. Ein typisch pikareskes Schicksal hat Simplicissimus auch bei seiner Ankunft in Hanau, wo er, als Landstreicher aufgegriffen, auf der Wache untersucht, als Spion verdächtigt und ins Gefängnis geworfen wird, bevor er der weiteren Folter durch »Hencker und Steckenknecht« (ST, 75) nur durch den Zufall entkommt, dass sein Pfarrer, der sich ebenfalls nach Hanau gerettet hat, ihn zufällig auf der Straße erkennt und für ihn einstehen kann. Angesichts der Gelage am Hanauer Hof, wo Simplicissimus als Page des Gouverneurs angestellt ist, wird auch an den »arme[n] Lazarus« erinnert, »den man damit hätte laben können / in Gestalt vieler 100. vertriebener Wetterauer / denen der Hunger zu den Augen herauß guckte / vor unsern Thüren verschmachtetete« (ST, 107).⁹⁷ Der Krieg produziert unfreiwillige Armut im Übermaß und insofern kann es

absolutistischen Zeitalters, Tübingen 1981; Helmuth Kiesel, »Bei Hof, bei Höll«. *Untersuchungen zur literarischen Hofkritik von Sebastian Brant bis Friedrich Schiller*, Tübingen 1979, 88–106.

96 Valentin, *Französischer »Roman comique« und deutscher Schelmenroman*, 33.

97 Das Motiv des armen Lazarus greift Grimmelshausen immer wieder auf, so auch in der *Verkehrten Welt*, vgl. Grimmelshausen, *Werke* II, 411–511, hier: 416, 466; sowie im *Wunderbarlichen Vogel-Nest* (WV I, 369).

kaum ausbleiben, dass an Lazarus erinnert und auch »der Reiche Mann« (ST, 188) angeklagt wird. Immer wieder verarmt auch Simplicissimus, findet sich etwa auf dem Rückweg von Paris, wo er zuletzt als *Beau Aleman* einiges verdient hat, dann aber wieder ausgeraubt wurde, in einer durchaus ausweglosen Arbeitslosigkeit: »es wolte mich aber kein Werber vor einen Soldaten annehmen / weil ich als ein grindiger Guckuck außsahe / arbeiten konte ich nit / denn ich war noch zu matt / und über das noch keiner gewohnt« (ST, 375). Simplicissimus, der Protagonist, macht sich in dieser Situation seine in Paris erworbenen Kenntnisse als Apotheker zunutze, mischt eine Salbe zusammen und schlägt sich eine Weile als Quacksalber durch. Als Erzähler jedoch kritisiert er sich selbst in diesem Stereotyp pikaresken Lebens sogleich als »Storger und Leutbetrüger« (ST, 376).

Diese Gegenläufigkeit von Erzähler und Figur nimmt im Lauf des Zyklus immer schroffere Züge an. Dabei wird die polizeiliche Ununterscheidbarkeit von ehrlicher und unehrlicher Armut zum manifesten Problem. Seiner Umwelt erscheint Simplicissimus als »Landläuffiger Bettler« (ST, 388). Indem er jedoch entgegnet: »ich bin der arme *Simplicius*« (ST, 393)⁹⁸ entzieht er sich dem polizeilichen Verdacht und bringt zugleich die Motivation der Überformung der unfreiwilligen Armut durch die freiwillige zum Ausdruck: Im Fall des Simplicissimus entpuppt sich freiwillige Armut selbst als eine Strategie der unfreiwilligen Armut. Das Problem wiederholt sich bei der gemeinsamen Pilgerschaft mit dem Herzbruder. Damit sie nicht »eher vor Ausreisser als Pilger gehalten wurde[n]«, benötigen sie einen »Paß« (ST, 449), ob dieser nun gefälscht ist oder nicht. Der »arme Simplicius« verliert dabei aber immer mehr an Weltbezug und verwandelt sich zunehmend in eine Allegorie, bis er in der *Continuatio* zu einer Figur der Askese wird. Er ist nun explizit Inbegriff und Prototyp der »freywilligen Armut« (Cont., 647) und die *Continuatio* enthält darum im Kern eine Abrechnung mit dem Müßiggang, welcher »beydes der Seelen und dem Leib ihre Kranckheiten« (Cont., 676) verursacht. Schon als Einsiedler im Schwarzwald war Simplicissimus vom edlen Asketen schnell zur kuriosen Attraktion geworden und wurde dabei auch »beynahe« für einen »Heuchler oder heiligen Schalck« (Cont., 566) gehalten. Zu Beginn seiner Pilgerreise besorgt sich Simplicissimus deshalb zunächst einmal bei einem Pfarrer eine »Urkundt«, die ihn als klerikalen Armen ausweist, wodurch es ihm gelingt, den »Schein fromer einfalt« (Cont., 608) aufrechtzuerhalten. Simplicissimus ist also ein Scheinheiliger. Dass er selbst keine Almosen annimmt und auch überall verkündet, »die

⁹⁸ Vgl. zum Vorbild der altchristlichen *Simplices* Dieter Breuer, »Grimmelshausens Simplicianische Frömmigkeit«, 213–252.

Bettler sollen kein Geld haben« (Cont., 609), folgt einem egoistischen Kalkül: Durch den Verzicht auf monetäre Almosen gewinnt er Anerkennung, steigert die Glaubwürdigkeit seiner freiwilligen Armut und wird deshalb mit Speis und Trank geradezu überhäuft.⁹⁹ Seine Pilgerschaft wächst sich dann zu einer erneuten Weltreise aus, bis Simplicissimus schließlich in der Nähe von Madagaskar Schiffbruch erleidet und auf der »Creutz Jnsul« die Gnade Gottes nur findet, indem er zum *homo sacer* wird, zu »einem nackenden armen Mann / der nichts als das Leben hat« (Cont., 686). Die Lebenswirklichkeit der Figur konterkariert im Simplicianischen Zyklus also immer wieder das Ideal der Pilgerschaft und Entsagung. Doch trotz der Prekarität seiner irdischen Realisierungschancen bleibt das Ideal der freiwilligen Armut für den Romanzyklus der maßgebliche ethische Horizont.

Während die pikareske Darstellung der Unfreiwilligkeit von Armut innerhalb der Simplicianischen Autobiographie auf diese Weise unterlaufen wird, kehrt sie im Laufe des Zyklus in einer anderen Figur zurück, nämlich in Springinsfeld: Der Bettler und Musikant ist mit seinem Holzbein ein Prototyp unfreiwilliger Armut. Dabei fallen nicht nur inhaltliche Parallelen zum *Lazarillo de Tormes* in die Augen, etwa das Motiv des tolerierten Ehebruchs. Auch das Titelkupfer des *Springinsfeld* rückt sich explizit zur Lazarus-Figur ins Verhältnis, indem es das Motiv des die Wunden lecken- den Hunds aufgreift, das die ikonographische Tradition des Lazarus noch im 17. Jahrhundert prägte. Im *Springinsfeld*-Titelkupfer pinkelt der Hund dem Protagonisten an dessen Holzbein und illustriert damit prägnant die symbolische Entwertung der Armut als historische Voraussetzung des pikaresken Erzählens. In Grimmelshausens Simplicianischem Zyklus hat sich diese Entwertung insgesamt gesteigert: Er vermag die unehrliche Armut nicht mehr, wie es im *Lazarillo de Tormes* der Fall war, als unausweichliche und unter bestimmten Voraussetzungen vernünftige Lebensform darzustellen. Vor dem Hintergrund des Konversionsmotivs, das für alle Romane des Zyklus bestimmend ist, muss Springinsfeld als gottlos und unerlöst erscheinen, als besessen von jenem Wahn, in dem sich die Welt insgesamt befindet.¹⁰⁰ Der Simplicianische Zyklus ist vordergründig eben über weite

99 »[...] damit brachte ich zuwegen / wo ich etwann ein par Heller verschmähete / daß mir hingegen beydes an Speiß und Tranck mehrers gegeben würde / als ich sonst umb ein par Kopffstück hat kauffen mögen« (Cont., 609).

100 Man darf unterstellen, dass der Lazarus-Bezug in der Forschung zum Titelkupfer des *Springinsfeld* mitgedacht wird, betont wird er indes nicht gerade. Während das Titelkupfer für Schade: »Junge Soldaten, alte Bettler« (s. o.) in die Abgründe frühneuzeitlicher Bettelstereotypie führt, geht Haberkamm dem Motiv des Flickentmantels als poetologischem nach, vgl. Klaus Haberkamm, »[...] es steck(e)t etwas (anders) darhinder [...]«. Die

Strecken keine Rechtfertigung von Armut, Arbeit oder Unehrllichkeit, sondern eine »Apologie des Christentums aus der Optik eines Begnadeten«. ¹⁰¹ Indem Springinsfeld seine eigene Geschichte erzählen darf, wird die Asymmetrie zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Armut allerdings gemildert. Nicht nur *Der seltsame Springinsfeld* ist seltsam, der »eben so seltsame« (Spr., 295) Simplicissimus ist keineswegs die irdische Verkörperung des religiösen Gesetzes.

Gott als »reicher Mann« und das Junker-Handwerk

Die Unerfüllbarkeit des ethischen Ideals hat indes nicht nur ökonomisch-soziale, sondern auch theologische Gründe. In der phantastischen und durchaus als fiktiv markierten Mummelsee-Episode wird deutlich, dass der Simplicianische Zyklus die Unfreiwilligkeit der Armut in dem Maße narrativ aus dem Blick verlieren muss, wie ihn theologisch die Idee der Freiheit zur Sünde umtreibt. Nachdem ihm zunächst einige Bauern in ihren »Historien« (ST, 485) von den unerhörten Begebenheiten rund um den Mummelsee berichtet haben, kann Simplicissimus seinen »Fuerwitz« (ST, 487) nicht beherrschen und gerät bei einem Spaziergang zum besagten See in dessen Abgründe. Die den See bewohnenden Wassermännlein (Sylphen) laden ihn ein, in ihr utopisches Reich am Erdmittelpunkt zu reisen. Dieses kennt keine »mutwillige faule Bettler / sondern Verächter der Reichthum / und Liebhaber der freiwilligen Armut« (ST, 509). Diese Utopie aber kann sich nur bei Kreaturen realisieren, die sich als »Mittel« (ST, 497) zwischen Mensch und Tier vorstellen, keine unsterbliche Seele und keinen freien Willen besitzen. Ihre Utopie bleibt deshalb, wie die Begegnung mit Wiedertäufern im Anschluss an die Mummelsee-Episode demonstriert, politisch irrelevant. Die Menschen dagegen bezahlen die Freiheit in dieser Argumentation durch die Notwendigkeit von Herrschaft. ¹⁰² Auch diese kann aber nicht verhindern, dass jeder Mensch sich selbst zugrunde rich-

›Lebens-Beschreibung‹ des simplicianischen Springinsfeld als Cento«, in: *Simpliciana* 37 (2015), 15–50. Für einen kunsthistorischen Überblick vgl. Elisabeth Sudeck, *Bettlerdarstellungen vom Ende des XV. Jahrhunderts bis zu Rembrandt*, Straßburg 1931.

¹⁰¹ Dieter Breuer, *Grimmelshausen-Handbuch*, München 1999, 61.

¹⁰² Es ist dieser Vorbehalt gegenüber einem politischen Utopismus, der auch die Träume des Phantasten Jupiter von einer zentralistischen Staatsmacht betrifft, deren »Nidermachung aller Gottlosen ohne Blutvergiessen« (ST, 256) kaum vonstatten gehen kann, vielmehr müsse man wohl »alle Mörder / Dieb / Schelmen / Ehebrecher / Huren und Buben auff die vorige Manier umbbringen« (ST, 257), wie Jupiter selbst zugibt.

ten kann: »Was kan die Güte Gottes darvor / wenn euer einer sein selbst vergisset / sich der Creaturen der Welt / und deren schändlichen Wollüsten sich ergibt [...]?«, fragt der Prinz der Sylphen Simplicissimus. Für der »Verdamnten ewiger Jammer / worein sie sich selbst gestürzt haben« (ST, 499), sind diese Verdamnten selbst verantwortlich. Die politisch-theologische Argumentation, die sich so ergibt, versucht zwischen Willensfreiheit und Gnadentheologie die Neigung des Menschen zum Bösen, also die Konkupiszenz-Problematik zu bewältigen. Diesbezüglich erklärt sich der Prinz der Sylphen:

[...] das aber was ihr das Leben nennet / ist gleichsam nur ein *Moment* und Augenblick / so euch verliehen ist / GOTT darin zu erkennen / und ihme euch zu nähern / damit er euch zu sich nemmen möge / dannhero halten wir die Welt für einen Proberstein Gottes / auff welcher der Allmächtige die Menschen / gleich wie sonst ein reicher Mann das Gold und Silber probiert / und nachdem er ihren *Valor* am Strich befindet / oder nachdem sie sich durch Feuer läutern lassen / die gute und feine Gold- und Silberorden in seinen himmlischen Schatz leget / die böse und falsche aber ins ewige Feuer wirfft / welches euch dann euer Heyland und unser Schöpffer mit dem Exempel vom Weizen und Unkraut genugsam vorgesagt und offenbaret hat. (ST, 504)

Wenngleich die Monetarisierung der Gesellschaft im Roman allgegenwärtig ist, bleibt dieses Bild unerhört. Was bedeutet es, wenn Gott als Schatzbildner und »reicher Mann« ins Bild gesetzt wird und nicht mehr als jener, der sich um die Verdammung des reichen Mannes und die Erlösung des armen Lazarus kümmert? Und welches Geld ist es genau, durch das sich dieser Gott bereichert? Es sind drei Bildbereiche, die Grimmelshausen hier zusammenführt. Die Metapher des Probersteins – auch als lydischer Stein bekannt – verweist auf eine alte Praxis zur Bestimmung des Reinheitsgrades von Edelmetallen.¹⁰³ Sie erinnert an alchemische Kontexte: Auf dem schwarzen Kieselschiefer hinterlassen Goldlegierungen einen Strich, aus dessen Farbe der Goldgehalt bestimmt werden konnte. Auffallend ist allerdings auch, dass der Begriff des Probersteins später in ein Vokabular übergegangen ist, mit dem seither Praktiken wissenschaftlicher Empirie

103 Dieter Breuer weist darauf hin, dass Paracelsus die Metapher in ähnlicher Weise verwendet. Vgl. Breuer, *Kommentar zum Simplicissimus Teutsch*, in: Werke I.1, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 2005, 967. Zur wichtigen Funktion von Alchemie und Numismatik für die fürstliche Protektion von Gelehrten der Frühen Neuzeit vgl. Pamela Smith, *Business of Alchemy: Science and Culture in the Holy Roman Empire*, Princeton 1994.

bezeichnet werden. Gott und Mensch werden somit in Form von Theorie und Praxis ins Verhältnis gesetzt. Eine weitere Ebene findet das mehrgliedrige Bild im Gleichnis vom Unkraut und Weizen (Mth. 13, 24–30), das auch in der Inquisition instrumentalisiert wurde.¹⁰⁴ Hinzu kommt schließlich eine dritte, wenn auch nur ephemere aufgerufene Bildquelle, denn die alchemische Metapher und das biblische Gleichnis werden auch mit der chronischen Instabilität und Manipulierbarkeit des Edelmetallgehalts von Geldmünzen in Bezug gesetzt. Das Umschmelzen und Sortieren von guten und schlechten Münzsorten ist nicht das Handwerk des Alchemikers, sondern des betrügerischen Münzmeisters bzw. der sog. Kipper und Wipper. Gott tritt hier, in der Rede des Sylphen-Prinzen, als Kipper und Wipper auf, er sortiert die feinen Geldsorten aus und bereichert sich so auf Kosten der Menschheit, die sich von ihm im Feuer läutern lassen muss.¹⁰⁵ Dass der Roman diesem Gott noch nicht abgeschworen hat, ist erstaunlich.¹⁰⁶ Geld ist hier jedenfalls kein Medium der Gesellschaft mehr, sondern mit der Verfassung des Irdischen selbst identisch, es ist bildspendend geworden für den Bereich transzendenter Erlösung und Verdammung.

Nur weil das Geld in der Welt des Romans bereits den Rang eines »funktionalen Äquivalents Gottes«¹⁰⁷ erreicht hat, kann es diese absolute meta-

104 Wolfgang Behringer, »Vom Unkraut unter dem Weizen. Die Stellung der Kirchen zum Hexenproblem«, in: Richard von Dülmen (Hg.), *Hexenwelten. Magie und Imagination vom 16. bis 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1987, 15–47.

105 Es ist dies nicht das einzige Mal, das die Simplicianischen Schriften von Momenten der Geldverschlechterung, der Münzfälschung oder der willentlichen Geldentwertung berichten, besonders prominent und außergewöhnlich explizit widmet sich Grimmelshausen den Kippern und Wippen jedoch in der *Verehrten Welt*. Vgl. dazu Widder, »Kipper, Wipper, Pikaro«. Zum Verhältnis von Münzmetaphorik und Sprachkritik bei Grimmelshausen, Moscherosch und Leibniz vgl. Sebastian Rosenberger, *Satirische Sprache und Sprachreflexion. Grimmelshausen im diskursiven Kontext seiner Zeit*, Berlin 2015. Auch im *Wunderbarlichen Vogel-Nest* kehrt die Münzfälschung dann wieder und zwar interessanterweise im Kontext der literaturkritischen Polemik gegen Philipp von Zeses biblischen Joseph-Roman *Assenat* (1670) und seinen Originalitätsanspruch: »ich bin deß Josephs Autor, und wie würde euch gefallen / wann jemand euch euer Geld hinweg nehme / und euch hernach außschrie / ihr hättet falsche Sorten?« (WV, 407).

106 Den Bereich des Irdischen erzählerisch zu überschreiten, erlaubt sich Grimmelshausen äußerst selten. Die moralischen Ermahnungen des Erzählers maßen sich nicht den Status von göttlicher Wahrheit an, sondern werden explizit als Teil der irdischen Welt und in letzter Konsequenz auch als Effekte von Schrift und Publikation markiert. Es ist also fraglich, ob es hier aus dem Mund des Sylphen-Prinzen ausnahmsweise einmal gelingt, theologische Wahrheit ungefiltert hörbar zu machen.

107 Lothar Bornscheuer, »Zur Geltung des ›Mythos Geld‹ im religiösen, ökonomischen und poetischen Diskurs«, in: Rolf Grimlinger/Iris Hermann (Hg.), *Mythos im Text. Zur Literatur des 20. Jahrhunderts*, Bielefeld 1998, 57–108, hier: 73; zitiert nach Ortwin Lämke, »Zirkula-

phorische Position einnehmen. Simplicissimus schildert dem Prinzen der Sylphen daraufhin die angebliche Vollkommenheit der Menschenwelt – eine ironische Darstellung, die noch einmal sagen will: Die Welt ist nicht zu rechtfertigen und allen voran das Dasein der Menschen steht ihrer Vollkommenheit im Weg. Diese skeptische Bewertung der Willensfreiheit wurde bei Grimmelshausen wohl gestärkt durch den von den Jesuiten verfolgten Cornelius Jansen (1585–1638), seine Akzentuierung der Gnade und seine Kritik der Rechtfertigungslehre.¹⁰⁸ Die negative Bestimmung der Freiheit erlaubt Grimmelshausen eine souveräne Distanz zu allen Ideologien der Selbstbestimmung. In der Position des Allmächtigen jedoch, auf dessen Gnade die Menschen letztlich hoffen müssen, ist nicht nur Gott, sondern in der Welt des Romans auch das Geld und die zufällige Verteilung des Reichtums. Es ist die zuletzt ausführlich dokumentierte Omnipräsenz der Geldfunktion im Simplicianischen Zyklus,¹⁰⁹ die es ermöglicht, dass der vom Prinzen der Sylphen beschworene Gott und Richter hier als ultimativer Münzfälscher erscheint.

Der metaphysische Substanzverlust der Simplicianischen Welt wird durch das Geld als dem neuen *fundamentum inconcussum* ausgelöst und wengleich der Erzähler noch an transzendente Erlösung appelliert, beweist die Figur Simplicissimus performativ, dass sie sich auf eine irdische Ökonomie monetärer Heillosigkeit eingestellt hat. Simplicissimus weiß ganz genau, »was Geld gilt«, es »vertreibt alle Melancholey«, »schärfft den Verstand« und »lescht auß die gäile und unkeusche Begierde / sonderlich weil man schöne Weiber umbs Geld kriegen kan« (ST, 294). Der *Simplicissimus Teutsch* schildert über weite Strecken die egoistische Karriere des Protagonisten, der zunächst als »diebischer Waldbruder« (ST, 172) arme, hilflose Bauern ausnimmt und »glücklich im stelen« wird (ST, 176), um später einen Schatz zu finden, der ihn in die Position des Reichtums und der möglichen Barmherzigkeit versetzt. Sofern er einerseits arbeitet, ohne zu akkumulieren, andererseits aber akkumuliert, ohne zu arbeiten, gleicht Simplicissimus als Pikaro dem Laborinus im *Rathstübel Plutonis Oder Kunst reich zu werden* (1672), der dort gleich mit seiner ersten Einlassung fest-

tionsmittel und hermeneutischer Zirkel. Zum Geldmotiv im simplicianischen Zyklus«, in: *Simpliciana* 27 (2005), 135–156, 145.

108 Auf Cornelius Jansen wird in der *Continuatio* sogar im Namen des holländischen Kaufmanns Jean Cornelissen, dem Erzähler der *Relation* am Ende der ersten sechs Bücher, anagrammatisch angespielt, vgl. dazu Dieter Breuer, »Grimmelshausen in den theologischen Kontroversen seiner Zeit«, in: *Simpliciana* 26 (2004), 339–359.

109 Vgl. die Beiträge in *Simpliciana* 40 (2018), sowie zuletzt Simon Zeisberg, *Das Handeln des Anderen. Pikarischer Roman und Ökonomie im 17. Jahrhundert*, Berlin/Boston 2019, 189–354.

stellt, dass er »noch keinen durch grosse Arbeit hab sehen reich werden«. ¹¹⁰ Im Simplicianischen Zyklus bildet ein Schlüsselkonzept diesbezüglich das »Junckern-Handwerk« (ST, 17), das aus nachvollziehbaren Gründen von Anfang an das Sehnsuchtobjekt des Protagonisten ist, der sich hauptsächlich mit »Soldaten-Handwerk« (ST, 226, 334), »Narrn-Handwerck« (ST, 302), gelegentlich auch mit dem »Handwerck« (ST, 370) der Prostitution und der »Rauberey« (ST, 410, 412) durchschlägt. Das Junker-Handwerk ist die negative Form, in der sich das Thema der Arbeit im Roman festgesetzt hat: eine Form der Nicht-Arbeit, »eines müszigen wollebens«, ¹¹¹ in dessen Genuss Simplicissimus erstmals im Kloster Paradies gerät, wo er das »Junckern-Handwerck« treibt, also »das allerfäulste Leben von der Welt« (ST, 224) führt, und schließlich erneut zum Ende des Romans im Sauerbrunnen, nachdem er von seiner adligen Abkunft erfahren hat, woraufhin seine Frau unmittelbar den Haushalt »verlierlicht« (ST, 481). Dass Simplicissimus nun tatsächlich ein »Juncker«, also ein adliger Guts- herr geworden ist, entspricht nur jenem »gottlosen und verruchten Leben« (ST, 481), das er schon die ganze Zeit führt, so lautet die Pointe der Adels- kritik im Roman. Was sich im Junker-Handwerk ankündigt, ist letztlich eine Form von ökonomischer Rationalität, der es gelingt, das Geld selbst arbeiten zu lassen. Es bedeutet ein maximales Glück, wenn es dem Sol- daten-Handwerk gelingt, ins Junker-Handwerk zu wechseln, mit welchen Mitteln auch immer. Das Junker-Handwerk ist der Wunschtraum jeder pikaresken Lohnarbeiterexistenz. ¹¹²

Das Schermesser: Lohn, Preis, Profit

Während die Dialektik freiwilliger und unfreiwilliger Armut den Roman in Widersprüche verwickelt und das theologische Problem der Willensfreiheit nicht zuletzt durch die ökonomische Beschaffenheit der dargestellten Welt

110 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, *Rathstübel Plutonis Oder Kunst reich zu werden [...]*, in: *Werke* I.2, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 2007, S. 651–742, hier: 662.

111 Art. »Junkernhandwerk«, in: DWG, Bd. 10, Sp. 2403. Zum Begriff der Nicht-Arbeit vgl. Martin Jörg Schäfer, *Die Gewalt der Muße: Wechselverhältnisse von Arbeit, Nichtarbeit, Ästhetik*, Zürich 2013; sowie ders./Jörn Etzold (Hg.), *Nicht-Arbeit: Politiken, Konzepte, Ästhetiken*, Weimar 2001.

112 Urs Urban deutet den Pikaro in diesem Sinne als Prototyp unternehmerischer Rationalität, Lazarillo in seiner performativen Kompetenz gar als Vorgänger von Goethes Wilhelm Meister. Da Kapitalist und Lohnarbeit logisch als Doppel auftreten müssen, scheint diese These mit der hier vorgeschlagenen durchaus kompatibel. Vgl. Urban, »Tausch und Täuschung«.

unterlaufen wird, entwickelt Grimmelshausens Romanzyklus seine besondere Komplexität und Schlagfertigkeit durch die metafiktionale Übertragung des Geld- und Armutproblems auf das Feld der materiellen Produktion und Reproduktion der Literatur selbst. Dies wird im Folgenden zu zeigen sein am Gegenstand des Schermesser-Diskurses, an den Adressierungsstrategien im nachgeholtten Vorwort des Romans zu Beginn der *Continuatio* und schließlich an der Schreiber-Figur zu Beginn des *Springinsfeld*-Romans. Denn wenn sich der Leser des Zyklus fragt, ob die *inconstantia* des Lebens nun der prinzipiellen Verkehrtheit der Welt, dem andauernden Krieg oder darüber hinaus auch und insbesondere dem Alltag des Arbeitsmarkts zu verdanken ist, dann geben jene Motivkomplexe hierüber einigen Aufschluss.

Die zentrale Allegorie der *Continuatio* und eine wichtige poetologische Chiffre des Romanzyklus insgesamt ist die von Hans Sachs geliehene Figur des Baldanders. Baldanders löst sich mit den seltsamen Worten »lasse mich mit frieden / ich bin Baltanders« märchenhaft mitten im Wald aus der »Statua eines alten teutschen Helden« (Cont., 603) und fliegt kurz nach seinen kryptischen Auskünften wieder davon. Dass »alle ding unbestendig«¹¹³ sind, ist bei Sachs wie bei Grimmelshausen die bittere Lehre. Handelt es sich bei Sachs jedoch um ein kurzes Reimgedicht, eine in sich abgeschlossene poetische Anekdote, so zeichnet sich Grimmelshausens Baldanders-Figur durch ihre anspielungsreiche Einbettung im Roman aus. Was Baldanders Simplicissimus beibringen will, ist nämlich nicht nur die totale Unbeständigkeit und Veränderlichkeit des Lebens, sondern darüber hinaus auch die Kunst, mit leblosen Gegenständen zu reden – es handelt sich also um eine Allegorie der poetischen Einbildungskraft. Diese Kunst wird im Schermesser-Diskurs zwei Kapitel später literarisch erprobt: Auf dem als »Cantzeley« (Cont., 611) bezeichneten Abort eines »Juncker[s]« (Cont., 610) beginnt das »Octav von einem Bogen Papier« (Cont., 612), das Simplicissimus als Klopapier verwenden will, mit ihm zu sprechen. Das in einer populären Engführung von Gesichtskreis und Fäkalbereich¹¹⁴ »Scher-

113 Baldanders selbst verweist bei Grimmelshausen darauf, er habe im Juli 1534 »mit Hanß Sachsen dem Schuster von Nörnberg« (Cont., 604) geredet. In dessen Schwank *Bald-anderst, so bin ich genandt, Der gantzen welte wol bekindt* trifft der Ich-Erzähler, als er vor einem Unwetter in einer Höhle Schutz sucht, auf Baldanders, der alle Dinge in ihr Gegenteil verkehrt. Vgl. Hans Sachs, *Bald-anderst, so bin ich genandt, Der gantzen welte wol bekindt*, in: ders., *Werke*, Bd. 5, hg. von Adalbert von Keller, 310–313, hier: 312.

114 Die Engführung von Gesicht und Gesäß war als karnevaleskes Motiv, wie Bachtin zeigt, weit verbreitet. Vermutlich bezieht sich Grimmelshausen dabei unmittelbar auf die berühmte Arschwisch-Episode im 13. Kapitel des ersten Bands von Rabelais' *Gargantua* (1532), vgl. Bachtin, *Rabelais*, 413 ff.

messer« (Cont., 613) genannte Papier hätte sich nicht träumen lassen, »daß ich einem solchen Landfahrer den Hindern hett wischen: und meinen endlichen Utergang im Scheißhauß nehmen müssen« (Cont., 612). Im Angesicht seines anstehenden Endes erzählt es dem Simplicissimus seine Lebensgeschichte, und zwar auf dezidiert pikareske Weise. Apologetisch referiert das Schermesser »geleistete Dienste« (Cont., 612) auf seinem insgesamt 36 Stationen umfassenden Lebensweg. Dieser führt von einem Hanfsamen über verschiedene Verarbeitungsstufen der Hanf-, Flachs- und Leinenproduktion zunächst zu einem Dasein als Hemd, das einen brisanten Einblick in das Sexualeben seiner Besitzerin, einer Magd, erhält, bis es von dieser zur Windel zerschnitten wird. In einer französischen Papiermühle beginnt anschließend ein neuer materieller Zyklus, aus dem Textilmüll wird das Schermesser schließlich zum »feinen Bogen Schreibpapier« (Cont., 620) eines Kaufmanns, dessen ökonomische Betrügereien es deshalb privilegiert beobachten kann, weil es selbst deren materieller Träger ist, wobei mit dem »*Journal*« (Cont., 621)¹¹⁵ ein Schlüsselbegriff der doppelten Buchführung aufgerufen ist.¹¹⁶ Keineswegs also moralisch, durchaus aber ökonomisch-sozial gesehen handelt es sich um eine steile Karriere: Das Schermesser, ehemals ein »Lump«, ist nun genau »ein rechtschaffener Bogen Pappier« (Cont., 621).¹¹⁷ Als solches aber, und das ist nicht die

115 Dabei handelt es sich teilweise um Übernahmen aus dem 66. Diskurs »Von Factoren/ oder Curatoren/ so anderer Leute Geschäfte versehen« aus Garzoni, *Piazza Vniversale*, 635–639, hier: 638, sodass die Rede von den »Diebesgriff« (s. o.) selbstreflexiv auf den Diskurs des Schermessers bezogen werden kann und seine eigene, angebliche Rechtschaffenheit in ein gleich doppelt ironisches Licht gerät. Vgl. dazu Nicola Kaminski, »Lebensgeschichte als Mediengeschichte. Zum Stellenwert der Schermesser-Episode in Simplicissimus' autobiographischer Konfession«, in: *Simpliciana* 32 (2010), 101–120. Außerdem zum Schermesser-Diskurs Detlef Kremer, »Groteske Polyphonie: zur poetologischen Funktion der Kleinformen im Simplicissimus Teutsch am Beispiel der Schermesser-Episode«, in: *Simpliciana* 29 (2007), 89–99; Heinz J. Drügh, *Anders-Rede: zur Struktur und historischen Systematik des Allegorischen*, Freiburg i. Br. 2000, 89–113; Christoph Bourquin, »Die Verwandlung des Allegorischen. Zur Schermesser- und Baldanders-Episode in Grimmelshausens Simplicissimus«, in: *Simpliciana* 30 (2008), 67–88.

116 Vgl. auch Kaminski, »Lebensgeschichte als Mediengeschichte«, 102 ff. Zur klassischen Abhandlung zur doppelten Buchführung Luca Pacioli, *Abhandlung über die Buchhaltung*, übers. u. hg. von Balduin Penndorf, Stuttgart 1933. Zur literaturwissenschaftlichen Aufarbeitung Benedikt Jeßing, »Doppelte Buchführung und literarisches Erzählen in der frühen Neuzeit«, in: Judith Klinger/Gerhard Wolf (Hg.), *Gedächtnis und kultureller Wandel. Erinnerndes Schreiben – Perspektiven und Kontroversen*, Tübingen 2009, 187–199.

117 Dabei wurde Papier in den Papiermühlen der Frühen Neuzeit ohnehin aus verfaultem Lumpen gefertigt, vgl. Lothar Müller, *Weißer Magie. Die Epoche des Papiers*, München 2012, 44–49, sowie explizit zum Schermesser-Diskurs ebd., 145–151.

geringste Pointe, vertritt es »die Stell zweyer Blätter« (ST, 621), ist also Element eines großen Folio-Formats,¹¹⁸ bevor die Erben das alte Rechnungsbuch zu »Pack-Papier« (Cont., 621) zerreißen. So landet es schließlich auf dem Abort, um endlich »den Lohn meiner: dem menschlichen Geschlecht treu geleisteten Dienste / mit meinem endlichen Untergang und Verderben zu empfangen; warvor du mich aber wohl erretten könntest« (Cont., 622). Mitleidlos jedoch antwortet Simplicissimus ihm, es sei »bilich daß du wieder zu deinem Ursprung kehrest« und »exequirte [...] das Urthel« (Cont., 622).

Statt hier nun lediglich die Parodie verschiedener religiöser Motive zu erkennen,¹¹⁹ ist es durchaus angebracht, von der »Lebensbeichte einer Wareenseele« zu sprechen, wie Walter Busch formuliert hat, ohne jedoch die Konsequenzen aus dieser Beobachtung zu ziehen. Auffallend an dieser ersten und einzigen Realisierung der Baldanders-Kunst im Roman ist der anthropomorphe Charakter des Schermessers. Wichtig an diesem ist jedoch weniger die modernistisch anmutende Poetik des Diskurses als Dingbiographie, die diverse Vorläufer in der Schwankliteratur besitzt, als vielmehr die Tatsache, dass damit auch die Warenform des Menschen thematisiert wird. In diesem Sinne ist mehreres festzuhalten: Entscheidend ist zunächst, dass jede materielle Veränderung oder Verwandlung in der Erzählung des Schermessers nicht nur mit menschlicher Arbeit, sondern auch mit der Abschöpfung von Mehrwert korrespondiert. So wird der reife Hanf von »vnderschiedlichen starcken Gesellen gantz unbarmhertziger weiß auß dem Erdreich gezogen [...] vor welche Arbeit sie dann ihren Lohn: und also den dritten Gewinn empfinden so die Menschen von vns einzuziehen pflegen«. Auch der »vierde Gewinn« kommt dann »den

118 Vgl. zur Hierarchie der Buchformen die von Spoerhase zu Beginn angeführte Satire aus dem *Spectator*. Spoerhase, *Das Format der Literatur*, 27–32.

119 Etwa »auf die biblische Allegorie vom Samenkorn, das, in die Erde gelegt und erstorben, reiche geistige Frucht bringt«, oder auf »die Vorstellung des irdischen Leids, das einst himmlischen Lohn bringen wird«. Ebenso wenig handelt es sich einfach um die »Kontrafaktur der platonischen Reise zur Seele durch die verschiedenen Körpergefängnisse«. Walter Busch, »Die Lebensbeichte einer Wareenseele – Satirische Aspekte der Schermesser-Allegorie in Grimmelshausens *Continuatio*«, in: *Simpliciana* IX (1987), 49–63, hier: 54, 57. Busch beschreibt zwar durchaus detailreich den Einblick in die frühkapitalistischen Produktionsverhältnisse, die der Schermesser-Diskurs gibt. Die Frage der Warenform ist für ihn jedoch nachrangig. Der Schermesser-Diskurs bleibt demnach »häretisch orientiert an der Wirksamkeit jenes Kanons theologischer Denkformen, der für die Herausbildung der christlichen Lebensbeichte konstitutive Bedeutung hatte« (ebd., 58), er ist ein »Gegenbild zur Augustinischen Lebensbeichte« (ebd., 61). Das Ökonomische wäre dann nur eine akzidentielle Erscheinung, kontingentes Exemplum eines theologisch-poetologischen Versuchs. Als »Kontrafaktur« der Augustinischen *Confessio* liest den Schermesser-Diskurs auch Kaminski, »Lebensgeschichte als Mediengeschichte«, 111.

jenigen zu / die solche Arbeit verrichteten« (Cont., 614), die nämlich aus Hanf Bier machen. Der Gewinn, den die Menschen aus der Verwertung des Hanfs erzielen, hat entweder die Form des Lohns von Arbeit, die auf einer bestimmten Produktionsstufe eingesetzt wird, oder des Preises: Schließlich werden die Halbfabrikate »gekauft und verkauft« (Cont., 618) bzw. »verdingt« (Cont., 617), bis aus dem Samen schließlich »ein zarter Hanff« und damit »feines Kauffmanns-Gut« (Cont., 616) geworden ist. Nun ist diese Identität des so hergestellten Zusammenhangs von Lohn, Preis und Profit jedoch nicht in der Sphäre des »Gebrauchswerts« zu suchen,¹²⁰ wie Busch meinte, sondern in jener des Tauschswerts.¹²¹ Die Identität von Lohn, Preis und Profit im Diskurs des Schermessers verweist auf ein System der Lohnarbeit, in welchem die menschliche Arbeitskraft selbst als ›Lohnstück‹ gekauft wird, wobei sie von den Eigentümern der Produktionsmittel im Verhältnis zu den Preisen der produzierten Waren so eingepreist wird, dass sie ausreichend Profit abwirft. Aus dem »allgemeinen Verhältnis« von Lohn, Preis und Profit, vermittelt durch das allgemeine Äquivalent des Geldes, erklärt Karl Marx nicht weniger als »die allgemeine Tendenz der kapitalistischen Produktion [...], den durchschnittlichen Lohnstandard nicht zu heben, sondern zu senken«,¹²² und begründet dadurch die relative Ohnmacht von gewerkschaftlichen Lohnkämpfen, sobald Lohnarbeit als solche einmal akzeptiert wurde.

Möglichkeitsbedingung für diese vollständige Entfaltung der Warenform ist der Übergang von einer kommunalen Mikroökonomie zur zentraleuropäischen, mithin ins Globale weisenden Makroökonomie des Großhandels. Simon Zeisberg hat jüngst gezeigt, dass die damit nachgezeichnete »Relationsontologie« des Kommerziensystems« nicht nur alle im Schermesser-Diskurs aufgerufenen Formen religiösen Wissens unterläuft, sondern auch die polyphone erzählerische Struktur anstiftet, auf die sich der Simplicianische Zyklus von diesem Zeitpunkt an verpflichten wird.¹²³ Die Tatsache, dass das Schermesser Element einer makroökonomischen

120 Busch, »Lebensbeichte einer Wareenseele«, 56.

121 »Könnten die Waren sprechen, so würden sie sagen, unser Gebrauchswert mag den Menschen interessieren. Er kommt uns nicht als Dingen zu. Was uns aber dinglich zukommt, ist unser Wert. Unser eigener Verkehr als Warendinge beweist das. Wir beziehen uns nur als Tauschwerte aufeinander.« Marx, *Das Kapital*, MEW 23, 97.

122 Karl Marx, *Lohn, Preis und Profit*, in: MEW 16, 103–152, hier: 151.

123 Zeisberg, *Das Handeln des Anderen*, 303, 311. Den Begriff der Relationsontologie entlehnt Zeisberg von Martin Mulsow, »Definitionskämpfe am Beginn der Moderne. Relationsontologie, Selbsterhaltung und *appetitus socialis* im 17. Jahrhundert«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 105 (1998), 283–303.

Warenökonomie ist, lädt jedoch nicht nur zur Analogiebildung mit dem Zyklus insgesamt ein, sie hat auch, wie immer wieder bemerkt wurde, unmittelbare narratologische Konsequenzen für das Schermesser selbst. Diesem wird es nämlich zwischenzeitlich »unmöglich alles zuerzehlen / wer als unterwegs sein Gebür an Zölln und anderen und also auch einen Gewinn von meinetwegen empfangen / dann ich war dergestalt eingepackt / das ichs nicht wissen konnte« (Cont., 617). Durch die Verpackung zur Ware wird dem pikaresken Unterblick des Schermessers die freie Sicht und damit auch die Möglichkeit des Erzählens genommen. Damit markiert es die Grenze der Darstellbarkeit der eigenen Warenform, die sich im makroökonomischen Zusammenhang ergibt. Auf diese Warenform jedoch kommt es beim Schermesser an, denn ohne sie lässt sich gleichzeitig nicht erklären, weshalb das Erzählen dem Schermesser überhaupt so notwendig ist.

Während die Identität von Lohn, Preis und Profit nicht die Identität des Schermessers, sondern die an ihm zur Erscheinung kommende Wertkette betrifft, darf das Schermesser nicht einfach nur als Ware verstanden, es muss als Stimme der Warenform dechiffriert werden. Schließlich fällt bei seinem Diskurs nichts mehr in die Augen als die nicht-materielle Identität des erzählenden Ichs: Zur Biographie nicht irgendeines Dings, sondern eben einer Ware wird der Schermesser-Diskurs gerade dadurch, dass die Identität von anfänglichem Hanfsamen und schlussentlichem Klopapier durch keine materielle Substanz gewahrt wird, hat doch der Hanfsamen mit dem Klopapier in seiner »physischen Natur [...] überhaupt nichts zu schaffen«. ¹²⁴ Die Warenform ist das einzige Prinzip, das dieses Ich kennt, und umgekehrt stellt sich die Fiktion der Warenform und die Identität einer ganz und gar zergliederten und transformierten Materialität einzig und allein durch die Erzählung des Schermessers her. Die Identität des erzählenden Ichs im Schermesser-Diskurs ist substanzlos, sie besteht in nichts als seiner eigenen Diegese. ¹²⁵

Nicht zu unterschlagen sind schließlich die Parallelen zwischen den alliterativ aufeinander bezogenen Protagonisten des Schermesser-Diskurses und des *Simplicissimus Teutsch*, von Schermesser und Simplicissimus.

¹²⁴ Marx, *Das Kapital I*, MEW 23, 86. Das Schermesser ist insofern der diametrale Gegensatz zu dem, was Marx Gebrauchswert nennt: »Die Form des Holzes z. B. wird verändert, wenn man aus ihm einen Tisch macht. Nichtsdestoweniger bleibt der Tisch Holz [...]«. Marx, *Das Kapital I*, MEW 23, 85.

¹²⁵ Nicht mit Bezug auf die Warengesellschaft, sondern unter den Vorzeichen der sich entwickelnden naturwissenschaftlichen Moderne wurde der Begriff der Substanzlosigkeit in die Grimmelshausen-Forschung eingeführt durch Friedrich Gaede, *Substanzverlust. Grimmelshausens Kritik der Moderne*, Tübingen 1989.

Sie ergeben sich aus ihrem ungebundenen Herumvagieren, der pikaresken Apologetik mobiler Knechtschaft und ihrer Konzentration auf den ›Gewinn‹ ohnehin,¹²⁶ aber auch die Einbettung der Erzählung im Roman fordert diese Übertragung explizit: Baldanders stellt sich Simplicissimus ja nicht zufällig, sondern eben deshalb vor, weil »ich dich mehr als ander Leut bald groß / bald klein / bald reich bald arm / bald hoch bald nieder / bald lustig bald traurig / bald böß bald gut / und in summa bald so und bald anders gemacht« (Cont., 604). An diese ganz gezielte Adressierung des Baldanders-Prinzips an das Leben des Simplicissimus erinnert dann auch das Ende des Schermesser-Diskurses, denn obwohl Simplicissimus das Urteil schon gesprochen hat und das Schermesser eigentlich gar nicht mehr existieren dürfte, hat dieses doch das letzte Wort und erinnert ihn daran: »also wird auch der Todt mit dir verfahren / wann er dich nemblich wider zur Erden machen wird / davon du genommen worden bist« (Cont., 622).

Folgt man der substanzlosen Warenform des Schermessers und nimmt seine Situierung in einer protoindustriellen Ökonomie der Frühen Neuzeit ernst, so rückt das Problem der Zeit in den Vordergrund. Schließlich wird in der hier Gestalt annehmenden, kapitalistischen Ökonomie die »gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit« zur »Substanz der Werte«.¹²⁷ Und tatsächlich spielt die Zeit für das Simplicianische Erzählen nicht nur als Kontingenz und Vergänglichkeit eine wichtige Rolle, sondern auch als Lebenszeit der zerstreuen oder unterhaltenden Lektüre, um die auf dem Markt der Literatur gerungen wird. Dies deutet sich bereits am Schluss des Baldanders-Kapitels an: Verwirrt von der unheimlichen Begegnung begibt sich Simplicissimus zurück zur Lektüre und liest »die Legenten der alten Heyligen / nit allein durch gute Beyspiel mich in meinem absonderten Leben geistlich zu erbauen / sonder auch die Zeit zu *passiren*« (Cont., 606). Mögen die Stoffe seiner Lektüre auch hagiographisch sein, ihre Form ist romanhaft, nämlich auf Zerstreuung ausgerichtet. Auch die Baldanders-Allegorie hat insofern einen ökonomischen Untergrund: »ein geringer Gewinn *persuadirt* die Leut bald anders« (ST, 477), wie es schon im *Simplicissimus Teutsch* heißt. Die Ökonomie der zerstreuen, der kurzweiligen Lektüre ist der *fortuna*-Ökonomie des Handels näher als der eschatologischen Zeit des Jüngsten Gerichts, die thematisch fortwährend aufgerufen wird.

¹²⁶ Vgl. auch Andreas Merzhäuser, *Satyrische Selbstbehauptung. Innovation und Tradition in Grimmelshausens »Abentheurlichem Simplicissimus Teutsch«*, Göttingen 2002, 212.

¹²⁷ Karl Marx, *Das Kapital*, Band I, MEW 23, 53.

Zeit ist im Simplicianischen Zyklus, wie ich im Folgenden zeigen möchte, immer auch die Zeit der Lektüre und die Zeit des Marktes. Insofern ist es keine Nebensächlichkeit, dass Grimmelshausens atemberaubende Reflexion über die Warenform des Lebens im Schermesser-Diskurs ausgerechnet vom Textilsektor handelt, also von demjenigen »Zweig des Gewerbes, der infolge seines Massenabsatzpotentials sowohl in der Zeit vor dem industriellen Kapitalismus der bedeutendste, als auch beim Übergang zum industriellen Kapitalismus der führende war«. ¹²⁸ Das Schermesser wird dabei zum privilegierten Beobachter der Verlagsindustrie. Es beschreibt nicht nur die verschiedenen Produktionsstufen der Hanfbreche (»Prech«, Cont., 615), Hanfchwinge (»Plaul«, Cont., 616) etc., sondern auch die weiträumigen Wege, die dabei mithilfe einer großen Menge »Kramer« (Cont., 613) bzw. »Fürkäuffler« (Cont. 617) überbrückt werden, und es wirft einen spektralen Blick in die so vermittelten sozialen Welten: über den bäuerlichen Anbau auf dem Feld bis zur Luxusware in Paris, über das bürgerliche Leben in Amsterdam und Luxemburg bis ins Haus des Züricher Kaufmanns. Mit Textilsektor und Verlagsindustrie wird jedoch zugleich jenes ökonomische Segment dargestellt, das die materielle Produktion und den literarischen Markt miteinander verbindet.

Simplicianische Leser

Mag im *Simplicissimus Teutsch* auch eine didaktische Perspektive vorherrschen, die das Leben seines Protagonisten theologisch einklammert, so rückt der Simplicianische Zyklus insgesamt in seinem sich immer mehr steigernden Perspektivismus die diesseitige Welt, ihre Arbeit und ihren Müßiggang, ihre »geringen« und »ungültigen« Leute, ihre schlechten Münzen und billigen Knechte ins Recht, indem er sie zu Wort kommen lässt und ihnen eine Stimme gibt. Während sich die Stimmen des noch wahnhaften und des schon geläuterten *Simplicissimus* in den ersten Büchern noch diffus überlagern und gegenseitig relativieren, so spricht die sündenverfallene Welt in der *Courasche* und im *Springinsfeld* fast ungefiltert zum Leser, jedenfalls aber ohne Hoffnung auf und ohne Interesse an Erlösung. Das Einzigartige des Simplicianischen Zyklus besteht aber nicht nur in seiner Dialogizität, sondern insbesondere in der Art und Weise, in der diese Dialogizität auf jenen literarischen Markt bezogen wird, auf dem der Roman seine Leser sucht und sich seine wenig erbauliche Moral überhaupt

¹²⁸ Kriedte/Medick/Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung*, Einleitung, 29.

materialisieren kann, also in dem intimen Verhältnis von Publikationspraxis, poetischer Form und poetologischer Reflexion innerhalb des Zyklus. Der *Simplicianische* Zyklus führt die Warenform der Arbeit mit der Warenform des Romans eng.

Die *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi* (1669), nur ein halbes Jahr nach der Erstpublikation des *Simplicissimus Teutsch* erschienen, gilt zurecht als das poetologischste unter den zehn Büchern des Zyklus. Ihr erstes Kapitel wird gemeinhin als nachgeholtes Vorwort zum Romanzyklus insgesamt gelesen.¹²⁹ Das Kapitel enthält auf jeden Fall den Versuch einer Rechtfertigung des Romans, und zwar seiner satirischen Poetik. Im für die niederen Gattungen typischen Rückgriff auf das Arzt-Gleichnis von Lukrez erinnert es an die »heilsame[n] Pillulen«, die der Autor »der Zärthling halber [...] zuvor überzuckert und vergült« (Cont., 563) habe. Damit grenzt sich Grimmelshausen gegen die Position des französischen *roman comique* und dessen Plädoyer für die »maximale Ausdehnung des Lachens« als »Manifestation des Menschlichen schlechthin« ab.¹³⁰ Insofern bleibt Grimmelshausen näher an der Tradition des pikaresken Romans, denn dieser war immer schon halb lustig, halb traurig. Er setzt dabei jedoch einen unzweideutig theologischen Akzent:

Der Theologische Stylus ist beym Herrn Omne (dem ich aber diese meine Histori erzehle) zu jetzigen Zeiten leyder auch nicht so gar angenehm / daß ich mich dessen gebrauchen solte; solches kan man an einem Marckschreyer oder Quacksalber (welche sich selbst vornehme Aertz / Oculisten / Brüch: und Steinschneider nennen / auch ihre gute pergamentine Brief und Sigel drüber haben) augenscheinlich abnehmen / wann er am offnen Marckt mit seinem Hanß Wurst oder Hanß Supp auftritt / und auf den ersten Schray und phantastischen krummen Sprung seines Narren mehr Zulauffs und Anhörer bekombt / als der eyferigste

129 Auf dieses konzentriert sich auch die allegorische Deutung durch Hubert Gersch, *Geheimpoetik. Die »Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi«, interpretiert als Grimmelshausens verschlüsselter Kommentar zu seinem Roman*, Tübingen 1973, 61–83; sowie Peter Heßelmann, *Gaukelpredigt. Simplicianische Poetologie und Didaxe. Zu allegorischen und emblematischen Strukturen in Grimmelshausens Zehn-Bücher-Zyklus*, Frankfurt a. M. u. a. 1988, 377–389. In den Kontext von Walter Benjamins Philosophie und eines an der Dekonstruktion geschulten Allegorie-Begriffs gerät Grimmelshausen bei Drügh, *Anders-Rede*, 31–112. Zu einem Überblick über die Forschung vgl. Hans-Joachim Jakob, »Viel Köpfe viel Sinn«. Grimmelshausens »Simplicissimus« und die »Continuatio« in der Forschung von 1997 bis 2007«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, Sonderband Text+Kritik*, München 2008, 263–274.

130 Valentin, »Französischer »Roman comique« und deutscher Schelmenroman«, 15.

Seelen-Hirt / der mit allen Glocken dreymahl zusammen leuthen lassen /
seinen anvertrauten Schäfflein ein fruchtbare heilsame Predig zuthun.
(Cont., 564)

Wer ist nun jener »Herrn Omne«? Ganz ähnlich wie Opitz beschreibt Grimmelshausen seinen eigenen Roman als »verborgene Theologie«. Während »der gemeine pöfel« (BDP, 344) bei Opitz nur als ursprünglicher, nicht aber als zeitgenössischer Adressat aufgerufen wurde, ist aus diesem Ursprung in der Romanpoetik Grimmelshausens wieder Gegenwart geworden, denn »Herrn Omne« wird hier unzweifelhaft als Adressat des Romans platziert. »Wer für Herr Omnis schreibt / ist der Gelehrte zu nennen?« (RBD, § 124) hatte demgegenüber Birken gefragt, während Harsdörffer den »rauen / dummen Herrn Omnis« mit dem »Pövel« (PT III, 378 f.) assoziiert und dem Poeten gegenüberstellt. Der Simplicianische Erzähler sieht sich im Kampf um Herrn Omne deshalb auch nicht in Konkurrenz zu den gelehrten Dichtern, sondern vielmehr zu den Marktschreibern und Quacksalbern.

Wenn der pikareske Roman als phantasmagorische Darstellung der freien Lohnarbeit verstanden wird, so drängt sich die Frage auf, ob jene Texte, die von Arbeitern handeln, auch von Arbeitern, freien Bürgern, Gesellen und Knechten gelesen wurden, ob also von einer Symmetrie von Herkunfts- und Zielmilieu der dargestellten Problematik auszugehen ist. Grimmelshausens Herr Omne ist im ausgehenden 17. Jahrhundert jedoch in erster Linie am Hof zu suchen, dem der *Simplicissimus* seine ungeheure Popularität verdankte. Vergeblich hat sich die Leserforschung auf die Suche nach Lesern aus weniger wohlhabenden und weniger gebildeten Kreisen gemacht. Das Bild von Grimmelshausen als »Mann zwischen den Ständen« hat sich in der Grimmelshausen-Forschung deshalb als irreführend erwiesen.¹³¹ Doch ist der Befund, dass die ersten Lesergenerationen des *Simplicissimus* sich hauptsächlich aus dem Adel, ja sogar aus dem Hoch-

131 Vgl. Alberto Martino, »Besprechungsartikel: Besitzer und Leser Simplicianischer Schriften. Vom unvergleichlichen Wert einer Grimmelshausen-Bibliographie«, in: *Daphnis* 43 (2015), 503–591; zum selben negativen Befund gekommen ist bereits Hans Dieter Gebauer, *Grimmelshausens Bauerndarstellung. Literarische Sozialkritik und ihr Publikum*, Marburg 1977, 358–454; in dieselbe Richtung geht auch Peter Heßelmann, »Grimmelshausen – »gesellschaftlich alleingelassen«? Auf den Spuren seiner Gönner und Leser im 17. Jahrhundert«, in: *Simpliciana* 8 (1986), 51–70; sowie Günther Weydt, »Nochmal zum Schreibort Grimmelshausens – das dreifache Publikum«, in: *Simpliciana* 10 (1988), 331–348. Die hier aufgegriffene, oftmals missverstandene Formel von »Mann zwischen den Ständen« wurde geprägt durch Conrad Wiedemann, »Zur Schreibsituation Grimmelshausens«, in: Günther Weydt u. a. (Hg.), *Grimmelshausen. Dichter und Schultheiß*, Renchen 1976, *Daphnis* 5 (1976), 707–732.

adel zusammensetzten, so wie der Hof überhaupt im Zentrum der barocken Romanleserschaft stand, aus mehreren Gründen kein Widerspruch zu Grimmelshausens Auskunft, für »Herrn Omne« zu schreiben: Aus der gelehrten Perspektive, die vom Vorredner hier imitiert wird, gehören Adel und Pöbel zusammen. Nicht zufällig sprach Birken vom »adel-pöbel« (s. o.), den die Romane läutern sollen. Im 18. Jahrhundert liest der Adel dann französische Romane, die Leserschaft des *Simplicissimus* wird hingegen durch Gelehrte und Geistliche dominiert. Doch Alberto Martino findet über das Ausleihverzeichnis der Wolfenbütteler Bibliothek noch andere Leser. Ihr Berufe sind: Galanterienhändler, Kondukteur, Generalmajor, Schüler, Koch, Tabakreibe, Tapezierer, Mühlenschreiber, Kaufmann, Kurier, Bedienter, Kammerjunker, Trüffeljäger, Bäcker, Strumpffabrikant u. a. Martino bezeichnet sie sehr umständlich als die »Angehörigen der mittel- und unteren Schichten des Mittelstandes«¹³² und hofft, damit seine These von einer Verbürgerlichung der Literatur im 18. Jahrhundert stützen zu können.¹³³ Dabei entzieht sich dieses Panorama jeder klaren sozialen Verortung. Durchaus präzise lässt sich dagegen sagen, dass es sich hier um dasselbe diffuse Milieu handelt, das in der Pikaeske von Anfang an Thema war. Der in der Forschung unbeliebte Gedanke einer Symmetrie von Herkunfts- und Zielmilieu der Gattung lässt sich weder beweisen noch entkräften. Wieso aber sollten dieselben Leute, sofern sie lesen und Bücher erwerben konnten, sich nicht auch schon vorher für jene Romanliteratur interessiert haben, in der ihr eigenes Leben – mal böswilliger, mal freundlicher – doch Gegenstand war? Entscheidend ist zweierlei: erstens, dass das neuartige, pseudoautobiographische Erzählmodell der Pikaeske eine wie auch immer geartete Identifikation von Leser und Figur prinzipiell voraussetzt; und zweitens, dass sich die so ermöglichte, wechselseitige Projektion von Leser und Figur nicht innerhalb von Ständen ergibt, sondern zwischen der Auflösung sozialer Ordnung im pikaresken Roman und jenen kontingenten Leser-Charakteren, die sich in dieser Auflösung wiedererkennen.

Grimmelshausen verhalf der Romangattung zu einer bis dahin in der deutschen Literatur beispiellosen Popularität. Sofern Bücher insgesamt jedoch Luxusgüter waren, musste es sich vorerst ganz zwangsläufig um

132 Martino, »Besitzer und Leser Simplicianischer Schriften«, 570. Grimmelshausen-Leser haben demnach auch höfische Romane ausgeliehen. Kein Interesse hatten sie dagegen am sog. bürgerlichen Roman (Defoe, Richardson, Prevost etc.).

133 Vgl. ders., »Die Verbürgerlichung des literarischen Geschmacks, ein Mythos? Zur Gegensätzlichkeit von lesergeschichtlichen empirischen Daten und literaturhistorischen und -soziologischen Ansichten«, in: ders., *Lektüre und Leser in Norddeutschland. Zur Veröffentlichung der Ausleihbücher der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel*, Amsterdam/Atlanta 1993, 479–494.

eine höfische Popularität handeln. Seine Behauptung, für »Herrn Omne« zu schreiben, muss nichtsdestoweniger unbedingt ernst genommen werden. Sie ist eine Chiffre für die Warenform der Literatur, denn es ist der Leser und Käufer, der Markt, der sich hinter ihm verbirgt. Er habe, so die Rechtfertigung des Autors im besagten Kapitel, den *Simplicissimus* eben »auf diejenige mode außstaffirt / welche die Leut selbst erfordern« (Cont., 564). Die satirische Romanpoetik gibt sich also als Konzession an den Leser: »[D]er geliebte Leser« (Cont., 564) ist nicht nur am Anfang der *Continuatio* Gegenstand, »Der Leser leb wol« lautet auch der passende Schlusssatz des Buches, auf welchen dann erstmals die Initialen des Autors Grimmelshausens »H. J. C. V. G.« (Cont., 699) folgen. Nicht zufällig spricht im Vorwort ein Autor als Vertreter einer »profession«. Sein »lieber Leser« (Cont., 563) ist es, der ihn als solcher interessiert. Um diesen Leser aber stehe es »zu jetzigen Zeiten schlecht« (Cont., 563), wobei nachgefragt werden darf, ob mit dieser Jetztzeit bei Grimmelshausen nicht schlichtweg die relativ lange Zeit zwischen Sündenfall und Jüngstem Gericht gemeint ist.

Mit der konsequenten Orientierung auf den Buchmarkt affirmiert Grimmelshausen letztlich nur die Form und Funktion des modernen Romans. Im Fall der *Continuatio* zeichnet sich diese Waren- und Marktförmigkeit des Romans bei seiner Drucklegung ab: Grimmelshausens *Continuatio* erscheint nur ein halbes Jahr nach der deutschen Übersetzung von Henry Nevilles *The Isle of Pine* im Herbst 1668, nur wenige Monate also nachdem das Original auf den Markt kam. Beide schöpfen aus einer gemeinsamen Quelle, der Reisebeschreibung *Fünfter Theil der Orientalischen Indien* (Frankfurt 1601) der Brüder Johan Theodor und Johan Israel de Bry. Das Erscheinen der Übersetzung nötigt Grimmelshausen offenbar zu Umarbeitungen. Die unter »Zeitdruck« stattfindende »Überbietung der konkurrierenden Vorlage Nevilles«¹³⁴ gilt neben dem Messetermin als mögliche Ursache für die überhastete Drucklegung der *Continuatio*.¹³⁵ Grimmelshausens Verleger Felfecker brachte dessen Werke immer pünktlich zu den Messen

134 Vgl. Breuer in Grimmelshausen, *Werke* I.1, 987.

135 Die Resultate sind jedoch grundlegend verschieden, wenn nicht sogar diametral entgegengesetzt, und zwar insbesondere in ihrem Verhältnis zu Müßiggang und Arbeit, die bei Neville von den Inselbewohnern eingestellt wird, bei Grimmelshausen dagegen alleine der Selbstdisziplinierung wegen weiterhin den Alltag prägt (vgl. Cont., 676). Zu einem Vergleich Lars Kaminski, »Die Kultivierung des Paradieses. Grimmelshausens Creutz Jnsul vor dem Hintergrund des PINESER Eylands von Henry Neville«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen*, Sonderband *Text+Kritik*, München 2008, 136–149; zur Popularität und Verbreitung von Nevilles Roman vgl. Paul Ries, »Die Insel Pines. Philosophie, Pornographie und Propaganda«, in: Wolfgang Brückner (Hg.), *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland*, Bd. 2, Wiesbaden 1985, 753–777.

im Frühjahr oder Herbst heraus. Die Rolle, welche die Zeit für den entstehenden Buchmarkt spielt, zeigt sich jedoch weniger durch den halbjährlichen Rhythmus der Messetermine als im Medium der Zeitung: Die deutsche Übersetzung von Nevilles Roman wurde im von Georg Greflinger (1620–1677) herausgegebenen *Nordischen Mercurius* gedruckt, der zweimal wöchentlich erschien. Es handelt sich damit um den ersten in Fortsetzungen gedruckten Roman der deutschen Literaturgeschichte.¹³⁶ Bereits seit Beginn des 17. Jahrhunderts existieren deutschsprachige Zeitungen, die sich lange »Relationen« nannten, genau wie der Bericht des holländischen Kaufmanns am Ende der *Continuatio*.¹³⁷ Im letzten Drittel des Jahrhunderts setzt jedoch eine so reiche Zeitungs- und Zeitschriftenproduktion ein, dass sie auch für die literarische Kommunikation von Interesse wird. Mit den aufkommenden Journalen ist, wie Herbert Jaumann gezeigt hat, eine grundlegende Umstellung der Literaturproduktion verbunden. Die alteuropäische Orientierung auf Gattungen (*genera carminis*) als thematisch, rhetorisch und sozial definierten Formen wird nun ersetzt durch eine literarische Praxis, die auf Periodizität, Serialität und Sukzession abstellt.¹³⁸ Gerade im Roman spitzen sich aber die sozialen Konsequenzen dieses neuen Modells zu. Denn durch die Synthese von Buch- und Zeitschriftenmarkt gelingt dem Roman auch eine Zusammenführung von Gelehrten- und Populärkultur.

Inwiefern die Trennung von Gelehrten- und Populärkultur in Form von zwei verschiedenen, parallel existierenden Märkten Ende des 17. Jahrhunderts prinzipiell existiert, zeigt das 1690 erschienene Traktat des Buchhändlers Adrian Beier: Auf der einen Seite steht der Buchmarkt mit teuren und umfangreichen Büchern, auf dem »der Gelehrte immer Käufer bleibt«. Beier weiß, dass seine »Wahren [...] von und vor niemand als Gelehrten« gekauft werden.¹³⁹ Er bemüht sich nachzuweisen, »daß Buch-Handel Kauffmannschaft sey«, und betont, dass die Mehrzahl der gedruckten Bücher noch immer in Latein verfasst sind, sodass »der gemeine Hauffe den Buchladen nicht viel

136 Vgl. Volker Meid, *Barock-Themen. Eine Einführung in die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts*, Stuttgart 2015, 242. Greflingers Übersetzung aus dem Niederländischen erschien unter dem Titel »Die Entdeckung der Insel Pines« am 14., 17. und 24. Juli 1668.

137 Vgl. dazu Lennard J. Davis, »News & Novels. The Undifferentiated Matrix«, in: ders., *Factual Fictions*, 42–71; sowie Catherine Delafield, *Serialization and the novel in Mid-Victorian magazines*, Ashgate 2015. Nicht berücksichtigt wird der Simplicianische Zyklus leider in Nicola Kaminski u. a. (Hg.), *Zeitschriftenliteratur/Fortsetzungsliteratur*, Hannover 2014.

138 Herbert Jaumann, *Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius*, Leiden u. a. 1995, 243–276.

139 Adrian Beier, *Kurtzer Bericht von der Nützlichen und Fürtrefflichen Buch-Handlung und Deroselben Privilegien*, Jena 1690, 3, 5.

kothig machet«. ¹⁴⁰ Während er den Buchhändler mit dem »Gold-Arbeiter« und »Seiden / Tuch= und Leinwands Händlern« vergleicht, will er Autoren mit »Sclaven, Juden / Schmelzer und Bergknappen / Fuhrleuten und Goldschmieds Gesellen« genauso wie mit dem »Weber / Spinner und Färber« zwar ungern vergleichen, tut es aber doch. ¹⁴¹ Nicht zufällig wählt er für seine Analogie die ökonomischen Bereiche von Bergbau und Textilindustrie, in denen freie Lohnarbeit schon besonders verbreitet war, wobei die Textilindustrie zudem den für die Literatur so bedeutsamen Verlag hervorgebracht hat: »Ein Buch=Händler hat seinen Verlag in erster Hand«, so »wird ja billich die Arbeit getheilet«. ¹⁴² Beier rückt Buchautoren damit implizit in die Rolle nicht von Handwerkern, sondern von Lohnarbeitern der Literatur. ¹⁴³ Dem Buchmarkt gegenüber steht bei Beier ein Markt für sonstige Druckerzeugnisse, auf dem Kalender, Flugblätter, Lied- und Gebetbücher sowie kleinere Traktate angeboten werden. Beier bezeichnet die »Krahmer« und »Höcker«, die solcherlei Erzeugnisse anbieten und die er vom Buchhandel unterscheiden will, polemisch auch als »Reffträger« und Tablettengänger« und vergleicht sie mit dem »Fisch=Höcker« und dem »Käse=Krähmer«. ¹⁴⁴

Beier unterschlägt bei seiner Kategorisierung und Entgegensetzung jedoch den Roman. Gerade der Roman vermittelt beide Märkte, und zwar zunächst poetologisch, dann aber auch ökonomisch und buchhändlerisch. Er vermittelt den elitären Buchmarkt und den populären Markt für sonstige Druckerzeugnisse zunächst, indem er die Welt der Kalender und Flugschriften inhaltlich in die Welt des Romans übersetzt. Er vermittelt beide aber zunehmend auch dadurch, dass er selbst in Zeitungen erscheint. Die gelehrte Polemik gegen die volkssprachliche Literaturtradition, die Schwankliteratur, das Kalenderwesen oder die Flugblattproduktion ist für den Romanschriftsteller deshalb problematisch geworden. Zwar verwirft Grimmelshausen mit dem ersten Kapitel der *Continuatio* eine diätetische Legitimation der Literatur, wie sie für die Schwanksammlungen typisch war. ¹⁴⁵ De facto aber schließt sein Roman auf zahlreichen Ebenen an die literarischen Formen

¹⁴⁰ Ebd., 7, 44.

¹⁴¹ Ebd., 45.

¹⁴² Ebd., 13 f.

¹⁴³ Passend dazu hat Adrian Beier nur ein Jahr zuvor eine Schrift gegen die Infamiepraktiken im Handwerk verfasst. Adrian Beier, *Relatio Actorum Consultatio item & digressio ad argumentum De Conviciis Opificum. Vom Schelten der Handwerker*, Jena 1689.

¹⁴⁴ Beier, *Kurtzer Bericht*, 7 f.

¹⁴⁵ Deren Ziel war weder moralische Erziehung noch Dienst am Staat, sondern häufig schlicht »recreation« oder »die leber frischen und das geblüt erquicken und gleich vernewern«, so etwa in Michael Lindeners *Rastbüchlein*, hier zitiert nach Röcke, »Zur Poetik von Schwankdichtung und Schelmenroman«, 23.

des 16. Jahrhunderts an und kann als große Synthese der volkssprachlichen mit der gelehrten Dichtung gelten.

Zeitlohn und Romanform

Dass für Adrian Beier zwischen Autoren und Arbeitern eine Ähnlichkeit besteht, muss indes auch als Effekt ihrer Lohn- bzw. Honorarform verstanden werden. Deshalb kann an dieser Stelle ein kurzer Seitenblick auf die Produktionsbedingungen der Literatur selbst nicht ausbleiben.

Die historische Transformation zur Lohnarbeit lässt sich schematisch im Hinblick auf die Dominanz verschiedener Lohnformen darstellen, nämlich als Umorientierung von Stücklohn auf Zeitlohn in der Epoche der Proto-industrialisierung.¹⁴⁶ Im Stücklohn fallen Produktion und Verkauf idealiter noch zusammen: Prototypisch wäre Stücklohn nämlich immer dann gegeben, wenn ein Produzent einem Konsumenten nicht seine Zeit, sondern sein Arbeitsprodukt als Ware selbst verkauft, ohne Vermittlung also durch Händler und ›Verleger‹. Der Stücklohn gilt deshalb gemeinhin als Ideal der selbstständigen Produktion der Handwerkerzünfte.¹⁴⁷ Demgegenüber kann sich die ausgereifte kapitalistische Ökonomie erst auf der Basis des Zeitlohns entwickeln, insofern der Zeitlohn jene Lohnform darstellt, die der abstrakten Quantifizierbarkeit der Ware Arbeitskraft entgegenkommt, schließlich ist die Arbeitszeit in der kapitalistischen Ökonomie das Maß des Wertes und als solches ein »regelndes Naturgesetz«.¹⁴⁸

146 Rudi Schmiede/Erwin Schudlich, *Die Entwicklung der Leistungsentlohnung in Deutschland. Eine historisch-theoretische Untersuchung zum Verhältnis von Lehn und Leistung unter kapitalistischen Produktionsbedingungen*, 4. Auflage, Frankfurt a. M. u. a. 1981, 52–96. In Kritik geraten ist die Theorie des »traditionellen Stücklohns« bei Reith, *Lohn und Leistung*, 48–55.

147 Im 19. Jahrhundert koexistierten Stücklohn und Zeitlohn als zwei Formen des industriellen Leistungslohns nebeneinander. Karl Marx bezeichnet den industriellen Stücklohn als »verwandelte Form des Zeitlohns« und betont, dass die »Formverschiedenheit in der Auszahlung des Arbeitslohns an seinem Wesen nichts ändert, obgleich die eine Form der Entwicklung der kapitalistischen Produktion günstiger sein mag als die andre«. Marx, *Kapital I*, MEW 23, 573 f. Auf dem Produktionsniveau des 19. Jahrhunderts war der Zeitlohn gegenüber dem Stücklohn für viele Arbeiter sogar von Vorteil. In der längeren historischen Perspektive verhält es sich jedoch umgekehrt. Jedenfalls löste nicht nur die Lohnhöhe, sondern auch die Lohnform immer wieder Konflikte innerhalb der Handwerksbetriebe aus.

148 Marx, *Kapital I*, MEW 23, 54, 89, 184, 565–582. Die fundamentale Rolle der Zeit für die kapitalistische Ökonomie wurde von Neuem herausgearbeitet von Moishe Postone, *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx*, übers. von Christoph Seidler, Freiburg 2003.

Übertragen auf die Verhältnisse der Literatur findet man, wie ich im Folgenden zeigen möchte, im frühneuzeitlichen Bogenhonorar eine Art Stücklohn. Dem Roman gelingt es jedoch, das Bogenhonorar in eine Form von Zeitlohn zu transformieren. Deshalb wird die Romanform zu jener Gattung, die eine kapitalistische Produktion begünstigt: Es gelingt ihr, das Bogenhonorar in einer Weise zu funktionalisieren, durch welche die Arbeitszeit des Autors zum verlässlichen Maß seiner Entlohnung wird.

Seit Beginn des Buchdrucks und noch bis ins 19. Jahrhundert war die zentrale Honorarform für Textarbeiten verschiedenster Art das Bogenhonorar, das erfolgsunabhängig als Pauschalhonorar pro Druckbogen gezahlt wurde, vielerorts einen halben Reichstaler betrug und bei etablierten Autoren bis auf ca. 3 Taler anwachsen konnte.¹⁴⁹ Seine Voraussetzung bildete das Verlags Eigentumsrecht, das vor der Durchsetzung des Urheberrechts den Verlagen und Druckern über die Druckprivilegien die maßgebliche Macht gab: Sobald der Verlag ein Manuskript erworben hatte, war er sein Eigentümer und konnte frei darüber verfügen.¹⁵⁰ Weil der Druckbogen die Grundeinheit des frühneuzeitlichen Papierhandels wie auch des Verlagswesens darstellte, verwundert es kaum, dass er seine Spuren auch in der Produktionsästhetik der Literatur hinterließ, wie Carlos Spoerhase jüngst ausgeführt hat, ohne indes auf den Zusammenhang von Bogenhonorar und Romanform einzugehen.¹⁵¹ Genau dieser Zusammenhang scheint im Blick auf die Ökonomisierung der Literatur in der Frühen Neuzeit jedoch zentral,

¹⁴⁹ Vgl. Krieg, *Entwicklungsgeschichte der Bücher-Preise und des Autoren-Honorars*, 69–85.

¹⁵⁰ Es geht also um die Epoche vor der Herausbildung eines marktwirtschaftlichen Honorars am Ende des 18. Jahrhunderts, die Heinrich Bosse als »Synthese von Mitteilung und Honorar« bezeichnet hat, vgl. Bosse, *Autorschaft ist Werkherrschaft*, 61–91, hier: 64; darüber hinaus Steiner, *Autorenhonorar*, 164–180; Helmuth Kiesel/Paul Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland*, München 1977, 144–149; Martin Vogel, *Deutsche Urheber- und Verlagsrechtsgeschichte zwischen 1450 und 1850. Sozial- und methodengeschichtliche Entwicklungsstufen der Rechte von Schriftsteller und Verleger*, Sonderdruck aus: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* XIX, Lieferung 1, Frankfurt a. M. 1978, Sp. 9–76; Reinhard Wittmann, *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*, München 1991, 75–110. In Bezug auf Grimmelshausen auch Dieter Breuer, »Grimmelshausens Verleger – eine kritische Übersicht«, in: *Simpliciana* 32 (2010), 17–32.

¹⁵¹ Spoerhase bezieht sich insbesondere auf Goethes *West-Östlichen Diwan* (1819, 1827), der zwar als integrale Buchform konzipiert worden sei, sich aber gleichwohl in Abschnitten von Druckbogenlänge strukturiere, verweist aber auch auf andere Werke wie die in ständigen Retardationen argumentierenden und in elf Lieferungen von jeweils einem Druckbogen erschienenen *Anti-Goeze* (1778) Lessings. Dem Umstand, dass der Bogen eine ökonomische Einheit ist, trägt Spoerhase jedoch kaum Rechnung. Die Kommodifizierung des Bogens und des aus Bogen gemachten Buches setzt Spoerhasen auf das 18. Jahrhundert fokussierte Studie immer schon voraus, um dann die Strategien der Re-Auratisierung des Buches in den auf sozia-

will man den Materialismus des medialen Artefakts um einen Materialismus der sozialen Form ergänzen.

In dem sozialen Ensemble, in dem sich die Dichtkunst der Frühen Neuzeit materialisiert, fungiert das Bogenhonorar zunächst noch überhaupt nicht als Lohn im engeren Sinne, und wenn doch, dann als Stücklohn: Zwar gilt das Stereotyp, nachdem die humanistischen Gelehrten ihre Texte in der Zeit der Frühdrucke nur zum Zweck des eigenen Ruhms drucken ließen und Honorare als unehrenhaft ablehnten, mittlerweile als überholt. Allerdings war die Entlohnung in der Regel gering und folgte häufig in Form von Freixemplaren. Die Textproduktion musste so Nebenverdienst bleiben. Dabei sind gleichwohl unterschiedliche Produktionskontexte zu unterscheiden: Herauszuheben wäre das meist auf einem halben Bogen gedruckte Flugblatt,¹⁵² dessen serienmäßige Produktion bei verlässlicher Zusammenarbeit mit Druckern und Kolporteurs durchaus einträglich sein konnte. Die Sprüche, Töne und Schwänke des Meistergesangs umfassten (wenn sie überhaupt gedruckt wurden) oft genau einen, manchmal zwei Bogen, allerdings wandte sich der Meistergesang ja gerade gegen die Professionalisierung und Kommerzialisierung der Dichtung. Theaterautoren schrieben ebenfalls ›Stücke‹, allerdings publizierten die umherziehenden Berufsschauspieler und Prinzipale ihre Spieltexte ganz bewusst nicht, sondern hielten sie als nicht-monetäre Kapitalreserve für sich und waren außerdem auf die obrigkeitliche Vergabe von Spielprivilegien angewiesen. Die Kasualdichtung, mit ihrer patrimonialen Honorierung durch Fürsten und Mäzene, folgte im Kern ebenfalls noch einer Ökonomie des symbolischen und sozialen Kapitals, an denen sich auch die Verehrungen orientierten, mit denen gleichwohl gerechnet wurde. In all diesen Bereichen erfolgte eine Honorierung einmalig und in Stückform. Insofern Kontinuität unwahrscheinlich, zumindest nicht berechenbar war, blieb der Wert der Dichtkunst gering bzw. eng an ihre soziale Einbettung gebunden. Eine Ausnahme bildet die zeitlich auf ein Jahr berechenbare Honorierung von Kalendern, die bei solider Auftragslage ein regelmäßiges Einkommen garantieren konnte. So gibt es Beispiele für Zehn-Jahres-Verträge im Kalenderwesen. Hier, und vermutlich auch in anderen Bereichen der Gebrauchsliteratur, findet sich insofern bereits eine Form des Zeitlohns, nämlich Jahreslohn.¹⁵³

lem und symbolischem Kapital basierenden Netzwerken der *hommes des lettres* des 18. Jahrhunderts zu beobachten. Vgl. Spoerhase, *Das Format der Literatur*, 569–605.

152 Vgl. auch Daniel Bellingradt, *Flugblattpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reichs*, Stuttgart 2011, 15.

153 Vgl. Klaus-Dieter Herbst, »Noch einmal zum rechtlichen Verhältnis zwischen Autor und Verleger im Kalenderwesen um 1670. Mit einem Blick auf Grimmelshausen«, in: *Simpliciana* 33

Eine besondere Position nimmt nun aber die Kompilationsliteratur ein, also alle Formen von Enzyklopädiën und Kompendien, die im 17. Jahrhundert nicht umsonst in Masse entstanden, wobei es fruchtbar sein könnte, zum gesamten Bereich der sog. Buntschriftstellerei aus verlegerischer Perspektive auch die zahlreicher werdenden Werkausgaben zu zählen. Die Wiederverwertung, Umarbeitung und eklektische Neukombination von »Stoff« erhält unter den Bedingungen des Bogenhonorars und der Abwesenheit von Urheberrechten einen besonderen Reiz.¹⁵⁴ Insofern darf man fragen, ob die systematische Unterscheidung der Herausgeberhonorare in der Frühzeit des Ducks von den späteren Verfasserhonoraren überhaupt möglich ist. Nun zeichnet sich der Roman, und der Barockroman bekanntlich ganz besonders, gerade durch seinen enzyklopädischen Charakter aus.¹⁵⁵ Der Roman, so Werner Röcke, stellt eine »Collage von Wissensformen und unterschiedlichen literarischen Traditionen« dar, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus der »Dialogisierung bislang unverbundener Wissensbereiche« den modernen Roman hervorbringt.¹⁵⁶ Der Roman, ließe sich folgern, ist jedoch nicht nur das ästhetische, sondern auch das produktionslogische Pendant zum Kompendium. Es ist eben die Romanform, die das Bogenhonorar von Stücklohn in Zeitlohn transformiert. Der Romanform, die Anschlussoptionen für beliebiges Material herstellt,

(2011), 319–339; Grimmelshausen hat bekanntlich selbst Kalender verfasst, vgl. u. a. zu Grimmelshausens *Ewig-Währendem Calendar* (1670) Peter Heßelmann (Hg.), *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur*, Bern 2001; sowie Misia Sophia Doms, »Alkühmisten« und »Decoctores«. *Grimmelshausen und die Medizin seiner Zeit*, Bern u. a. 2006.
154 Vgl. etwa Wilhelm Kühlmann, »Polyhistorie jenseits der Systeme. Zur funktionellen Pragmatik und publizistischen Typologie frühneuzeitlicher »Buntschriftstellerei«, in: Flemming Schock (Hg.), *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei: populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit*, Berlin u. a. 2012, 21–42.

155 Bachtins Begriff des Romans als Enzyklopädie der Sprachen und Gattungen seiner Zeit gilt nicht nur, aber ganz besonders für den Barockroman, vgl. Michail Bachtin, *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*, hg. von Edward Kowalski/Michael Wegner, Frankfurt a. M. 1989, 267; in mehr wissens- als poetikhistorischer Perspektive dazu auch Andreas Kilcher, »Zentrifugen des Wissens – Zur Enzyklopädie des Barockromans«, in: *Arcadia* 48 (2013), 282–303; ders., *Mathesis und poesis. Enzyklopädie und Literatur 1600 bis 2000*, München 2003, 63–177.

156 Werner Röcke, »Fiktionale Literatur und literarischer Markt. Schwankliteratur und Prosaroman«, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 1: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, hg. von Werner Röcke/Marina Münkler, München/Wien 2004, 463–506, 463f.; sowie Christian Meierhofer, »Die Fülle der Dinge. Überlegungen zum Zusammenspiel von *copia* und *delectatio* im frühneuzeitlichen Literatur- und Nachrichtendiskurs«, in: Manuela Günter/Michael Homberg (Hg.), *Artis populares. Theorie und Praxis populärer Unterhaltungskünste in der frühen Neuzeit*, *Daphnis* 44 (2016), 169–293.

gelingt es so erstmals, das Bogenhonorar in einer Weise zu funktionalisieren, welche den Textumfang und so annäherungsweise auch die Arbeitszeit des Produzenten zum verlässlichen Maß seiner Entlohnung macht. Diese Arbeitszeit erscheint zugleich symmetrisch zur Lektüredauer. Nicht durch das Bogenhonorar per se, sondern erst durch den Roman wird beides quantifizierbar. Die Homogenisierung des Heterogenen und die Kontinuierung des Endlichen gehört dabei zur materiellen Logik seiner bogenförmigen Produktion. Die in eine zeitraubende Unendlichkeit verlängerbare Kontinuität der Romanprosa rechnet mit dieser materiellen Einbettung von Autorschaft. Das gilt insbesondere für die Periode der in Zeitschriften erscheinenden Fortsetzungsromane, deren Anfang ins späte 17. Jahrhundert fällt.¹⁵⁷

Mit dem modernen Roman eignet sich das Bogenhonorar eine literarische Form an und prägt ihr die Rationalität einer kapitalistischen Produktionsweise auf. Denn wie im Fall keiner anderen Gattung war der Produzent von Romanen bei der Zusammenarbeit mit Verlagen auf die Anzahl der produzierten Druckbogen angewiesen. Das Bogenhonorar verspricht dem Autor unabhängig vom Verkauf ein desto höheres Honorar, je größer der Umfang des Buches ist. Erst im Zeichen des Romans wird freie Autorschaft überhaupt als unabhängige Profession denkbar. Romanautoren waren Verlagen gegenüber in der Position von Lieferanten. Selbstverständlich verkauften sie nicht nur die Quantität ihrer Produktion, sondern auch ihren guten Namen (bzw. ihr Pseudonym), mit dem der Verleger auf dem Markt reüssieren konnte. Deshalb ist für den Romanautor der Erfolg nicht bei der *res publica literaria*, sondern beim wachsenden Lesepublikum entscheidend, der Erfolg des Romans gründet in seiner Unterhaltungsfunktion.¹⁵⁸ Mit der Herausbildung des Urheberrechts und des erfolgsabhängigen Absatzhonorars wird sich daran im 19. Jahrhundert einiges ändern, aber nicht alles: Nun sind es tatsächlich nicht mehr die Menge an Seiten, sondern unmittelbar die Menge an Lesern, für die der Autor bezahlt wird. Die Entstehung der modernen Romanform hat sich aber ohne Frage in den Jahrhunderten vor dieser Umstellung und also unter den Bedingungen des Bogenhonorars und

157 Zu den Simplicianischen Jahreskalendern in diesem Zusammenhang auch Manuela Günter/Michael Homberg, »Artes Populares. Serielles Vergnügen in der Frühen Neuzeit zwischen Gattungs- und Medieneffekten«, in: dies. (Hg.), *Artes populares*, 169–293.

158 Es verwundert darum kaum, dass der Roman mit dem Fortschreiten der Alphabetisierung und dem Sinken der Buchpreise seine soziale Adresse ändert. Bedienstete Frauen bildeten die erste Leserschaft, mit der sich der Roman dann ein großes und stabiles Publikum eroberte. Vgl. Ian Watt, *Der bürgerliche Roman. Aufstieg einer Gattung. Defoe, Richardson, Fielding*, übers. von Kurt Wölfel, Frankfurt a. M. 1974, 38–67.

des Verlageigentumsrechts vollzogen. In der Produktionslogik dieser ökonomisch-sozialen Konstellation wird der Autor nicht in erster Linie für die Qualität oder Komplexität seiner Texte, sondern für Masse bezahlt. Gleichzeitig wird der Textumfang zum Maß der Verwertbarkeit seiner Arbeit. Das ökonomische Dispositiv des Romans kann deshalb die Professionalisierung des Autors begünstigen, diese ist zunächst jedoch mit seiner Proletarisierung gleichbedeutend: Der Romanautor verkauft seine Arbeits- und Lebenszeit als Ware. Für den Simplicianischen Zyklus jedenfalls ist diese Konstellation, wie nun zu zeigen ist, kein nur äußerlicher Umstand.

Lohnform und Romanzeit

Denn im Fall des Simplicianischen Erzählens betrifft das Verhältnis von Verkaufsorientierung und Zeitökonomie die Form des Romans, in der sich zwei Zeitökonomien unterscheiden lassen. Auf der einen Seite steht ein Erzählen in »Stücken«: Von »Stücken« oder »Stücklein« spricht der Erzähler des Simplicissimus selbst immer wieder. Auf seine »oberzehlten Stücken« (ST, 416) verweist er einerseits, wenn es um Streiche, Intrigen, Überfälle etc. geht, also um das, was er ein »Schelmstück« (ST, 415) nennt und was in Garzonis *Piazza Universale* auch in Form von »Hurenstücken« auftaucht: Nur weil Stücke Schelmstücke sind, kann man seine »beganzene Stücklein bereuen« (Spr., 202).¹⁵⁹ Diese »losse Stücklein« (Cont., 565) sind offensichtlich das tägliche Geschäft des Pikaro, sie sind aber nicht identisch mit der Form der Pikaeske. Die Stücklein verwandeln sich bei Grimmelshausen nämlich unter der Hand in wesentliche narrative Komplexe: »Noch ein paar Stücklein will ich erzählen« (ST, 384), kündigt der Erzähler etwa an, bevor er von dem missglückten Überfall auf das Handelsschiff auf dem Rhein und anderen Episoden aus seinem gottlosen Leben berichtet, in dem er »mit Fleiß der Hölle zurennete« (ST, 390). Simplicissimus, heißt es später, »erzählte etliche Stücklein« (ST, 458) dem Hertzbruder und zwar von sich selbst als abenteuerlichem Jäger von Soest. Auch Courasche dienen ihre »Stückel« (Cour., 139) als Digressionen, narrative Abschweifungen und Unterbrechungen der Autobiographie, zugleich aber als deren eigentliches Material. So wird die ironisch-figurale Verwendung des Stücks als Streich immer wieder enggeführt mit der Verwendung des Stücks als einer generisch-narrativen Form, die mindestens implizit auch die Bedeutung des Stücks als Wegstrecke aufruft, die

159 Nach dem Kommentar von Dieter Breuer in Grimmelshausen, *Werke* I.1, 932.

der Text natürlich ebenfalls kennt.¹⁶⁰ Diese Stücke, die in späteren Editionen aufgrund ihrer scheinbaren Unverbundenheit mit der Haupthandlung teilweise zensiert wurden, gehören zu den elementaren Bauformen des Simplicianischen Erzählens. Es ist kein Zufall, wenn die Forschung in diesem Zusammenhang von »schwankhaften Stücklein« gesprochen hat,¹⁶¹ denn gerade in den Stücklein ist eine ältere Ökonomie des Erzählens in den Roman eingelagert. Es handelt sich keineswegs immer um Streiche des Schelms, sondern ebenso um komische Anekdoten, die Grimmelshausen auch tatsächlich der Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts, dem *Lalebuch* (1598) oder Hans Sachs entnommen hat.¹⁶² Im Schwank wird eine Tradition des Erzählens aufgerufen, die ein größeres Näheverhältnis zu einer mündlichen Erzählwelt beansprucht. Bezieht man den Schwank auf die Problematik der Lohnarbeit und versteht die Blüte der Schwanksammlungen als Erzeugnis der Welt des Handwerks, so repräsentieren die ›Stücklein‹ des Schwanks den Stücklohn als Lohnform des Stadtbürgertums und der Zünfte.¹⁶³

Demgegenüber steht eine grundsätzlich neue und andere Ökonomie der Zeit in Grimmelshausens Roman, der all die Stücke des Schwanks in die Kontinuirlichkeit seiner formlosen Form überführt. Diese Kontinuirlichkeit und Fortsetzbarkeit der Form ist jedoch, wie beschrieben, die logische Konsequenz einer Romanproduktion, deren Entlohnung sich auf der Basis des Bogenhonorars vollzieht. Im *Simplicissimus* wird diese verlegerische Rahmung der Produktion an der Ortlosigkeit des Simplicianischen Erzählens selbst sichtbar, die ihn von seinen pikaresken Vorbildern und ihrer temporalen Ökonomie unterscheidet. Denn die zehn Bücher des

160 *Simplicissimus* etwa wohnt als Einsiedler im hohen Gebirge »ein stück vom Schwarzwald« (Cont., 565) entfernt.

161 Rötzer, *Picaro – Landstörtzer – Simplicius*, 138; sowie dazu Merzhäuser, *Satyrische Selbstbehauptung*, 139 f.

162 So neben dem Baldanders-Schwank etwa die Episode des Speckdiebstahls (ST, 230–239).

163 Zur Gattungsbezeichnung »Schwanksammlung« bzw. »Schwankroman« vgl. Otfried Ehrismann, *Fabeln, Mären, Schwänke und Legenden im Mittelalter. Eine Einführung*, Darmstadt 2011, 82 f.; sowie Johannes Melters, »ein frölich gemüt zu machen in schweren zeiten«. *Der Schwankroman in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin 2004. Zum Verhältnis von Schwankdichtung und Schelmenroman vgl. auch Röcke, »Zur Poetik von Schwankdichtung und Schelmenroman im 16.–17. Jahrhundert«, 13–28; Caroline Emmelius, »Das Ich und seine Geschichte(n). Paradigmatische Erzählstrukturen in der Novellistik, der mittelalterlichen Ich-Erzählung und im deutschen *Lazaril von Tormes* (1614)«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 37–71; sowie Johannes Klaus Kipf, »Episodizität und narrative Makrostruktur. Überlegungen zur Struktur der ältesten deutschen Schelmenromane und einiger Schwankromane«, in: ebd., 71–103.

Simplicianischen Zyklus,¹⁶⁴ die fünf unterschiedlichen Publikationen bzw. die sechs verschiedenen Ich-Erzähler können selbst als Elemente eines Fortsetzungsromans verstanden werden: Der paradoxe Titel *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi oder Der Schluss Desselben* verweist bereits auf diesen Fortsetzungscharakter. Wenn er dabei eine Abgeschlossenheit suggeriert, so wird diese von den folgenden Büchern unmittelbar widerlegt. Beobachtet werden kann insofern nicht nur die Fortsetzung des *Simplicissimus Teutsch*, sondern die immanente Fortsetzbarkeit des Zyklus.¹⁶⁵ Er setzt die Kontinuirlichkeit der Romanproduktion selbst als poetologisches Programm, nachdem Grimmelshausen sein Werk ja bereits 1666 in der Vorrede zum *Satirischen Pilgrim* als eines angekündigt hatte, das sich quasi »ad infinitum« erstrecken würde.¹⁶⁶

Grimmelshausen hat den inneren Zusammenhang des Zyklus retrospektiv im Vorwort des zweiten Teils des *Wunderlichen Vogel-Nest* behauptet.¹⁶⁷ Aufgrund der relativen Isoliertheit der letzten Bücher hat man spekuliert, inwiefern die Entscheidung, an das so erfolgreiche Projekt anzuknüpfen, möglicherweise verlegerischen Überlegungen geschuldet war, schließlich wurde die Bezeichnung *Simplicianisch* in der Tat zu einer Marke, die auch von anderen Autoren aufgegriffen wurde.¹⁶⁸ Die Reproduktion der

164 Inwiefern es angesichts der konstitutiven Offenheit des Simplicianischen Erzählens sinnvoll ist, den Begriff des Zyklus zu verwenden, ist umstritten. Fakt ist, dass die Romane sich thematisch und personell aufeinander beziehen und das Problem selbst stellen. Das Titelkupfer zum *Rathstübel Plutonis*, in dem die Figuren und Erzähler zusammen im Kreis sitzen, verweist sogar auf die Präsenz der Denkfigur des Zyklus im engeren Sinne. Vgl. ausführlich zum Zyklus-Problem Jörg Jochen Berns, »Buch der Bücher oder Simplicianischer Zyklus. Leserprovokation und Erzählmotivation im Gutenbergzeitalter«, in: *Simpliciana* XII (1990), 101–122; sowie ders., »Die ›Zusammenfügung‹ der Simplicianischen Schriften. Bemerkungen zum Zyklus-Problem«, in: *Simpliciana* X (1988), 301–325. Zum Zusammenhang von Zyklichkeit und Zirkulation vgl. Lämke, »Zirkulationsmittel«. Dass auch für die Zirkulationssemantik des Simplicianischen Zirkels nicht der hermeneutische Zirkel, sondern der Pikaroroman den Ausgangspunkt bildet, zeigt Malkmus, »The Picaresque Mode and Economies of Circulation«, 179–201.

165 Das Problem der Fortsetzbarkeit, das bereits in der spanischen Picareske existiert, wird damit extrapoliert. Vgl. Meyer-Minnemann, »Die Fortsetzbarkeit der ›novela picaresca‹«.

166 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *Satyrischer Pilgrim* [...], Leipzig 1667, A v^r.

167 »Sonsten wäre dieses billich das zehende Theil oder Buch deß Abentheurlichen *Simplicissimi* Lebens-Beschreibung / wann nemlich die *Courage* vor das siebende / der Spring ins Feld vor das achte / und das erste *part* deß wunderbarlichen Vogel-Nests vor das neunnde Buch genommen würde / sintemahl alles von diesen *Simplicianischen* Schrifften aneinander hängt / und weder der gantze *Simplicissimus*, noch eines auß den obengemeldten Tractätlein allein ohne solche Zusammenfügung genugsam verstanden werden mag. So zur freundl. Nachricht der Autor hiemit vermelden wollen / und dem Leser alles Wolergehen hertzlich wünschet« (WV II, 459).

168 Vgl. hierzu Peter Heßelmann, *Simplicissimus Redivivus: eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert, 1667–1800*, Frankfurt a. M. 1992.

Simplicianischen Marke wurde ganz unabhängig vom Autor durch die Orientierung der Verlage am Bedürfnis des Lesers gezeitigt. Umso mehr lässt sich die Adressierung in der Vorrede der *Continuatio* an ›Herrn Omne‹ nachvollziehen, sofern mit diesem hier das alphabetisierte, aber anonyme Publikum des Buchmarkts gemeint ist. Für die Zyklus-Frage sind Autor- und Verleger-Intention ohnehin nachrangig, insofern sich die »Zyklizität des Zyklus«,¹⁶⁹ wie Jörg Jochen Berns in aller Klarheit dargelegt hat, nicht aus einem vermeintlichen ursprünglichen Plan ergibt, sondern daraus, dass sich »die Ich-Erzählungen im Kettenschluß einander schulen«, »zu Imitation und Widerspruch provozieren« und so eine »Leser-Erzähler-Staffette bilden«. Das gilt nicht nur für die *Courasche*, die sich durch die Autobiographie des *Simplicissimus Teutsch* beleidigt fühlt, sondern auch für den *Springinsfeld* und *Das Wunderbarliche Vogel-Nest I und II*. Die Erzähler der verschiedenen Bücher haben im literarischen Markt selbst, der ihnen äußerlich und innerlich zugleich ist, ihre einzige narrative »Mitte«,¹⁷⁰ ihren entscheidenden Verbindungs- und Bezugspunkt. Die romanintern hergestellte Identität von Leser- und Erzählerfiguren inszeniert eine horizontale Zusammenführung von Autor und Publikum.

Die Frage des Zusammenhangs der Bücher untereinander muss jedoch mit der Rolle der Zeit in den Romanen selbst, mit dem Verhältnis von Erzählzeit und erzählter Zeit verknüpft werden. Denn die projektierte publizistische Kontinuität und der narrative Perspektivismus korrespondieren mit einem theologischen wie mit einem narratologischen Problem der Unabschließbarkeit. Obwohl nämlich das Vorwort der *Continuatio* auf den moralischen Gehalt des Romans verweist, bleibt der Zyklus einem solchen didaktischen Anspruch gegenüber äußerst enthaltsam. Doch gerade für diesen bodenlosen Perspektivismus gibt es gute theologische Gründe. Eine Zusammenfügung und Synthese der einzelnen Perspektiven im Hinblick auf einen höheren Sinn entspräche der Gleichsetzung des Erzählers mit Gott und würde in der theologischen Logik des Romans von Hybris bzw. Hochmut zeugen. Wenn sich Grimmelshausen spätestens mit dem sechsten Buch des Zyklus gegen einen ›allwissenden‹ und für mehrere Erzähler entscheidet, die sich gegenseitig relativieren, so inszeniert er damit nicht nur eine spannungsreiche Fortsetzungsdramaturgie. Die Suspension der Auktorialität im Romanzyklus entspricht auch der gnaden-theologischen Suspension jeder poetischen Gerechtigkeit.¹⁷¹

169 Berns, »Zusammenfügung«, 320.

170 Berns, »Buch der Bücher«, 102.

171 Alexandra Stein, »Die *Hybris der Endgültigkeit* oder der Schluß der Ich-Erzählung und die

Durch die komplexe Dialogizität zwischen den einzelnen Büchern des Zyklus kommt es im Simplicianischen Zyklus im Unterschied zur spanischen Pikareske nie zur abschließenden Zusammenführung von erzählter Zeit und Erzählzeit. Das Zeitproblem, das die Pikareske vor Grimmelshausen hatte, bestand in der sukzessiven Annäherung von erzählter und Erzählzeit im pseudoautobiographischen Erzählmodus. Anders verhält es sich im Simplicianischen Zyklus, wo sich die Gegenwart des Erzählens in der paratextuellen Zeit des Marktes auflöst. So bleibt der Ort des Erzählens über die zehn Bücher hinweg unauffindbar. Die Zeit des Erzählers wird vielmehr der Zeit des Lesers angenähert und referiert explizit auf das eigene Dasein als publizistisches Ereignis. Sie verschwindet im Roman hinter der Zeit von Autor und Leser, hinter der Zeit des Markts und seiner verlegerischen Ereignisse. Denn jeder neue Erzähler ist zugleich Leser der vorangegangenen Bücher, die eben im »offenen« bzw. »öffentlichen Truck« (Spr., 182, 212) erscheinen. Während sich der Autor Grimmelshausen auf den Titelblättern in wechselnden Anagrammen verschlüsselt und im Roman hinter verschiedenen Erzählern verschwindet, greifen diese Erzähler wiederum auf die publizistische Welt ihres Autors aus. Während der Zeitlohn des Bogenhonorars die Form des Romans determiniert, ist die Zeit des Marktes zur Erzählzeit geworden. Die »Romanapothese«,¹⁷² von der Jörg Jochen Berns spricht, findet in dieser Inauguration des Markts als letzter Instanz seine Voraussetzung.

Die Poetik, die dabei Gestalt annimmt, lässt sich im Vokabular des Zyklus selbst als Poetik der Resignation fassen: Während nämlich das Titelblatt des *Simplicissimus Teutsch* noch ankündigt, dass *Simplicissimus* schlussendlich die Welt »wieder freywillig quittiert« (ST, 11), zeigt sich im Laufe des Zyklus, dass er vielmehr immer mehr und immer wieder »resigniert« (Cont., 565, Cour., 68, Spr., 238), genauso wie die anderen Erzähler.

zehn Teile von »deß Abentheuerlichen Simplicissimi Lebens-Beschreibung«, in: DVjs 70 (1996), 175–197. Zum Zeitproblem des *Simplicissimus* in theologischer Perspektive vgl. außerdem Jana Maroszova, »Denn die Zeit ist nahe«: Eschatologie in Grimmelshausens Simplicianischen Schriften: Zeit und Figuren der Offenbarung, Bern u. a. 2012; sowie Elmar Locher, »Die Zeichen sind beieinander. Eschatologie als poetologisches Programm bei J. Ch. Grimmelshausen«, in: *Simpliciana* 15 (1993), 55–68.

172 Buchmetaphern und tatsächliche Bücher begegnen im Zyklus gleich mehrfach, das verbindende Organisationsprinzip aller Bücher findet sich jedoch in der Form des Romans, seiner Warenform und seiner Fortsetzbarkeit. Vgl. dazu Berns, »Buch der Bücher«, hier: 116.; sowie Eric Achermann, »Wie liest sich das Buch der Welt? Zu Buch und Büchern in der *Continuatio*«, in: *Simpliciana* 36 (2014), 109–133. Zum Folgenden außerdem Nicola Kaminski, »H. I. C. V. G. oder Die Begründung fiktiver Autorschaft im ›Beschluss‹ der *Continuatio des abentheuerlichen Simplicissimi*«, in: *Simpliciana* 36 (2014), 299–324.

Ausgehend von dieser Überblendung von Enttäuschung, Weltabkehr und Entsagung einerseits, soldatischer Abdankung oder Kündigung andererseits wird die Resignation im Laufe des Zyklus mehr und mehr zu einem zentralen Motiv: zunächst die Hoffnungslosigkeit im Vergleich zum Mut und zur Beharrlichkeit der Courasche, die sich eben weigert, »völlig zu resignirn« (Cour., 21); zugleich aber auch die Resignation der wechselnden Pseudonyme, die Wieder-Bezeichnung und Re-Identifikation des Autors, der sich in immer neuen Anagrammen verschlüsselt und sich dem Leser bis zum Abschluss des Zyklus nicht zu erkennen gibt. Und schließlich lässt sich damit im übertragenen Sinn eine fortlaufende Resignifikation ausmachen, ein Sich-Bewegen der Bedeutung zwischen den Erzählern, eine Nicht-Feststellbarkeit des Sinns, in welcher sich die *humilitas*-Ethik als Aufkündigung der auktorialen Position erst vollständig realisiert.

Philarchus Grossus

Dass nicht nur Simplicissimus, spezialisiert auf Kriegsarbeit, sondern auch ein Romanautor vom Verkauf seiner Arbeitskraft bzw. seiner Lebenszeit lebt, wird von Grimmelshausen schließlich dadurch inszeniert, dass neben den Erzähler im *Springinsfeld* die Figur des Schreibers tritt. Dies geschieht im Kontext der metaleptischen Integration verschiedener fiktionaler Ebenen zu Beginn des Romans.¹⁷³ Der Ich-Erzähler der Rahmenerzählung, ein Lohnschreiber, den das Titelblatt Philarchus Grossus nennt, ist zu Beginn des Romans auf der Suche nach Anstellung und bemüht sich um einen »Schreiber-Dienst« (Spr., 161) am Hof. Einer Magd kommt er nicht ganz zu Unrecht vor als ein »armer Schüler, der [...] ein Allmosen begehrt« (Spr., 162). Philarchus Grossus, der sich schon durch seinen Namen als ›Freund der Großen‹ zu erkennen gibt, bringt seine soziale Niedrigkeit selbst paranomastisch auf den Begriff: »grosse Herren werden ja weder Schreiber noch Schneider über sich zu Herrn setzen« (Spr., 162). Seine Bewerbung bzw. »Supplication« (Spr., 162) scheitert und wird durch nichts als eine kleine Entschädigung oder eben ein Almosen von einem halben Reichstaler beantwortet. Philarchus Grossus reflektiert nach dieser »Abfertigung« seine Armut als Mangel an sozialem Kapital: Er bedauert,

173 Mit Bezug auf Gérard Genettes Terminologie spricht Rosemarie Zeller von einem »metaleptischen Spiel mit der Überschreitung der Ebenen von Fiktion und Wirklichkeit«. Rosemarie Zeller, »Nochmals ein Blick auf Erzähler- und Autorfiktionen in den Simplicianischen Schriften und im Pikaro-Roman«, in: *Simpliciana* 37 (2015), 63–81, hier: 77.

kein »Handwerck« (Spr., 164) gelernt zu haben, möge es auch das »allerverächtlichste Handwerck« sein, »so fändestu gleichwohl Meister die dich des Handwercks halber aufnehmen / und dir das Geschenck hielten / wann sie dir gleich keine Arbeit geben etc. In disem deinem Standt nimbt sich aber kein Mensch deiner an / und bist der allerverachtteste Bernhäuter der seyn mag!« (Spr., 165). Mit der Klage über die eigene Stellenlosigkeit geht die Klage über den »Schreiberdienst« (Spr., 165) insgesamt einher, dessen soziale Entbindung ganz zwangsläufig »hoffärtige Geister« (Spr., 162) wie ihn selbst hervorbringt.

Als Philarchus Grossus nun in einem Wirtshaus auf den von seiner Insel zurückgekehrten Simplicissimus trifft, der ihm zunächst als morgenländischer Pilger erscheint, und als schließlich der »bettelhafte Springinsfeld« (Spr., 170) mit Stelzfuß und Geige hinzutritt und auf seinen alten Gefährten trifft, kommt dem »Schreiber-Knecht« (Spr., 171) diese Situation gelegen: Philarchus Grossus hat des »*Simplicissimi* Lebens-Beschreibung« (Spr., 170) gelesen und bietet sich ihm darum als Schreiber des *Springinsfeld* an. Philarchus Grossus vermittelt dabei zwischen dem Analphabeten Springinsfeld und dem »Schwarzrock« (Spr., 169) und Pilger Simplicissimus mit seinen »Münchs-Possen« (Spr., 293): Als Autor bzw. Schreiber auch der Lebensgeschichte der noch ungedruckten *Courasche*, deren Begegnung mit Simplicissimus und Springinsfeld er im Detail kennt, weiß er als einziger, dass es sich bei der italienischen Frau des Springinsfeld und der Sauerbrunnen-Liebschaft des Simplicissimus um dieselbe Person handelt. Für seinen »Dienst« an der *Courasche* entschuldigt er sich, er sei ein »armer Schüler« (Spr., 178) gewesen, die *Courasche* dagegen wollte ihn für die Niederschrift ihres Lebens »nach vollendeter Arbeit dergestalt belohnen / daß ich zu frieden mit ihr seyn müste« (Spr., 184). So entsteht »besagtes Tractätel«, eben das achte Buch des Zyklus, die *Landstörtzerin Courasche*, das selbige mit Sicherheit »bald trucken lassen wird« (Spr., 185).¹⁷⁴ Philarchus Grossus wird beim Abfassen von Lebensgeschichten also allem voran durch den »Schreiber-Lohn« (Spr., 186) motiviert. Über die Autobiographie des Springinsfeld, der sein Leben bei nächtlicher Dunkelheit den beiden erzählt, schließt er eine Abmachung mit Simplicissimus: »mit mir *accodirte* er / daß ich dessen Lebens-Beschreibung wie es Springinsfeld selbst erzehlet / schriftlich aufsetzen solte / damit den Leuten zugleich kund würde / daß sein

174 Dabei entspricht die fiktive Publikationsgeschichte nicht der realen. Die *Courasche* erschien im Unterschied zum *Springinsfeld* (1670) zunächst undatiert, de facto sind aber wohl beide Romane 1670 kurz hintereinander auf den Markt gekommen. Vgl. den Kommentar von Dieter Breuer, Grimmelshausen, *Werke* I/2, 805f.

Sohn der leichtfertigen Courage Huren-Kind nicht seye; und dessentwegen schenckte er mir 6. Reichsthaler / die ich damals wol bedorffte« (Spr., 294). Philarchus Grossus erhält damit ein Honorar, das bei den 242 (inklusive Titelpuffer und Inhaltsverzeichnis 248) Seiten und insgesamt 11 Bogen der im Duodez-Format (24 Seiten pro Bogen) gedruckten Erstauflage des *Springinsfeld* auf ein Bogenhonorar von etwas mehr als einem halben Taler schließen lässt. Es ist bemerkenswert, dass Grimmelshausen hier keine willkürlich berechnete ›Verehrung‹, keine mildtätige Unterstützung, sondern die auf dem Markt gängige Honorarhöhe (s. o.) veranschlagt. Ganz unmissverständlich wird damit der Autor zugleich zum gering entlohnten Schreiber degradiert, dem die Umständlichkeit und Länge der Erzählung des *Springinsfeld* allerdings gefallen muss.

Die Konsequenz, mit der Grimmelshausen die publizistische, paratextuelle Wirklichkeit des Buches und die fiktionale Wirklichkeit des Romans aufeinander bezieht, ist erstaunlich. Wenn es einen Realismus Grimmelshausens gibt, dann wäre er dort zu suchen, wo sich das fiktionale Erzählen an seiner Materialisierung auf dem Markt orientiert. Mit dem Wirtshausgespräch zwischen Autor und Leser inszeniert der Roman andererseits genau das, was im Zeitalter der Anonymität und des überregionalen Buchhandels zunehmend unwahrscheinlicher wird. Und mit Philarchus Grossus schaltet Grimmelshausen zwischen die eigene Autorschaft und die einzelnen Erzähler des Zyklus die Figur eines Schreibers, der als ›ghost-writer‹ der einzelnen Lebensläufe nicht nur die auftrumpfende Geste der anderen Erzähler-Autoren konterkariert,¹⁷⁵ sondern zugleich den profanen Charakter professioneller Autorschaft betont.

Mit Philarchus Grossus geht also eine weitere Depotenzierung von Autorschaft und Auktorialität einher und diese schreibt sich schließlich auch in das Vorwort zum sogenannten Barock-Simplicissimus (den *Gantz neu eingerichteten allenthalben viel verbesserten Abentheurlichen Simplicius Simplicissimus*, 1671) ein. Im Vorwort, von dem unklar ist, ob es von Grimmelshausen oder vom Verleger Felßecker verfasst wurde, verteidigt der Autor seinen »Herrn Verleger«, »Arbeit« und »geringfügigen Gewinn«

¹⁷⁵ Dafür kann er innerhalb der Fiktion als Autor des *Beernhäuter* und der *Gauckel= Tasche* gelten, da er nämlich zugibt, die »Simplicianische Gauckeltasche der gantzen Welt gemain« (Spr., 205) gemacht, also aus dem Produktnamen des *Simplicissimus* Profit geschlagen zu haben. Damit wird zugleich das Problem der Fälschung ins Spiel gebracht, vgl. Nicola Kaminski, »Wer ist Philarchus Grossus? Simplicianische Autorschaftsmachinationen im narrativen Hintergrund«, in: *Simpliciana* 37 (2015), 143–169, hier: 152, 163; zu Philarchus Grossus vgl. auch Christoph E. Schweitzer, »Grimmelshausen, Philarchus Grossus von Tromerheim, and ›Simplicianische Schriften‹«, in: *Monatshefte* 82/2 (1990), 115–122.

desselben gegen den Frankfurter Nachdrucker Georg Müller. Unterschrieben hat allerdings – wie auch in den *Simplicianischen* Kalendern – »Simplicius Simplicissimus«. ¹⁷⁶ Diese Konfusion von Autor- und Verleger-schaft scheint die logische Folge des Bogenhonorars und des Verlagseigen-tumsrechts zu sein. Diese gehen nämlich mit einer Depotenzierung des Autors einher, zugleich aber, zumindest im Falle des Romans, mit einer Potenzierung der Ware: Es ist in diesem Sinne konsequent, dass nicht der Verleger (Felsöcker) und nicht der Autor (Grimmelshausen) unterschreibt, sondern die Ware bzw. das Produktlabel (*Simplicissimus*).

Die Gaukeltasche

Der Schreiber des *Springinsfeld*, der ein Leser des *Simplicissimus Teutsch* ist, wird also vom Autor der *Simplicissimus*-Autobiographie bezahlt, der im *Springinsfeld* Figur wird. Wie aber finanziert sich *Simplicissimus* zu diesem Zeitpunkt? Beantwortet wird die Frage durch die Episode um seine Gaukeltasche. ¹⁷⁷ Als »Springinsfeld *Simplicium* fragte / womit er sich doch ernähre / und was sein Stand / Handel vnd Wandel wäre« (Spr., 193 f.), erzählt ihm dieser nicht vom Verkauf seiner Autobiographie, sondern von einem weiteren Buch: der Gaukeltasche. Einem Sänger-Wettstreit vergleichbar, versucht zunächst Springinsfeld auf einem »volkreichen Platz« (Spr., 194) die Leute mit seiner Geige zusammenzutreiben, die aber aufgrund der Kälte verstimmt ist. Trotzdem kommen »in einer halben viertel stund [...] mehr als 600. Menschen / die vor Verwunderung Maul und Augen auffsperrten / und der Kälte vergassen«. Dann zieht *Simplicissimus* die Gaukeltasche hervor und bittet die Umstehenden, sie sollten »ein wenig ins Buch blasen«: Ein Kavalier, der gerne »löffelt«, entdeckt in dem Buch lauter »Cavalliers und Dames«, einem »ansehnlichen Bürger [...] / aus dessen Ansehen ein grosses Vermögen zuvermuthen war« erscheinen

¹⁷⁶ Und zwar als »Euer Stetsbeharrlich dienender *Simplicius Simplicissimus*«. Grimmelshausen, »Wolgemeinte Vorerinnerung An die Großgünstige Leser«, in: ders., *Werke* I.2, 741–742. Vgl. zu dieser Kontroverse nach wie vor grundlegend die Beiträge von Manfred Koschlig, *Grimmelshausen und seine Verleger. Untersuchungen über die Chronologie seiner Schriften und den Echtheitscharakter der frühen Ausgaben*, Berlin 1939; ders., *Das Ingenium Grimmelshausens und das Kollektiv. Studien zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Werkes*, München 1977, hier: 206; sowie Heßelmann, *Simplicissimus Redivivus*. Breuer schreibt die Vorrede dem Verleger Felsöcker zu, vgl. Breuer, *Grimmelshausen-Handbuch*, 246 f.

¹⁷⁷ Vgl. in diesem Sinne Maik Bozza, »Bilder aus der ›Gaukel-Tasche‹. Perspektiven auf das *Simplicianische* Bilderbuch«, in: *Oxford German Studies* 37/2 (2008), 160–172.

»lauter Thaler und Ducaten«, und einem Kartenspieler »mittelmässigen Stands« lauter »eitel Würffel und Karten«. Einzig wenn Simplicissimus hineinbläst, erscheinen immer »nur weisse Blätter« (Spr., 196 f.). In der Deutung des Buches und damit der Allegorie geraten die beiden nun in einen Disput: In den Augen von Springinsfeld ist Simplicissimus nach wie vor ein Gaukler, der mit seinen »Verblendungen« (Spr., 200) die Leute verführt. Er bietet ihm »20. Reichsthaler« dafür an, seine Kunst zu lernen, in der Überzeugung, es würde ihm »zehnenmal mehr Heller« (Spr., 201) einbringen als sein Betteln und Geigen. Simplicissimus hingegen rät Springinsfeld ins »Closter oder Spital« zu gehen; der aber will »mein Geld daß ich mit grosser Müh und Arbeit zusammen gebracht« auf bessere Weise »belohnen« (Spr., 202). In diesem Disput zwischen der aggressiven Aufforderung, »zur Bekehrung zu schreiten«, und dem souveränen Atheismus des Springinsfeld (»lass die Pfaffen Predigen / denen die ihnen gern zuhören«, Spr., 202) vermittelt die kalkulierende Rede des Erzählers Philarchus Grossus, der die Welt in der Sprache des Arbeitsmarkts und nicht von ungefähr auf Englisch beschreibt: »Gleich wie nun in der gantzen Welt sich nichts so eytel und unnütz befindet / daß nicht zu etwas guts könnte *employrt* und verwendet werden; also gedachte auch *Simplicius* durch sein Buch / welches er seine Gauckel-Tasche nennet / den Springinsfeld zubekehren« (Spr., 203).

In der allegorischen Erklärung des Simplicissimus symbolisieren die weißen Blätter der Gaukeltasche die ursprüngliche Unschuld des Menschen, die Bilder hingegen seine jeweilige, im Laufe des Lebens angehäuften Schuld. Im Diskurs des Schreibers findet diese Deutung jedoch ihre systematische Grenze. Wenn man die Lehren des Simplicissimus als bruchlose Allegorie des moralischen Prinzips der *Continuatio*-Vorrede lesen und mit der Intention des Autors Grimmelshausen gleichsetzen will,¹⁷⁸ so sollte man bedenken, dass in Grimmelshausens satirischer Poetik das, was gesagt, und das, was getan und gezeigt wird, selten zur Deckung kommt. Das ironische Ende des *Springinsfeld*-Romans bestätigt eher die Position von Springinsfeld oder Philarchus Grossus als die des Simplicissimus, denn es zeigt den Nutzen, den dieser von der versuchten Bekehrung seines Weggefährten hat: Nach dessen Tod erbt Simplicissimus von Springinsfeld nicht weniger als ein »par hundert Ducaten« (Spr., 294) – eine neuerliche Volte des Romanzyklus gegen die unfreiwillige Armut, zugleich aber auch eine letzte Abrechnung mit dem Ideal der freiwilligen Armut

178 Vgl. Friedrich Gaede, »Leere Blätter? Grimmelshausens Thematisierung des Lesers«, in: *Simpliciana* 32 (2010), 33–43; sowie Hefselmann, *Gaukelpredigt*, 377–389.

des *Simplicissimus*, dessen ökonomisches Kalkül sich noch einmal offenbart. *Simplicissimus* ist im *Springinsfeld* eben »kein Heiliger« (Spr., 170) mehr.

Was von der Gaukeltasche für den modernen Leser deshalb bleibt, ist ein Bild, in dem Leser und Buch sich auf dem Markt begegnen und in ein Spiegel- und Projektionsverhältnis gesetzt werden, das eine moderne Rezeptionsästhetik antizipiert.¹⁷⁹ Auch *Simplicissimi wunderliche Gaukel-Tasche* (1670), eine weitere *Simplicianische* Schrift Grimmelshausens, die sogar noch vor dem *Springinsfeld*-Roman erschienen ist, bestätigt das. Ihre Vorrede bezieht sich explizit auf die Quacksalber-Episoden im Leben des *Simplicissimus* als »Artzt«¹⁸⁰ und konterkariert damit dessen Selbstauskunft, er sei eben »kein Schreier / kein Storger / kein Quacksalber / kein Arzt sonder ein Künstler!« (Spr., 195).¹⁸¹ Das Zauberbuch wird als einfacher Taschenspielertrick entlarvt: Die Gaukeltasche wird als Buch mit mehreren Griffen beschrieben, derer sich der »Artifex« zur Täuschung der Umstehenden bedienen kann.¹⁸² Bei der Gaukeltasche des *Springinsfeld* handelt es sich um ein sogenanntes Flickbuch (engl. *blow book*), das seit dem 16. Jahrhundert von Schaustellern zur magischen Täuschung verwendet wurde, und zwar in exakt derselben Weise, wie es bei Grimmelshausen auftaucht.¹⁸³ Die *Gaukel-Tasche* wiederum stellt eine mehr an Emblem- oder Kartenspielbücher erinnernde, literarisierte Variante davon dar. Während es sich bei Flickbüchern gewissermaßen nur äußerlich um Bücher handelt, die als solche gar nicht gelesen werden, bezieht sich die *Gaukel-Tasche* damit auf eine bei weniger gebildeten Lesern weit verbreitete Gattung.¹⁸⁴ Auf den Leser kommt es bei der Gaukeltasche offensichtlich an,

179 Gaede, *Substanzverlust*, 91–101.

180 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *Simplicissimi wunderliche Gaukel-Tasche* (1670), in: ders., *Werke II*, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 1997, 333–354, hier: 337.

181 Im *Europäischen Wundergeschichten Kalender* waren einige unautorisierte *Simplicissimus*-Fortsetzungen erschienen, die als »Artzt-Zugab« betitelt waren (vgl. Grimmelshausen, *Werke I.2*, Kommentar von Dieter Breuer, 839). Eine Distanzierung von diesen war für Grimmelshausen mit Sicherheit notwendig, sie wird hier jedoch gleichzeitig relativiert. Die *Gaukel-Tasche* als Exemplum eines falschen Kunstverständnisses zu deuten (vgl. Grimmelshausen, *Werke II*, Kommentar von Dieter Breuer, 987) hätte zur Konsequenz, dass es sich in keiner Weise um dieselbe Gaukeltasche wie im *Springinsfeld* handeln kann.

182 Grimmelshausen, *Gaukel-Tasche*, 339.

183 Vgl. dazu Christoph Benjamin Schulz, *Poetiken des Blätterns*, Hildesheim u. a. 2015, 101–127. Die erste deutschsprachige Anleitung zur Anfertigung von Flickbüchern stammt ausgerechnet von Daniel Schwenker, dem vermeintlichen Urheber der *Absurda Comica*. Ebd., 109.

184 Zu einem Vergleich mit Jost Ammanns *Charta Lvsoria* (1588), aus dem Grimmelshausen die meisten Holzschnitte übernahm, vgl. Maik Bozza, »Bilder aus der ›Gaukel-Tasche‹«,

denn ihre Funktionsweise als Projektionsfläche des Rezipienten wird im Motto des gleichnamigen Buchs unmissverständlich dargelegt: »Er blättere herumb / Er suche hin und her / Wann er dann findet das / wornach steht sein Begehrt.«¹⁸⁵ Wenn die *Gauckel-Tasche* tatsächlich als Allegorie für Grimmelshausens Poetik zu verstehen ist, worauf ihre thematische Symmetrie zum Weltbuch des Titelpupfers deutet,¹⁸⁶ dann in dem allgemeinen Sinn, dass die Poetik des Romans durch Identifikationsangebote und Leerstellen der Einbildungskraft des Lesers Spielräume eröffnet. Vor- und Nachwort der *Gauckel-Tasche* stellen diese Poetik in einen größeren Rahmen: Denn während sich in der Vorrede »Der Autor an den Käufer / und sonst Jedermann« richtet, ist der Nachsatz hingegen als »Des Autoris Poetische Erinnerung / an den Leser« überschrieben und enthält eine doppelte Parodie des *Simplicissimus*, seines Namens und seiner Verklärung der Gaukeltasche: »Durch dieses Büchlein hab ich sehr viel Geld erschnappet / Besonders wann ich oft ein Simplen Kerl erdappet.«¹⁸⁷ Käufer und Leser rahmen das Buch und sind zugleich die konzeptuelle »Mitte« des Romanzyklus und seiner Gaukeltaschen-Poetik. Deren Distanz zur Moral des *Simplicianischen* Erzählers wird dabei im Verlauf des Zyklus immer größer. Der Ortlosigkeit des Erzählens und der Kontinuierlichkeit seiner zeitlichen Struktur ist es allerdings zu verdanken, dass sich kaum sagen lässt, von welcher Stelle aus diese Distanz genau hergestellt wird.

Die paratextuelle Familiarisierung von Autor, Leser und Figuren im Wirtshaus in den ersten Kapiteln des *Springinsfeld* inszeniert die zu Beginn der *Continuatio* postulierte Annäherung von Autor und Leser figurativ. Die Gaukeltasche setzt sie als gegenseitige Projektion von Autor und Leser noch einmal allegorisch ins Bild und vermittelt dabei die zwei Märkte, die der Buchhändler Adrian Beier als unvermittelbar hingestellt hatte. Die Familiarisierung der narrativen Instanzen ist die *conditio sine qua non* des pikaresken Romans, aber eben nicht mehr unter der Bedingung einer mündlichen Volksdichtung oder des Schwanks, sondern unter der Bedingung jener formalen Allgemeinheit und Gleichgültigkeit, die eine überregionale Buchproduktion herstellt. Denn ob Flachsindustrie, Mode und Jour-

160–172; sowie Robert Schütze, »Der Schreiber und das Geld. Ökonomien der Einbildungskraft«, in: *Simpliciana* 40 (2018), 243–271. Neben Johann Faustens *Gauckel Tasche* (1607) kommt als Quelle auch das 1. Buch der *Mathematischen und Philosophischen Erquickstunden* (1636) in Betracht, das Harsdörffer noch mit Daniel Schwenter zusammen verfasst hatte, vgl. nach Grimmelshausen, *Werke* II, Kommentar von Dieter Breuer, 947.

185 Grimmelshausen, *Gauckel-Tasche*, 338.

186 Vgl. Heßelmann, *Gaukelpredigt*, 377–389.

187 Grimmelshausen, *Gauckel-Tasche*, 337, 354.

nal, Figuren, die Leser und Autoren sind, Gaukeltasche oder ›Herr Omne‹: Immer wieder führen die verschiedenen Fäden des Romans auf die Form eines überregionalen Marktes und einer publizistischen Öffentlichkeit als ihr gemeinsames imaginäres Zentrum zurück. Womöglich verdankt sich diese Lage bei Grimmelshausen einer naturrechtlichen Konzeption, sodass der *Simplicianische Zyklus* »eine poetische Ökonomie nach dem Vorbild des Gesetzes der Natur« darstellt.¹⁸⁸ Dagegen spricht Grimmelshausens eigener Beitrag zum Problem der Staatsräson, sein *Zweyköpffiger Ratio Status* (1670), der weit davon entfernt ist, einer an Handel und Eigennutz orientierten ökonomischen Ordnung den Segen von Natürlichkeit oder göttlicher Vorsehung zu erteilen.¹⁸⁹ Doch die Form des Marktes muss in einem Roman, der sich dem Modell des *mundus perversus* verschrieben hat, weder eine gottgewollte, noch eine natürliche Form sein. Der Umstand, dass die Marktform die Verkehrtheit dieser Welt bestimmt, genügt, um ihr im Rahmen des *Simplicianischen* Erzählens poetisch Rechnung zu tragen.

Das Subjekt dieses Marktes ist vorerst nicht der Autor, sondern der Verlag. Es sei zuletzt noch einmal daran erinnert, worum es sich beim Verlag handelt: Die kreditförmige Produktionsweise der Verlagsindustrie erlaubte es Händlern, indem sie Handwerkern Rohstoffe oder Geld vorlegten, diese abhängig zu machen.¹⁹⁰ Das 17. Jahrhundert verwendet den Begriff »Verlag« mal synonym für »Geld«, mal für »Werkzeug«.¹⁹¹ Gemeint sind also Produktionsmittel in verschiedenen Varianten: entweder unmittelbar in Form von Arbeitsmitteln und Arbeitern oder indirekt als Mittel zu ihrer Anschaffung. Der Verleger ist jener Händler, der durch sein Kapital bzw. die Produktionsmittel, die er vorlegt, Arbeiter und Arbeiterinnen abhängig macht, und damit ein Prototyp des Unternehmers. Es sind Verleger, die den Arbeitern, wie es in Bechers *Politischem Discurs* heißt, »zu arbeiten

188 Simon Zeisberg, »Das verschimmelnde Geld des Pharaos. Grimmelshausens Poetik zwischen Ökonomie und Natur«, in: Guillaume Garner/Sandra Richter (Hg.), »Eigennutz« und »gute Ordnung«. *Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert*, Wiesbaden 2016, 429–449. Zur Frage nach dem ökonomischen Konservatismus bzw. Modernismus Grimmelshausens vgl. auch Gerd Hillen, »Prolegomena zu einer Analyse des *Abentheuerlichen Simplicissimus* aus literatursoziologischer Sicht«, in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Der Deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext. Rezeption, Interpretation, Bibliografie*, Amsterdam 1987, 79–92.

189 Vgl. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status*, hg. von Rolf Tarot, Tübingen 1968; sowie Monte Adair, *Staatsraison bei Grimmelshausen: Eine inhaltliche Untersuchung zum Verständnis von »Ratio Status« als Krisenbegriff des Widerstandes gegen den Absolutismus in Deutschland im 17. Jahrhundert*, Diss. Frankfurt a. M. 2007.

190 Vgl. auch Rudolf Holbach, *Frühformen von Verlag und Großbetrieb in der gewerblichen Produktion. 13.-16. Jahrhundert*, Stuttgart 1994, 26–39.

191 Vgl. Art. »Verlag«, in: DWG, Bd. 25, Sp. 711–712.

geben« und »*in grosso*« handeln, also Großunternehmer, die deshalb auch »*Grossirer*« genannt wurden.¹⁹² Zu Beginn des *Simplicissimus Teutsch* gesteht der Protagonist deshalb, er wünsche, das »Junckern-Handwerk zu treiben / wann ich nur den Verlag und den Werckzeug darzu hätte« (ST, 17). Auf der kontinuierlichen Achse zwischen Verlagslosigkeit und Junker-Handwerk verläuft das Leben des *Simplicissimus* als eine Karriere, deren Darstellung einen Begriff des »Capital[s]« (Spr., 293, Cour., 62) voraussetzt, und zwar als »Geld-Summe« oder »Haupt-Stamm«, als abstrakte Summe der sich aus Geld, Waren und Werkzeugen zusammensetzenden produktiven Mittel, deren Eigentümer man im 18. Jahrhundert dann »Capitalist« nennt.¹⁹³ Wer aber, wie *Simplicissimus* zu Beginn des Romans, keinen Verlag hat, muss sich selbst als Ware verkaufen und ist also Proletarier, selbst wenn er, wie Grimmelshausen mit Felßecker, für seine Fiktionen einen Verleger fände.

¹⁹² Becher, *Politischer Discurs*, 8.

¹⁹³ Auch im Deutschen tauchen die Begriffe bereits im Lauf des 18. Jahrhunderts auf. Vgl. die Artikel »Capital« und »Capitalist« in Zedler, *Universal-Lexicon*, Bd. 5, Sp. 656–657.

7 Reproduktionsarbeit in der *Landstörtzerin Courasche* (1670)

Am siebten Buch des Simplicianischem Zyklus scheiden sich seit Langem die Geister der Grimmelshausen-Forschung. Streitpunkt war und ist die Frage, ob Grimmelshausens *Trutz Simplex: Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche* (1670) als Beispiel der Misogynie des Autors zu lesen ist¹⁹⁴ oder ob der Roman im Gegenteil als selbstbewusste Darstellung einer um Emanzipation bemühten Frau gelten muss.¹⁹⁵ Ist die *Courasche* eine Figuration dämonologischer Hexenstereotype, der Frau-Welt-Allegorie oder der Hure Babylons oder ist ihre Lebensbeschreibung eine Erwidern auf all die Demütigungen ihres Geschlechts, die außergewöhnliche Artikulation einer weiblichen Stimme in einer patriarchalen Welt? Diese doppelte Lesbarkeit des Romans verdankt sich letztlich seiner spezifischen narrativen Anlage und bleibt deshalb auch strukturell unauflösbar. Zu bedenken ist einerseits, dass der Text die bereits im Titel angedeutete Poetik der Widerrede im Kontext des Simplicianischen Zyklus und seines perspektivischen Erzählens entfaltet. Nicht vergessen werden darf darüber hinaus jedoch, dass die *Courasche* bestimmten Gattungskonventionen folgt. Der Schreiber Philarchus Grossus berichtet im *Springinsfeld* vom Begehren der Courasche, ihre Lebensgeschichte »auf eben diese Gattung« (Spr., 183) abzufassen, in welcher auch der *Simplicissimus Teutsch*

194 Vgl. Barbara Becker-Cantarino, »Dr. Faustus und die Landstörtzerin Courasche. Zum Geschlechter- und Ehediskurs in der deutschen Literatur der Frühen Neuzeit«, in: Axel E. Walter (Hg.), *Regionaler Kulturraum und internationale Kommunikation vom Humanismus bis in die Gegenwart*, Amsterdam 2005, 53–70; Andreas Solbach, »Macht und Sexualität der Hexenfigur in Grimmelshausens *Courasche*«, in: *Simpliciana* 8 (1986), 71–87; Richard E. Schade, »The Courasche-Frontispiece: Gypsy, Mule, and Acedia«, in: *Simpliciana* 3 (1981), 73–93; ders., »Thesen zur literarischen Darstellung der Frau am Beispiel der Courasche«, in: Wolfgang Brückner (Hg.), *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland. Teil 1*, Wiesbaden 1985, 227–244; Reinhard Uhlig, »Courasche, die Motte? Das Titelkupfer von Grimmelshausens zweitem Roman als Rezeptionsanleitung«, in: *Simpliciana* 22 (2000), 461–485; Dieter Breuer, »Courasches Unbußfertigkeit – Das religiöse Problem in Grimmelshausens Roman«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 229–242.

195 Entschieden in diese Richtung zielen beispielsweise Martina Hamidouche, »Courasches Ehen: eine genderorientierte Untersuchung des Grimmelshausenromans«, in: *Colloquia Germanica* 39 (2006), 231–242; Italo Michele Battaferano/Hildegard Eilert, *Courage. Die starke Frau der deutschen Literatur. Von Grimmelshausen erfunden, von Brecht und Grass variiert*, Frankfurt a. M. 2003; Rainer Hillenbrandt, »Courasche als negatives Exempel«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 47–65; Jörg-Jochen Berns, »Libuschka und Courasche. Studien zu Grimmelshausens Frauenbild. II. Teil: Darlegungen«, in: *Simpliciana* 12 (1990), 417–41.

verfasst wurde. Gemeint ist damit die Gattung des pikaresken Romans, doch schon vor der *Courasche* hat die ›weibliche Pikareske‹¹⁹⁶ dabei eine eigene Poetik ausgebildet. Deren Rekonstruktion ist für das Verständnis von Grimmelshausens Roman unerlässlich.¹⁹⁷ Eine eigentümliche Erscheinung des Pikaroromans ist nämlich die geschlechtliche Dichotomie seiner Helden: Neben Pikaros existieren auch Pikaras – eine figurative Situation, die aus anderen Gattungen so kaum bekannt ist. Allerdings findet sich die Pikara mit dem Pikaro von Beginn an in einem antagonistischen Verhältnis, in dem Infamie notwendigerweise zum poetologischen Programm wird. Nach einem kurzen Exkurs zum spanischen Architext der weiblichen Pikareske, der *Picara Justina* (1605) bzw. ihrer deutschen Übersetzung als *Ivstina Dietzin* (1626), will ich im Folgenden am Beispiel der *Landstörtzerin Courasche* zeigen, weshalb diese geschlechtliche Dichotomisierung nicht ohne die Kategorie der Reproduktionsarbeit verstanden werden kann. Nur mit ihrer Hilfe ist der Zusammenhang der in *Courasche* verbundenen negativen Stereotype – Prostitution, Geldgier und Hexerei – systematisch nachzuvollziehen. Es zeigt sich damit, dass auch die *Courasche* im Hinblick auf die ökonomischen Modernisierungsprozesse gedeutet werden muss, die der Zyklus als solcher umkreist.

Ivstina Dietzin (1626): Das Zerwürfnis zwischen Erzähler und Figur

Dass es sich beim Architext der weiblichen Pikareske, dem *Libro de entretenimiento de la Picara Justina* (1605),¹⁹⁸ poetologisch um ein Mitglied derselben literarischen Familie handelt, zeigt bereits das Emblem des spanischen Originals, auf dem sich die Angehörigen der Gattung auf dem »Schiff des pikaresken Lebens« zusammengefunden haben.¹⁹⁹ Die 1626 anonym

196 Von einer eigenen, durch die *Picara Justina* ausgelösten »Subgattung der weiblichen Pikareske« spricht etwa Thomas Bodenmüller, *Literaturtransfer in der Frühen Neuzeit. Francisco López de Úbedas »La Picara Justina« und ihre italienische und englische Bearbeitung von Barezzo Barezzi und Captain John Stevens*, Tübingen 2001, 17.

197 Dazu auch Matthias Bauer, »Ausgleichende Gewalt? Der Kampf der Geschlechter und die Liebe zur Gerechtigkeit in Grimmelshausens *Simplicissimus*, *Courasche* und *Springinsfeld*«, in: *Simpliciana* 31 (2009), 99–126; sowie Volker Meid, »Von der *Picara Justina* zu Grimmelshausens *Courasche*«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 15–26.

198 Über die Autorschaft der *Picara Justina* besteht Uneinigkeit. Lange wurde der Roman nach der These Marcel Bataillons López de Úbeda zugeschrieben, mittlerweile gilt allerdings der Dominikanerpater Fray Baltasar Navarrete als Autor, vgl. Ehrlicher, *Zwischen Karneval und Konversion*, 256.

199 Vgl. hierzu auch Rötzer, *Der europäische Schelmenroman*, 9 f.; zu einem Forschungsüber-

erschienene deutsche Fassung hat den Umweg über eine italienische Übersetzung von Barezzo Barezzi genommen, zeigt aber auch hier noch seine unmittelbare Zugehörigkeit zum selben literarischen Kontext.²⁰⁰ Während der Text im Spanischen als Unterhaltungsbuch («libro de entretenimento») statt als »vida« betitelt ist und sich damit vom *Lazarillo* unterscheidet, knüpft der deutsche Titel *Die Landstörtzerin Ivstina Dietzin, Picara genandt* an die *Gúzman*-Übersetzung des Albertinus an. Tatsächlich ist es Gusman, auf den sich die erzählende Pikara von Anfang an bezieht, mit dem sie rivalisiert, mit dem sie sogar in einen literarischen Überbietungswettbewerb eingetreten ist. Allerdings prägt die weibliche Pikareske dabei, wie bereits die poetologischen Ausführungen der Vorrede andeuten, ihre eigene Sprecherposition und damit ihr eigenes literarisches Modell aus. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass die Infamie der Pikaras einen noch schärferen Charakter hat als jene der Pikaros.

Das Problem der Infamie bzw. der üblen Nachrede wird bereits in der virtuoson Vorrede, die durch drei »Eingänge« in den Roman führt,²⁰¹ zum Leitmotiv: Der erste Romaneingang kreist um das ausgefallene Haar, das sich um die Schreibfeder der Ich-Erzählerin gewickelt hat und das ihr Anlass gibt, sich als mit Syphilis infizierte Prostituierte, als »Kuplerin« und »Franzoesin« (ID, 9) vorzustellen. Der zweite »Eingang« nimmt seinen Anfang mit einem Flecken auf ihrem Schreibpapier und handelt dann von ihrer Beflecktheit: Eigentlich würde Justina, genauso wie Lazarillo, ihre Ehre gerne wiederherstellen, hält sie sich doch für eine »ehrliche Landstürtzerin« (ID, 27). Sie weiß aber: »mit einer guten Seyffen kan man einem Kleyd noch helffen / aber die verlohnrne Ehr / vnd guter Nam ist nicht zuwiederbringen« (ID, 28). Der dritte »Eingang«, der von dem Wasserzeichen ihres Papiers handelt – einer Schlange, dem Symbol des Sündenfalls, überträgt das Problem der Infamie schließlich auf die Szene der literarischen Öffentlichkeit: »Der gemeine vnnnd vnerfahrene Pöfel [...] so bald jhme etwas zu lesen vorkompt fallet er den Authoren wie ein bellender Hund an« (ID, 48). Die literarische Rede der Pikara ist eine Gegenrede gegen diesen paratextuellen Pöbel, der sie verleumdet. Ihm gegenüber ist die Schlange Symbol der

blick vgl. auch Patricia Zecevic, *The speaking divine woman: López de Úbeda's »La Pícaro Justina« and Goethe's »Wilhelm Meister«*, Oxford u. a. 2001, 169–218; außerdem Katja Strobel, *Wandern, Mäandern, Erzählen: die Pikara als Grenzgängerin des Subjekts*, München 1998, 54–78.

200 Zu Barezzis italienischer Übersetzung vgl. ausführlich Bodenmüller, *Literaturtransfer*.

201 Zu einer detaillierten Lektüre des ornamentalen und zugleich sehr reflexiven Vestibüls vgl. Carolin Struwe, »Die widerspenstige Feder. Überlegungen zu den drei Erzähleingängen in der *Iustina Dietzin Picara genandt*«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 281–301.

Sündhaftigkeit, zugleich aber auch das »Gifft der verläumbdung« (ID, 40), mit dem die erzählende Protagonistin sich wehrt: »Du hast / liebes Papier / eine Schlang in dir / damit vertheidige dich« (ID, 48). Schlange und belender Hund, Pikara und Pöbel agieren auf derselben Ebene: Die Schlange ist Infamie und Infamierung gleichermaßen, Wesen und Waffe der Erzählerin. Im Sinne der pikaresken Apologetik appelliert diese zwar noch an »eines jeden billigen vnd vnpartheyischen lesers vrteil« (ID, 48) und hofft mit einer an *Lazarillo* erinnernden, gereimten Sentenz: »Es ist kein Fleck so schwartz vnd groß / Denn man nicht köndte machen lohs: / Noch auch kein Nachrede so schlim / Welche die Zeit nicht neme hin« (ID, 35). Diese Hoffnung wird jedoch von Anfang an als illusionär markiert und hierin besteht das Spezifikum der weiblichen Pikareske: Eine Bekehrung steht für sie nicht zur Debatte und gerade diese radikale Chancenlosigkeit der Pikara bewirkt, dass ihr (im Unterschied zu Alemáns *Gúzman*) die Spaltung des Publikums zwischen verständigem und unverständlichem Leser nichts mehr bedeutet. Die Beleidigung des Publikums ist alles, was sie noch genießen kann. Die Unmöglichkeit der Bekehrung wird sich im Rahmen der Gattung jedoch als poetologischer Vorteil erweisen.

Die Vorrede selbst reflektiert dabei noch einmal die exzentrische Position, die das pikareske Erzählen innerhalb der barocken Dichtkunst ohnehin beansprucht, die sich in der weiblichen Pikareske jedoch weiter steigert:

[...] ich bin gänzlich gemeint mich also abzumalen vnd zubeschreibe / wie ich mich befind / sintemal ein vnflätig schädlich vnd vngestalt bildtnuß / wens nur künstlich Abcontrafeyt ist / ebe so tewer verkaufft wird / als die aller schönst vn mit aller tugede wolgezierteste Person (ID, 7).

Der Gattungsmerkmal des Pikaroromans besteht diesen Ausführungen zufolge nicht im Verzicht auf »künstliche« bzw. künstlerische Mittel im Sinne des Gegensatzes von *ars* und *natura*. Es ist vielmehr die Abwesenheit oder gar Umkehr der epideiktischen Rede, der Zier mit der Behauptung von Tugend (»mit aller tugede wolgezierteste«), durch welche sich die pikareske Schreibweise von anderen literarischen Formen unterscheidet. Schon der *Lazarillo* hatte die Bereitschaft signalisiert, die Dinge so darzustellen, wie sie sind. Aus der Perspektive der weiblichen Pikareske, der Pseudoautobiographie einer gesellschaftlich Verworfenen, fällt es nun besonders in die Augen, wie wirklichkeitsfern andere Gattungen sind, »die jhre eygene Nahmen verleugnen / vnd vnter dem Tittel *Bucolica*, *Egloge*, *Draloge pastorale* oder Hirtengespräch andern Leuten

einen Fuschschwanz verkaufen« (ID, 28).²⁰² Was aus moderner Perspektive als Realismus der Pikareske erscheint, ist die hier so treffend beschriebene kompensatorische Darstellung des bis dato Verworfenen, des ausgeschlossenen *Malum*,²⁰³ die ironische Affirmation jener real wirksamen sozialen Fiktionen, die an der Konstruktion der Unehrllichkeit der Pikaros und Pikaras Anteil haben.

Dabei situiert Justina die Problematik ihrer eigenen Infamie im selben Kontext wie jene der männlichen Pikaros und erinnert gleich zu Beginn daran, »daß Armut vnnnd Landstürtzerey keine vnterschiedliche Sachen / sondern auß einem einzigen Stein vnd Felsen entspringen« (ID, 17). Der narrative Ausgangspunkt auch der weiblichen Pikareske ist also eine apologetische Perspektive, wobei die Apologie insofern einem Kollektiv gilt, als Justina ihren Lebenslauf als einen exemplarischen ausweist: »bin ich vielleicht die erste [...] bin ich vielleicht die einzige [...]?« (ID, 11 f.). Der »Ausbundt aller Huren« (ID, 395), in dem sich Justina später wiederfindet, korrespondiert deshalb mit dem »verbreiterten« Stand der Schelme im *Guzmán* (s. o. GA, 264). Doch die Reaktion der Pikara auf die polizeilich produzierte Unehrllichkeit unterscheidet sich von ihren männlichen Kontrahenten dadurch, dass sie in einer konsequenten Selbstdiffamierung das Stereotyp bestätigt. Das mag daran liegen, dass auch Romane mit weiblicher Hauptfigur und Erzählerin weiterhin von männlichen Autoren verfasst wurden.²⁰⁴ Doch im Rahmen eines Realismus, der aus der kompensatorischen Darstellung der zuvor ausgeschlossenen, verleugneten Unehrllichkeit erwächst, eröffnet diese totale Verworfenheit Darstellungschancen.

202 Für den poetologischen Wert des Vorworts spielt es keine Rolle, dass der Roman selbst in seinem weitgehenden Verzicht auf Handlung und seiner hypertrophen, manieristischen Erzählweise diesem Anspruch nur bedingt gerecht wird. Vgl. dazu auch Marcel Bataillon, »La picaresca«. Gedanken zu Lopez de Ubedas »La picara Justina«, in: Helmut Heidenreich (Hg.), *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*, Darmstadt 1969, 412–438. Zur digressiven Struktur des Romans vgl. auch Christa M. Haeseli, »Die Picara Justina als unzuverlässige Erzählerin? Zur Problematik einer narratologischen Kategorie«, in: Jan Mohr, Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 301–315.

203 Vgl. Werner Röcke, *Die Freude am Bösen: Studien zu einer Poetik des deutschen Schwankromans im Spätmittelalter*, 12–17.

204 Strobel spricht von der »Auslagerung all dessen, was der männlichen Subjektconstitution zuwiderläuft«, Strobel, *Wandern, Mäandern, Erzählen*, 78. In dieser essentialisierenden Perspektive besteht der Zweck des Prostitutionsthemas darin, dass der misogynen männliche Blick die verworfene Sexualität der Protagonistin aus der Nähe seiner weiblichen Erzählerin auskosten kann. Zur Rolle der Prostitution in der spanischen Pikareske vgl. Anne J. Cruz, »Sexual Enclosure, Textual Escape: The Picara as Prostitute in the Spanish Female Picaresque Novel«, in: Sheila Fischer u. a. (Hg.), *Seeking the Woman in Late Medieval and Renaissance Writings. Essays in Feminist Contextual Criticism*, Knoxville 1989, 135–159.

Indem die männlichen Pikaros zur Simulation einer harmonisierenden Moral gezwungen werden, wirken sie dem kompensatorischen Realismus der Gattung entgegen. In der *Ivstina Dietzin* folgt demgegenüber aus dem Verzicht auf Bekehrung eine Suspension autoritativer Didaxe. Das zeigt sich exemplarisch in den kleinen, als ›Lehr und Erinnerung‹ überschriebenen Kommentaren am Ende eines jeden Kapitels: Diese fungieren als Korrektiv gegenüber der Sündhaftigkeit der Ich-Erzählerin, geraten jedoch derart kurz, wenig überzeugend und oft ins Groteske verzerrt, dass sie als Parodie jeder didaktischen Intention lesbar sind.²⁰⁵ Durch die Hinzufügung dieses pseudoautoritativen Mitlesers wird die Lektürebetreuung durch eine bekehrte Erzählstimme nur pro forma ersetzt. Figur und moralischer Kommentar polemisieren gegeneinander und erscheinen dabei als gleichermaßen lächerlich, als zwei Seiten einer kunstvoll amüsierten Burleske in Romanform. Dieses Zerwürfnis zwischen belehrendem Erzähler und erzählender Figur bzw. die Entbindung der Unehrllichkeit der Figur vom moralischen Bindungswillen einer kommentierenden und disziplinierenden Stimme treibt das Genre zu einem neuen narrativen Modell. Denn während die Stimme der Erzählerin einer gesellschaftlichen Autorität weniger unterworfen ist als die Stimme ihre männlichen Vorgänger, wird ihr andererseits die Rache, die reaktive Beleidigung zum Selbstzweck. Die narrative Performanz der ›weiblichen Pikaeske‹ folgt deshalb weder dem Muster einer Apologie (*Lazarillo*), noch dem eines Bekenntnisses (*Guzmán*), sondern sie ist Literatur gewordene Infamie. Hatte sich der Ich-Erzähler des *Lazarillo* noch intratextuell gegen üble Nachrede gewehrt, um seinen Adressaten zu beschwichtigen, und hatte der Erzähler des *Guzmán* letztlich seine Schuld eingestanden, um sich zu bekehren, so antwortet Justina auf alle Anschuldigungen durch die Affirmation der Vorwürfe, die radikale Infamierung ihrer selbst und aller anderen.²⁰⁶

Huren und Hexen

Diese kommunikative Situation, mit ihrer autoaggressiven Schlagseite und ihrem poetologischen Potential, betrifft ganz offensichtlich auch Grimmelhauseus *Landstörtzerin Courasche*. Diese erzählt ihre Lebensgeschichte schließlich *Trutz Simplex* und versucht ihren eigenen Ruf nicht

205 Vgl. auch Struwe, *Episteme des Pikaesken*, 267f., 313.

206 Vgl. zur Genealogie der pikaesken Sprechsituation bis hin zur *Courasche* auch den Beitrag von Bauer, »Ausgleichende Gewalt?«, 99–126.

zuletzt publizistisch, durch die Drucklegung ihrer Lebensgeschichte weiter zu verschlechtern, um damit auch dem mit ihr in Kontakt gekommenen *Simplicissimus* zu schaden. Die Semantik ihrer Unehrlichkeit entwickelt sich vor allem entlang der beiden Stereotype von Hure und Hexe. Zuerst sollte deshalb Klarheit darüber geschaffen werden, was unter diesen Begriffen im 17. Jahrhundert eigentlich verhandelt wird. Schließlich ist Grimmelshausens *Courasche* immer wieder aus feministischer Perspektive interpretiert worden und es ist letztlich die spezifische Variante der feministischen Theorie und die Passfähigkeit ihres historischen Narrativs, von der die Interpretation des Romans abhängt.

Wie Jutta Nowosadtko in ihrer Studie über Scharfrichter und Abdecker anmerkt, ist »Hurerey« in der Frühen Neuzeit die »geschlechtsspezifische Variante« eines sehr allgemeinen Vorwurfs. Die für das Rechtssystem der Frühen Neuzeit fundamentale Sache der Beleidigung, der Injurie, tritt nämlich »geschlechtsspezifisch differenziert« auf.²⁰⁷ Während Männer in der Regel als Diebe oder Schelme beschimpft wurden, war die Bezeichnung »Hure« die häufigste Beleidigung für Frauen. Der Vorwurf umfasste aber nicht nur sexuelle, sondern auch andere, insbesondere ökonomische Devianz, er traf also auch solche Frauen, die ihre ökonomische Rolle, sei es im Haushalt oder im Handwerksbetrieb, nicht ausfüllten. Die Bezeichnung »Hure« ist also das weibliche Äquivalent des »Schelms« und von der gleichen Allgemeinheit wie dieser. Entsprechend sind »Landstürzterinnen oder Huren« (ID, 407) in der weiblichen Pikaeske auch dasselbe. In Grimmelshausens *Courasche* heißt es im Zusammenhang mit der Begegnung von Courasche und Springinsfeld prägnant: »er hiese mich eine Hur / eine Vettel / eine Hex / und gar einen Teuffel; hingegen nannte ich ihn einen Schelmen einen Ehrendieb / und was mir mehr von solchen erborn Tituln ins Maul kam [...]« (Cour., 81). Schelme und Huren sind zwei Seiten eines zusammengehörigen Paares. Die von der Forschung gelegentlich erprobte Bezeichnung als »Schelmin«, die erst Ende des 18. Jahrhunderts gebräuchlich wurde, erübrigt sich daher.²⁰⁸

207 Nowosadtko, *Scharfrichter und Abdecker*, 209. Zu Huren und Hexen in der Frühen Neuzeit und bei Grimmelshausen auch Waltraud Maierhofer, *Hexen – Huren – Heldenweiber. Bilder des Weiblichen in Erzähltexten über den Dreißigjährigen Krieg*, Köln. u. a. 2005, 55–67.

208 Vgl. etwa Gerald Gillespie, »Picara und Schelmin«, in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Der deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext. Rezeption, Interpretation, Bibliographie*, Amsterdam 1987, 151–171. Im Spanischen wird das Wort *picara* mit der *Picara Justina* eingeführt, vgl. Enrique García Santo-Tomás, »The Spanish female Picaresque«, in: J. A. Garrido Ardila, *The Picaresque Novel in Western Literature. From the Sixteenth Century to the Neopicaresque*, Cambridge 2015, 60–74, hier: 65.

Während Hurerei als spezifisch weibliche Form von Delinquenz gelten kann, fielen dem Hexereivorwurf in einigen Fällen auch Männer zum Opfer. Zwar übertrugen dämonologische Diagnosen weibliche Hexenstereotype zeitweise auf den Glauben an Werwölfe und schufen damit eine maskuline Alternative, doch die Hinrichtung männlicher Hexenmeister war alles andere als außergewöhnlich.²⁰⁹ Der Hexereivorwurf implizierte Abweichungen von der Norm weniger im Bereich von Ehe und Sexualität als im Bereich der Medizin und des Glaubens. Wie aber hängen diese beiden Bereiche – Ehe und Medizin – und damit auch die Figuren der Hexe und der Hure zusammen? Fakt ist, dass Hexen und Huren häufig dieselben Personen waren, und zwar fast ausschließlich arbeitende Arme.²¹⁰ Folgt man der Deutung von Silvia Federici, so fügt sich der Zusammenhang von Hurerei- und Hexereivorwurf zu der in diesem Kapitel vorgeschlagenen Interpretation des Pikaroromans: In Analogie und Differenz zu den Schelmen lassen sich Huren und Hexen demnach als phantasmatische Figurationen nicht von Lohn-, sondern von Reproduktionsarbeit verstehen.

Silvia Federici hat in ihrer Studie über die sog. ursprüngliche Akkumulation einen Begriff der Reproduktionsarbeit geprägt, der Hausarbeit, landwirtschaftliche Subsistenzwirtschaft und Sexarbeit zusammenführt. Im Kapitalismus, so Federici, dient all das demselben Zweck: der Reproduktion der Arbeitskraft. Demnach sei die ursprüngliche Akkumulation auch eine Akkumulation am weiblichen Körper, eine »Akkumulation von Unterschieden und Spaltungen innerhalb der Arbeiterklasse« gewesen.²¹¹ Als solche sei sie nicht einfach als Vorbedingung für die Entwicklung des Kapitalismus zu verstehen, sondern sie habe als permanenter Bestandteil desselben zu gelten. Die »Zerschlagung der Macht der Frauen« ist demnach die andere Seite dessen gewesen, was Federici mit Foucault als »Verwandlung des Körpers in eine Arbeitsmaschine« beschreibt.²¹² Dabei spielte die durch den Hexereivorwurf ermöglichte Gewalt in den Hexenprozessen eine entscheidende Rolle. Dass der Hexereivorwurf nicht selten in Zusammenhang mit medizi-

209 Unbestritten ist trotzdem die grundsätzliche geschlechtliche Asymmetrie in der Geschichte der Hexenverfolgung. Die klassische Hypothese zur Integration von Männern in ihre Verfolgung ging davon aus, dass das lange Zeit wirksame Hexenstereotyp zu einem bestimmten Zeitpunkt, in einer Phase von Massenprozessen, zusammengebrochen sei. Die Werwolf-Konstruktion war wesentlich durch Stellungnahmen von Jean Bodin geprägt. Zur noch wenig erforschten Verfolgung von männlichen Hexen vgl. Rolf Schulte, *Hexenmeister. Die Verfolgung von Hexenmeistern von 1530–1730 im Alten Reich*, Frankfurt a. M. u. a. 2010, 17 f., 21–51.

210 Vgl. Schulte, *Hexenmeister*, 252–255.

211 Federici, *Caliban*, 78.

212 Ebd., 78.

nischen Praktiken der Reproduktion in Anschlag gebracht wurde, ist dabei weniger entscheidend, als die tödliche Wirkung und die disziplinierende Funktion, die das dämonologisch begründete Wissen von den Hexen und ihrer notwendigen Verbrennung übernahm.²¹³

Entscheidend ist, dass die Trennung von Lohnarbeit und Reproduktionsarbeit in der Tat ein spezifisch neuzeitliches Phänomen darstellt. Diesen Befund bestätigen im Kern auch Historikerinnen nicht-marxistischer Provenienz: Trotz einer gewissen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern bestand, wie Stephanie Coontz ausführt, in der bäuerlichen und handwerklichen Ökonomie des Spätmittelalters die »grundlegende Produktionseinheit«²¹⁴ in der Ehe: Die gesamte wirtschaftliche Aktivität floss in diese »Einheit von Produktion und Reproduktion«.²¹⁵ Eine Unterscheidung von Lohn- und Reproduktionsarbeit, bezahlter und unbezahlter Arbeit, gab es dabei nicht. Lohnarbeit wurde supplementär eingesetzt, bei saisonal bedingten Ernten und in begrenzten Lebens- und Ausbildungsphasen. Als Vollzeitbeschäftigung war sie nur für die ärmsten Haushalte einer Gemeinde attraktiv. Die Notwendigkeit, Lohnarbeit zu leisten, war vor dem Beginn des Agrarkapitalismus ein sicheres Zeichen von Armut.²¹⁶

Im Zentrum der Familienwirtschaft stand nicht der Lohn, sondern der Ehevertrag, wobei bis in die Frühe Neuzeit hinein eine Praxis nicht-formalisierter Eheschließungen existierte. Seit der Reformation wurde die Ehe dann als grundlegender Baustein des Staates konzipiert, der sie fördern und regulieren sollte und die Kirche in ihrem Monopol über Eheangelegenheiten ablöste.²¹⁷ Die staatliche Restriktion der Ehe ging mit der Aufwertung der

213 Ob Reproduktionsarbeit als unsichtbare Quelle ökonomischer Akkumulation, als Schattenseite des Werts und damit als ebenso »produktive Arbeit« veranschlagt werden sollte oder ob sie im Lohn des Arbeiters immer schon enthalten ist, braucht hier nicht diskutiert zu werden. Zur Diskussion um den Begriff der »Wert-Abspaltung« vgl. Roswitha Scholz, *Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die Metamorphose des Patriarchats*, Bonn 2000.

214 Wie Stefanie Coontz schreibt, konzentrierten sich Männer typischerweise auf die Feldarbeit, Frauen dagegen besorgten die Milchwirtschaft, eine kleine Produktion von Wolle, Flachs und Bier, und brachten überschüssige Produkte auf den Markt. Stephanie Coontz, *In schlechten wie in guten Tagen. Die Ehe – eine Liebesgeschichte*, übers. von Wolfdietrich Müller, Bergisch Gladbach 2006, 158–213, hier: 167.

215 Federici, *Caliban*, 90.

216 Vgl. Seccombe, *Family Change*, 169.

217 Eine zentrale Position von Frauen im Wirtschaftsleben war in der bäuerlichen Familienwirtschaft jedenfalls unzweifelhaft gegeben. Die Ehe war sozusagen die wirtschaftliche Operationseinheit und zugleich eine relativ flexible Institution der Regulation von sozialer Heteronomie. Auch Scheidungen waren zwar zwischen dem 9. und 13. Jh. n. Chr. in vielen Ländern Europas durch die Kirche verboten worden, blieben aber de facto möglich und waren auch durchaus üblich, bei Kinderlosigkeit, aber auch wenn Ehepartner nicht miteinander auskamen.

Liebe einher,²¹⁸ gleichzeitig aber wurden Strafen für Sex außerhalb der Ehe eingeführt, was zur Stigmatisierung unehelicher Kinder führte. Erst durch die Delegitimierung alternativer Familienpraktiken und klandestiner Eheschlüsse kam es zu einem Anstieg der Anzahl unehelicher Kinder und damit sowohl zum Anstieg von Kindsmorden (neben dem Hexereivorwurf der häufigste Grund für die Hinrichtung von Frauen) als auch zum Wachstum einer Bevölkerung von Marginalisierten. Die Zeit der Müßiggänger, Bettler und Vaganten war nicht einfach eine Epoche der Überproduktion von Arbeitskraft, sondern aus familiengeschichtlicher Perspektive auch ein Effekt der Zerstörung überlieferter sozialer Praktiken, sozialen Zusammenhalts, der sich primär in der Familie und in den Praktiken der Eheschließung vollzog, als ökonomische und biologische Reproduktion.

Der Zusammenhang dieses Prozesses mit dem Auseinandertreten von Lohn- und Reproduktionsarbeit liegt auf der Hand: Die Kleinfamilie diente nicht mehr der Reproduktion einer ökonomisch unabhängigen Familie, sondern der Reproduktion eines Lohnarbeiters, der abhängige Arbeit für größere wirtschaftliche Betriebe leisten sollte. Zwar fand die Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit ihren vorläufigen Höhepunkt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nach der ersten Welle von Arbeitskämpfen gegen die Industrialisierung und als Reaktion auf die Proteste der Arbeiterklasse: Jetzt waren die Kleinfamilie und die Vollzeit-Hausfrau, flankiert von der Ideologie der Liebesheirat, zum allgemein akzeptierten gesellschaftlichen Ideal geworden. Dieses Ideal nahm jedoch schon in der Frühen Neuzeit Gestalt an und es konnte sich erst nach einem mehrere Jahrhunderte andauernden Kampf gegen die Frauen entfalten, nach ihrer »historischen Niederlage«.²¹⁹ Trotz der abnehmenden formal-rechtlichen Bindungen hat sich die Diskriminierung der Frauen in der Frühen Neuzeit also verschärft: Von der ökonomischen Produktion wurden Frauen erst in der Neuzeit ausgeschlossen, weil ihre Reproduktionsarbeit im Lohn unsichtbar blieb. Wally Seccombe spricht in Bezug auf diese formale

Mit der Reformation der Ehe verstärkte sich die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern: Für Männer wurde es leichter, Frauen als »Hure« zu verunglimpfen und der Verfolgung preiszugeben, vgl. Coontz, *Ehe*, 206; Federici, *Caliban*, 123.

218 Die Idee der Liebesheirat ist das große Problem der Ehe- und Familiengeschichte. Wie Wally Seccombe betont, hat die Ideologie der Liebesheirat nichts an der dominanten Endogamie der Klassen geändert, während die Undurchlässigkeit der ständischen Gesellschaft rückblickend immer etwas überspitzt dargestellt wird, vgl. Seccombe, *Family Change*, 233–242.

219 Diese Niederlage war, Federici zufolge, das Resultat der aggressiven »Abwertung der Frau-earbeit«, welche die »erste Phase der Proletarisierung« charakterisierte, des langen, gewaltvollen Prozesses der »Trennung der Arbeiter von den Produktionsmitteln« und der Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit, vgl. Federici, *Caliban*, 121, 123, 126.

Freiheit bei ökonomischer Ohnmacht und Unsichtbarkeit von der »abject poverty« von Frauen in der modernen Lohnarbeitergesellschaft.²²⁰

Huren und Hexen sind in diesem Sinn als Schlüsselfiguren frühneuzeitlicher Infamie von Arbeiterinnen sowie von allen vormodernen Familien- und Ehepraktiken zu verstehen. Ihre Infamierung durch politische Kräfte, die sich im Fall des Hexereivorwurfs klerikale Semantiken zu eigen machten, diente dem Kampf gegen die bäuerliche Familien- und Subsistenzwirtschaft und die größtenteils von Frauen verwalteten Gemeineigentümer. Genauso wie Pöbel, Bettler und Vaganten die negative Seite der frühneuzeitlichen Proletarisierung darstellen, so lassen sich die Angriffe auf Huren und Hexen, gerade auch in dieser Verbindung, als andere Seite desselben Prozesses, als infame Fetischisierung und polemische Diskursivierung von Reproduktionsarbeit deuten. Die verbale Gewalt ist dabei die Spur einer physischen Gewalt, eine Spur, welche die sexistische Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit in der frühneuzeitlichen Familienökonomie gleichzeitig registriert und legitimiert.

Es ist erstaunlich, dass die germanistische Forschung zur *Courasche* bei aller feministischen Argumentation bisher ganz ohne diesen Begriff der Reproduktionsarbeit ausgekommen ist und stattdessen etwa von »Geschlechterangst« spricht.²²¹ Als Hexe, Hure und Zigeunerin in einer Person ist Courasche ein Kondensat jenes Diskurses, der auf die Stigmatisierung nicht von Frauen insgesamt zielte, sondern auf weibliche Arbeit, die sich jenseits der reproduktiven Sphäre ansiedelt. Wie ich im Folgenden zeigen will, wird in der *Courasche* das schauerliche Bild der Hexe im Namen eines bürgerlich-patriarchalen Frauenbildes kritisiert. Als Allegorie nicht nur der *acedia*, der Trägheit, sondern auch der *avaritia*, des Geizes, der Genuss- und Gewinnsucht gleichermaßen, verdichtet sich in der Courasche die polemische Exklusion von Frauen aus der Sphäre des Ökonomischen. Courasche sprengt die Norm der ihr vorgeschriebenen Haus- und Reproduktionsarbeit. Stattdessen versucht die Protagonistin

220 Seccombe, *Family Change*, 245.

221 Exemplarisch sei hier Barbara Becker-Cantarino genannt. Für sie ist die *Courasche* schlicht »schriftstellerisches Ventil und Versuch, die Geschlechterangst zu artikulieren und unter Kontrolle zu bekommen«. Becker-Cantarino, »Dr. Faustus und die Landstörzerin Courasche«, 70. Den sozialhistorischen Hintergrund liefert in der *Courasche*-Forschung meistens Merry E. Wiesner, *Working Women in Renaissance Germany*, New Brunswick 1986; sowie Heide Wunder, »*Er is die Sonn', sie ist der Mond.*« *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992. Federicis marxistisch informierter Feminismus ist hier in meinen Augen schon deshalb ein Gewinn, weil so die moralisch um die Autorintention Grimmelshausens kreisende Diskussion ad acta gelegt werden kann.

des Grimmelshausen-Romans, verschiedene Kapitalformen auf möglichst einträgliche Weise miteinander zu kombinieren. Die daraus resultierende Steigerungsbewegung ihrer Exklusion lässt sich als Substitution von symbolischem durch ökonomisches Kapital beschreiben, denn das »freie Leben« (Spr., 188) als Zigeunerin am Ende besteht vor allem in der Freiheit von symbolischem Kapital, was ihrer erzählerischen Intention jedoch entgegenkommt.

Freiwillige Sexarbeit und Kapitalsortentransfer

Von Reproduktionsarbeit im engeren Sinne von Hausarbeit spricht Courasche selbst als »Frauenzimmer-Arbeit«, womit explizit etwa »Nähen / Stricken / Sticken« (Cour., 23, 36, 61) gemeint sind.²²² Als »Weiber-Arbeit / als wäschen / bachen / kochen / etc.« (ST, 212) wird Hausarbeit auch in den anderen Büchern des Simplicianischen Zyklus thematisiert.²²³ Wenn sich Courasches Biographie als sozialer Abstieg entwickelt, dann vollzieht sich dieser Abstieg als Abfall vom Ideal weiblicher Hausarbeit.

Die Hausarbeit wird dabei von Anfang an ihrem sexuellen wie ihrem ökonomischen Begehren adversativ entgegengesetzt. Das beginnt schon nach dem Tod ihres ersten Ehemanns: »meine Magd muste spinnen / ich aber begab mich aufs Nähen / Wircken und andere Frauenzimmer-Arbeit / daß es die Leute sahen / heimlich aber pflanzte ich meine Schönheit auf / und konte oft ein gantze Stund vorm Spiegel stehen« (Cour., 36). Als in Wien lebende Witwe wird ihr die Lust zum Problem. Sie ist gezwungen, ihre »Begierden zu sättigen« (Cour., 40) und mit zahlreichen Männern zu verkehren. In dieser Begierde fallen die ökonomische und die sexuelle Gier

222 In diesem Sinne verbreitet sich der Begriff »Frauenzimmerarbeit« besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, aber auch schon in Haushaltsbüchern und moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Zum Theoriekontext vgl. auch Gisela Bock/Barbara Duden, »Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus«, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen*, Berlin 1977, 118–199.

223 Immer wieder zeigt sich dabei die Verbindung des Teufels- und des Hausarbeitsthemas: Insbesondere in der *Continuatio* spielt Hausarbeit in diesem Sinne eine wichtige Rolle, nämlich bei der Anfechtung des Simplicissimus durch den Teufel, der in Gestalt einer portugiesischen Magd und auf einer voll beladenen Kiste auf der Creutz-Insel strandet. In der Kiste befindet sich unter anderem »Porcelanen Geschirr«, und die Magd, die sich sofort als »leibaigne *Scлавin*« anbietet, will den beiden Männern »mit / kochen / wäschen und andern Diensten als eine Magt an die Hand gehen«, ihnen »unterthänig«, »fleissig und dienstbar« sein und sich unter anderem als »neue Köchin« um die »Haußhaltung« (Cont., 663) kümmern.

zusammen. Es gelingt ihr, »daß meine Mühle gleichsamb nie leer stunde / ich maltzerte auch so Meisterlich / daß ich inner Monats-Frist über 1000. Ducaten *in specie* zusammen brachte« (Cour., 40). Wenn zu einem späteren Zeitpunkt vom guten »Huren-Lohn« (Cour., 90) die Rede ist, dann klingt an, dass es hier schlicht um das ökonomische Fundament der Courasche geht. Doch immer wieder sorgt die Erzählstimme der Autobiografie dafür, dass die Entscheidung zur Prostitution als freie Wahl bzw. Resultat ihrer sündhaften Natur erscheint. Motiv der Prostitution ist für die verwaiste und verwitwete Courasche nicht etwa eine lebensweltliche Not und ökonomische Bedürftigkeit, sondern ihre maßlose und unangemessene Begierde. In Prag bildet Courasche gemeinsam mit ihrer früheren Amme ein ökonomisches Paar, indem sich die beiden als Mutter und Tochter ausgeben: »[wir] suchten unseren Gewinn mit nähren / auch Gold / Silber und Seydensticken [...] / Nun diß wäre ein feines Leben gewest / das wir führten; Ja gleichsam ein Clösterliches / wann uns nur die Beständigkeit nicht abgangen wäre« (Cour., 61). Daraufhin eröffnen sie ein klandestines Bordell. Courasche versichert zuvor explizit, sie habe zu dieser Zeit »bey 3000. Reichsthaler bahr Gelt [...] keine Ursache / durch schändlichen Gewinn meine Nahrung zu suchen« (Cour., 60 f.). Für den Simplicianischen Erzähler hat der erneute Rückfall in die Prostitution seine Ursache im Moralischen, im Mangel an Beständigkeit. Stricken und Nähen sind das Ideal, von dem Courasche ohne jede Not immer wieder abfällt. Ihre Prostitution ist keine Form unfreiwilliger Armut, sondern freiwillige Sexarbeit.

Dabei ist Prostitution im 17. Jahrhundert nicht mehr Schicksal einiger weniger, sondern zum Massenphänomen geworden, das den Lebensunterhalt zahlreicher Frauen sichert. Seit dem 15. Jahrhundert hatten in allen größeren Städten sogenannte Frauenhäuser eröffnet. Die im Spätmittelalter öffentlich geförderte Prostitution wurde von Historikern gelegentlich romantisiert und gegen bürgerliche Moralvorstellungen nach der Reformation ausgespielt.²²⁴ Doch Prostitution galt im Spätmittelalter unter anderem als Rezept gegen Homosexualität bzw. Sodomie und wurde vielerorts auch als Dienst am Gemeinwesen verstanden, der weibliche Körper also als Gemeingut betrachtet. Silvia Federici geht davon aus, dass die neue Allmende des weiblichen Körpers vielerorts als Ersatz und Entschädigung für die im Zuge der ursprünglichen Akkumulation verlorenen Ländereien

²²⁴ Zur Verklärung der Prostitution als Form von Selbstbestimmung und Rebellion gegen die patriarchale Ordnung vgl. Kathryn Norberg, »Prostitution«, übers. von Anne Hamilton, in: *Geschichte der Frauen. Bd. 3: Frühe Neuzeit*, hg. von Arlette Farge/Natalie Zemon Davis, Frankfurt a. M., New York 1994, 475–493.

wahrgenommen wurde.²²⁵ In den Vergewaltigungen der Courasche scheint das Paradigma des weiblichen Körpers als eines Gemeinguts noch auf und wird ergänzt durch eine Atmosphäre der Bestrafung für die Emanzipation weiblicher Lust. Die Erzählerin selbst kommentiert ihre grausam geschilderte Massenvergewaltigung dahingehend, ihre »sonst ohnersättliche fleischliche Begierden« sei nun endlich einmal »genugsam contentirt« (Cour., 68) worden.²²⁶ Die Vergewaltigung der Courasche folgt damit der lebensweltlichen Symmetrie von Sünde und Strafe bei Grimmelshausen, die immanent für die Wiederherstellung des *ordo* sorgt und die Existenz einer Hölle überflüssig macht.²²⁷

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde Prostitution wieder verboten, weshalb in der *Courasche* auch die Gefahr besteht, dass »die Obrigkeit unser Nest ausnehmen und zerstören würde« (Cour., 41). Allerdings bleibt dieser Umschlag von der Förderung der Prostitution in ihre Verfolgung oberflächlich. Trotz der europaweiten Kriminalisierung, die Prostituierte Bettlern und Vaganten gleichstellte, wuchsen Großstädte wie Wien oder Prag im 17. Jahrhundert zu Zentren der Prostitution an, wie es sie bis dato nicht gegeben hatte. Mit den Mätressen und Kurtisanen entstanden zudem neue Typen von Prostituierten für ein aristokratisches Luxussegment. Die Vermassung der Prostitution vollzog sich jedoch vor allem in klandestinen urbanen Arbeiterbordellen und im Rücken der gewaltig gewachsenen Heere, wo Marketenderinnen häufig auch sexuelle Dienstleistungen anboten. Sexarbeit ist im 17. Jahrhundert so zu einem massenhaften, de facto tolerierten Nebenerwerb und gleichzeitig zu einem Geschäft kleiner Unternehmerinnen geworden.²²⁸ Für den Übergang zu einer Gesellschaft der Konkurrenz von Lohnarbeitern hatte sie eine wichtige Funktion: Die »Wahr« (Cour., 39) des Sexes dient der Reproduktion der Lohnarbeiter, ihrer affektiven Rekreation im Rahmen einer epistemischen Ordnung, die Arbeit und Genießen

225 Federici, *Caliban*, 62, 118.

226 Ausführlich zu den Vergewaltigungen der Courasche vgl. Linda Feldman, »The Rape of Frau Welt. Transgression, Allegory and the Grotesque Body in Grimmelshausen Courasche«, in: *Daphnis* 20 (1991), 61–80.

227 Die Vorstellung, dass der Sünde die Strafe immanent auf den Fuß folgt, war für Moralphilosophen seit Augustinus ein Ausweg aus der Theodizee-Problematik. Vgl. dazu auch mit Bezug auf die Courasche Ulrich Stadler, »Das Diesseits der Hölle: Sünde und Strafe in Grimmelshausens Simplicianischen Schriften«, in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Europäische Literatur und deutscher Literaturbarock*, Bern/München 1973, 351–369.

228 Vgl. auch Wiesner, *Working Women*, 97–110; sowie Herbert Arnold, »Die Rollen der Courasche. Bemerkungen zur wirtschaftlichen und sozialen Stellung der Frau im siebzehnten Jahrhundert«, in: Barbara Becker-Cantarino (Hg.), *Die Frau von der Reformation zur Romantik: Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, Bonn 1980, 86–111.

systematisch voneinander trennt. Am Beginn des Liberalismus im 18. Jahrhundert stehen darum wieder Traktate zur Verteidigung der Prostitution.²²⁹

Für Grimmelshausens *Courasche* ist Prostitution ein so allgemeiner Tatbestand, dass sie sich nach zwei Seiten hin einerseits mit der Vergewaltigung, andererseits mit der Ehe berührt und in beide Richtungen kaum abzugrenzen ist. Prostitution wird dabei zur Stellvertreterin der immer weiter ausgreifenden Rolle des Ökonomischen. Das ökonomische Kapital steht für Courasche im Konflikt mit ihrem symbolischen Kapital: »Nur die Ehr oder Schand lag mir noch im Weg / daß ich nemlich aus einer Hauptmännin ein Marquedenterin werden solte« (Cour., 84). Es ist ihre ökonomische Unersättlichkeit, die ihr dabei zum Problem wird: Ohne große Skrupel entscheidet sie sich, »Wein und Bier um doppelt Geld auszuzapffen / und ärger zu Schinden und zu Schachern / als ein Jud von 50. oder 60. Jahren thun mag« (Cour., 84). Sie will nichts als »Gewinn«, und dabei ist es ihr egal, ob sie diesen »mit Ehren oder Unehren« erlangt (Cour., 99). Die Substitution des symbolischen durch das ökonomische Kapital gipfelt letztlich in der Gestalt der Zigeunerin: Denn als solche ist sie am Ende des Romans keinesfalls arm, hat aber »aller Ehr und Tugend selbst abgesagt« (Cour., 151).

Die Zigeunergesellschaft bietet der Courasche allerdings auch Schutz: Schließlich galt der Hexereivorwurf in den meisten Fällen »alten, alleinstehenden armen Frauen.«²³⁰ Wie die Ausführungen von Philarchus Grossus zu Beginn des *Springinsfeld* zeigen, ist die Zigeunergesellschaft der Courasche in der Tat eine Ansammlung von alten Hexen: Philarchus Grossus zufolge hat nicht nur die Courasche, sondern haben »etliche alte Hexen« (Spr., 186) bei den Zigeunern Zuflucht gefunden, sodass Philarchus Grossus sogar Angst hat, er würde »auch hexen lernen müssen« (Spr., 190). Die Zigeuner bilden im Roman die solidarische Vergemeinschaftung der alleinstehenden schutzlosen Hexen. In ihnen hat das Hexenphantasma Wirklichkeitseffekte gezeitigt, die Stigmatisierung der isolierten Frauen ist hier aber zugleich in kollektive Wehrhaftigkeit umgeschlagen. Die Zigeuner sind bei Grimmelshausen die *natio infamata* und das heißt hier nicht nur eine infamierte Nation, sondern die Nation der Infamierten, die Vergemeinschaftung der Ausgestoßenen. Diese Sichtweise teilt noch ca. 80 Jahre

229 Vgl. etwa Bernard de Mandeville, *Eine Bescheidene Streitschrift für Öffentliche Freudenhäuser Oder ein Versuch über die Hurerei wie sie jetzt im Vereinigten Königreich praktiziert wird. Verfasst von einem Laien*, übers. u. hg. von Ursula Pia Jauch, München 2001.

230 Wolfgang Behringer, *Hexen: Glaube, Verfolgung, Vermarktung*, 6. Aufl., Frankfurt a. M. 2015, 61; ders., *Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsraison in der Frühen Neuzeit*, München 1988, 411; dazu ausführlich auch Lyndal Roper, *Witch craze: terror and fantasy in baroque Germany*, New Haven 2004, 155–165.

später der entsprechende Eintrag in *Zedlers Universal-Lexicon*: Jenseits aller genealogischen Spekulationen handele es sich bei den Zigeunern um nichts anderes als eine Ansammlung von Arbeitsverweigerern, »ein zusammen gelauffenes böses Gesindel, so nicht Lust zu arbeiten hat, sondern von Müßiggang, Stehlen, Huren, Fressen, Saufen, Spielen usw. Profession machen will«. ²³¹ In den ›Zigeunern‹ verdichtet sich bei Grimmelshausen noch einmal eine andere Ökonomie: sowohl eine parasitäre Raubökonomie, als auch eine bedrohte oder schon verlorene Ökonomie des ländlichen Gemeineigentums, schließlich sind Zigeuner hier Leute, die »manches stück Wild verzehren« (Cour., 150), die aber »den Menschen nichts nützen noch zu dienen begehren« (Cour., 150) und die der Erzähler explizit aus dem Land zu werfen wünscht. ²³²

Courasches Lebenslauf lässt sich also als Substitution des symbolischen durch das ökonomische Kapital beschreiben. ²³³ Die Vermehrung des letzteren geht dabei einher mit dem Ruin des ersteren, wobei umgekehrt das Begehren nach ökonomischem Kapital auch das Resultat des Ruins ihres symbolischen und sozialen Kapitals ist. Dies wird zwar aus einer Perspektive erzählt, für die das symbolische Kapital entscheidend ist: Der Lebenslauf der Courasche realisiert demnach nur ihre latent vorhandene moralische Verworfenheit. Performativ stellt ihr Leben jedoch zugleich die irreduzible Bedeutung der Ökonomie unter Beweis. Ähnlich wie Juden und ›Zigeunern‹ bleibt auch ihr als verwaister, immer wieder verwitweter und alleinstehender, durch den Krieg entwurzelter Frau nichts anderes übrig als die Akkumulation von ökonomischem Kapital. Kapitalakkumulation bildet für sie die einzig verbleibende Option, in ihrem Leben für ein Mindestmaß an Stabilität zu sorgen. Courasche ist insofern eine »negative allegory of the profit principle«. ²³⁴ Wie auch die anderen Simplicianischen Bücher führt der

231 Vgl. Art. »Ziegeuner, Zigeuner, Zigeiner, Zigainer, Zügeuner«, in: Zedler, *Universal-Lexicon*, Bd. 62, Sp. 520–544, hier: 535; vgl. auch Bogdal, *Europa erfindet die Zigeuner*, 44–53. Zur Zigeunerdarstellung bei Grimmelshausen vgl. Christina Kalkuhl/Wilhelm Solms, »Unter den Zigeunern. Grimmelshausens Darstellung einer verachteten Minderheit«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 213–225; zur böhmischen Genealogie des Motivs in der *Courasche* Nicola Kaminski, »Reine des Bohémiens. Politische Utopie und ›zigeunernde‹ Textur in Grimmelshausens *Courasche*«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 79–122.

232 Schließlich ist mit ihnen auch ein Phantasma der Simulation verbunden, etwa durch die letzte erzählte Episode, in der sie ein Dorf ausrauben, indem sie einen Gerichtsprozess »agieren« wie eine »Comödi« (Cour., 148).

233 Zur Konvertibilität der Kapitalsorten vgl. Bourdieu, »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«, 194–198.

234 Thomas Mast, »The Allure of the World: Capitalism and Gender in Grimmelshausen's *Courasche*«, in: *Seminar: A Journal of Germanic Studies* 34 (1998), 95–109, hier: 97.

Roman damit in der Form eines negativen Exempels das zukunftssträchtige Regime moralisch indifferenter Kapitalakkumulation ein.

Reproduktions- als Lohnarbeit

Während die Zigeuner der Lohnarbeit also abgeschworen, ihre Reproduktion wieder in die eigenen Hände genommen und politisch organisiert haben, besteht Courasches in der Forschung immer wieder beschworene Überschreitung oder Transgression²³⁵ lange Zeit vor allem darin, die Differenz von Lohn- und Reproduktionsarbeit, die dem Diskurs des Erzählers eingeschrieben ist, konsequent zu ignorieren, und zwar dadurch, dass sie Reproduktionsarbeit *als* Lohnarbeit betreibt. Das gilt natürlich für den Bereich der Prostitution, wo selbiges kaum überraschend ist, da die Prostituierte, wie beschrieben, im Roman ohnehin eine Allegorie der *avaritia* ist. Erstaunlich und für den Umgang mit der Gattung des Pikaroromans entscheidend ist jedoch die Form, in der Courasche ihre Ehen als Arbeitsverhältnisse versteht, schließlich wird sie zu einer Ehe-Unternehmerin, was ihr symbolisches Kapital und damit ihre Heiratsfähigkeit weiter unterminiert.

Courasche wird durch eine »Costfrau« mit dem »Kostgeld« (Cour., 23) ihres Vaters erzogen. Als die kaiserlichen Truppen in Bragoditz einfallen, wird sie zunächst in männlichen Kleidern zum Soldaten. Diese Kriegerarbeit, die sie als prekäre Lohnarbeit wahrnimmt, wird von ihr begrüßt: »meine größte Sorg war / ich möchte wider abgeschafft / und nach dem geplünderten Bragoditz zurück gejagt werden« (Cour., 26). Statt abgeschafft zu werden, hat sie Glück und wird zum »Page und Cammerdiener« (Cour., 26) des Rittmeisters. Dieser, ihr erster Arbeitgeber, wird dann auch gleich ihr erster Ehemann. Kurz vor dem Tod des schon im Sterben liegenden Rittmeisters gelingt es ihr, sich mit ihm zu verheiraten: Sie hat nun bei ihm »beydes die Stelle eines Cammerdieners und seines Eheweibs« (Cour., 32). So erlangt sie ein stattliches Erbe, »ein schön Stück Gelt« (Cour., 34), und der Roman erzählt im Folgenden, was sie mit diesem Kapital anfängt, wie sie es investiert oder vom Zins desselben lebt. Die »ständige Vermehrung ihres Vermögens«²³⁶ ist dabei ihre einzige Rationalität.

235 Diagnostiziert wird in der Regel lediglich ein Überschreiten ›traditioneller‹ Genderrollen, vgl. Hamidouche, »Courasches Ehen«, 231–242; Vanessa van Ornam, »No Time for Mothers: Courasche's Infertility as Grimmelshausen's Criticism of War«, in: *Women in German Yearbook* 8 (1992), 21–45; Becker-Cantarino, »Dr. Faustus und die Landstörzerin Courasche«, 53–70.

236 Hamidouche, »Courasches Ehen«, 240.

Auch im weiteren Verlauf des Romans denkt Courasche an die Ehe mit einem rein ökonomischen Kalkül und sucht nach matrimonialer Stabilität ausgerechnet im Bereich der Kaufleute und Händler, der Militärunternehmer und Kriegsgewinnler:

die Heuraths-Puncten / waren diese / daß ich ihm 1000. Reichsthaler Pargelt zubringen / er aber hingegen mich in Teutschland zu seinem Heimath um dieselbige versichern solte / damit / wann er vor mir ohne Erben sterben sollte / ich deren wider habhaft werden könnte; die übrige 2000 Reichstaler die ich noch hätte / solten an ein gewiß Ort auf Zins gelegt; und in stehender Ehe die Zinß von meinem Hauptmann genossen werden / das Capital aber ohnverändert bleiben / biß wir Erben hätten / auch sollte ich Macht haben / wann ich ohne Erben sterben solte / mein gantz Vermögen / darunter auch die 1000. Reichstaler verstanden / die ich ihm zugebracht / hin zuvertestiren / wohin ich wollte / etc. (Cour., 62)

Für Courasche ist jeder Heiratsvertrag ein Arbeitsvertrag. Ihre sieben Ehen und drei eheähnlichen Beziehungen ergeben insgesamt eine Serie von elf verschiedenen Partnerschaften. Während dieses serielle Heiraten ihrer Sorge um einen Lebensunterhalt und soziale Stabilität entspringt, wird es narrativ in direkte Kontinuität zur Prostitution gestellt, denn eine klare Grenze zwischen Prostitution und der Art und Weise, in der Courasche das Heiraten betreibt, zieht der Simplicianische Erzähler nicht: »Jch bekam bald Buhler: etliche suchten mich wie das Frauenzimmer im Bordelt / und andere Tropffen / die mir meine Ehre nit zu bezahlen getrauten / sagten mir viel vom heurathen« (Cour., 61). Ihr Kalkül und Selbstbewusstsein im Schließen von Eheverträgen findet ihren Höhepunkt im Vertrag mit Springinsfeld, der so ihr »Leibeigener Slave« (Cour., 91) wird – die Vollendung ihrer Rache am männlichen Geschlecht.²³⁷ Springinsfeld ist ihr so hörig, dass sie gleichzeitig noch ihre »Marketenderey [...] rechtschaffen zu bedienen« (Cour., 86) weiß. Die familienähnliche Gemeinschaft, zu der noch ihre Amme gehört, wird dabei als ökonomische Einheit dargestellt und von Courasche zu rastloser Arbeit getrieben, sodass die beiden »in solcher Arbeit weder Tag noch Nacht zu feyern« (Cour., 93) Zeit haben. Wie ein Knecht, als den sie ihn auch begreift, wird Springinsfeld von ihr dann später wieder »abgeschafft« (Cour., 124).

Weshalb Courasche zur Heiratsschwindlerin oder Ehe-Unternehmerin wird, indem sie die Ehe als Arbeit begreift, wird im Rückblick auf die

237 Zum Vertrag mit Springinsfeld vgl. Cour., 89–92.

Gattungsgeschichte der Pikaeske besonders deutlich. Seit *Lazarillo* ist das serielle, episodische Element kaum einmal so in den Vordergrund getreten wie in Grimmelshausens *Courasche*. Das periodische Sterben ihrer Ehemänner macht die spezifisch weibliche Form des typisch pikaesken, iterativen »Sisyphos-Rhythmus« möglich.²³⁸ In fast jedem zweiten Kapitel des Romans lernt Courasche einen neuen Mann kennen, die Kapitel enden dann nicht mit der Kündigung, sondern mit dem Tod des Ehemanns. Was dort also Lohnarbeit ist, das ist hier Reproduktionsarbeit und indem Courasche Reproduktionsarbeit als Lohnarbeit praktiziert, überschreitet sie gleichsam jene Trennung, die sich in der Frühen Neuzeit erst etabliert hat und an welche die Erzählstimme des Romans auch appelliert. Courasche betreibt ihre Ehen selbst als vertraglich geregelte, abhängige Arbeitsverhältnisse. Deshalb stehen die teilweise minutiös abgedruckten Eheverträge tatsächlich im Zentrum des Romans. Auch der Titel des Buches reiht ihre Ehen auf, als wären es Berufe: »*Trutz Simplex: Oder Ausführliche und wunderseltsame Lebensbeschreibung, Der Erzbetruegerin und Landstoerzerin Courasche Wie sie anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmaennin, ferner eine Leutenantin, bald eine Marketenterin, Musketiererin, und letztlich eine Zigeunerin abgegeben [...]*« (Cour., 11).

Courasche ist deshalb mehr als nur ein negatives Exemplum der Kapitalakkumulation, sie ist zugleich eine negative Allegorie der Reproduktionsarbeit. Denn das unterscheidet ihr Profitstreben von dem des *Simplicissimus*: Indem sie Sex und Eheschließung professionell betreibt, läuft sie nicht nur wie dieser mit dem »Judenspieß« (Cour., 88) herum, sondern überschreitet die Grenze von Lohn- und Reproduktionsarbeit und begründet so ihre moralische Verwerflichkeit gleich doppelt. Die Kategorie der Reproduktionsarbeit wirft also sowohl auf die Struktur des Romans im Kontext seiner Gattungsgeschichte als auch auf das semantische Gefüge des Textes ein neues Licht. Courasche ist in Bezug auf die frühneuzeitliche Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit sowohl das polemisch-poetische Mittel der Trennung (als Hexe und Hure) als auch die widerständige Reaktion darauf (durch die Verwandlung von Reproduktions- in Lohnarbeit).

238 Zu diesem Begriff vgl. Bauer, *Im Fuchsbau der Geschichten*, passim.

Unausweichlich begegnet dem Leser des Romans das Thema der Reproduktion schließlich dadurch, dass es sich bei der Protagonistin um eine »Unfruchtbare« (Cour., 134) handelt. Mit dem Stereotyp der Unfruchtbarkeit berührt der Reproduktionskomplex unmittelbar das Hexenmotiv, denn in Courasches Unfruchtbarkeit hat man immer wieder ein eindeutiges Indiz dafür erkannt, dass Grimmelshausen Courasche tatsächlich als Hexe konzipiert hat. Reproduziert oder dekonstruiert Grimmelshausen nun also das Hexenmotiv?

Klarheit zu schaffen ist diesbezüglich zunächst über einen wichtigen Aspekt der historischen Hexenprozesse, namentlich über die Rolle, die Prozesse der Infamierung darin spielten. Wer wen als Hexe beschimpft und was daraus folgt, ist schließlich die entscheidende Frage. Interessanterweise kehrt in diesem Zusammenhang der Pöbel als Akteur auf die politische Bühne zurück. Denn auf ihn kommt Johann Meyfart in seiner berühmten Schrift gegen die Hexenprozesse immer wieder zu sprechen:

Ist einer reich / das Pöbelvolck vermeinet / es komme aus Zauberey. Ist einer gelehrt? Das Pöbelvolck vermeinet / es komme aus Zauberey. Ist einer geehrt? Das Pöbelvolck vermeinet / es komme aus Zauberey.²³⁹

Für Meyfart ist es »Hader des Pöbels gegen dem Pöbel [...] Verleumbden / aus welchen der Hexen Proceß seinen Ursprung nimmet«, wobei er den Pöbel keineswegs als unterständisch, sondern relativ eindeutig als »Bürger vnd Bawersmann« dechiffriert.²⁴⁰

239 Und weiter: »Kuertzlich / wann ein Pöbel vnd Pöbelmann / ein Pöbel vnd Pöbelweib / ein Pöbel vnd Pöbelbub / ein Pöbel vnd Pöbeldirn etwas mißlinget / im freyen / im leyhen / im borgen / im sorgen / im handeln / im wandeln / im fragen / im sagen / im kauffen vnd lauffen / im backen / im sacken / im gehen / im sehen / im stehen / im neen / (wer mag alles erzehlen) giebt das tolle Thier bald aus / die Unholden hetten es gethan / dieser were ein Trüttner / jene ein Truetnerin / wo es anders bestellet / were jenes vnd jenes / dieses vnd dieses / jenes vnd dieses viel besser von statten gangen.« Johann Matthäus Meyfart, *Christliche Erinnerung, An Gewaltige Regenten, und Gewissenhafte Praedicanten, wie das abschewliche Laster der Hexerey mit Ernst außzurotten, aber in Verfolgung desselbigen auff Cantzeln und in Gerichtsheusern sehr bescheidenlich zu handeln sey*, Schleusingen 1636, 56.

240 »Das gemein Pöbel vnd Boeffelvolck [...] in Teutschland / ist denn abergleubischen / mißgünstigen / Schandlaesterungen / Affterredungen / vnnd heimlichen Murmelungen gar ergeben [...] Der Buerger vnd Bawersmann gibt die Ursach den Hexen.« Meyfart, *Christliche Erinnerung*, 57, 186. Meyfart spitzt damit nicht zuletzt die klimatologische These zur Hexen-

In der Tat standen Prozesse der Verleumdung und des Zusammenbruchs von Vertrauenssystemen im Zentrum der Hexenverfolgungen. Das von Teilen der Forschung immer noch gepflegte Bild, nach dem die Irrationalität und der Aberglaube des ungebildeten Volkes und ihr Bedrängen der Obrigkeiten für die Hexenverfolgungen verantwortlich waren,²⁴¹ beinhaltet jedoch eine problematische Umkehrung. Schließlich wurde diese Verleumdung von einer langen Tradition geistlicher Literatur gefördert, die mit dem *Malleus maleficarum* (sog. *Hexenhammer*, 1486) begann, namhafte Vertreter wie Martin Luther oder Jean Bodin verzeichnete und Ende des 17. Jahrhunderts noch erstaunliche Blüten zeitigte.²⁴² Der männliche Gelehrtenstand war ein entscheidender Komplize in der »Terrorkampagne« der Hexenverfolgung.²⁴³ Diese Komplizenschaft verdankte sich unter anderem der Tatsache, dass Doktoren gemäß der *Constitutio Criminalis Carolina* (1532) nicht gefoltert werden durften und deshalb kaum als Hexen verurteilt werden konnten.²⁴⁴ Infam war aber nicht nur die dämonologische Literatur, sondern die Funktionsweise der Prozesse selbst, denen Gerüchte, sogenannte »testes infames«,²⁴⁵ als Beweise genügten, da fromme Menschen – so die Annahme – mit den Praktiken der Hexen aus guten Gründen nicht direkt in Verbindung kämen. Verantwortlich für die meisten Hexenprozesse waren letztlich öffentliche Organe, die Hexenrichter oft jenseits des sonstigen Strafrechts operieren ließen und teilweise durch leistungsbezogenen Lohn motivierten, nämlich durch Kopfgelder für jede gefangene und hingerichtete Hexe. Mag also auch mancherorts der Teufelsglaube in den unteren Klassen grassiert und in Gewalt umgeschlagen sein, so muss zugleich festgehalten werden, dass eigenmächtige Lynchjustiz ein absoluter Ausnahmefall war.

Der »Pöbel« war nicht verantwortlich für die Hexenprozesse, er war vielmehr ihr Opfer. Die Gegner der Hexenverfolgung, wie im 17. Jahrhundert

verfolgung zu, nach der die Wetteranomalien im Zuge der kleinen Eiszeit den Höhepunkt der Verfolgungen zwischen 1570 und 1630 ausgelöst haben. Vgl. Behringer, *Hexen*, 48.

241 Gegen das Stereotyp einer Hexenverfolgung »von unten« vgl. Federici, *Caliban*, 205.

242 Vgl. insbesondere Sigrid Brauner, »Hexenjagd in Gelehrtenköpfen«, in: *Women in German Yearbook* 4 (1988), 187–215; sowie Trunz, *Meyfart*, 216–221.

243 Federici merkt an, dass auch die weit verbreitete »literarische Verunglimpfung der Frauen Teil eines genau bestimmten politischen Projekts war, bei dem es darum ging, die Frauen jeglicher Autonomie und jeglicher gesellschaftlichen Macht zu berauben«, Federici, *Caliban*, 126.

244 Zur Verurteilung als Hexe brauchte es ein Schuldeingeständnis, welches durch Folter bzw. deren Androhung erwirkt wurde. Nicht zuletzt darum, weil ein Geständnis ja unmittelbar zum Tod führte, gab es für die Betroffenen für ein solches Geständnis keinen Grund. Das Desinteresse der Pikara an Buße und Bekehrung könnte auch mit ihrer Aussichtslosigkeit begründet werden.

245 Trunz, *Meyfart*, 223.

Friedrich von Spee richteten ihre Kritik deshalb in erster Linie gegen die Gerichtspraxis (so auch Meyfart im weiteren Verlauf seiner Abhandlung). Trotzdem verdichtet sich in der Assoziation von Pöbel und Hexen bei Meyfart einmal mehr ein Problem der Souveränität. Dass der neuzeitliche Staat sich als Antwort auf dieses Problem präsentiert hat, kann indes auch dahingehend interpretiert werden, dass er dieses Problem benötigte und provozierte.²⁴⁶ ›Pöbel‹ wäre hier insofern der Name für die absichtsvolle Delegation einer illegitimen Gewalt.

Grimmelshausens *Courasche* gibt jedenfalls keinen Hinweis, der auf eine omnipräsente Verbreitung des Hexenglaubens schließen ließe, er führt im Gegenteil keinen religiösen, sondern einen politischen Hexenbegriff vor, der mit Aberglaube wenig gemein hat. Besonders anschaulich wird das in der Massenvergewaltigung der Courasche: Nachdem die Bestrafung der »Blut-Hex« (Cour., 67) eigentlich schon beendet ist, überlegt der Leutnant mit seinen Knechten noch einmal, »ob sie mich den Jungen preis geben; oder mir als einer Zauberin den Proceß durch den Hencker machen lassen wollten« (Cour., 69). Ihre Vergewaltiger müssen sich hier zwischen sexueller Erniedrigung und religionspolitischer Infamierung entscheiden, weil es ihnen »zu schlechter Ehr« (Cour., 69) gereichen würde, wenn die Courasche als Hexe verurteilt würde, sie sich aber zuvor an ihr vergangen hätten. Für diese Überlegung gesteht die Courasche ihnen sogar »ein Füncklein des menschlichen Verstand« (Cour., 69) zu. Dieser Verstand besteht aber nicht darin, dass das »Gelichters« (Cour., 68) tatsächlich daran glauben würde, sich auf diese Weise mit dem Teufel zu verschwägern, sondern nur darin, dass sie auf ihr eigenes Sozialprestige zu achten wissen. Grimmelshausen stellt den Hexenglauben hier also ganz und gar nicht als omnipräsent dar, sondern nimmt vielmehr seine konkrete Instrumentalisierung in den Blick.²⁴⁷

Wie der Text im Anschluss zeigt, sind Frauen aus den unteren Klassen die Opfer der Anklage: Erst als sich die adlige Herkunft der Courasche entpuppt, überkommt die Vergewaltiger ein schlechtes Gewissen: »was hab ich gewust? Warum hat sie das Maul nicht aufgethan?« (Cour., 70). Wie Schelme sind auch die Hexen und Zauberinnen Phantasmen, die fast ausschließlich zur Diskriminierung der unteren Klassen in der städtischen wie ländlichen Bevölkerung Verwendung fanden. Der Gegensatz zwischen Zauberin und Adliger würde sonst keinerlei Sinn ergeben. Eine derartige Kritik oder Dekonstruktion des Hexenphantasmas findet sich auch in anderen

246 Der genaue Zusammenhang von Hexenverfolgung und Staatsaufbau wird immer noch breit diskutiert, vgl. Johannes Dillinger u. a. (Hg.), *Hexenprozess und Staatsbildung*, Bielefeld 2008.

247 Vgl. dazu auch Battafarano/Eilert, *Die starke Frau*, 90.

Episoden des Zyklus²⁴⁸ und setzt sich auch zu Beginn des *Springinsfeld fort*: Springinsfeld beschimpft die Courasche als »Blut Hex« (Spr., 177), woraufhin ihn Simplicissimus für solche »leichtfertige unbesonnene wort« (Spr., 178) rügt.

Courasche findet sich also in der Rolle des Objekts eines sozialen Prozesses der Infamierung, der zwischen Nicht-Hausfrau, Hure und Hexe nur graduell unterscheidet. Dies zeigt sich auch beim Zusammenstoß mit Simplicissimus im Sauerbrunnen, der ja immerhin den Auslöser ihres Wiedergutmachungsbegehrens darstellt und damit innerhalb der Romanfiktion für das Erzählen der Courasche konstitutiv ist, der aber auch noch einmal vor Augen führt, wie die Problemlage mit der sog. ursprünglichen Akkumulation des Kapitals in Verbindung stehen könnte. Courasche scheidet im Sauerbrunnen daran, Simplicissimus durch ihre Verführungskünste zu ihrem »Ehe-Mann« (Cour., 132) zu machen. Sie wird von diesem vielmehr durch einen Streich mit einer »Wasser-Spritze voll Blut« (Cour., 132) öffentlich der Lächerlichkeit preisgegeben, sodass alle »mit Fingern auf mich zeigten« (Cour., 132). Aus Rache legt Courasche Simplicissimus ein von ihrer Magd gezeugtes Kind vor die Tür. Dass ein uneheliches Kind so zu einer Waffe werden kann, ist nur möglich vor dem historischen Hintergrund der Disziplinierung der geschlechtlichen Beziehungen in der Ehe und der Kriminalisierung aller nicht-offiziellen Familienpraktiken. Daraufhin beginnt die Ehefrau von Simplicissimus zu trinken und stirbt, während er selbst nur knapp einer Haftstrafe entkommt. Direkt danach jedoch wird die alleinstehende und in der Stadt bereits verrufene Courasche selbst der Verführung zum Ehebruch verdächtigt: Ihr Nachbar, ein alter untreuer Ehemann, erkennt, »von was vor einer Gattung ich war« (Cour., 134). Nachdem die beiden beim Liebesspiel im Garten beobachtet worden sind, beginnt ein Prozess der Verleumdung, bis schließlich die »Kinder auf der Gasse / von unserer Geschichte zu sagen wusten« und Courasche eine regelrechte »Hatz« (Cour., 136) ausstehen muss. Daraufhin werden Ermittlungen eingeleitet, unter Folter wird ein Geständnis erpresst, Courasche verurteilt

248 Bestes Beispiel für die Distanz, die der Zyklus zum Hexenglauben unterhält, ist die Erzählung um die letzte Frau von Springinsfeld, die Leyrerin, die »als einer Zauberin verbrand« (Spr., 292) wird. Vgl. Maximilian Bach, »Die Leyrerin-Episode. Zu Struktur und internem Erzählzusammenhang der Kapitel 22 bis 26 in Grimmelshausens *Setz'amem Springinsfeld*«, in: *Simpliciana* 37 (2015), 245–263. Die Leyrerin, wie Springinsfeld eine Musikantin und Unterhaltungskünstlerin, erinnert noch einmal daran, wie sehr sich das Milieu der Schauspieler den Gefahren ausgesetzt sah, die von der Verfolgung von Vaganten, Prostituierten und Hexen ausgingen. In der Episode um die Leyrerin kommt zudem die neue poetologische Metapher ins Spiel, die dann die letzten beiden Bücher des Simplicianischen Zyklus prägen wird – das Vogelnest.

und beinahe hingerichtet, schließlich aber nur des Landes verwiesen. Zurecht hat sie während des Prozesses den Verdacht, »man suche nicht so sehr / der lieben Gerechtigkeit und den Gesetzen ein Genügen zu thun / als mein Gelt und Gut zu *confisciren*«, denn genau dieser Verdacht erhärtet sich: Sie wird enteignet und muss »alle meine Mobilia und ligende Güter dahinden lassen« (Cour., 137). Grimmelshausen führt damit zwar einerseits exakt den »Hader des Pöbels gegen dem Pöbel« (s. o.) vor, von dem Meyfart in Bezug auf die Hexenverfolgung spricht. Er zeigt aber auch, wie solcherlei Ehrkonflikte an Schärfe und Konsequenz gewannen, wenn sie von einem politischen und ökonomischen Kalkül instrumentalisiert und dabei zur Bereicherung lokaler Eliten genutzt wurden. Wenn Silvia Federici den Zusammenhang der Verfolgung von Huren und Hexen mit Eigentumskonfiszierungen konstatiert und in den Kontext der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals stellt,²⁴⁹ dann erhärtet sich diese Perspektive in Grimmelshausens *Courasche*.

Poetik der Infamie

Die *Landstörtzerin Courasche* stellt also eine negative Allegorie auf die Kapitalakkumulation vor, ist zudem als pikareske Transformation von Reproduktionsarbeit in Lohnarbeit zu lesen und muss schließlich auch als die »Apologie einer Frau gegen den Vorwurf [...], eine Hexe zu sein«,²⁵⁰ gewertet werden. Der Roman kann all das zugleich aber nur aufgrund des poetischen Baus des Simplicianischen Zyklus und er geht weder in dem allegorischen Charakter seiner Figur noch in den apologetischen Aspekten der Narration ganz auf, weil Infamie im Simplicianischen Zyklus nicht nur eine soziale Tatsache ist, sondern zugleich eine literarische Form, die gerade unter der Voraussetzung depotenzierter Autorschaft ihre ganze Wirkung entfalten kann. Entscheidend ist insofern, »von was vor einer Gattung« (Cour., 134) mit der *Courasche* auch die *Landstörtzerin Courasche* ist und damit das eingangs beschriebene, antagonistisch ausgerichtete narrative Modell der weiblichen Pikareske.

Alles andere als apologetisch ist die Erzählabsicht der *Courasche*, schließlich besteht die Strategie ihrer Rache in der Selbstinfamierung: »die gantze

249 Zu Eigentumskonfiszierungen im Zusammenhang mit der Hexenverfolgung in den deutschen Gebieten vgl. Federici, *Caliban*, 208–213, 256; zum Zusammenhang von ursprünglicher Akkumulation und Hexenverfolgung insgesamt auch Maria Mies, *Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung* (1988), neue Aufl., München 2015, 127–188.

250 Bataffarano/Eilert, *Courage*, 113.

erbare Welt« soll sehen, »mit was vor einem erbarn Zobelgen er zu schafffen gehabt« (Cour., 22). Die Courasche erzählt ihre Lebensgeschichte dem Simplicissimus »zu Spott / ihr selbstn aber zu eigener Schand / (worum sie sich aber wenig bekümmert / weil sie allererst unter den Zigeunern aller Ehr und Tugend selbst abgesagt /)« (Cour., 151). So wird der apologetische Impetus ihrer Narration durch ein Moment der Selbstverurteilung unterlaufen. Nach ihrer Enteignung fügt sie etwa hinzu, sie hätte zur Strafe »wohl grösseres verdienet / wann man strenger mit mir hätte *procediren* wollen« (Cour., 136). Die Absicht der Selbstanklage geht so weit, dass sie mit den letzten Worten ihrer Erzählung behauptet, Simplicissimus sei durch den Sexualverkehr mit ihr »des Teuffels Schwager worden« (Cour., 150). Courasche selbst – und deshalb muss die Apologie misslingen – hat an der Dekonstruktion des Hexenstereotyps gar kein Interesse, vielmehr nutzt sie es für ihre erzählerische Vergeltung. Denn erst auf der Grundlage jener Ansteckungsängste, die mit dem Hexenglauben verbunden waren, hat ihre Erzählung, ihre eigene Darstellung der Ereignisse, überhaupt Folgen. Nur dann, wenn sie eine »wirkliche« Hexe ist und das Publikum diesen Hexenglauben teilt, kann der bloße sexuelle Kontakt mit ihr für Simplicissimus die entsprechende Rufschädigung nach sich ziehen.

An die letzten Worte des Romans schließt sich zunächst die »Zugab des Autors« an, die häufig als mildernde Intervention Grimmelshausens gegenüber dem transgressiven Potential des Textes verstanden wurde, weil sie den Roman als *exemplum ex negativo* und Warnung an »züchtige Jüngling«, »ehrliche Wittwer« und »verehelichte Männer« vor Courasche und anderen »verfluchten Sirenen« deutet. Es sei, so der vermeintliche »Autor«, »bey Huren-Lieb nichts anders zu gewarten / als allerhand Unreinigkeit / Schand / Spott / Armuth und Elend« (Cour., 150). Demgegenüber ist zurecht darauf hingewiesen worden, dass innerhalb der fiktiven Publikationsgeschichte des Romans Courasche selbst für die Drucklegung verantwortlich zeichnet und die »Zugab« insofern ironisch gelesen werden kann.²⁵¹ Das leuchtet gerade vor dem Hintergrund der parodistischen Kommentierung der *Ivstina Dietzin* ein: Die Aufkündigung der didaktischen Stimme eines patriarchalen Erzählers und Kommentators gehört zur Gattungskonvention der weiblichen Pikareske. Zusätzlich gestärkt wird diese Lesart durch die noch hinter dem Ende platzierte »Warhafftige Ursache und kurzgefaster Jnhalt dieses Tractätleins«, die als Ziel des Romans ausgibt, er habe zeigen sollen, »daß Gaul als Gur / Bub als Hur / kein Theil um ein Haar besser sey / als das ander« (Cour., 151). Damit wird nicht nur

251 Vgl. Kaminski, »Wer ist Philarchus Grossus?«, 143–169.

die paratextuelle Rahmung noch einmal hintergangen, sondern die letzten Worte des Buches nehmen exakt das Vokabular auf, mit dem Courasche ihre Darstellung selbst zu Beginn des Romans begründet hat. Dort nämlich hieß es, sie wolle zeigen, »daß gemeiniglich Gaul als Gurr: Hurn und Buben eins Gelichters: und keins umb ein Haar besser als das ander sey« (Cour., 22). Von einer paratextuellen Einhegung von Courasches sündhafter Stimme kann damit nicht die Rede sein.

Eine poetologische Schranke sowohl jeder apologetischen Intention als auch eines allegorisch-exemplarischen Erzählens bildet die narrative Konstruktion der infamen Erzählabsicht, aber auch die Polyphonie des Zyklus mit all ihren materiellen Unwägbarkeiten: Das Gespräch der Männergemeinschaft aus Simplicissimus, Springinsfeld und Philarchus Grossus zu Beginn des *Springinsfeld* folgt innerhalb des Zyklus unmittelbar auf die *Courasche* und zeichnet kein sympathisches Bild der Heldin. Im Zyklus haben also die Männer das letzte Wort und klar wird nun auch, dass Courasches Erzählung aus einem doppelten Grund als Beispiel von unzuverlässigem Erzählen gelten kann, das zu mancher Relativierung und Verzerrung geführt haben könnte: Nicht nur ihre eigene ›Unehrlichkeit‹, sondern insbesondere die Tatsache, dass sich mit Philarchus Grossus zwischen ihre Erzählung und den Leser ein Schreiber geschaltet hat, bringt ein Moment von Unzuverlässigkeit in ihre Darstellung.²⁵² Wenn gleich Courasche für die schlussendliche Publikation des Romans selbst verantwortlich ist und noch Korrekturen eingebracht haben mag, ist doch davon auszugehen, dass die Darstellungsform auch Spuren der Niederschrift von Philarchus Grossus enthält. So mag es zu manchen Kontrasten und Widersprüchen in der Bewertung der Ereignisse im Roman gekommen sein, die sich beispielsweise im Verhältnis von Kapitelüberschriften und Text beobachten lassen. In der Vergewaltigungsszene etwa klagt die Courasche ihre Vergewaltiger an, spricht von »Viehischen Unmenschen« und »Bestien [...]« (Cour., 68f.), während die Überschrift gelassen ankündigt: »Der Courage wird ihr treffliche *Courage* auch trefflich eingetränckt« (Cour., 67). Der moralische Diskurs zeigt sich im Zyklus jedenfalls unbeirrt durch die Intervention der Courasche. Das Vorwort zum *Wunderbarlichen Vogel-Nest II* warnt schließlich wieder weniger vor dem Hexenglauben, als vor der Vereinigung mit dem »bösen Geist« und seinen »Dienern und Dienerinnen [...] Taufelsbannern / Segensprechern / alten Hexen und Gabel-Reuterinnen« (WV II, 457).

²⁵² Vgl. Andreas Solbach, »Grimmelshausens *Courasche* als unzuverlässige Erzählerin«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 141–164.

Weil sich der Autor selbst nirgendwo im Roman zu Wort meldet, wird die Polyperspektivität des Zyklus zur Quelle einer Vieldeutigkeit, die der Dynamik gegenseitiger Infamierung kaum Einhalt zu bieten vermag. Im Vorwort zur Ausgabe von 1671 warnt schließlich der »Autor« *Simplicissimus* vor seinem Raubdrucker, droht dem »Langfinger« mit »Vergeltung«²⁵³ und erinnert so daran, dass Vergeltung und Verleumdung bei Grimmelshausen nicht nur Gegenstand der Romanwelt sind und im Fall der *Courasche* auch zur literarischen Form gerinnen, sondern dass sie auch zum Kampf um Marktmacht gehören. Die Engführung von infamem Sprechen und literarischem Markt innerhalb des *Simplicianischen* Zyklus gibt insofern zu denken. Denn wie *Simplicissimus*, so ist auch *Courasche* eine literarische Ware: Dass sie Hure, Hexe und Zigeunerin in einer Person ist, macht das Schillernde ihres Charakters aus und gehört zum »lustigen *Stylum*« (WV II, 458), mit dem der *Simplicianische* Erzähler dem »Herrn Omne« (Cont., 564) gefallen will. Als literarisches Produkt erweist sich *Courasche* dem *Simplicissimus Teutsch* gegenüber durchaus als ebenbürtig, doch ihr Warencharakter gibt diesem Produkt, das sie ja »trucken lassen« (Spr., 185) will, denselben moralisch gleichgültigen Charakter. Es ist nicht zuletzt das marktformige Modell der *Simplicianischen* Dialogizität, welches das apologetische Potenzial ihrer emanzipatorischen Gegenrede verstellt.

Die Öffentlichkeit des Buchmarkts erscheint im *Simplicianischen* Zyklus also nicht oder noch nicht als das moderne, aufgeklärte Wesen, das die Dynamik gegenseitiger Verleumdung sublimieren oder unterbrechen würde, wie dies die Narrative der Zivilisationstheorie nahelegen.²⁵⁴ Grimmelshausen imaginiert die literarische Öffentlichkeit vielmehr als Ensemble der Infamie zweiter Ordnung, als Potenzierung infamer Rede. Die Auseinandersetzung zwischen *Simplicissimus* und *Courasche* gibt sich insofern als fiktionale Antizipation jener nicht weniger infamen Streitkultur der Aufklärung zu erkennen. Die verbreitete Vorstellung, dass die Sorge um die eigene Ehre, um den guten Namen in der Moderne dysfunktional geworden und etwa durch die Instanz des Gewissens abgelöst worden sei, wird im Licht des *Simplicianischen* Zyklus fragwürdig. Zumindest in Bezug auf den guten Namen der Autoren beim Publikum kann davon keine Rede sein.

253 Grimmelshausen, *Werke* I.1, 743.

254 Vgl. zur Kritik der Zivilisationstheorie in diesem Sinne auch die abschließenden Überlegungen in Marcel Korge, *Der gute Ruf des Handwerks. Normative Ehrvorstellungen und soziale Praxis in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Das Beispiel der Leipziger Schneider- und Goldschmiedeeinnung (1470–1730)*, Magdeburg 2010, 142–146.

IV PUBLIKUM

Zur Einführung

Es versteht sich nicht von selbst, der poetologisch-politischen Figur des Pöbels, der theatralen Figur des Pickelhering und der Romanfigur des Pikaro in dieser Arbeit als vierte Figur das Publikum an die Seite zu stellen. Den beiden abschließenden Kapiteln ist darum eine etwas längere begriffsgeschichtliche Herleitung vorangestellt. Natürlich handelt es sich beim Publikum nicht um eine weitere Figur oder Defiguration arbeitender Armut, sondern vielmehr um die andere Seite des Pöbels. Dass die Missachtungsformel des Pöbels nicht nur die gelehrten Polemiken des Barock, sondern auch und erst recht die Diskurse der Kritik, der bürgerlichen Gesellschaft und der sich konstituierenden liberalen Öffentlichkeit prägt, zeugt allerdings von der Modernität der mit ihr verbundenen Herausforderungen. Im Pöbel – so die hier verfolgte These – konnte sich im 18. Jahrhundert in zunehmendem Maße die Asymmetrie zwischen den durch die Publizistik vermittelten, politischen Gleichheitspostulaten (Publikum) und den tatsächlichen Verhältnissen ökonomisch-sozialer Ungleichheit (Pöbel) reflektieren. Mit der Beschaffenheit, der Bildung und der Integrationskraft des Publikums, das als sich emanzipierende Menschheit angeschrieben wird, aber fortwährend als Pöbel erscheint, steht nicht weniger als die Idee der Aufklärung selbst auf dem Spiel. Damit bestätigt sich eine Vermutung, die zuletzt Heinrich Bosse prägnant formuliert hat: dass der ökonomische Liberalismus als die treibende Kraft, aber auch als logische, innere Grenze der Aufklärung verstanden werden sollte.¹

Zwischen ›publicum‹ und ›privatum‹

Begriff und Figur des Publikums gewinnen im Lauf des 18. Jahrhunderts eine expansive Dynamik. Das *bonum publicum* und die *res publica* übersetzten sich in der Frühen Neuzeit noch als Vertreter des Gemeinsamen: des »gemeinen Wohls« oder »gemeinen Wesens«. In diesem Sinn stand das *publicum* dem *privatum* des Einzelinteresses entgegen. Das gilt auch für den staatsrechtlichen Sinn, den das Bedeutungsfeld im 17. Jahrhundert annimmt, wobei »gemein« allmählich zugunsten von »öffentlich« und »staatlich« aus der Rechtssprache verdrängt wurde. Erst seit dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts wurde es dann üblich, die Leserschaft

¹ Heinrich Bosse: »Aufklärung und Kapitalismus. Meditation über einen Zusammenhang«, in: *Merkur* 73/847 (2019), 90–99.

als »Publicum« oder »Publico« anzusprechen.² Das Publikum meinte nun also das Lesepublikum, bei dem es sich idealiter um ein ständisch nicht gegliedertes, am Ideal der Bildung orientiertes Publikum handeln sollte. Im Wechselspiel von Theater- und Zeitschriftenwesen bildete sich entlang der Semantik dieses Publikums nun das bis heute leitende Verständnis von Öffentlichkeit heraus, das *publicum* und *privatum* zusammenführte, bis hin zur Formulierung von Jürgen Habermas von der »Öffentlichkeit eines Publikums rasonnierender Privatleute.«³ Von der Substantivierung »Öffentlichkeit« im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs ist jedoch erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Rede. Als transitorischer Begriff fungierte stattdessen das »Publicum«.

In diesem Publikum, dessen Horizont also der moderne Begriff der Öffentlichkeit darstellt, blieben zwei Bedeutungsschichten zurück: Einerseits ist im 18. Jahrhundert ein sich verschärfender Konflikt zwischen der lokalen Lebenswirklichkeit und der zunehmend abstrakteren Terminologie des Politischen zu beobachten. Alle Formen des städtischen Lebens, die zuvor durchaus als öffentlich galten, sahen sich nun auf die Ebene des nur Privaten reduziert. Das betraf auch Bereiche der öffentlichen Daseinsvorsorge: »Schließlich mußte mit dem Ausbau der öffentlichen als einer staatlichen Ordnung ein Raum aus der Gesellschaft ausgegrenzt werden, in dem diejenigen erfaßt wurden, die sich dieser Ordnung nicht einfügen ließen: Verbrecher, Müßiggänger, Arme, Kranke und Wahnsinnige.«⁴ Das betraf aber auch die »Verarmung öffentlicher Vergnügungsformen.«⁵ Auf der Seite des Publikums hingegen stand eine gebildete literarische Kultur, die sich metonymisch im Horizont der Menschheit verortete.

Nicht expliziert blieb zudem die ökonomische Seite des Begriffs, dabei war gerade sie die Voraussetzung für seine expansive Bewegung. Institutionelles Fundament der bürgerlichen Öffentlichkeit war, wie schon Habermas festhielt, ein expandierender Buch- und Zeitschriftenmarkt. Diese neue Öffentlichkeit war faktisch zu zwei Seiten hin limitiert: einerseits bezüg-

2 Lucian Hölscher, Art. »Öffentlichkeit«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 4, Stuttgart 1978, 413–467, hier: 431.

3 Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Neuwied/Berlin 1962, 8. Unter den unzähligen Kritiken hierzu vgl. insbesondere Warren Montag/Mike Hill (Hg.), *Masses, Classes, and the Public Sphere*, London 2000; sowie historisch Andreas Gestrich, *Absolutismus und Öffentlichkeit: politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1994.

4 Hölscher, »Öffentlichkeit«, 426.

5 Ebd.

lich des Zugangs zu Bildung, zum anderen aber finanziell durch die Preise für Bücher, Zeitschriften, Theater und Konzerte, denn die Etablierung des neuen, ›öffentlichen‹ Kulturbetriebs wurde auf Kosten seiner Kommerzialisierung erreicht.⁶ Weil das Publikum auch der Name des Markts ist, konnte es sich nur überregional etablieren. Diese ökonomische Seite der Semantik blieb im neuen Begriff des Publikums als bürgerlicher Öffentlichkeit in der Latenz. Dabei vollzog sich der begriffliche Umbau zur Mitte des Jahrhunderts nicht zuletzt in ökonomischen Texten. Während etwa Zedlers *Universal-Lexicon* die zwar diffuse, aber neue Bedeutung des Publikums in seinem von 1741 datierenden Eintrag noch gar nicht kennt und lediglich den lateinischen Überlieferungsbestand auflistet,⁷ zeigt die *Oeconomische Encyclopädie* von Krünitz diese Entgrenzung der städtischen Öffentlichkeit zum überregionalen, ja globalen Publikum ein halbes Jahrhundert später beispielhaft an: Was im Lateinischen »Publicum« heißt, so Krünitz, übersetzt sich ins Deutsche als Öffentlichkeit und meint letztlich die Welt: »Etwas vor den Augen des Publici thun. Vor den Augen der Welt, öffentlich«.⁸

Die Geschichte des Publikums im 18. Jahrhundert lässt sich also als Aufhebung der Negativität zwischen *privatum* und *publicum* und dabei als Marginalisierung der Semantik des Gemeinen in zwei Schritten deuten: Indem der deutsche Begriff des Publikums zunächst nur das zusehende und lesende Publikum meint, findet bereits eine Reduktion des an das Ganze appellierenden Begriffs auf einen Teil statt. Dieser Teil wird nun wiederum metonymisch entgrenzt – das Publikum wird zur Öffentlichkeit, zum Synonym der Gesellschaft, die dem Staat entgegsteht.⁹ Am Ende

6 Ebd., 432.

7 Art. »Publica, Publicum« und »Publicum« in: Zedler, *Universal-Lexicon*, Bd. 29, Sp. 1127, 1139.

8 Publicum, aus dem Lat. *Publicum*. 1) eigentlich eine an einem öffentlichen Orte versammelte Menge Menschen. In diesem ersten und nächsten Verstande haben nur die Schauspieler, die Verfasser der Schauspiele, die öffentlichen Redner, und andere vor einer Menge Menschen an einem öffentlichen Orte handelnden Personen ein Publicum; und in dieser Bedeutung haben wir im Deutschen freylich kein schickliches Wort, dasselbe in allen Fällen auszudrücken, obgleich der Ausdruck Zuschauer für viele Fälle bequem ist. 2) In weiterer Bedeutung werden oft die Leser eines Schriftstellers dessen Publicum genannt, ob sie gleich nirgends im Ganzen versammelt sind, ihr Ausspruch auch nirgends im Ganzen gehört wird. 3) Im weitesten Verstande verstehet man unter diesem Ausdrücke alle mit uns zugleich lebende Personen, in welchem Verstande das deutsche Wort Welt diesen Begriff eben so gut ausdrückt, den Nebenbegriff abgerechnet, welcher den lateinischen Ausdruck Publicum nie verläßt, nach welchem man sich diese mit uns zugleich lebenden Personen an einem öffentlichen Orte versammelt denkt. Etwas vor den Augen des Publici thun. Vor den Augen der Welt, öffentlich.« Art. »Publicum«, in: *Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land- Haus- und Staats-Wirthschaft*, Berlin 1773–1858, hg. von Johann Georg Krünitz, Bd. 118 (1811), 459 f.

9 In diesem Sinne bringt *Der Patriot* (1724–26), die Hamburger Wochenschrift, das Problem

des Jahrhunderts war im Begriff der »öffentlichen Meinung« dann sogar die »Differenz von Kritik und politischem Handeln [...] zugleich enthalten und aufgehoben«,¹⁰ also unsichtbar geworden. Während die Spannung zwischen der politischen und der ökonomischen Seite des Begriffs unartikuliert blieb, fanden sich Politik und Publizistik nun endgültig ineins gesetzt. Der »Bedeutungswandel des Publikumbegriffs vom Adressaten obrigkeitlicher Rechtsakte zur gebildeten bürgerlichen Gesellschaft«¹¹ impliziert deshalb weniger die Aufhebung sozialer Schranken vermittelt eines humanistischen Bildungsideals, sondern vielmehr eine Verengung und gesteigerte Exklusivität. Um diese Bewegung, in der das Publikum alles und doch nur ein kleiner Teil ist, während das Gemeinwohl durch die politische Legitimationsrhetorik gelehrte-gebildeter Autoren auf eine immer universellere, aber auch immer abstraktere Weise angeschrieben wird, soll es im Folgenden gehen. Als Verdichtung dieser Bewegung ist das Publikum Figur im Doppelsinn: Es gewinnt seine konkrete soziale Gestalt, wo von Enthusiasmus oder Entrüstung des Publikums im Theater berichtet wird, wo es als *Zuschauer* zum Titel von Zeitschriften wird, wo es als fiktiver Briefkorrespondent oder als allegorische Komödienfigur in Szene gesetzt wird, und natürlich auch dort, wo es in der Rolle des abwesenden, impliziten Adressaten ohnehin immer in der Struktur des Textes anwesend ist. Die Anrufung des »Publico« ist aber zugleich ein immer wichtiger werdender Tropus in der Rede der Autoren, und zwar Synekdoche oder Pars pro toto der Menschheit – eine Redefigur, in der die menschliche Gattung kommunikativ zu sich selbst kommen soll.

Beispielhaft zeigt sich das Problem in den Moralischen Wochenschriften, die selbst Entscheidendes zur Modellierung des neuen Publikumsbegriffs beigetragen haben. Der englische *Spectator* (1711–12), die wichtigste und auch im deutschen Sprachraum vorbildhafte Wochenschrift der Aufklärung, modelliert schon im Titel eine visuell-distanzierte und intellektuelle Form von Öffentlichkeit, so auch in ihrer deutschen Übersetzung als *Zuschauer* (1739–51). Das Zuschauen des *Spectator* gründet sein Geschäft auf zwei Voraussetzungen: Als ein allen parlamentarischen Parteistreitigkeiten unparteiisch gegenüberstehender »looker-on« schreibt er nur deshalb, weil er äußerst ungern redet: »I [...] never open my lips« heißt es in

auf den Punkt, indem er, an die alte Verwendung des Publikums als »gemeine[m] Wesen« anschließend, bedauert, dass »das Publicum keinen Credit hat«. Anonymus, *Der Patriot. Nach der Originalausgabe Hamburg 1724–26 in drei Textbänden und einem Kommentarband*, hg. von Wolfgang Martens, Berlin 1969–1970, Band II, Nr. 84, 259–265, 264.

10 Hölscher, »Öffentlichkeit«, 452.

11 Ebd., 433.

der Selbstcharakterisierung des ersten Stücks, was zur Folge hat: »I am resolved to [...] print myself out.«¹² Zugleich hat dieser stille, schreibende Zuschauer nur darum Zeit für seine moralischen Reflexionen, weil er nicht arbeitet. Denn die fiktiven Verfasser der Moralischen Wochenschriften sind stets wohlhabend, in höherem Alter, haben Land und Geld geerbt und können sich auch darum dem Betrachten und Kommentieren widmen.¹³ Derselbe Exklusionsprozess betrifft aber auch die Seite des Publikums, sowohl die Adressaten, als auch die Leserschaft der Moralischen Wochenschriften. Zum *Jedermann*, den die Moralischen Wochenschriften in einer »Art gebildeter Gemeinsprache« erreichen wollen, rechnen sie selbst nur in Ausnahmefällen auch Handwerker und Bauern. »Gelehrte und Ungelehrte« oder »alle Stände« sind für sie, wie schon Wolfgang Martens festhielt, in der Regel doch nur das »gehobene Bürgertum«, das sie nun auch »Mittelstand« nennen.¹⁴

Armer und reicher Pöbel

Die komplexe Überlagerung von politischer, ökonomischer und publizistischer Öffentlichkeit im ›Publikum‹ hat seit Beginn des 18. Jahrhunderts also eine Reihe von Friktionen erzeugt. In dieser Verschränkung von politisch-sozialem und ästhetischem Diskurs, der auf konstitutive Unschärfen angewiesen ist, hat auch der Pöbel wieder eine prominente Rolle inne. Dies lässt sich systematisch begründen: War in der Frühen Neuzeit lange der ›gemeine Mann‹ das affirmative Gegenstück zum ›Pöbel‹, so ist es nun das Publikum. Das Publikum ist der gemeine Mann, nur eben als schreibender und lesender gemeiner Mann. Der Pöbel hingegen ist die Kehrseite und die Ungestalt des Publikums, jener Begriff, der die unerwünschten, nicht-disziplinierten Seiten des Publikums hervorkehrt, wobei es sich, wie nicht wenige Aufklärungsautoren bemerken, keineswegs nur um die Ränder der bürgerlichen Öffentlichkeit handelt, sondern um ihre konzeptuelle und

12 Anonymus [Joseph Addison/Richard Steele], *The Spectator: In eight Volumes. Carefully Corrected*, Vol. I, Glasgow 1767, 9 f.

13 Vgl. Wolfgang Martens, *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften*, Stuttgart 1968, 37–41.

14 Ebd., 146 f. Zur Kritik des Handwerks in den Moralischen Wochenschriften ebd., 391–404. In neueren Beiträgen zur Moralischen Wochenschrift gerät dies immer wieder aus dem Blick. Vgl. etwa Wilhelm Kühlmann, »Moralische Aufklärung im 18. Jahrhundert. Ziele, Medien, Aporien«, in: Misia Sophia Doms/Bernhard Walcher (Hg.), *Periodische Erziehung des Menschengeschlechts Moralische Wochenschriften im deutschsprachigen Raum*, Bern 2012, 15–46.

ökonomische Substanz. Mit dem Pöbel gerät zunehmend die innere Spaltung der bürgerlichen Gesellschaft selbst in den Blick. Die Kluft zwischen literarischem Begriff und ökonomischer Realität des Publikums bringt sich, so die grundlegende These der beiden abschließenden Kapitel, wiederum am Leitfaden des ›Pöbels‹ zur Darstellung.

Dabei wird der Diskurs über den Pöbel bereits im 18. Jahrhundert zunehmend reflexiv. Das 47. Stück des Hamburger *Patriot* etwa nimmt sich die Unterscheidung von Armut und Pöbel vor und will die Größe eines Bürgers alleine nach seinen Verdiensten für das Gemeinwesen bemessen: »Mögte man doch einen vernünftigen Unterschied machen, und die Armen mit dem Pöbel, die Reichen mit den Vornehmen nicht durch einander werfen!«¹⁵ Dies führt der Beitrag dann in Form von zwei kurzen Lebensläufen vor. »Tryphon«, das erste Exemplum des reichen Pöbels, »hat beim Frantzösischen Sprach=Meister eine ganze Stunde zugebracht, das Wort Canaille recht Ton=mässig auszusprechen«.¹⁶ Selten wurde so klar gesagt, dass die Unterscheidung vom Pöbel zuallererst Sprechakt und Behauptung darstellt. »Rindolfi heisset nunmehr ein vornehmer Mann, und ist über allen Zweifel weit erhoben, seitdem er ein Capitalist geworden.«¹⁷ Dass bereits hierin ein Widerspruch steckt und das Bemühen jener, die versuchen, »sich durch ihr Geld von dem Pöbel zu unterscheiden«,¹⁸ vergeblich ist, entdeckt der Beitrag auf luzide Weise. Sowohl zu Tryphon, als auch zu Rindolfi weiß der Verfasser zu sagen: Von der »Verwendung einiges Geldes zum gemeinen Nutzen ist noch kein Gedanke bey ihm auffgestiegen.« Beide sind darum »wahrhaftiger Pöbel.«¹⁹ Allerdings bleibt der fiktive Verfasser, wie es typisch für die Moralfixierung der Moralischen Wochenschriften ist, bei der Suggestion stehen, dass die bürgerliche Gesellschaft noch andere, wirksame Differenzierungsformen besäße, um sodann zum Ende auch nichts anderes als private Wohlfahrtspflege in den bewährten Institutionen kapitalistischer Arbeitsdisziplinierung anzumahnen: eine Invalidenkasse, Arbeitshäuser und Manufakturen.²⁰

15 *Der Patriot*, Bd. 1, Stück 47, 399–406, hier: 402.

16 Ebd., 402.

17 Ebd., 403.

18 Ebd., 404.

19 Ebd.

20 Das 110. Stück des *Patrioten* geht einen Schritt weiter und denkt über eine am Beispiel Spartas orientierte Obergrenze für Vermögen nach, wenngleich diese in sich ständisch hierarchisiert sein soll: Handwerker dürften 20.000, Kaufleute 300.000 Mark besitzen. So tritt auch hier beispielhaft vor Augen, worum sich zahlreiche Gedankenexperimente in der Frühaufklärung drehen: um den Versuch der Reproduktion und Stabilisierung sozialer Ungleichheit

Beim Versuch, die Deckungsgleichheit oder Symmetrie von ökonomischem und symbolischem Kapital zu restituieren, bezeichnet der Pöbel im 18. Jahrhundert die in Wirklichkeit größer gewordene Differenz zwischen beiden. Deshalb gibt es nun armen und auch reichen Pöbel. Damit allerdings kommt der Symptom-Begriff des Pöbels erst zu seiner vollen Wirkung. Der reiche oder der Geld-Pöbel ist der eigentliche Pöbel, der zu sich selbst gekommene Begriff des Pöbels: Nicht, weil die spiegelverkehrte Inversion des Vorwurfs das Problem lösen würde, sondern weil sich am Pöbel schon länger die Waren- und sogar die Geld-Form der Gesellschaft artikuliert hat. Noch bei Hegel droht der bürgerlichen Gesellschaft ihre Auflösung von zwei Seiten, als Armuts- und als Luxus-Pöbel – »Pöbel oben, Pöbel unten«, wie dann auch Nietzsches Zarathustra sagen wird.²¹ Dass der reiche Pöbel der eigentliche Pöbel ist, dieser Schluss wird innerhalb der heraufziehenden Theorie von der modernen bürgerlichen Gesellschaft jedoch gemieden. Stattdessen bleibt die polemische, sozial distinktive Funktion des Begriffs durchaus intakt – zwar sind nicht alle Armen Pöbel, aber die meisten.²² Deshalb soll nach wie vor jeder danach streben, so der Imperativ, »sich in der That vom Pöbel zu unterscheiden.«²³ Die Unterscheidung zwischen Bürger und Pöbel bleibt also für die zunehmend durch Lohnarbeit und Konkurrenz vermittelte Gesellschaft maßgeblich, auch wenn sich die Bedeutung dieses Imperativs verschoben hat. Das »blosse Geld«,²⁴ der materielle Besitz überhaupt, ist nun zum unangefochtenen Mittel der Unterscheidung geworden, ein Umstand, den der Beitrag des *Patrioten*, indem er ihn anprangert, zur Kenntnis nimmt.

Um den Verschiebungen des Publikumsbegriffs der Aufklärung gerecht zu werden und dabei jenen Ausschluss, den die Geschichte des Begriffs vollzieht, nicht zu wiederholen, ist daran zu erinnern, dass um 1730 nicht nur die literarische Aufklärung einsetzte. Wie etwa George Rudé nachgezeichnet hat, begann zeitgleich auch jener Zyklus von Streiks, Aufständen und Revolten, der in der Französischen Revolution kulminierte. Eine maß-

gegen die Voraussetzung formaler Gleichheit und maximaler Kontingenz. *Der Patriot*, Bd. 2, 110. Stück, 45–51.

²¹ Vgl. Ruda, *Hegels Pöbel*, 83–94; sowie Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, in: ders., *Sämtliche Werke: Kritische Studienausgabe* in 15 Bänden, hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 4, München u. a. 1993, 336.

²² So heißt es zu den tugendsamen, unverschuldet Verarmten: »sind doch diese die wenigsten.« *Der Patriot*, Bd. 1., Stück 47, 400.

²³ Ebd., 405.

²⁴ Ebd., 401, 404. Vom ersten Beitrag des *Patriot* an sind »die kleinen Thorheiten des Pöbels, und die großen Ausschweifungen der Reichen« in der Form eben eines solchen Parallelismus Thema der Wochenschrift. Vgl. *Der Patriot*, Bd. 1, 1. Stück, 4.

gebliche Rolle spielten dabei nach wie vor die Handwerker, und zwar die Gesellenbruderschaften, denen sich das Pathos der *fraternité* verdankte und nach deren Muster sich noch die ersten Arbeitervereine im 19. Jahrhundert organisierten.²⁵ In der Französischen Revolution haben beide Bewegungen, das Streit-Ideal der Kritik und die Streik-Praxis der Gesellen, für kurze Zeit politisch zusammengewirkt.

Die Analyse nähert sich dem publizistischen Publikumsbegriff darum im Folgenden von der Seite des Gesellenstreiks an. Mit einem kurzen Blick auf einige poetische Korrespondenzen im Kontext des Streiks der Augsburger Schuhmachergesellen 1726 soll gezeigt werden, wie tief die Kluft, wie antagonistisch sogar sich das Verhältnis zwischen den verschiedenen Publika und ihren Begriffen von Öffentlichkeit um 1730 dargestellt hat. Mit der Reichshandwerksordnung von 1731 resultiert der Streik immerhin in einem der letzten großen Gesetzestexte des Reichs, der die Fortführung der Zuspitzung des Kampfs gegen die Korporationen in der Aufklärung eindrucksvoll dokumentiert. Am Gegenstand des ›Pöbels‹ zeigen sich die Aporien der neuen Leitkonzepte »Kritik« und »Publikum« dann auch in der Theorie, nämlich in der Reformpoetik der Frühaufklärung, und zwar gerade bei einem Autor wie Johann Christoph Gottsched (1700–1766), der konzeptuell eigentlich bedingungslos auf die Inklusion aller ins Publikum zielte. Bei Gottsched und auch bei seiner Kollegin Caroline Neuber wird der Pöbel abermals zum Symptom eines Willens zur Inklusion, der jedoch fortwährend an die Grenzen der publizistischen und ökonomischen Zurichtung des eigenen Reformprogramms stößt. Am Beispiel der berühmten Verbannung des Harlekin zeigt sich besonders deutlich, wie die Konkurrenz um das Publikum der Reformbühne einen geradezu suizidalen Angriff auf die ästhetische Praxis diktierte.

Zu den Grenzbegriffen jenes Publikums, das ein politisches sein soll, sich aber publizistisch organisiert bzw. desorganisiert, gehören schließlich auch die Bevölkerung und das Volk. Zurecht wurde in jüngerer Zeit die polizeiliche Rationalität bei der Herstellung von Öffentlichkeit im aufgeklärten Absolutismus betont.²⁶ Hinter dem fiktiven Subjekt-Objekt des Publikums, das im Laufe des 18. Jahrhunderts mehr und mehr dem Staat gegenübergestellt, zum Gegengewicht monarchischer Tyrannei stilisiert und in diesem Sinne als Richter und Zeuge aufgerufen wurde, verbargen

²⁵ Vgl. George Rudé, *Die Volksmassen in der Geschichte. Unruhen, Aufstände und Revolutionen in England und Frankreich 1730–1848*, 2. Aufl., Frankfurt a. M./New York 1979.

²⁶ Vgl. grundlegend Johannes Arndt, *Herrschaftskontrolle durch Öffentlichkeit. Die publizistische Darstellung politischer Konflikte im Heiligen Römischen Reich 1648–1750*, Göttingen 2013.

sich nicht selten Versuche der Steuerung dessen, was dann polizeiwissenschaftlich zunehmend auch Bevölkerung oder Population genannt wurde. Der Antagonismus von Öffentlichkeit und Population, der sich im Publikumsbegriff verbirgt und im Pöbel zur Darstellung bringt, lässt sich besonders gut beim Polizeiwissenschaftler Johann Heinrich Gottlob von Justi (1720–1771) beobachten. Am Beispiel einiger noch kaum bekannter Texte Justis, der selbst ein Anhänger Gottscheds war und sich regelmäßig auch zu literarischen Themen geäußert hat, soll nicht zuletzt deutlich werden, wie feindlich jenes ökonomisch-poetologische Reformprogramm der Literatur gesinnt war. Die Begründung des modernen Begriffs der ›Literatur‹ durch die Diskurse von Ökonomie und Ästhetik ging paradoxerweise mit der Herabsetzung der allermeisten ästhetischen Praktiken einher.

8 Die Kritik des Publikums

1726: Streik der Augsburger Schuhknechte

Die oberdeutsche Streikwelle der 1720er Jahre erfasste unter anderem Wien, Würzburg und Stuttgart. Gegenstand der Auseinandersetzungen war weniger die Lohnfrage als das Recht auf autonome Organisation und interterritoriale Kommunikation. Ihr Höhepunkt bildete der insgesamt vierzehn Wochen und damit außergewöhnlich lange andauernde Ausstand der Schuhknechte in der Druckerstadt Augsburg 1726.²⁷ Sein Ablauf sei hier kurz skizziert: Bereits seit 1724 schwelte zwischen der Gesellenbruderschaft und dem Augsburger Rat ein Streit um die Korrespondenzfreiheit der Gesellen mit den Bruderschaften anderer Städte. Im Januar 1726 befiehlt der Rat den Gesellen dann, ein Dekret in die Artikelbücher der Gesellenlade einschreiben zu lassen, das eine unbeaufsichtigte Korrespondenz zwischen den Gesellenbruderschaften verbietet. Nachdem die Gesellen auf die Forderung nicht eingehen, lässt der Rat die Lade mithilfe des Militärs gewaltsam ins Magistrat bringen. Daraufhin eskaliert der Konflikt. Die Gesellen empfinden das Vorgehen des Rats als Ungeheuerlichkeit und legen im März 1726 die Arbeit nieder. Katholische und evangelische Gesellen sind in dem Streit miteinander solidarisch und formulieren ihre Forderungen: Bewahrung aller Rechte und Privilegien, insbesondere des Rechts auf autonome Gerichtsbarkeit, auf Versammlungen, auf Korrespondenz und auf Wanderschaft. Der Augsburger Rat gewährt im Laufe des Konflikts einzig das Letztere, das *ius emigrandi*.²⁸ Als der Konflikt im Mai immer noch nicht gelöst ist, will der Rat die Gesellen einzeln vorladen und sie zur Zustimmung zu dem Dekret bewegen. Aus Angst vor der Haft verlassen die Gesellen kollektiv die Stadt und ziehen nach Friedberg, das bereits unter der Gerichtsbarkeit des Kurfürstentums Bayern steht und wo sie von einem milden Landrichter und einer langen Streiktradition profitieren. Bis August ziehen sich die Verhandlungen zwischen den Gesellen, dem Augsburger Rat, dem Friedberger Landrichter und dem Bayrischen

²⁷ Vgl. ausführlich zum Folgenden Claus-Peter Clasen, *Streiks der Augsburger Schuhknechte. Freiheit und Gerechtigkeit*, Augsburg 2002; sowie Griefßinger, *Das Symbolische Kapital der Ehre*, 152–178; zu den Augsburger Gesellen allgemein vgl. Reinhold Reith, *Arbeits- und Lebensweise im städtischen Handwerk. Zur Sozialgeschichte Augsburger Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert (1700–1806)*, Göttingen 1988.

²⁸ Clasen, *Freiheit und Gerechtigkeit*, 78.

Hof hin.²⁹ Die Münchner Gesellen drängen die Augsburger, standhaft zu bleiben. Erfolglos versuchen einige Schuhmachermeister, die unter dem Ausstand leiden, zu vermitteln. Nachdem die Gesellen eine Frist des Rats zur straffreien Rückkehr verstreichen lassen, verweigert er ihnen die Rückkehr, publiziert die Namen aller Streikenden und erklärt sie im ganzen Reich für unehrlich. Darauf reagieren die Gesellen, die derweil in andere Städte weiterwandern, indem sie einen Boykott gegen das Augsburger Schuhmacherhandwerk ausrufen, wonach niemand länger als zwei Wochen in Augsburg arbeiten dürfe, was Wirkung zeitigt: Noch im September 1727 klagen Schuhmachermeister, sie seien »gesindlos«.³⁰

Im Zentrum des Konflikts standen also Fragen der Kommunikation. Einerseits war die eigentliche Streitsache das Recht auf geheime, geschützte Korrespondenz. Dass die versiegelten Laufbriefe, welche die Gesellen umständlich über Mittelsmänner einander zukommen ließen, dabei zu Medien einer organisierten Geheimhaltungskultur avancierten, zeigt sich schon in ihrem etwa die Größe einer Streichholzschatel einnehmenden Format. Gleichzeitig bestand die Form, in welcher der Konflikt ausgetragen wurde, im Kampf um die öffentliche Meinung. Nie zuvor war es Gesellenbruderschaften gelungen, sich durch Laufbriefe im ganzen Reich zu vernetzen.³¹ Die Solidarisierung der Gesellen eines Gewerks in verschiedenen Städten oder, was ebenso vorkam, die Solidarisierung unterschiedlicher Gewerke in einer Stadt wurde von den Obrigkeiten als Bedrohung wahrgenommen und bekämpft.³² Gleichzeitig stritten Gesellschaft und Rat jedoch auch um die öffentliche Meinung. Von Seiten der Gesellen ist ein acht

29 Eine wichtige Rolle als Vermittler spielt dabei der Münchner Hofrat Wiguläus Franz Kreittmayr (1669–1750), der Vater von Wiguläus Xaverius Aloysius Kreittmayr (1704–1790), dem Verfasser des *Codex Maximilianeus Bavaricus Criminalis* (1751), der bereits 1725 zum Hofrat ernannt worden war, vgl. Clasen, *Freiheit und Gerechtigkeit*, 80, 107f. Der *Codex Maximilianeus Bavaricus Criminalis* gilt als letzte Sammlung des überlieferten Straf- und Zivilrechts, die einer aufgeklärten Modernisierung aber schon zuarbeitet, vgl. Löhnig, »Menschen-Ehre« vs. »Bürger-Ehre«.

30 Griefsinger, *Das Symbolische Kapital der Ehre*, 175. Obwohl man auf der Ordnungsseite abfällig vom »zaumlosen Gesindel« der Streikenden spricht, wollte man dieses »hochbenötigte« Gesinde in Augsburg aber auch nicht entbehren. Vgl. Clasen, *Freiheit und Gerechtigkeit*, 100, 153. Rechtlich gehörten die Gesellen zum Gesinde, vgl. dazu auch die Ausführungen bei Michael Stürmer, *Herbst des Alten Handwerks. Zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts*, München 1979, 153–225.

31 Die Augsburger Schuhknechte korrespondierten unter anderem mit den Gesellschaften in Frankfurt, Darmstadt, Marburg, Mannheim, Heidelberg, Mainz, Leipzig, Dresden, Jena, Gotha, Naumburg, Halle, Gerau, Berlin, Magdeburg, Braunschweig und Hannover, vgl. Griefsinger, *Das Symbolische Kapital der Ehre*, 169.

32 Die Beispiele aus München und Hamburg, die Griefsinger für frühe Formen des General-

Strophen langes Pasquill erhalten, das augenscheinlich von einem der in Friedberg ausgetretenen Schuhknechte verfasst wurde. Darin betonen die Gesellen zunächst, dass sie sich im Recht fühlen und prangern stattdessen den Angriff des Rats auf ihre Rechte an: »Die Wahrheit wird veracht / das Recht wird ausgelacht / man hats schon unterdrückt / und ihm den gar aus gmacht.« Sie sehen sich auf der Seite des Rechts und können sich die divergierenden Rechtsauffassungen der unterschiedlichen Landesherrn auch nur deshalb nutzbar machen, weil sie mit ihrer Meinung nicht alleine sind.³³ Den Schutz Friedbergs sichtlich genießend, zeigen sie sich durchaus selbstbewusst und machen sich über die Ohnmacht des Augsburger Rats lustig: »Dann Friedberg ihnen hat / schon geben alle Gnad / weil sie die Freyheit gnüßen / find Augsburg keinen Rath. [...] Obschon man Trohwort geben / mit Gfängnus, Eisen, Bandt / sogar auch mit dem Leben / Ist Augsburg nicht bastant.«³⁴ Schließlich spielt das Gedicht auf die Wiener Gesellenunruhen von 1722 an, an deren Ende zwei Gesellen hingerichtet worden waren, wovon sich der Verfasser des Gedichts jedoch nicht beeindrucken lässt. »Der Ruhm ist noch zu sehen / von ihnen hin und her / was zu Wien beym Kaiser gschehen / und anderen Orthen mehr / das zwey seind stranguliert / Ihr dapferkeit probiert / dass ehedem wollen sterben / weil ihn das Recht gebührt«. Von der Gegenseite wird daraufhin ebenfalls ein anonymes Gedicht in Umlauf gebracht. Es umfasst insgesamt elf Strophen, ist offenbar gegen den angeblichen Anführer der Gesellen, den aus Magdeburg stammenden Johann Friedrich Schröder gerichtet, einen evangelischen Altgesellen, der einen Ruf als ordentlicher Fechter hatte, und macht sich explizit über die Anmaßung des Autors lustig, sich als Poet zu gerieren: »schaut mir doch den kahlen affen / der mit fremdten wörtern pran[g]t / daran man sich soll vergaffen / und doch keinen Zweck erlangt / was Astera was Minerven / Argus Atlas Juno sein / wirstu nimmermehr entwerffen / Kley gehen vor die schwein«. Die Todesdrohung, von der das Gedicht der Gesellen sprach, das sich in den offiziellen Publikationen jedoch nicht findet, wird an dieser

streiks anführt, stammen allerdings vom Ende des 18. Jahrhunderts. Vgl. ders., *Das Symbolische Kapital der Ehre*, 115–120, 233–236.

33 Im Juli 1726 stellt sich der Münchner Hofrat im anhaltenden Streit um die durch den Ausstand entstandenen Schulden plötzlich auf die Seite der Gesellen und fordert den Augsburger Rat wiederholt dazu auf, ihnen freies Geleit zu garantieren. Militärisch gegen die Gesellen vorzugehen, hielt man in München für bedenklich: »Malefizisch« hätten die Gesellen nichts verbochen. Auch die Augsburger Schuhmachermeister, die den Rat zur Lösung drängten, konnten daran kein Interesse haben. Dass die Gesellen von einem inoffiziellen Streikrecht Gebrauch machten, zeigt sich in der Häufigkeit der Gesellenstreiks und den relativ milden Strafen.

34 bastant: kräftig, stark, imstande zu; von Ital. »bastante«: genügend. Vgl. Art. »bastand«, in: FWB.

Stelle ausgesprochen: »nun mein fechter nun erwöge / dises wohl mit deiner rot / das du auff dem galgen stege / wandelst under schimpff u spott«. ³⁵

Die formale Differenz der beiden dilettierenden Dichter ist minimal, beide dichten mit denkbar einfachen Reimen, in unregelmäßigem Versmaß und mithilfe zahlreicher unschöner Elisionen. Immerhin quantitativ überbietet die Replik den Gegner um drei Strophen, eine Silbe je Vers und wohl auch um einen Hauch an Eleganz. Auffallend ist nichtsdestoweniger, dass die Sprache humanistischer Dichtung hier in den politischen Nahkampf herabgesunken ist: Indem sich der Autor der Replik auf das himmlische Reich der Poesie und ihre griechischen Helden und Götter beruft, kann er dem Gesellenpoeten seinen Platz im Saustall zuweisen. Der Tonfall dieses poetischen Agons unterscheidet sich dabei von der respektvoll geführten offiziellen Korrespondenz zwischen Gesellen und Obrigkeit deutlich. Er findet im Zwischenraum der juristischen und politischen Auseinandersetzung statt. Die kreative Verspottung des Gegners ist dort eine wichtige Waffe, wo der Konflikt letztlich entschieden wird: im Kampf um die öffentliche Meinung.

Da der Konflikt weder juristisch, noch polizeilich oder militärisch zu lösen war, spielten Publikationen diverser Art und mit ihnen die Meinung der regionalen Öffentlichkeit eine tragende Rolle. Ende Mai 1726 publizierte das erst 1722 gegründete und insgesamt sehr hart gegen die Gesellen verfahrenende Handwerksgericht eine als *Facti Species* betitelte Sammlung von Dokumenten, welche die Fakten zu einer für alle sichtbaren Darstellung bringen sollte, tatsächlich aber über weite Strecken eine alles andere als neutrale Rechtfertigungsschrift darstellt. Von den Gesellenbruderschaften, so die Botschaft, gehe in den letzten Jahren eine Gefahr aus, die man frühzeitig habe unterbinden wollen. ³⁶ Die *Facti Species* werden im August erneut publiziert, dieses Mal gemeinsam mit einigen Dokumenten zum Fortgang des Streits, mit Dekreten des Rats, aber auch mit einigen Laufbriefen der Gesellen, die man offenbar glaubt als Beweis ihrer Verwerflichkeit präsentieren zu können und in Marginalien spöttisch kommentiert. Zudem enthält die neue Auflage eine »Specification der Namen« von 116 ausgetretenen Gesellen, also eine Fahndungsliste. Im November erscheint dann eine dritte Version mit einem vom September stammenden Patent des Kaisers, der mittlerweile Stellung bezogen und sich auf die Seite des

35 Beide Gedichte zitiert nach Clasen, *Freiheit und Gerechtigkeit*, 71–75.

36 Anonymus, *Gründliche Facti Species von der Schuhknechten in Augsburg höchst-sträflich unternommenen Aufstand. Geschehen im Monat May 1726, Worinnen Nicht nur dasjenige / was Mense Majo dieses lauffenden 1726. Jahrs in Druck publicirt [...]*, Augsburg 1726.

Rats geschlagen hat. Die ausgetretenen Gesellen werden nun im ganzen Reich für infam und unpassierlich erklärt.

Demgegenüber versuchten sich die Gesellen durch eine eigene Schrift zu rechtfertigen, nämlich eine *Defension über die jüngst hin publicirte Facti Species, ut intus*. Im Unterschied zu den verschiedenen Fassungen der *Facti Species*, von denen mehrere Dutzend Exemplare erhalten sind und die entsprechend weite Verbreitung gefunden haben dürften, blieb die *Defension* der Gesellen ungedruckt. Bis heute wurde sie nie publiziert und ist nur in einer handschriftlichen Fassung im Augsburger Stadtarchiv erhalten (vgl. Abb. 5).³⁷ Das Problem der Öffentlichkeit, der Meinungsmanipulation und der Korrespondenzfreiheit ist jedoch ihr eigentliches Thema. Anlass ihrer *Defension* ist den Gesellen nämlich nichts anderes als »die ungleiche Meynung und discours so die Bürgerschaft über deßen action handel führten«.³⁸ Entsprechend verstehen sie die eigene Schrift explizit als Versuch, der »unordent.e [sic] berichtung« entgegenzuwirken und »auf dises nächstpublicirte Zu antworten«.³⁹ Die Gesellen schildern ihre Sicht auf die Eskalation der Lage, die in ihren Augen seinen Anfang nahm, »als man uns deß Correspondirens an andere Laden, deß Briefbrechens und Insiegels Von E. Wohllöbl. Handwercks gericht, citiret, und mann uns Vorbracht, daß wir solches demselben überlassen sollten.«⁴⁰ Dass diese Korrespondenz in der Tat ausgereift war, zeigt sich indirekt dadurch, dass sich die Gesellen ausführlich auf die Streiks in anderen Städten wie Mainz, Stuttgart, Würzburg und Wien beziehen. Von all diesen Streiks grenzen sie sich zwar ab, weisen sich durch ihre genaue Kenntnis der Vorgänge jedoch zugleich als Element einer größeren Bewegung aus. Der Wiener Aufstand wird schließlich auch als Beleg dafür angeführt, dass Handwerksgehlen hier wie dort lieber ihr Leben ließen, »als unsere freyheit Zu verliehren«.⁴¹

Das Problem der Korrespondenz und der Laufbriefe, das Phänomen der gegenseitigen Pasquillen, die misslingenden Versuche öffentlicher Rechtfertigung und schließlich die reichsweite Infamierung verweisen auf ein spannungsreiches Verhältnis von lokaler und überregionaler, nicht-literarischer und publizistischer Öffentlichkeit. In der überregionalen Organisation der Gesellen liegt eine qualitative Differenz im Vergleich zu den vorhergehenden Jahrhunderten, und zwar insbesondere im Hinblick auf

37 Anonymus, *Defension über die jüngst hin publicirte Facti Species, ut intus*, Stadtarchiv Augsburg, Handwerkerakten K 330, Fasc. 1/01.

38 Ebd., Bl. 1.

39 Ebd., Bl. 2.

40 Ebd., Bl. 3.

41 Ebd., Bl. 7.

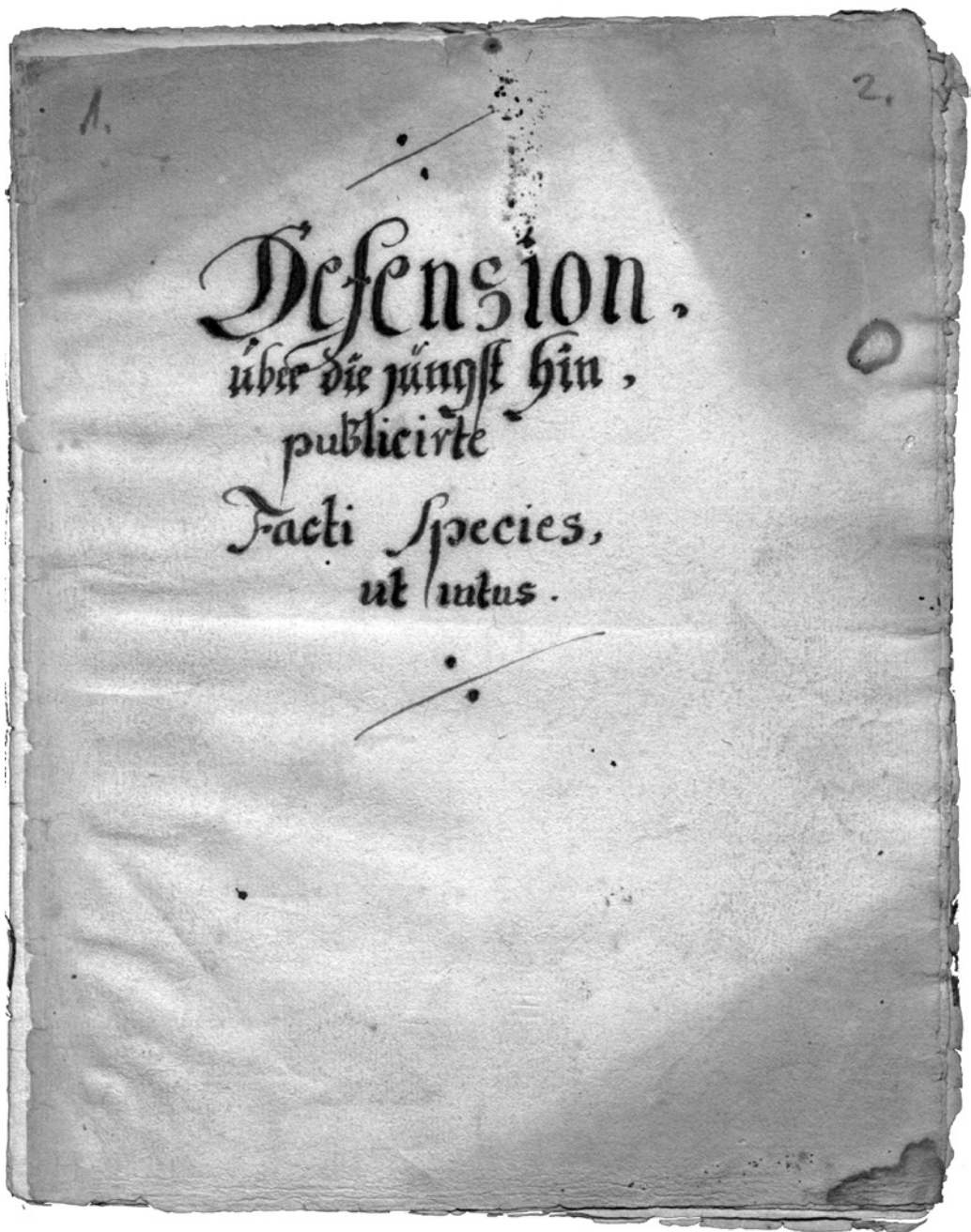


Abb. 5: Titel der *Defension über die jüngst hin publicirte Facti Species, ut intus*. Aus dem Stadtarchiv Augsburg.

die Organisation von Solidarität, die im Zentrum des Konflikts steht: Von dieser Solidarität der Gesellschaftern untereinander, die sich in den Laufbriefen als ›Mit=Brüder‹ adressieren, ging für die Obrigkeiten offenbar die hauptsächliche Gefahr aus. Mit dem Verweis auf die Solidarität verteidigten die Gesellen auch das sogenannte ›Beuteln‹ als Mittel der Disziplinierung, ein rituelles Verprügeln, ein »ziehen / schütlen / stossen / herumdrehen und werffen«, worin sich, wie die *Facti Species* darlegen, die »unmenschliche Art«, die Gewaltverfallenheit der Gesellen zeige.⁴² Dass »dadurch noch keiner ist um daß leben kommen, sondern Vilmehr brave leuth worden«, betonen hingegen die Gesellen in ihrer *Defension*.⁴³ Als Gebeutelte können Streikbrecher in die Gemeinschaft der Streikenden zurückkehren. Als gewalttätig und brutal schildern die Gesellen vielmehr das Vorgehen des Rats: die Verhaftung ihrer Altgesellen, die in das »übelste Gefängnus gesteckt worden« seien, während man den Rest der Gesellen in ihrer Herberge umzingeln ließ, »ohne daß ihnen Wasser noch Brod zugelassen worden / so daß welche ihren eigenen Urin trincken musten«. ⁴⁴ Darin jedoch zeige sich nur »die ertz-unverschämte Boßheit der ausgetretenen Schuh-Knechten«, so wiederum die kommentierende Marginalie zu einem der Laufbriefe in der Publikation.⁴⁵ Es ist die Möglichkeit der Solidarität, die sich hier am öffentlichen Gewaltmonopol bricht.

In den *Facti Species* kehrt auch der Pöbel auf die Bühne der Auseinandersetzung zurück, und zwar an der Schnittstelle von Gewaltmonopolisierung, Solidaritätsproblematik und städtischer Öffentlichkeit. So rechtfertigt sich der Augsburger Rat dafür, dass man gleich zu Beginn des Konflikts nur die Altgesellen verhaftet hat und

die übrige in grosser Anzahl von mehr dann 100. Schuh=Knechten auf den Herbergen selbstn eingesperrter verwachen lassen / weilen nemlich die Obrigkeit allem Unglück / so sich bey gefangen=nehmung einer so grossen Anzahl der Purschen zwischen ihnen und der *Soldatesca*, oder auch bey der Hinwegführung unter dem Pövel leichtlich hätte begeben können, vorbeigen wollen.⁴⁶

Wieder tritt der »Pövel« in dritter Person und auch als dritte Partei auf. Natürlich kann mit ihm hier auch die Pöbelhaftigkeit der Gesellen asso-

42 Anonymus, *Facti Species*, B^v.

43 Anonymus, *Defension*, Bl. 6.

44 Anonymus, *Facti Species*, D^f (Num. V).

45 Ebd.

46 Anonymus, *Facti Species*, A ij^v.

ziiert werden, doch der »Pövel« beinhaltet eben mehr als die »Purschen« selbst, er bezeichnet die Gefahr der Entgrenzung des Widerstands und markiert damit eine potentielle Beschränkung der Autorität, eine Begrenzung der exekutiven Gewalt der »*Soldatesca*«. Das mit dem »Pövel« drohende »Unglück« wäre die Solidarisierung zwischen den Gesellen und dem Rest der städtischen Bevölkerung.⁴⁷ In der öffentlichen Denunziation dieser Solidarität als »Pövel« fallen die verschiedenen Formen der Öffentlichkeit schroff auseinander: hier die städtische Öffentlichkeit als Ort des Politischen, dort die publizistische Öffentlichkeit als Schauplatz der polizeilichen Regulation des Streits.⁴⁸

Die Herstellung der Ruhe

Der Streik der Augsburger Schuhmachergesellen war ein Höhepunkt der frühen Gesellenbewegung und zugleich ein Einschnitt in der Geschichte des Arbeitsrechts, da er auf Reichsebene die Initiativen zur Vereinheitlichung und Beschränkung der Rechte von Zünften und Gesellen wiederbelebte. Nach dem ersten Patent vom September 1726 erließ Karl IV. 1728 ein weiteres Patent, das den Ausstand der Schuhmachergesellen, in dem es »eine fast gewaltthätige Art« erkennt, noch einmal scharf verurteilt.⁴⁹ Die Formulie-

47 Die Frage der Solidarität stand auch im Zentrum der letzten Episode des Konflikts Ostern 1727, der Verkleidung einiger Schuhmachergesellen als Fechter, womit sie offenbar an den Altgesellen Schröder erinnerten, der mittlerweile in Nürnberg verhaftet worden war, mehrere Monate zunächst in Nürnberg, dann in Augsburg in Festungshaft lag, bis man ihn auf Wirken des Magdeburger Handwerks hin frei ließ und zurück in die Heimat schickte. Die Gesellen, die mit ihrer Arbeit in Augsburg den Boykott brachen, wollten also ihre Solidarität mit dem Streik und den Gesellenbruderschaften demonstrieren, was ihnen aber einige Tage Festungshaft einbrachte. Vgl. Clasen, *Freiheit und Gerechtigkeit*, 138–144, 150. Noch beim Hamburger »Generalstreik« 1791 wurde das Festverhalten für Streikaktivitäten nutzbar gemacht, vgl. Grieflinger, *Das symbolische Kapital der Ehre*, 174, 115–120. Kanonisch zum Verhältnis von Karneval und politischem Protest ist Emmanuel Le Roy Ladurie, *Karneval in Romans. Eine Revolte und ihr blutiges Ende 1579–1580*, übers. von Charlotte Roland, München 1989.

48 In der Gegenüberstellung von Politik und Polizei, die ich in diesem Kapitel gelegentlich aufgreife, folge ich Jacques Rancière, *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*, übers. von Richard Steurer, Frankfurt a. M. 2002. Anders als Rancière verstehe ich den Streik jedoch nicht als Modell des Streits. Vielmehr versuche ich, die Ersetzung des Streiks und ähnlicher Formen des politischen Protests durch die publizistische Kultur des Streits und der Kritik nachzuweisen.

49 Anonymus, *Kayserliches Patent über den Aufstand der Schuhknechte Augsburg 1726 und die Herstellung der Ruhe, nebst Specification der in Augsburg aufgestandenen und nach Friedberg ausgetretenen Schuhknechte mit Namen und Herkunft*, Wien 1728, Bl. 1.

rung ist symptomatisch, denn die besondere Gewalt eines Streiks liegt ja gerade in seiner Gewaltlosigkeit, in der Eröffnung eines politischen Streits entweder um Lohn oder um grundlegendere politische Fragen.⁵⁰ Auch dieses Patent nimmt nicht alleine am Ausstand der Gesellen Anstoß, sondern an der von diesem für das ganze Reich ausgehenden Gefahr der Solidarisierung anderer Gesellenbruderschaften. Deshalb müssten alle Aufständischen »vor Handwercks=unfähig, untüchtig, und unehrlich erklärt, ihre Namen allerorthen öffentlich angeschlagen, und so lange bis sie mit oft benannten *Magistrat* zu Augsburg wieder ausgesöhnet, überall im Röm. Reich aufgetrieben, ja nach Gestalt der Sache, als offenbahre, widerspenstige und vermessene Störer der allgemeinen Ruhe mit Leib= und Lebens=Strafe belegt werden.«⁵¹ Die Drohung ist paradox: Die Lebens-, d. h. die Todesstrafe, stellt eine völlig neue Dimension im Umgang mit Arbeitsniederlegungen dar und qualifiziert die Augsburger Schuhknechte als politische Aufwiegler. In ihr wird nun zu geltendem Recht, was vorher nur wütende poetische Drohung des Spottgedichts war. Andererseits stellt das Patent noch immer eine Aussöhnung mit der Stadt Augsburg in Aussicht und versucht, die Gesellen zur Rückkehr zu bewegen. Die Hilfslosigkeit des kaiserlichen Patents zeigt sich jedoch gerade darin, dass es immer noch an die zünftische Semantik appelliert oder diese als Plattform der politischen Auseinandersetzung begreift.⁵² So muss es den einzelnen Territorien und Städten letztlich freie Hand lassen, wie sie mit dem anhaltenden Problem der Gesellenverbindungen verfahren: Es sei jedenfalls alles zu tun, was zur »Herstellung der allgemeinen Ruhe gereichen thut«. Eine besondere Bedrohung erwähnt das neue Patent aber noch, nämlich die mögliche Solidarität zwischen Meistern und Gesellen, weshalb es beschließt, seine Drohung »auf die Sämtliche Schuhmacher=Meistere im gantzen Röm. Reich [...] zu *extendieren*«, sollten diese Augsburger Schuhmachergesellen anstellen.⁵³ Die anschließende *Specification* enthält noch einmal die mittlerweile 136 Namen der Flüchtigen.

50 Vgl. zum Exodus als Figur der politischen Philosophie auch Paul Virno, *Exodus*, hg. u. übers. von Klaus Neundlinger/Geral Raunig, Wien 2010.

51 Anonymus, *Kayserliches Patent*, Bl. 2 f.

52 Indem es die Aufständischen für unehrlich erklärt, sollen sich jene Befürchtungen erfüllen, die sie zum Streiken überhaupt erst veranlasst haben: nämlich künftig für unehrlich und unpassierlich zu gelten, wenn sie sich vom Augsburger Rat derart demontieren lassen. Auch durch ihre Bezeichnung als »Störer« verwendet der Text eine handwerkliche Semantik. Tatsächlich profitierten von der Krise des Augsburger Schuhmachergewerbes in erster Linie die Pfscher außerhalb der Stadt. Einige Meister lieferten sich mit ihnen noch 1728 Prügeleien. Die Funktionsweise der Zunft war im Augsburger Schuhmachergewerbe offenbar zerstört, vgl. Clasen, *Freiheit und Gerechtigkeit*, 152; Griesinger, *Das symbolische Kapital der Ehre*, 176.

53 Anonymus, *Kayserliches Patent*, Bl. 3 f.

Aufbauend auf diesem Patent mündete der Streik der Augsburger Schuhmachergesellen schließlich in einen der letzten großen Gesetzestexte des Reichs, die Reichshandwerksordnung von 1731. Dabei griff diese auf einen Entwurf von 1672 zurück, die Ereignisse der 1720er Jahre haben der schließlich verabschiedeten Verordnung dann aber eine Schärfe verliehen, die ihn mehr zur Kampfansage als zum respektierten Gesetzestext gemacht haben.⁵⁴ Zwar besteht auch in dieser noch eine gewisse Ambivalenz zwischen Anerkennung und Einschränkung der zünftischen Rechte fort. Erstmals erkennbar ist jedoch bereits der Wille zu ihrer gänzlichen Auflösung. Besonders berühmt wurde der Beschluss für die Abschaffung des blauen Montags, also des Brauchs, dass die Gesellen sich »gemeinlich des Montags [...] der Arbeit eigenmächtig entziehen«. Er beinhaltet aber auch Maßnahmen zur Eindämmung der Forderungen von »übermäßige[m] Lohn«. Für Streiks drohte nun tatsächlich die Todesstrafe.⁵⁵ Weil die Reichshandwerksordnung von 1731 damit mehr nach Straf-, als nach Handwerksrecht klang, konnte sie innerhalb der Zünfte und Bruderschaften kaum mit Anerkennung rechnen. Die Bekanntmachung des Beschlusses wurde von den Zünften folgerichtig hintertrieben. In seiner ausführlichen Erörterung über die Gründe für die Wirkungslosigkeit des Gesetzes bemerkte Jacob Gottlieb Sieber 1771, es sei eben »nur in Absicht der Missbräuche, nicht aber der alten Innungs=Briefe und Willkühr ein änderndes und verbesserndes Gesetz«, worin er den zehnten und letzten Grund seines bedauerlichen Scheiterns erkannte.⁵⁶ Alle anderen Gründe – die unzureichende Bekanntmachung des Gesetzes, die Privilegien der Zünfte, die zu

54 Nachdem ein Aufstand der Tuchmachergesellen im polnischen Lissa 1723 die Territorialfürsten in Preußen und Sachsen zum Umdenken bewegen hatte, setzten unmittelbar nach den Augsburger Ereignissen und dem Hilfesuch des Augsburger Rats Beratungen ein, die das Gesetzesvorhaben nun endlich in die Tat umsetzen sollten, erweitert um einige wichtige Ergänzungen. Vgl. hierzu ausführlich Kristina Winzen, *Handwerk – Städte – Reich. Die städtische Kurie des Immerwährenden Reichstags und die Anfänge der Reichshandwerksordnung*, Stuttgart 2002, insbes. 177–185.

55 Vgl. die sächsische Publikation des kaiserlichen Beschlusses: Anonymus, *Von Gottes Gnaden Wir Ernst Friedrich, Hertzog zu Sachsen [...]*, Hildburghausen 1732, 20, 29, 14f. Die Gesellen orientierten sich immer noch an den alten Lehren des gerechten Lohns und bezogen sich dabei auf ihre Lebenshaltungskosten. Zu Lohnkonflikten vgl. Reith, *Lohn und Leistung*, 373–385. Immerhin 541 Streiks sind im Reichsgebiet im Laufe des 18. Jahrhunderts dokumentiert, vgl. Andreas Griefsinger/Reinhold Reith/Petra Eggers, *Streikbewegungen deutscher Handwerksgelesen im 18. Jahrhundert. Materialien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des städtischen Handwerks 1700–1806*, Göttingen 1992.

56 Jacob Gottlieb Sieber, *Abhandlung von den Schwierigkeiten in den Reichsstädten das Reichsgesetz v. 16. Aug. 1731 wegen der Mißbräuche bey den Zünften zu vollziehen*, Goslar/Leipzig 1771, IV, 219 ff.

geringe Macht der Obrigkeit etc. – fallen eigentlich zusammen: Das politische Gewicht der Zünfte war nach wie vor zu groß. Doch der Beschluss von 1731 stellt bereits in der Frühphase der Aufklärung die Existenz der Zünfte grundlegend infrage. Seitdem und bis zur Einführung der Gewerbefreiheit (Preußen 1810, Bayern 1813) wurde die Abschaffung der Zünfte von einem breiten Schrifttum über ihre Schädlichkeit vorbereitet.

In einer prägnanten Formulierung sortiert sich dabei auch das Verhältnis von *publicum* und *privatum* neu: Die grundsätzliche Delegitimierung der Zünfte zeigt sich zunächst darin, dass die Reichshandwerksordnung den Ausschluss von Unehrlichen mit Ausnahme der Schinder untersagt. Zudem solle kein »Meister oder Gesell« wagen, einen anderen, »es seye mündlich, es seye schriftlich, zu schelten, zu schimpfen, und zu schmähen«. Das Infamie-Thema ist entscheidend, denn damit untersagt der Beschluss jede autonome Regelung von Konflikten. Nicht in einem Überangebot von Gesellen oder in der mangelnden Flexibilität der Zünfte, also in ihrer ökonomischen Funktionsweise erkennt der Beschluss das eigentliche Problem, sondern in ihrer politischen Unabhängigkeit, im gegenseitigen eigenständigen »Richten«, »Schänden und Schmähen« der Handwerker. Und so droht er bereits, »damit das Publicum durch dergleichen freventliche Privat-Händel in Zukunft nicht ferner gehemmet und belästiget werde alle Zünfte insgesamt und überhaupt völlig aufzuheben und abzuschaffen«. ⁵⁷ Aber welches Publikum ist hier gemeint? Arbeitskämpfe sind für das Gesetz jedenfalls Privatsache. Die Augsburger Gesellen hatten die Semantik von *publicum* und *privatum* auf ihre Weise gedeutet: Nicht ihre angeblich egoistische Rebellion gefährde den Frieden des Gemeinwesens, die Streikenden sehen sich vielmehr als das Opfer anderer Eigeninteressen. Der ganze Konflikt sei von einigen Schuhmachermeistern losgetreten worden, die »nicht auf eines gantzen handtwerks, sondern Villmehr auf ihr eigenes Interesse sehen« und deshalb den Rat zu dem harten Vorgehen gegen die Gesellen veranlasst hätten. ⁵⁸ Auffallend ist auch die Verwendung des Attributs »öffentlich« durch das *Kayserliche Patent*: Ihm ist das »öffentliche rottiren« ein Ärgernis, »öffentlicher Unruhe« will es entgegenwirken. Positiv tritt die Öffentlichkeit nur dort in Erscheinung, wo die Namen der Aufständischen »öffentlich angeschlagen« werden oder wo man das Kaiserliche Patent »öffentlich *affigiren* lassen« soll. Die »Herstellung der allgemeinen Ruhe« (s. o.) stellt also eine

57 Anonymus, *Von Gottes Gnaden Wir*, 13 f., 28 f. Die klassische Geschichtsschreibung etwa von Stürmer, der zum 18. Jahrhundert zwar reichlich Material zusammenführt, aber die Rhetorik dieses Materials in weiten Teilen übernimmt, reproduziert das Stereotyp der mangelnden Flexibilität der Zünfte. Vgl. Stürmer, *Herbst*, 30 f.

58 Anonymus, *Defension*, Bl. 3. Vgl. auch Clasen, *Freiheit und Gerechtigkeit*, 76 f.

sehr einseitige Auslegung von Öffentlichkeit dar, die ganz und gar nicht an jene lärmende Streitkultur erinnert, mit der die Aufklärung gemeinhin assoziiert wird. Der Beschluss von 1731 schließt daran an, wenn er betont, dass »diese erneuerte und verbesserte Reichs-Ordnungen nicht allein denen Handwerks-Meistern und Gesellen publiciret und jährlich vorgelesen, sondern auch auf einer jeden Zunft-Stube, oder so genannten Herbergen, damit sie jedermann lesen könne, öffentlich angeschlagen« werden muss.⁵⁹

Indem der Beschluss von 1731 die Streitigkeiten um Lohn, korporative Organisation oder soziale Fürsorge als »Privat-Händel« verunglimpft, wird die traditionelle Semantik auf den Kopf gestellt: Ausgehend von dieser Inversion können sich im Publikum die Erfordernisse der staatlich bzw. fürstlich geförderten, überregionalen Marktwirtschaft verklausulieren, während die Zünfte als Hemmnis des Handels dargestellt werden. Im Publikum treffen sich also schon in der Frühzeit der Aufklärung eine literarisch-publizistische, eine politische und eine ökonomische Semantik. Die publizistische Öffentlichkeit verdrängt dabei eine Öffentlichkeit der Interaktion und Organisation von Solidarität, die sich nicht einfach überlebt hat, sondern bekämpft wird. Die einsetzende Aufklärung erscheint aus dieser Perspektive nicht ausschließlich, aber eben auch als publizistisch organisiertes Regime zur Verdrängung von kommunalen Öffentlichkeiten und alternativen ökonomischen Handlungsspielräumen zugunsten gelehrtegebildeter Kommunikationsordnungen, die weniger für als gegen jene soziale Vernetzung und Politisierung der Öffentlichkeit arbeiteten, welche die Gesellen durch Briefe und Streiks zu schaffen suchten. Hinzu kommt, wie im Folgenden zu zeigen ist, dass die von der Aufklärung zunehmend erkämpfte Freiheit der Meinung sich ohnehin als Freiheit der Publikation einiger weniger verstand, nicht jedenfalls als Freiheit derer, die im 18. Jahrhundert noch immer als Pöbel beschimpft wurden, mit besonderer Vorliebe von Dichtern und Literaten.

Die Regierung der Einbildungskraft: Bodmer und Breitinger

Der Streik der Augsburger Schuhmachergesellen gehört medienhistorisch noch einer Ordnung an, die Rudolf Schlögl als integrierte Öffentlichkeit der frühneuzeitlichen Stadt bezeichnet hat. Wenngleich performative Ereignisse wie Reichstage, Ständeversammlungen, Aufläufe und Ausstände für diese Öffentlichkeit entscheidend waren, spielten auch Drucksachen für

59 Anonymus, *Von Gottes Gnaden Wir*, 29.

sie eine wichtige Rolle. Flugblätter, Flugschriften, veröffentlichte Dekrete und andere Publikationsformen waren darin allerdings selbst Element von typischerweise polemogenen, agonalen Auseinandersetzungen. Die poetische Schmähschrift war dabei seit dem Spätmittelalter gerade auch als Instrument höfischer Politik verbreitet: im Kampf um die öffentliche Meinung beim gemeinen Mann.⁶⁰ Relativ unabhängig hiervon entwickelte sich im Rahmen territorialer Staatlichkeit eine das politische Geschehen reflektierende, berichtende und beobachtende Form von Öffentlichkeit, deren zentrales Medium die Zeitung war. Dabei ist auffallend, dass »vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum Belege für eine Interferenz zwischen diesen beiden Formen der Öffentlichkeit zu finden sind.«⁶¹ Daher fehlt es auch an Material, um eine wichtige Frage zu beantworten: Ob es nämlich ausreicht, die letztlich nicht politischen, sondern ökonomischen Interessen folgende Organisation jener publizistischen Öffentlichkeit als Element der Ausdifferenzierung von Gesellschaft zu beschreiben und ob sie nicht selbst als Partei in einem gesellschaftlichen Konflikt zu fassen wäre; ob also das Nebeneinander zweier Öffentlichkeiten nicht doch auch als Gegeneinander zu deuten ist. Die publizistische Öffentlichkeit der Gelehrten entzieht sich dem politischen Agon, um die Struktur der Gesellschaft auf umso gründlichere Art umzugestalten. Die *Facti Species* jedenfalls geben sich selbst als Chronik der Gegenwart und rein dokumentierende Darstellung, sie sind eine Übergangsform zwischen jener städtischen Streitkultur in Druckform und einer reflexiven publizistischen Öffentlichkeit mit überregionaler Reichweite. Und sie haben offensichtlich ein Interesse an der möglichst großen Beobachtbarkeit des Konflikts. Die angebliche Neutralität der *Facti Species* ist es hingegen, die von den Gesellen in Zweifel gezogen wird.

In Anbetracht der gegenseitigen Isolation jener beiden Öffentlichkeiten wundert es kaum, dass die poetischen Reformprogramme der Frühaufklärung sich jeglicher Kommentierung des politischen Tagesgeschehens enthalten. Von Pöbel, Handwerkern und auch vom Streik können sie trotzdem nicht schweigen. Vermittelt durch Gleichnisse und Bilder sowie im fundamentalen Umbau der poetologischen Semantik selbst wird die Transformation des Sozialen sichtbar. 1727, ein Jahr nach dem Austritt der Augsburger Schuhknechte, der im ganzen Reich Aufsehen erregte, legen Johann Jakob Bodmer (1698–1783) und Johann Jakob Breitinger (1701–1776) mit *Von dem*

60 Vgl. Martin Bauer, ›Die Gemain Sag: im späteren Mittelalter. Studien zu einem Faktor mittelalterlicher Öffentlichkeit und seinem historischen Auskunfts Wert, Diss. Erlangen 1981.

61 Zu einer systematischen Darstellung der Frühen Neuzeit als einer Gesellschaft von Anwesenden vgl. Schlögl, *Anwesende und Abwesende*, hier: 311–347.

Einfluß und Gebrauche der Einbildungs=Krafft ihre erste programmatische Schrift vor und verleihen dabei einem Schlüsselbegriff nicht nur der Ästhetik, sondern auch der Anthropologie der Aufklärung in deutscher Sprache erstmals schärfere Konturen. Später, in seiner *Critischen Dichtkunst* (1740), rekurriert Breitinger zur Veranschaulichung der Kompetenzen der Dichtkunst und der von ihr mobilisierten Einbildungskraft dann auf die Sezession der Plebejer in der römischen Republik:

Wir haben ein berühmtes Beyspiel der Kraft dieser Lehrart an der Fabel des Menenius Agrippa von der Empörung der Glieder wider den Magen, wodurch er den Aufstand des Römischen Pöbels, der aus Verbitterung gegen den Rath auf den heiligen Berg gewichen war, schneller und glücklicher gestillet hat, als hundert logicalische Beweise gethan hätten. (CD, 9)

Breitinger ruft die erste Sezession der Plebejer (494 v.Chr.) in der Version des römischen Historikers Titus Livius in Erinnerung. Diese Sezession kann als Archetypus des Streiks gelten. Nach der Darstellung von Titus Livius haben sich die Plebejer durch die Fabel des Menenius Agrippa (540–493 v. Chr.) und das Bild des organischen Ganzen der Republik, in der jedes Glied seine Funktion auszuüben habe, überzeugen lassen, in die Stadt zurückzukehren. Diese Version ist inzwischen als Legende erkannt worden, tatsächlich konnten die Patrizier den Streik der Plebejer nur durch Zugeständnisse konkreter politischer Teilhabe zu einem Ende bringen. Für Breitinger jedoch ist nicht nur die Wahrheit der Livius-Historie zweifelsfrei, sondern allen voran die Wahrheit der Fabel von Agrippa. Die Wahrheit der Fabel sei so offenkundig, dass sie auch »von den rohesten Gemüthern erkannt« (CD, 9) worden sei. Er trifft sich in dieser Metaphorik mit Bodmer, der zu Breitingers *Critischer Dichtkunst* die Vorrede beigesteuert hatte: »Was die Glieder des Leibes und die unteren Kräfte der menschlichen Seele sind, das ist der Pöbel in der menschlichen Gesellschaft.«⁶²

Das Gleichnis, das bereits in der Berichterstattung über den englischen Bürgerkrieg beliebt war, lebte auch in den ersten Moralischen Wochenschriften wieder auf, sowohl im *Spectator* (1711–1712) als auch im *Hamburger Patriot* (1724–26), allerdings oftmals ohne seine historische Rahmung und politische Funktionalisierung.⁶³ Im Licht des Gleichnisses vom Streit

62 Johann Jacob Bodmer, *Neue Critische Briefe über ganz verschiedene Sachen von verschiedenen Verfassern. Neue Auflage*, Zürich 1763, 77. Brief, 528.

63 Die Moralischen Wochenschriften haben überhaupt, wie Wolfgang Martens schreibt, das »Übel des Monopols der Zünfte, die verhängnisvollen Folgen der Unterbindung des freien Wettbewerbs«, angeklagt, während sie zur Disziplinierung der Jugend Kinderarbeit in den

der Glieder mit dem Magen lässt sich nachvollziehen, warum Breitinger und Bodmer die Einbildungskraft bereits 1727 als Instrument der Regierung konzipieren:

Es ist nun unstreitig / daß einem jeden Verfasser / der mit seiner Wolredendheit belustigen und die Regungen eines gescheuten Lesers nach seinem Belieben regieren will; (denn die Rede ist hier nicht von solchen / welche in einer systematischen Ordnung Lehr=Bücher zum blossen Unterrichte verfertigen) bevorab aber allen poeten / so sich über den gemeinen Pöbel der Meister=Sänger empor heben wollen / eine gute und reiche Einbildungs=Krafft vor allen Dingen nöthig ist.⁶⁴

Als Wirkung der Dichtkunst wird also das »regieren« des Publikums avisiert. Diese Regierung soll sich in Abgrenzung zur Rhetorik nicht primär über den Schulunterricht, sondern vermittels des Buchmarkts vollziehen. Erstaunlich ist aber vor allem, dass dieses Projekt von dem »gemeinen Pöbel der Meister=Sänger« als seinem Feind noch immer nicht hat ablassen können. Auch Bodmer identifiziert Hans Sachs und den Meistergesang des Öfteren mit dem »Pöbel«, diffamiert seine Sprache als »todt« und grenzt ihn gegenüber dem von ihm geschätzten hochmittelalterlichen Minnesang ab.⁶⁵ Diese Feindschaft lässt sich nicht nur sozial-, sondern auch medienhistorisch begründen. Die Einbildungskraft ist für Bodmer und Breitinger jene »Krafft der Seelen«, die »abwesende Dinge uns gegenwärtig machen«⁶⁶ kann, und gibt sich so als etwas zu erkennen, dass ihre konstitutive Funktion erst in einer publizistisch organisierten Gesellschaft von Abwesenden übernehmen kann. Sie ist das Medium, in dem sich schreibende und lesende Teile der Gesellschaft aufeinander beziehen, nicht aber Medium der politischen Versammlung. Entsprechend wird der Gelehrte zum Modell

Fabriken propagierten. Martens, *Botschaft der Tugend*, 393, 395. Zum Agrippa-Gleichnis vgl. *Der Patriot*, Bd. II, Nr. 84, 259–265; sowie Bd. III, Nr. 147, 343–344. Dazu auch Dietmar Peil, *Der Streit der Glieder mit dem Magen. Studien zur Überlieferungs- und Deutungsgeschichte der Fabel des Menenius Agrippa von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. u. a. 1985, 106 f. Vgl. auch den Art. »Plebs«, in: Zedler, *Universal-Lexicon*, Bd. 28, Sp. 790–792; außerdem Albrecht Koschorke/Susanne Lüdemann/Ethel Mathala de Mazza/Thomas Frank, *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt a. M. 2007, 15–21.

64 I. B., I. B., *Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungs=Krafft [...]*, Leipzig/Frankfurt 1727, 7f.

65 Vgl. Albert M. Debrunner, *Das güldene schwäbische Alter. Johann Jakob Bodmer und das Mittelalter als Vorbildzeit im 18. Jahrhundert*, Würzburg 1996, 125.

66 I. B., I. B., *Einbildungs=Krafft [...]*, 5, 10.

des menschlichen Lebens: »Die Welt ist eine Academie / und der Mensch ein Schüler [...].«⁶⁷

Umso erstaunlicher ist es, dass Breitinger gleich im ersten Kapitel seiner *Critischen Dichtkunst* den »größte[n] Haufen der Menschheit« (CD, 5) als Publikum der Dichtkunst setzt. Er folgt dabei der Prämisse, dass der Mensch sich für das Fremde und Neue fasziniert, und empfiehlt unter anderem deshalb das Wunderbare als Vermittlungsform. Damit unterscheiden sich die Schweizer bekanntlich vom rationalistischen Rigorismus Johann Christoph Gottscheds und gelten in dieser Hinsicht als frühe Wegbereiter der Romantik.⁶⁸ Diese Gegenüberstellung trägt jedoch nicht allzu weit. Die Verteidigung des Wunderbaren leitet sich bei Bodmer und Breitinger unmittelbar aus der Orientierung am größten Haufen ab, dem die Fähigkeit zur rationalen Erkenntnis abgesprochen wird:

Alleine da der größte Haufen der Menschen zu den abgezogenen Untersuchungen des reinen Verstandes nicht aufgeleget, und derjenigen feinen Lust, welche die tiefe Einsicht der Wahrheit mit sich führet, nicht fähig ist, sondern alleine von den Sinnen geleitet wird [...]. (CD, 5)

Beim »größten Haufen der Menschen« handelt es sich, wie man der Vorrede entnehmen kann, um den »gemeinen Haufen der Leser« (CD, Vorrede, 2^r). Die Wahrheit allerdings ist für Breitinger etwas, das verschiedene Formen annehmen und für verschiedene Geschmäcker aufbereitet werden kann. Nur so lässt sich von den »Weltweisen« fordern, die »Wahrheit [...] nach dem Geschmacke der mehrern zubereiten, auf daß sie allgemein werde« (CD, 6). Da eine relativ verlustfreie Übersetzung der Wahrheit oder Weisheit für ihn prinzipiell möglich ist, bestimmt er »die Rede- und die Dicht-Kunst« als »Dollmetscherinnen der Weisheit« (CD, 8), sodass man sie »unter die *Artes populares*, das ist diejenigen Künste zehlet, welche ihre Absichten auf den gemeinen Haufen gerichtet haben, weil durch ihren

67 I. B., I. B., *Einbildungs=Krafft*, 1.

68 Zum Literaturstreit zwischen Gottsched und den Schweizern vgl. Alexander Nebrig, »Der Deutsche Dichterkrieg und die agonale Selbstreflexion der Literaturkritik im Jahr 1741«, in: Kai Bremer/Carlos Spoerhase (Hg.), *Gelehrte Polemik: Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700* (Zeitsprünge, Forschungen zur Frühen Neuzeit, Bd. 15, 2/3), Frankfurt a. M. 2011, 158–176; Detlef Döring, »Der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Neue Untersuchungen zu einem alten Thema«, in: Anett Lütteken/Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.), *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Göttingen 2009, 60–105; sowie Hans Otto Horch/Georg-Michael Schulz, *Das Wunderbare und die Poetik der Frühaufklärung. Gottsched und die Schweizer*, Darmstadt 1988.

Dienst Tugend und Wahrheit allgemein gemacht werden« (CD, 9). Durch »Figuren, Bilder, Gleichnisse, Parabeln« kommt die Poesie »der Schwachheit der menschlichen Natur weißlich und güthig zu Hülffe« (CD, 10).⁶⁹ Für Breitinger und seine Poetik des Wunderbaren dient Literatur also nach wie vor der Indoktrination, und zwar der Übertragung einer bereits bestehenden Wahrheit auf einen größeren politischen Körper. Die Wahrheit versucht, »sich der Herzen durch einen neuen Weg mittels einer unschuldigen List zu bemächtigen« (CD, 6), und diese List trägt den Namen der Dichtung.

Dass die Poetik der Schweizer politisch alles andere als unvoreingenommen ist,⁷⁰ könnte im Detail in der patriotischen Dramenproduktion Bodmers nachvollzogen werden, die in ihrer Anrufung eines natürlichen Menschen letztlich einen republikanisch gekleideten Gehorsam einübt.⁷¹ In alter tragischer Tradition kontrastieren Bodmers Dramen die Unreife des Volks mit den heroischen Tugenden idealer Herrscher.⁷² Gestützt wird Bodmers republikanischer Konservatismus im Züricher Kontext

69 Vgl. zum Thema der Einbildungskraft und ihrer Einbindung in die schöpfungstheologisch fundierte, energetische Wirkungspoetik der Schweizer auch Carsten Zelle, »Vernünftige Gedanken von der Beredsamkeit« – Bodmers und Breitingers ästhetische Schriften und Literaturkritik«, in: Anett Lütteken/Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.), *Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Göttingen 2009, 25–42. Das Thema der Übersetzung bestimmt auch die bei Breitinger schon im Titel des Buches aufgerufene Leitmetaphorik, nämlich den Vergleich von Poesie und Malerei im Rahmen der Horazischen *Ut-pictura-poesis*-Formel: »Die beyden Künste des Mahlers und des Poeten sind einander sehr nahe verwandt, und gleichsam verschwistert« (CD, 13 f.). War die Dichtkunst bei Harsdörffer noch Schwester der Rhetorik, so impliziert die neue Verschwisterung mit der Malerei eine Umorientierung von der vernünftigen Argumentation zur sinnlichen Aktivierung. Vgl. auch Johann Jakob Bodmer, *Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie* [...], Zürich 1740, 40.

70 Zum politischen Kalkül der »Herren-Poetik« des Wunderbaren vgl. Reinhart Meyer, »Restaurative Innovation. Theologische Tradition und poetische Freiheit in der Poetik Bodmers und Breitingers«, in: Christa Bürger/Peter Bürger/Jochen Schulte-Sasse (Hg.), *Aufklärung und literarische Öffentlichkeit*, Frankfurt a. M. 1980, 39–83, hier: 72; im Anschluss an Meyer auch Stöckmann, *Vor der Literatur*, 340–363; sowie Eric Achermann, »Was Wunder? Gottscheds Modaltheorie von Fiktion«, in: ders. (Hg.), *Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Philosophie, Poetik und Wissenschaft*, Berlin 2014, 147–182, hier: 154. Zum Republikanismus in Zürich vgl. auch Barbara Weimann, *Eine andere Bürgergesellschaft: Klassischer Republikanismus und Kommunismus im Kanton Zürich im späten 18. und 19. Jahrhundert*, Göttingen 2002.

71 Vgl. dazu Thomas Maissen, »Mit katonischem Fanatisme den Despotisme daniedergehauen«. Bodmers Brutus-Trauerspiele und die republikanische Tradition«, in: Lütteken/Mahlmann-Bauer (Hg.), *Bodmer und Breitinger*, 350–364, hier: 351, 363 f.

72 Vgl. Arnd Beise, »Republikanischer und historischer als unsere Kadaver von Republiken vertragen können.« Bodmers ungedruckte vaterländische Dramen«, in: Lütteken/Mahlmann-Bauer (Hg.), *Bodmer und Breitinger*, 327–349; Jesko Reiling, *Die Genese der idealen Gesellschaft. Studien zum literarischen Werk von Johann Jakob Breitinger (1698–1783)*, Berlin u. a. 2010; Simone

von einer puritanischen Kunstfeindlichkeit, die durch das Bekenntnis zur Einbildungskraft weniger gemäßigt wird, als zu erwarten wäre.⁷³ Auch die Gattungslehre der Schweizer beschränkt sich im Wesentlichen auf Lyrik und Epos, mit Miltons *Paradise Lost* (1667), das zum Gegenstand des Deutsch-Schweizer Literaturstreits wurde, als hervorragendem Beispiel. Damit schließen Bodmer und Breitinger in Zürich auch an Gotthard Heidegger an, dessen Schriften Bodmer 1732 herausgab.

Wenn die Wendung zum Wunderbaren den »Wahne des grösten Haufens der Menschen« (CD I, 137) zu ihrem Ausgangspunkt macht, dann affirmiert sie damit auch den angeblichen Geister- und Hexenglauben dieses Haufens, denn sie trifft sich mit Befürwortern und Gegnern der Hexenprozesse darin, den »rohen und unwissenden Pöbel« (CD I, 140) als Subjekt des Hexenglaubens zu setzen, wenngleich in domestizierter Form: als Leser von Hexenerzählungen. Dabei geht es jedoch nicht um die Austreibung, die Überwindung dieses Hexenglaubens, vielmehr schlägt die Poetik des Wunderbaren vor, ihn pädagogisch zu instrumentalisieren. Die theologisch versierten und poetisch verfeinerten Spezialisten der Einbildungskraft steigen damit zu hervorragenden Polizisten der Republik auf.⁷⁴ Wenn Bodmer und Breitinger mit dem Bekenntnis zur »poetischen Mählerey« als einer *ars popularis* des Wunderbaren also ein inklusives Modell von Literatur forcieren, dann alleine zum Zweck der Distribution einer schon ausgemachten Wahrheit, der Erziehung der Vielen zum Gehorsam und der Beschwichtigung aufsässiger Bevölkerungsanteile.

Mensch und Pöbel: Johann Christoph Gottsched

Die andere Seite der Reform des deutschsprachigen poetologischen Diskurses in der Frühaufklärung, gewissermaßen ihre rationalistische Vorderseite, bilden bekanntlich die umfangreichen Arbeiten Johann Christoph Gottscheds (1700–1766). Zwischen den Augsburger Streik und die Reichshandwerksordnung fällt die Erstpublikation von Gottscheds *Versuch einer*

Zurbuchen, »Aufklärung im Dienst der Republik: Bodmers radikal-politischer Patriotismus«, in: Lütteken/Mahlmann-Bauer (Hg.), *Bodmer und Breitinger*, 386–409.

73 Bodmer und Breitinger adaptieren auch die Theaterfeindlichkeit Rousseaus und erfinden die neue Gattung des Lesedramas gewissermaßen als besonders affektgereinigte Form des Schauspiels. Die in Zürich seit Anfang des 17. Jahrhunderts geschlossenen Theater werden auch nach Bodmer und Breitinger noch bis 1789 geschlossen bleiben. Vgl. Zurbuchen, »Aufklärung im Dienst der Republik«, 408.

74 Meyer, »Restaurative Innovation«, 74 ff.

Critischen Dichtkunst (1729), der den Abschluss der Epoche der Regelpoetiken bildet und zugleich bereits alle wesentlichen Begriffe der Aufklärungsästhetik bereithält. Die Publikumsorientierung der rhetorischen Tradition trifft bei Gottsched auf eine quasianthropologische Neuausrichtung aller Begriffe am Menschen. Dabei wird der Abschied von der rhetorischen Orientierung auf ein konkretes Publikum zur Voraussetzung für die Schärfung eines abstrakteren Begriffs desselben als schreibende und lesende Öffentlichkeit. Da sich rhetorische und ästhetische Semantiken bei Gottsched überlagern, lässt sich hier exemplarisch beobachten, wie sich die verschiedenen Diskursordnungen ineinander übersetzen.⁷⁵ Besondere Prominenz kommt dabei einmal mehr dem Pöbel zu.

Die grundsätzliche Bindung der *Critischen Dichtkunst* an das rhetorische Erbe zeigt sich schon darin, dass Gottsched seiner eigenen Abhandlung eine vollständige und kommentierte Übersetzung der *Ars Poetica* des Horaz voranstellt. Gleich im ersten Kapitel des Haupttextes setzt Gottsched dann jedoch einen anderen Akzent, indem der »Grund« und die »erste Quelle« der Poesie »in den Gemüthsneigungen des Menschen« (VCD I, 115) lokalisiert werden. Nicht nur hat die Poesie ihren Ursprung im Menschen, auch der Mensch hat seinen Ursprung in der Poesie, denn der Grund dieses Menschen ist bei Gottsched ein mimetischer Trieb, das Bedürfnis nach Nachahmung. Nicht nur wird in aristotelischer Tradition die Naturnachahmung zum Gebot der Poesie, sondern die Natürlichkeit der Nachahmung ist zugleich die anthropologische Basisbehauptung von Gottscheds Poetik und zeigt sich beispielhaft am Verhalten von Kindern: »Man kann aus ihnen machen, was man will. Man erziehe es unter den Bauern, es wird bäurisch denken und reden; unter den Bürgern, es wird bürgerlich urtheilen [...]« (VCD I, 178). Aus dieser Vorstellung der totalen Bild- und Gestaltbarkeit des Menschen ergibt sich in Gottscheds rationalistischer Poetik ihr berühmter Rigorismus der moralischen Erziehung. Wenn die »schlechte Auferziehung« am »üblen Geschmack des großen Haufens« Schuld trägt, dann deshalb, weil in diesem falsche Urteile »durch eine lange Gewohnheit gleichsam tief eingewurzelt« (VCD I, 191) wurden. Der Geschmack sei, so Gottsched, »durch das Naturell und die Gewohnheit gebildet«, und deshalb »muß man sich üben an guten Sachen ein Gefallen

75 Vgl. grundlegend Angelika Wetterer, *Publikumsbezug und Wahrheitsanspruch. Der Widerspruch zwischen rhetorischem Ansatz und philosophischem Anspruch bei Gottsched und den Schweizern*, Tübingen 1981; sowie Hans Peter Herrmann, *Naturnachahmung und Einbildungskraft. Zur Entwicklung der deutschen Poetik von 1670 bis 1740*, Berlin u. a. 1970; Dietmar Till, »Rhetorik der Aufklärung – Aufklärung der Rhetorik«, in: Eric Achermann (Hg.), *Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Philosophie, Poetik und Wissenschaft*, Berlin 2014, 241–250.

zu haben« (VCD I, 174). Obwohl also nichts natürlicher, nichts menschlicher ist als die Nachahmung, kann Gottsched gleichzeitig behaupten, dass ein natürliches, ungelerntes ästhetisches Genießen nicht existiert. Nur das Erlernen jener Regeln, die Gottsched für seine *Critische Dichtkunst* gesammelt hat, kann den Einzelnen zum Genießen und zum richtigen Urteil in ästhetischen Fragen führen.

Die Orientierung am Menschen bzw. an der »menschlichen Gesellschaft (VCD I, 165) schlägt sich natürlich auch in der Adresse des Publikums nieder: Dichtung versteht sich bei Gottsched als Veranstaltung »für Gelehrte und Ungelehrte« (VCD I, 221), eine Formulierung, die im 17. Jahrhundert bereits Harsdörffer verwendete. Die prinzipielle Öffnung der Dichtkunst für jeden Beliebigen war bereits durch den Übergang zur deutschen Sprache bei Opitz konzeptuell impliziert, musste von den barocken Regelpoetiken jedoch immer wieder ausgeschlossen werden. Bei Gottsched hat diese Bewegung ihren vorläufigen Höhepunkt und Abschluss gefunden. Zugleich beginnt damit die Suche nach der einen Sprache, die alle Menschen verbindet, und zum Forum dieser Suche wird der ästhetische Diskurs. Literatur soll und darf sich seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr damit zufriedengeben, ein delikates Kommunikationsspiel einiger weniger zu sein und in einem geschlossenen Kreis von Eingeweihten zu zirkulieren. In der Aufklärung wird die Formel »für Gelehrte und Ungelehrte« darum zur allgemeinen, omnipräsenten Maßgabe.⁷⁶

Bei aller prinzipiellen Gleichheit unterscheidet die Menschen bei Gottsched aber doch noch eine Menge, gerade im Bereich der Literatur: »Der Menschen Unterschied, Natur und Art«, so Gottsched in einer wütenden Fußnote zu seiner Horaz-Übersetzung, zeige sich in Deutschland an der »Menge verwegener Comödienmacher, an welchen nichts mehr zu loben ist, als daß sie das wenigste haben drucken lassen« (VCD I, 60 f.). Die Universalisierung des Publikums geht hier mit einem Bedürfnis nach Zensur und Reglementierung der Öffentlichkeit einher. Zum Symptom dieses Widerspruchs wird erneut der Pöbel, der im *Versuch einer Critischen Dichtkunst* geradezu wuchert. Wie in den barocken Poetiken, zu denen Gottscheds *Critische Dichtkunst* durchaus noch gehört, ist vom Pöbel dort die Rede, wo vom Ursprung der Dichtung, vom Charakter des Poeten, wo von der Komödie und der Satire gehandelt wird. Entscheidend ist allerdings die Parallelisierung von historischem und pädagogischem Narrativ:

⁷⁶ Nur eines von vielen Beispielen wäre das von Karl Philipp Moritz herausgegebene *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte* (1783–1793).

Man sieht es ja an kleinen Kindern, wie begierig sie nach der Erzählung ihrer Wärterinnen sind; und diesen unerfahrenen und neugierigen Creaturen waren die ältesten Völker ganz gleich. Das bezauberte nun gleichsam die sonst ungezogenen Gemüther. Die wildesten Leute verließen ihre Wälder, und liefen einem Amphion oder Orpheus nach, welche ihnen nicht nur auf ihren Leyern etwas vorspielten; sondern auch allerley Fabeln von Göttern und Helden vorsungen: nicht viel besser, als etwan itzo auf Messen und Jahrmärkten die Bänkelsänger mit ihren Liedern von Wundergeschichten, den Pöbel einzunehmen pflegen. (VCD I, 137 f.)

Wenn der Mensch das Modell der Geschichte ist und die Geschichte das Modell des Menschen, dann wundert es kaum, dass der Pöbel mit einem Kind verglichen wird. Seine bloße Existenz beweist, inwiefern die ursprüngliche Rohheit des Menschen in die Gegenwart der Zivilisation hinüberreicht. Der Pöbel ist ein aus der Geschichte übrig gebliebener Rest, ein historischer, aber auch unvergänglicher »Ueberrest des übeln Geschmacks«, der Rest eben des »Unverständigen Pöbels«, der noch in dem »gescheidtesten Volke« zurückbleibt (VCD I, 186 f.). Naturzustand und Zivilisation sind also unscharf voneinander getrennt, sodass der Pöbel wohl niemals ganz und gar Mensch sein wird. Vielmehr ist der von ihm verkörperte Zustand des Übergangs und der Überlappung auf Dauer gestellt und kennzeichnet Kultur als solche. Der Pöbel repräsentiert diese Unschärfe und die konstitutive Instabilität von Zivilisation. Eine chronische Zeit des Werdens und der Erziehung ist für Gottscheds *Critische Dichtkunst* jedoch zugleich die entscheidende Legitimationsbasis: Sie ermöglicht es ihr, die Spannung zwischen der prinzipiellen Gleichheit der Menschen nach der Natur und der Differenz ihrer sozialen Erscheinung überhaupt zu erklären und rechtfertigt im gleichen Zug ihren eigenen didaktischen Anspruch.

Gefahr droht dieser Erziehungsarbeit deshalb weniger durch die Langsamkeit der Entwicklung als durch explizite Fehlbildungen, beispielhaft bei der Entwicklung von Poeten. Gerade wenn die Begabung von Talenten nicht gefördert wird, scharfsinnige, »witzige Köpfe verrosten« und dann zu reimen beginnen, so resultieren daraus »Possenreißer, Pritschmeister, und alberne Reimenschmiede«, die »Opern, Romane, Pickelheringspossen« dichten und damit »nur den Beyfall des Pöbels« (VCD I, 153) suchen. Nicht das Fehlen von Bildung an sich, sondern die Verbildung des Menschen, die Ungebundenheit einer kreativen Kraft gebiert den Pöbel bzw. eine Kunst, die diesen zum Publikum hat. Der Pöbel ist bei Gottsched also ein innerhalb der menschlichen Gesellschaft erscheinender Defekt der Kultur, er symbolisiert das Monströse falscher Erziehung und bedroht die Gesell-

schaft durch Missgeburten.⁷⁷ Diese Missgeburten sind unnatürlich, weil in ihnen die natürliche Entwicklung der Gesellschaft misslungen ist.

Die Adjektivierung des Pöbels

Wie schon Opitz übersetzt auch Gottsched gerne »Pöbel«, wo kein Pöbel und keine semantischen Verwandten zu finden sind, wo nur von Gerüchten, von der Ehre und von jenen die Rede ist, die Kneipen besuchen oder Erbsen kaufen und Nüsse essen (vgl. VCD I, 68, 73, 76, 191). Schon in der Übersetzung der *Ars Poetica* geschieht das mehrfach, und wo Horaz tatsächlich vom Pöbel (*vulgus, plebs*) spricht und Gottsched auch angemessen übersetzt, zeigt sich, dass dieser gar kein so einseitiges Bild von ihm zeichnet.⁷⁸ Trotzdem markiert Gottsched in derselben Problemgeschichte eine neue Phase: Als Defekt, als Fehler oder Störung der Erziehung oder Entwicklung betrifft die Latenz der Fehlentwicklung zum Pöbel nun jeden Menschen gleichermaßen. Als paradigmatische Figur des Abnormen und als Synonym des verdorbenen Geschmacks tritt der Pöbel nun in allen Teilen der Gesellschaft auf. Diese Omnipräsenz zeigt sich etwa an der Rolle der Gewohnheit, die Gottsched in einer Fußnote seiner Horaz-Übersetzung kommentiert:

Gewohnheit. Freylich muß man nichts schreiben, als was üblich ist; aber nicht alles, was üblich ist, das darf man schreiben. Die Gewohnheit ist zweyerley: die eine geht bey den geschicktesten Hofleuten, den guten Scribenten und dem vernünftigsten Theile vom Adel und Bürgerstande im Schwange. Die andre herrscht bey dem Pöbel, den einfältigen Scribenten, dem ungelehrten Adel, und den affectirten Hofleuten. Jene ist die Richtschnur der Poeten, nicht aber diese. Nach dieser Regel sollten sich die pöbelhaften Versmacher richten, denen auch die niederträchtigsten Redensarten edel genug sind. (VCD I, 46)

77 Zum omnipräsenten Begriff der Missgeburt bei Gottsched vgl. Urte Helduser, *Imaginationen des Monströsen: Wissen, Literatur und Poetik der »Missgeburt« 1600–1835*, Göttingen 2016, 29–37.

78 So in den Episteln: »interdum vulgus rectum videt; erst vbi peccat / Lib. II. Ep. 1. Oft hat der Pöbel recht, und oftmals fehlt er auch.« (VCD I, 193) Darüber hinaus bezieht sich Gottsched auf die Passagen zur Rolle des Chors und zur Satire in der *Ars Poetica*. Vgl. Quintus Horatius Flaccus, *Ars Poetica / Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch*, übers. von Eckart Schäfer, Stuttgart 2008, 17–21.

Die Gewohnheit teilt die Gesellschaft entlang eines neuen Paradigmas in gute und schlechte Angewohnheiten,⁷⁹ und letztere sind mit dem Pöbel verknüpft. Dieser scheint hier zunächst das Pendant der ungeschickten Hofleute darzustellen, dann aber dreht sich die Reihenfolge im syntaktischen Parallelismus um und es zeigt sich, dass er als negatives Gegenstück zum Bürger auftritt. Ebenso, wie die bürgerliche Gesellschaft jedoch allmählich zur menschlichen überhöht wird, sammeln sich im Pöbel die negativen Effekte der bürgerlichen Erziehung: Bürger und Pöbel enthalten gleichermaßen ein Potential der Entgrenzung in ihrem Begriff.

Grammatisches Symptom dieser Entgrenzung oder Dispersion des Pöbels ins Ganze der Gesellschaft und ihrer Literatur ist seine Adjektivierung: Bei Gottsched kann wie hier nicht nur der Pöbel »pöbelhaft« sein, etwa als bloßer »Versemacher« (s. o.), sondern auch eine bestimmte »Schreibart« (VCD I, 440, II, 580), vielerlei »Verse« (VCD I, 73, FN 88), die »Reime« (VCD I, 287f.), und schließlich bereits die »Worte« (VCD I, 288) bzw. die »Sprache« (VCD II, 432) selbst. Meines Wissens ist Gottsched der erste, der diese adjektivische Form regelmäßig verwendet.⁸⁰ In der lexikographischen Arbeit Johann Christoph Adelungs (1732–1806) findet das Adjektiv später sogar Eingang in die linguistische Terminologie: Pöbelhaft ist nun eine ganze Klasse von Wörtern, die nur in Ausnahmefällen in das Wörterbuch aufgenommen werden, kategorisch aber ausgegrenzt bleiben sollen.⁸¹

Vermittelt durch die adjektivische Streuung des Pöbels schlägt das ahistorische »Ueberbleibsele des übeln Geschmacks« (VCD I, 182) immer wieder in die Allgegenwärtigkeit dieses Rests um, in eine überall sichtbare Verderbenheit von Gesellschaft und Kultur. Augenscheinlich ist der normative Druck auf dem Naturwesen Mensch hoch und hat sich gegenüber den Poetiken des 17. Jahrhunderts sogar noch erhöht.⁸² Anschaulich wird diese besondere Strenge der anthropomorphen Norm bei Gottsched darin, dass selbst die Autoritäten der Poetik ihr keineswegs genügen: »Selbst Horaz ist nicht überall so keusch in seinen Ausdrückungen als er wohl hätte seyn

79 Vgl. auch Bernhard Kleeberg (Hg.), *Schlechte Angewohnheiten. Eine Anthologie 1750–1900*, Berlin 2012.

80 Im Korpus des Deutschen Textarchivs findet sich ein einziger früherer Nachweis, in Zusammenhang mit der rhetorischen Verteidigung des *genus humile* (hier »stilus humilus«): »die diesen stilum für gemein pöbelhaft oder für unflätig und garstig halten, haben die sache wohl nicht recht eingesehen«, Johann Andreas Fabricius, *Philosophische Oratorie*, Leipzig 1724, 257.

81 Adelung unterscheidet im Vorwort seines Wörterbuchs fünf Kategorien von Wörtern (hoch, edel, gemein, niedrig, pöbelhaft), deren unterste er nur in Ausnahmefällen in sein Wörterbuch aufnimmt, prinzipiell aber »unter dem Horizonte des Sprachforschers« verortet, vgl. Adelung, *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches*, Vorwort, XIV f.

82 Vgl. dazu auch Härter, *Digressionen*, 103–217.

können« (VCD I, 160). Wenn Gottsched meint, Boileau habe den Geschmack der Pariser zurecht »herunter gemacht« (VCD I, 188), so kann man analog dazu mit gutem Grund behaupten, dass Gottsched seine eigene poetologische Norm etabliert, indem er den Menschen prinzipiell erst einmal zum Pöbel »heruntermacht«. Die von Gottsched angesetzte moralisch-rationalistische Norm ist so hoch, dass sie implizit alles herabsetzt und für erziehungsbedürftig erklärt. Dabei spielt sich eine neue Rationalität des Wachstums und der Zivilisierung aus. »Alle Dinge sind anfänglich rau und grob« (VCD I, 117), allen voran das »rohe Volk« (VCD I, 138). Dem Dichter wächst dabei ganz zwangsläufig eine unerhörte Aufgabe zu, denn schon die »ältesten Weltweisen bedienten sich der Poesie, das rohe Volk dadurch zu zähmen« (VCD I, 138), so Gottscheds Adaption des Opitz-Diktums von der Poesie als verborgener Theologie. Erst der Dichter, der »Lehrer des menschlichen Geschlechts« (VCD I, 138), so die implizite Pointe bei Gottsched, macht aus dem Pöbel oder dem rohen Volk eine bürgerliche Nation und menschliche Zivilisation.

Die Arbeit der Kritik

Welches Volk Gottsched dabei im Sinn hat, wird beim Blick auf seinen Begriff der Satire deutlich. Die Satire ist für ihn die »Seele aller Comödien«, die er von »gottlosen Pasquillen« (VCD I, 166) zu unterscheiden weiß. Gottsched versteht die Satire als Kunst des Strafens von Lastern: »Endzweck« der Poesie sei seit jeher, zu »zeigen, was für gut und strafenswerth zu halten«, um in letzter Konsequenz auch »Gesetze vorzuschreiben« (VCD I, 139). Eine besondere Rolle nimmt dabei die Kritik des Müßiggangs ein, denn die »wahre Satire greift also nicht unschuldige, sondern schuldige Leute an«, sie »strafet das Böse an sich« und das heißt all jene, die »gar kein nützlich Glied der menschlichen Gesellschaft« sein wollen (VCD I, 165). Telos von Gottscheds pädagogischem Projekt ist also nicht einfach eine menschliche Gesellschaft, sondern eine Gesellschaft nützlicher Menschen. Über den Umweg des zu strafenden Müßiggangs kommt dann immer wieder die Sache der Arbeit zur Sprache. Entscheidend ist dabei die ästhetische Kategorie des Geschmacks und der Geschmacksbildung. Dem von der Satire kritisierten Müßiggang steht bei Gottsched nämlich nicht die Arbeit im ökonomischen Sinn gegenüber, sondern in erster Linie die Arbeit der poetologischen »Critic«, die Gottscheds Poetik ja bereits ihren Namen leiht. Mit Shaftesbury platziert Gottsched die »Labour and Pain of Critic« als eigentliche Arbeit: »Ein regelmäßiger und richtiger Geschmack kann

weder gebohren, gemacht, begriffen, noch hervorgebracht werden, ohne die vorhergehende Arbeit der Beurteilungskunst« (VCD I, 177 f.).⁸³ Kritik und Geschmack sind bei Gottsched reziprok aufeinander bezogene Kategorien: Die ›stille Arbeit des Geschmacks‹⁸⁴ wird durch die Arbeit der Kritik und der Geschmackserziehung befördert.⁸⁵

Die Fassung des ästhetischen Urteils als Geschmack steht zu Beginn des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluss des Sensualismus und der englischen Debatten um den *moral taste*. Ins Deutsche wurde sie 1727 von Johann Ulrich Königs *Untersuchung von dem guten Geschmack in der Dicht- und Redekunst* eingeführt.⁸⁶ Zum Ausgangspunkt der Ästhetik wurde der Geschmack deshalb, weil er prinzipiell die Überbrückung zwischen den Domänen der Sinnlichkeit und der Vernunft ermöglichte, die in der rationalistischen Philosophie eigentlich streng voneinander geschieden waren. Mit dem Geschmack stünde Gottsched also theoretisch eine Kategorie zur Überbrückung von Sinnlichkeit und Vernunft zur Verfügung. Geprägt durch die Philosophie Christian Wolffs führt er den Geschmack jedoch immer wieder auf Vernunftgründe zurück, sodass die Hierarchie eindeutig bleibt und von einer Autonomie des Ästhetischen keine Rede sein kann. Das Mittel zur Erlangung des guten Geschmacks ist schließlich nichts anderes als der »Gebrauch der gesunden Vernunft« (VCD I, 180). Maßgeblich für diese sind die »Regeln der Vollkommenheit«. So kommt Gottsched schließlich zu seinem Lehrsatz: »Derjenige Geschmack ist gut, der mit den Regeln übereinkömmt, die von der Vernunft, in einer Art von Sachen, allbereit fest gesetzt worden« (VCD I, 176).

Für den Autor der *Critischen Dichtkunst* fügt sich diese Konstellation insofern gut, als seine eigene Rolle so Kontur gewinnt: Die Beurteilung der Poeten obliegt dem »Philosophen«.⁸⁷ Ein Philosoph aber, der das Schöne

83 Diese Assoziation von Arbeit und Kritik bzw. Urteilsvermögen übersetzt Gottsched bei Shaftesbury auch dort, wo sie sich im Original nicht findet, so bei der Zurückweisung des subjektiven, »willkürlichen Geschmacks« durch die »barbarischen« »Feinde der Critik«, die von »aller Menschlichkeit entfernt« seien. Für die Erziehung des Geschmacks bedürfe es eben der »Untersuchung und Prüfung [Examination and Search]«, »ohne welche eine tüchtige Arbeit [Performance] so wenig, als ein richtiges Urtheil [Judgment] bestehen kann« (VCD I, 280).

84 So eine Formulierung in Schillers Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Hierzu systematisch Wilhelm Ammann, »Die stille Arbeit des Geschmacks.« *Die Kategorie des Geschmacks in der Ästhetik Schillers und in den Debatten der Aufklärung*, Würzburg 1999.

85 Allgemein zum Kritik-Begriff der Aufklärung vgl. Jaumann, *Critica*.

86 Vgl. auch Alfred Baeumler, *Das Irrationalitätsproblem in der Ästhetik und Logik des 18. Jahrhunderts bis zur Kritik der Urteilskraft*, Tübingen 1967, 70 ff.

87 Die Opposition von Philosophie und Pöbel wird auch von der im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrmals aufgelegten *Philosophie de la Canaille* (1705, 1723, 1725, 1760) aufgegriffen. Vgl.

vom Hässlichen zu unterscheiden weiß, heißt »Criticus« (VCD I, 144). »Nicht jeder hat Zeit«, gesteht Gottsched zu, die »Critici« jedoch, »philosophische Poeten, oder poesieverständigen Philosophen« (VCD I, 145), haben Aristoteles gelesen, den besten antiken »Criticus« oder »Kunstrichter«. Sie wissen durch ihn um die »unveränderliche Natur der Menschen« (VCD I, 146) und die sich daraus ergebenden Regeln der Nachahmung. Ganz anders der Pöbel:

Der Pöbel hat sich allezeit ein Recht zueignen wollen, von poetischen Scribenten zu urtheilen: und dieses ist desto lächerlicher, da ihm die Beurtheilung prosaischer Schriften niemals zugestanden worden. (VCD I, 142)

Wenn der Geschmack die Kompetenz im ästhetischen Urteil darstellt, so ist dessen Spezialist der ›Criticus‹. Dieser stellt sich vor als das genaue Gegenteil vom leichtsinnigen Pöbel, er ist vielmehr ein geeignetes Mittel der Säuberung der menschlichen Gesellschaft von diesem. Wahre ›Critic‹ und der ›Pöbel‹ des falschen Urteils stehen sich in Gottscheds Poetik also antagonistisch gegenüber. Es wird allerdings deutlich, dass es sich hierbei um eine lediglich graduelle Unterscheidung handelt, denn Pöbel ist, wer selbst Kritiker sein will. Der Pöbel-Begriff ist also Symptom eines Überschusses, der die Exklusivität der gelehrten Kritik gefährdet. Die Kritik des Pöbels wird befeuert vom Pöbel der Kritik, von der Anmaßung vieler, eigenständig und nach individuellem ›Geschmack‹ über prosaische oder gar poetische Schriften zu urteilen.

Hanswurst: Arbeit und Müßiggang

Prestigeobjekt und Probestein von Gottscheds Poetik war bekanntlich das Projekt eines regelmäßigen Schauspiels. Die damit verbundene Rehabilitation der Komödie in Form des Lustspiels wird in der Komödienforschung nach wie vor häufig als unausweichlicher Schritt des Zivilisationsprozesses dargestellt.⁸⁸ Die Aufwertung der Komödie verband sich jedoch mit der Abwertung zahlreicher Phänomene der komödiantischen Kultur, sie hatte

Anonym., *La Philosophie de la Canaille, d. i. Die Ochsen=Philosophie / Wie sich selbige bey dem gemeinen unverständigen Pöbel in ihrer Religion / item in Heyrathen / Hochzeiten / Kind=Taufen / auff Handwercken präsentiret.* [...], o. O. 1705. Vermutlich handelt es sich bei dem satirischen Werk um eine fingierte Übersetzung, vgl. Hugo Hayn/Alfred N. Gotendorf (Hg.), *Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa*, Bd. 6, München 1914, 181 f.

88 Konsequenz am Leitfaden von Norbert Elias dokumentiert diesen Prozess etwa Peter

eine Herabsetzung des Komischen zu ihrer Voraussetzung und ist in die Literaturgeschichte deshalb zurecht auch als ›Ernstmachen‹ der Komödie eingegangen.⁸⁹ Heraufsetzung der Komödie und Herabsetzung des Komischen vollzogen sich parallel, und zwar als Kritik des Stegreifspiels, der Oper und der *Commedia dell'Arte* im Zeichen von Innerlichkeit, Moralität und philosophischer Kritik. Im Zentrum standen dabei die komischen Figuren Harlekin und Hanswurst, sowohl im Wiener Hanswurst-Streit, als auch bei der Verbannung des Harlekin von der Bühne durch Friederike Caroline Neuber.

Der Name »Hans Worst« taucht in der deutschen Literatur zum ersten Mal 1519 in Sebastian Brants *Narrenschiff* auf. Schon Luther sprach von Hans Wurst in seinem Testament *Wider Hans Worst* (1541) als einer Figur der Volkssprache, und zwar interessanterweise als Bezeichnung »wider die groben töpkel / so klug sein wollen / doch vngereimbt vnd vngeschickt zur sachen reden vnd tun«. ⁹⁰ Hanswurst ist also zunächst disziplinierender Schimpfname für jene, die ihre Kompetenz und die durch Bildung gesetzten sozialen Grenzen überschreiten. Mit der Bühne verband sich die Figur offenbar erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Vom Harlekin der italienischen *Commedia dell'Arte* unterscheidet sich der Hanswurst des 18. Jahrhunderts nicht nur dadurch, dass er keinem festen Figurenensemble angehört, sondern auch durch seine deutlich weniger elegante Art und Dickleibigkeit, sowie durch sein Verhältnis zur ernsten Wirklichkeit, deren integraler Teil er ist. Er spielt durchgehend auf einer Ebene mit seiner ernsten Umgebung, ihm fehlt der schützende Rückzugsort. Er hat die utopischen Prinzipien des Karnevals hinter sich gelassen und kann darum als offizieller Lustigmacher instrumentalisiert werden.⁹¹ Zu bemerken ist zudem, dass Hanswurst die Bühne genau wie der Pickelhering um 1600 als unglückseliger Bauersknecht betritt, dessen durchaus pikareske Reise damit beginnt, »rückständigen Lohn« einzufordern, und des-

Heßelmann, *Gereinigtes Theater? Dramaturgie und Schaubühne im Spiegel deutschsprachiger Theaterperiodika des 18. Jahrhunderts (1750–1800)*, Frankfurt a. M. 2002, 21–30.

⁸⁹ Gerade »die großen Verteidiger und Begriffsbildner der Komödie wollen mit der komödiantischen Kultur samt Protagonisten und Publikum so gar nichts zu tun haben«, so Daniela Weiss-Schletterer, *Das Laster des Lachens. Ein Beitrag zur Genese der Ernsthaftigkeit im deutschen Bürgertum des 18. Jahrhunderts*, Wien u. a. 2005, 8.

⁹⁰ Martin Luther, *Wider Hans Worst*, Wittenberg 1541, A iij^f.

⁹¹ Vgl. Münz, *Das »andere« Theater*, 121, 129; sowie Reinhart Meyer, »Hanswurst und Harlekin, oder: Der Narr als Gattungsschöpfer. Versuch einer Analyse des komischen Spiels in den Staatsaktionen des Musik- und Sprechtheaters im 17. und 18. Jahrhundert«, in: ders., *Schriften zur Theater- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts*, Wien 2012, 289–337; Asper, *Hanswurst*, 122–231.

sen Suche nach besseren Arbeitsbedingungen in verschiedenen Ländern schließlich mit der Anstellung am Wiener Komödienhaus endet.⁹²

Der bekannteste Hanswurst des Wiener Theaters, Joseph Anton Stranitzky (1667–1726), war im Mai 1726 verstorben. Die im Anschluss an Stranitzkys Tod einsetzende und etwa zehn Jahre später ihren Höhepunkt erreichende Kritik des Hanswurst steht zur Kritik des Pickelhering in einem Verhältnis des Erbes, aber auch des Bruchs. Einerseits bildet die Kritik des Hanswurst die Fortsetzung des Kampfs gegen den Pickelhering, denn ähnlich wie im 17. Jahrhundert richteten sich die poetologischen Reformbemühungen der Frühaufklärung insgesamt gegen eine Allianz von höfischer und plebejischer Kultur. Allerdings wurde der Hanswurst, anders als der vornehme englische Pickelhering, zu Beginn des 18. Jahrhunderts selbst als Element des Volkstheaters begriffen.⁹³ Insofern gehört seine offensive Zurückweisung durch die universitäre Literaturkultur mehr noch als die eher stillschweigende Ignoranz des Pickelhering und des englischen Theaters in die Geschichte des Kampfs der Gelehrten- gegen die Volkskultur. Durch die Eliminierung des Komischen bricht die Frühaufklärung also mit den Konventionen des Spätbarocks, nicht aber mit denen der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik. Vielmehr wiederholt sie noch einmal die Bewegung, die bereits den Kampf mit den volkssprachlichen Überlieferungen zu Beginn des 17. Jahrhunderts gekennzeichnet hat.

Die Verbannung des Hanswurst von der Bühne des gereinigten Schauspiels wird traditionell als Konsequenz der gewachsenen Intoleranz in der rationalistischen Poetik Gottscheds gedeutet. Das Projekt eines gereinigten deutschen Schauspiels richtete sich gegen die »Maschinen und Zaube-

92 Joseph Anton Stranitzky, *Lustige Reyss-Beschreibung aus Saltzburg in verschiedene Länder* (1717), hg. von Richard Maria Werner, Wien 1983, 3; außerdem Münz, *Das »andere« Theater*, 118. Von der »bäurischen Unflätorey« des Hanswurst hatte schon Gottsched im *Biedermann* gesprochen. Vgl. Weiss-Schletterer, *Das Laster des Lachens*, 16.

93 So noch in der kanonischen Studie von Otto Rommel, *Die Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welt-Theater bis zum Tode Nestroys*, Wien 1952. Zum Wiener Hanswurst-Streit auch Karl von Görner, *Der Hans Wurst-Streit in Wien und Joseph von Sonnenfels*, Wien 1884. Tatsächlich hatte sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der italienischen *Commedia dell'Arte* eine bereits sehr differenzierte und höfisch orientierte Form des komischen Schauspiels gerade im süddeutschen Raum verbreitet, die dann auch auf Stranitzky wirkte, wenngleich der Unterschied zu dessen Haupt- und Staatsaktionen groß blieb. In den 1740er Jahren setzten sich dann die italienischen Vorbilder durch, vermittelt vor allem durch die französische *Comédie Italienne*. Vgl. Rudolf Münz, *Das »andere« Theater. Studien über ein deutschsprachiges teatro dell'arte der Lessingzeit*, Berlin 1979, 118 f., 127. Zur Geschichte des Harlekin auf der französischen Bühne vgl. Jürgen von Stackelberg, *Die Metamorphosen des Harlekin. Zur Geschichte einer Bühnenfigur*, München 1996.

reyn«, die »Puppenwerke« und »geputzten Marionetten« der Oper und der Haupt- und Staatsaktionen, die Gottscheds Natur- und Wahrscheinlichkeitspostulat als Horror begegnen: »Vernünftige Leute [...] können sie ohne Ekel und Gelächter nicht erblicken« (VCD I, 245). Abgeschafft werden sollten auch die Einlagen und Zwischenspiele, die »garstigen Zoten und niederträchtigen Fratzen«, die Gottsched zufolge erstmals Plautus der Komödie untergemengt hat, um »dem Geschmacke des Pöbels« (VCD II, 340) entgegenzukommen.⁹⁴ Die Komödie ist für Gottsched also nicht mehr das, was sie einmal war, und in seinem historischen Narrativ spielt dabei auch die Orientierung an der Arbeit eine Rolle: Die Improvisation des Extempore-Spiels, das in Wien 1752 verboten wurde, sei nur aus »Faulheit« (VCD II, 342) entstanden, weil die Schauspieler keine Lust mehr gehabt hätten, Texte auswendig zu lernen. Gottsched definiert die Komödie demgegenüber als »Nachahmung einer lasterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches Wesen den Zuschauer belustigen, aber auch zugleich erbauen kann« (VCD II, 348). War Hanswurst auch auf Arbeitssuche zur Komödie gekommen, die Kritik sieht in ihm nichts als einen Müßiggänger.

Der Pöbel »als Bauer«: Friederike Caroline Neuber

Verantwortung für die Verbannung des Hanswurst von der Bühne trug im Jahr 1737 Friederike Caroline Neuber. Bis zum Zerwürfnis zwischen beiden 1740 stand Neuber in unmittelbarer Verbindung zu Gottsched, der ihre Schauspieltruppe lange Zeit aktiv unterstützte und vor allem mit Übersetzungen französischer Dramen belieferte. Gerade der Fall Neubers zeigt jedoch, wie prekär, wie wenig prinzipiell diese Entgegensetzung von regelmäßigem Schauspiel und Hanswurst-Theater eigentlich war.

1736, ein Jahr vor ihrer berüchtigten Attacke auf die Hanswurst-Figur, führte Neuber in Lübeck ein Dramolett mit dem Titel *Die von der Weisheit wider die Unwissenheit beschützte Schauspielkunst* (1736) auf. Im Personenverzeichnis des allegorischen Vorspiels tritt die Weisheit »als Pallas« auf, der erhabene Geschmack »als Apollo«, der Nutzen »als Merkur«. Einzig die Schauspielkunst darf sich selbst spielen und bedarf keiner allegorischen Verkleidung. Als letzte der zehn Figuren des poetologisch reflexiven Stücks, am unteren Rand des Personenverzeichnisses, wird der Pöbel angeführt, der »als Bauer« auftritt. Neben Weisheit und Geschmack, Schauspielkunst

⁹⁴ Zur Bewertung von Terenz und Plautus bei Gottsched vgl. auch Joel Lande, »In Sober Jest. The Emergence of the Comedic Genre in the Age of Enlightenment«, in: DVjs 84 (2010), 478–506.

und Missbrauch ist der Pöbel endgültig zum moralisch-poetologischen Begriff geworden. Deutlich wird damit noch einmal, dass es sich beim Pöbel nie um eine empirische Kategorie des Sozialen handelte, sondern um eine verschiedene gesellschaftliche Erscheinungen integrierende Sozialfigur, die deshalb unmöglich einfach als das erscheinen kann, was sie ist. Die Darstellung des Pöbels als Bauer ergibt jedoch dann einen Sinn, wenn man konzidiert, dass der Pöbel mit der Figur des Hanswurst korrespondiert. Dieser war schließlich, wie beschrieben, zuallererst landloser Bauer.

Neubers Vorspiel inszeniert eine Begegnung unterschiedlicher Positionen zu Sinn und Unsinn der Schauspielerei, deren prinzipielle Legitimität zur Disposition steht. Es bezieht sich dabei explizit auf die Bemühungen um die Aufwertung des professionellen Schauspiels und die ökonomische Institutionalisierung des Theaters im 18. Jahrhundert.⁹⁵ Den Anfang machen die Extreme: Die Unwissenheit weiß zum Begriff der Komödie nichts zu sagen und lehnt eben aus Unwissenheit sämtliche Schauspiele ab: »Sie taugen alle nichts« und haben nur »Spott und Hohn« (SK, 107f.) verdient. Dem Missbrauch dagegen ist jedes Schauspiel recht: »Sie möchten klug und dumm / und endlich närrisch seyn / Wenns nur ein Schauspiel heist / so lauf ich gleich hinein« (SK, 106). Der Pöbel betritt schließlich im sechsten von dreizehn Auftritten die Bühne.⁹⁶ Er kommt direkt aus dem Volk, ist mit diesem aber scheinbar nicht identisch: »Ich hab mich mit Gewalt durchs Volk her müssen dringen / Ich hörte hier ein Lerm / woher entsteht der Streit?« (SK, 107). Zur Schauspielkunst hat er eine klare Meinung: »Es kostet nur zu viel / sonst wolt ich mich bemühen / Umsonst mein Weib und Kind und Freunde hinzuziehen.« (SK, 108). Mit dem Pöbel kommt im gesamten Stück geradezu monothematisch immer wieder die Sache des Geldes zur Sprache. Zwar reagiert zunächst niemand auf seine Kommentare, der Pöbel aber meint es durchaus ernst und wiederholt sich auch gerne: »ich geh hinein / Das Geld verdrießt mich nur« (SK, 109). Der Pöbel redet wenig, sagt in der Insularität seines Selbstgesprächs aber immer dasselbe. Was er hasst, ist die Kommerzialisierung der Kunst:

95 Vgl. dazu auch Hermann Schwedes, *Musikanten und Comödianten – eines ist Pack wie das andere. Die Lebensformen der Theaterleute und das Problem ihrer bürgerlichen Akzeptanz*, Bonn 1993, 61–65; sowie Lieselotte Scholz, »Einleitung«, in: Hanna Schönherr (Hg.), *Die Neuberin. Materialien zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1956, 5–35.

96 Die Scheinfrömmigkeit rät dort der Unwissenheit, im Kampf gegen die Schauspielkunst den Pöbel zu instrumentalisieren: »Drum wenn du dich zum Fall der Schauspielkunst bemühest / So schlag die Augen zu / und häng den Kopf recht tief / Beseufze diese Lust / und wenn der Pöbel schlief / So weck ihn eiligst auf / der wird dir dienen können; / So darfst du dir allein die Zunge nicht verbrennen« (SK, 105).

Da wir sonst auf dem Markt bey uns Comödien hatten /
Da war kein grosser Preis / man sah es ohne Geld;
Jetzt aber steigert sich doch alles in der Welt:
Ich bin der Sache gut / jedoch Geld / was zu kaufen /
Ist immer nöthiger / und sonderlich zum Saufen. (SK, 110)

Diese dezidierte Position ist bemerkenswert. Sie unterscheidet sich deutlich von jener des verderbten Geschmacks, also des unqualifizierten oder degenerierten ästhetischen Urteils, als dessen Synonym der Pöbel bei Gottsched immer wieder erscheint. Bei Neuber hat der verderbte Geschmack überhaupt kein Problem, Geld zu bezahlen, sieht dafür aber seine ästhetischen Ansprüche enttäuscht. Er bereut bei seiner Rückkehr vom Theater nur deshalb gezahlt zu haben, weil er »kein Harlekin« und »kein Hans-Wurst« erblicken durfte, weil ihm in all dem »Trauer-Zeug« die Belustigung fehlte, weshalb er mit Bestimmtheit sagen kann: »Da geh ich nicht mehr hin« (SK, 108 f.). Anders der Pöbel, dessen ästhetische Vorlieben sich als durchaus flexibel erweisen. Er ist weder dem Schauspiel insgesamt abgeneigt, wie die Unwissenheit, noch den reformerischen Ideen von oben, wie der verderbte Geschmack. Einzig die Kommerzialisierung des Theaters, das er eigentlich mag, kann er nicht gutheißen, weil diese ihn von vornherein ausschließt.

Schien die Existenz des Pöbels auf der Bühne im Rahmen des vorgegebenen Themas bis dahin marginal, so ändert sich das mit dem Auftritt der Schauspielkunst. Diese widmet sich umgehend den Sorgen des Pöbels und ist dabei exakt derselben Meinung wie die Autorin des Vorspiels in der Vorrede, dass nämlich sie, die Schauspielkunst, ordentlich entlohnt werden müsse, weil alle Stände von ihrer Arbeit profitierten:

Ach! überlege doch die Kosten / Müh und Fleis /
Und was man alles braucht. Zehl den geringen Preis /
Den man dafür bezahlt / und denke solche Dinge
Erfordern sehr viel Geld / schätz sie nicht so geringe.
[...] Der Kunst gehöret Lohn / auf Arbeit muß man ruhn /
Der Nutzen theilet sich bey nah in alle Stände
Das Geld vor diese Kunst kömmt in sehr viele Hände. (SK, 110)

Die Rede ist an den Pöbel gerichtet, der nicht zahlen will und in dieser Hinsicht die Antithese der Schauspielkunst darstellt. Er bleibt stur: »Ich geb kein Geld dafür« (SK, 111). Daraufhin macht die Schauspielkunst dem Pöbel ein Zugeständnis: »Von dir soll ich kein Geld noch Unterhalt erwerben«

(SK, 111). An dieser Stelle zeigt sich dann allerdings, dass der Pöbel mit der Schauspielkunst doch größere Probleme hat. Er wird »zornig« und interveniert in ihre selbstherrliche Zurechtweisung aller Beteiligten: »Was? sind wir dumm geblieben / Bis du uns weise machst? Du bildst dir recht was ein: / Du Narr! kanst ohne mich doch nicht ernehret seyn« (SK, 112).

Dies sind die letzten Worte des Pöbels im Stück und mit ihnen weitet er seine Kritik aus und erteilt nicht nur dem Erziehungsanspruch des Theaters eine klare Absage, sondern erinnert auch daran, dass er selbst, »als Bauer«, die Grundlagen der gesellschaftlichen Reproduktion bereitstellt. Neuber deutet den Pöbel also im Sinne des ›Nährstands‹. Die Schauspielkunst bleibt zunächst verletzt und angefeindet zurück, wertet den Pöbel in der Art und Weise, in der sie ihn adressiert, jedoch auf: »Laßt mich doch auch mit euch zugleich ernähret werden« (SK, 111). Auch beim bäurischen Pöbel Neubers handelt es sich offenbar nicht um die Marginalisierten, sondern um das, was lange ›gemeiner Mann‹ genannt wurde, also um alle, die zur Reproduktion einer Gemeinschaft beitragen oder von dieser miternährt werden. Das Vorspiel plädiert vehement für die Reproduktion der Schauspielkunst vermittels Eintrittspreisen. Der Pöbel ist jedoch, wie im Laufe dieser Untersuchung bereits etliche Male deutlich wurde, selbst ein Symptombegriff für die Kommerzialisierung der Kunst. Bei Neuber wird er zum entschiedenen, personifizierten Feind dieser Kommerzialisierung und stellt deren Legitimität explizit infrage. Denn wenn es dem Pöbel nicht genügt, selbst nicht mehr zahlen zu müssen, so fordert er implizit die generelle Abschaffung der Preise und freien Eintritt für alle.

In der zweiten Hälfte des Stücks lässt sich die Schauspielkunst vom erhabenen Geschmack, vom Nutzen und von der Weisheit trösten. Zurückgelassen hat sie den verderbten Geschmack, den Missbrauch und den Pöbel. So inszeniert Neuber eine Spaltung zwischen einer erhabenen Welt der Kunst, die in einer griechisch-antiken Genealogie steht (Pallas, Apollo, Merkur), und der niedrigen Alltagswelt jener unaufgeklärten Randfiguren, die an der Kunst zweifeln oder sie nicht ausreichend verehren (alter Mann, flüchtiger Mensch, Bauer). Auf der einen Seite stehen die »Feinde« der Schauspielkunst, auf der anderen Seite jene, welche sich zu ihr als »Freund« (SK, 113 f.) gesellen.

Wenn auf stehenden Bühnen alle zahlen, so der bei Neuber häufig wiederholte Gedankengang, dann wird die Qualität der Aufführungen entscheiden und die zufällige Gunst der Regenten nicht mehr notwendig sein. So appelliert auch der Schlussmonolog an das Publikum: »Ihr könt / was ihr mir gebt / noch alle wohl entrahten« (SK, 120). Das Inklusionsinstrument eines zahlenden Publikums hat jedoch seinerseits Exklusionseffekte: Pöbel

nennt sich das, was in diesem Publikum nicht vorkommt, nicht vorkommen will oder nicht unterkommen kann. Pöbel heißt ein Publikum, das noch nicht die Form des zahlenden Publikums hat und der Kommerzialisierung der Kunst wohl auch darum feindlich gesinnt ist, weil es keine Kontrolle über die Preise besitzt. Das macht das intrikate Verhältnis von Pöbel und Schauspielkunst aus: Während die brotlose Schauspielkunst das Überleben nicht sichert, hat der Pöbel selbst nicht genug Geld, um sich die Schauspiele anzusehen. Im Horizont einer sich lohnförmig reproduzierenden Gesellschaft haben der Markt und seine Preise zwischen das »Gesindel« (SK, 118) der Schauspieler, deren Ehre hier verteidigt werden soll, und den bürgerlichen Pöbel, der zwar auf seine Armut hinweisen darf, aber letztlich in einer Position der ästhetischen Ahnungslosigkeit verharrt, einen Keil getrieben.

Am Pöbel erscheint damit die Differenz zweier Publika bzw. zweier Markttypen: Schließlich spricht der Pöbel vom »Markt« (s. o., SK, 110) in der Vergangenheitsform, und zwar affirmativ. Mit ihm wird ein lokaler Markt assoziiert, in den das Schauspiel einst eingebettet war, für das man aber nicht zahlen musste oder jeder so viel er wollte und konnte. Dieser Markt ist ein Knotenpunkt des sozialen Lebens, zu dem auch das Schauspiel gehört – eine Idylle fraglos, die auch deshalb definitiv verloren sein dürfte, weil sie womöglich nie existiert hat. Fakt ist jedoch für den Pöbel: »Jetzt aber steigert sich doch alles in der Welt« (SK, 110). Auf der anderen Seite stünde ein abstrakter, globaler Markt, dessen Preise unkontrollierbar erscheinen, vom Fernhandel abhängen, leicht manipuliert werden können und den Käufern ihre Abhängigkeit von Geld vor Augen führen. Das Schauspiel beherbergt dieser Markt nicht nebenbei, es gehört zu den auf ihm angebotenen Waren. Dieser Markt ist kein Ort des Sozialen, er spaltet die Gesellschaft vielmehr.⁹⁷ Die idealtypische Gegenüberstellung dieser beiden Markttypen mag der historischen Realität nur sehr bedingt entsprechen. Bei Caroline Neuber hat sie jedoch die Form einer Erfahrung angenommen, die Pöbel genannt wird.⁹⁸

97 Als verdorbenes Publikum und Objekt der Besserung kommt der Pöbel auch in anderen Vorspielen Neubers vor, ohne aber selbst aufzutreten, etwa im ersten gedruckten und bekannten *Deutschen Vorspiel* von 1734, das sich unmittelbar auf die Auseinandersetzung mit Joseph Ferdinand Müller (s. u.) bezieht, vgl. Rudin/Schulz (Hg.), *Poetische Urkunden*, 44–67, hier: 47.

98 Der Appell des Pöbels an den alten, lokalen Markt erinnert dabei an die von E. P. Thompson beschriebene Protestkultur des 18. Jahrhunderts. Gerade die Erfahrung des Übergangs von lokaler Produktion zur Produktion für überregionale Märkte hat im 18. Jahrhundert immer wieder Menschenmengen protestierend auf die Straßen getrieben, insbesondere im Zusam-

Die Problematik der Finanzierung des Schauspiels ist auch entscheidend für die berühmte Verbannung des Hanswurst. Tatsächlich hat Caroline Neuber relativ hohe Eintrittspreise verlangt und es ist nicht bekannt, dass sie irgendjemandem umsonst Einlass gewährt hätte.⁹⁹ Obwohl sich Prinzipalinnen wie Neuber immer dagegen wehrten, ihre Spieltexte drucken zu lassen, war das Berufsschauspiel der Wandertruppen ein Vorreiter der Professionalisierung der literarischen Kultur. Die Wandertruppen des 18. Jahrhunderts bestanden in der Regel aus einer »deklassierten Intelligenz«,¹⁰⁰ Personen bürgerlicher Herkunft, die durch ihren Beruf jedoch recht- und mittellos geworden waren. Neuber gehörte zu den ersten Prinzipalinnen, die sich bemühten, ihrer Truppe feste Löhne zu zahlen und den Schauspielern Wohnraum zu verschaffen.¹⁰¹ Von fundamentaler Bedeutung für den Theatermarkt der Frühen Neuzeit waren bekanntlich die Spielprivilegien und damit städtische oder fürstliche Protektion. Auch von Neuber sind neben den Vorspielen deshalb Dutzende von Oden und Lobgedichten erhalten. Gleichzeitig begriffen gerade jene Fürstentümer, die Messestädte beherbergten und selbst merkantilistisch orientiert waren, Schauspieltruppen als ökonomische Standortfaktoren. Wie Bärbel Rudin gezeigt hat, hat das höfische Schauspiel dabei nicht erst seit dem Ende, wie bisher angenommen, sondern schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts ein bürgerliches Publikum erreicht und musste vor diesem bestehen.¹⁰² Eine beliebte Truppe von Hofakteuren versprach nicht nur Steuereinnahmen, sie sollte zu Messezeiten ein internationales Publikum anziehen. Die Ansiedlung einer internationalen Klasse von Unterhaltungskünstlern und exotischen Attraktionen war für einige Fürsten seit Ende des 17. Jahrhunderts zum erklärten Ziel geworden. Theater war in diesem Kontext keine höfische Repräsentationskunst mehr, ausschlaggebend war vielmehr seine Beliebt-

menhang von Spekulationsgeschäften mit Getreideernten. Vgl. E. P. Thompson, »The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century«, in: *Past & Present* 50 (1971), 76–136.

99 Zu Eintrittspreisen vgl. Petra Oelker, »Nichts als eine Komödiantin«. *Die Lebensgeschichte der Friederike Caroline Neuber*, Weinheim, Basel 1993, 61; Bärbel Rudin, *Venedig im Norden oder: Harlekin und die Buffonisten. Die Hochfürstl. Braunschw. Lüneb. Wolfenbüttelschen Teutschen Hof-Acteurs (1727–1732)*, Reichenbach i. V. 2000, 45; sowie Friedrich Johann von Reden-Esbeck, *Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte*, Leipzig 1881, Reprint Leipzig 1985, 67.

100 Rüdiger Graf, *Das Theater im Literaturstaat. Literarisches Theater auf dem Weg zur Bildungsmacht*, Tübingen 1992, 14, 130f.

101 Vgl. Stefan Greif, *Literatur der Aufklärung*, Paderborn u. a. 2013, 89f.

102 Vgl. Rudin, *Venedig im Norden*, 11–17.

heit bei einem bürgerlichen Publikum von Händlern. Gleich in doppelter Weise war die Gunst des Publikums damit für die Schauspieltruppen orientierend: durch die Eintrittspreise und durch die Privilegien. Die Vergabe der Privilegien hing zwar auch vom zufälligen Geschmack der einzelnen Fürsten ab, dieser aber wurde immer stärker geprägt durch den Geschmack des bürgerlichen Publikums der Messen und Handelsstädte. Öffentlichkeit und Markt, literarisches und ökonomisches Publikum waren hier eng aufeinander bezogen.

Die Verbannung des Harlekin, von Neuber 1737 in Form einer feierlichen theatralischen Demonstration in Leipzig durchgeführt, war das unmittelbare Resultat eines Streits um Privilegien und Publikum. Das Bild, das sich die Literaturgeschichte von dem undokumentiert gebliebenen Ereignis gemacht hat, wurde nicht unwesentlich von der *Geschichte des deutschen Theaters* (1766) des späteren Hamburger Theaterdirektors Johann Friedrich Löwen (1727–1771) geprägt, der die Verbannung als Hinrichtung zeichnet:

Der Executionstag ward angesetzt: das 1737ste Jahr war das schreckliche Jahr, und eine Bude bey Bosens Garten in Leipzig war das Schavot, wo Gottscheds strenges Urtheil an den Inquisiten Harlekin sollte vollzogen werden. Madam Neuberin verfertigte selbst das Auto da fe, in einem Vorspiel, wovon sich vielleicht niemand als Herr Gottsched die besten Folgen versprach.¹⁰³

Löwen schildert Neubers Aktion als direkte Folge von Gottscheds Reformen und führt zudem das Bild eines Autodafés in das Imaginäre der Theaterhistoriographie ein, sodass noch im 20. Jahrhundert gelegentlich davon die Rede ist, Neuber habe den Harlekin nicht nur verbannt, sondern beerdigt oder »verbrannt«¹⁰⁴ wie eine Hexe. Auch dieses Bild lässt sich aus dem Reformprojekt Gottscheds durchaus ableiten: Als »Hexen« wurden im historischen Sprachgebrauch schließlich ebenso »Zauberinnen« verbrannt, und eben »Zaubereyen« (VCD I, 245) warf Gottsched dem Hanswurst vor.

103 Johann Friedrich Löwen, *Geschichte des deutschen Theaters* (1766) und *Flugschriften über das Hamburger Nationaltheater* (1766 und 1767), hg. von Heinrich Stümcke, Berlin 1905, 30. Vgl. dazu auch Peter Heßelmann, »Zu Theorie und Praxis deutscher Theaterhistoriographie im 18. Jahrhundert«, in: Herrmann Korte u. a. (Hg.), *Medien der Theatergeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Heidelberg 2015, 29–52.

104 Zur Ironie dieser Legendenbildung vgl. auch Jörg Lehmann, »Literarisierung und Entzauberung: und in Leipzig wird eine (keine) Puppe verbrannt«, in: Markus Joss (Hg.), *Theater der Dinge: Puppen-, Figuren- und Objekttheater*, Berlin 2016, 94–100.

Neuber und Gottsched hatten sich bereits 1727 kennengelernt und entwickelten ihr ästhetisches Programm in Teilen gemeinsam: Die von ihnen ausgehende »Umerziehung des Theaterpublikums«¹⁰⁵ vollzog sich auf der Bühne als Abwertung des Stegreifspiels *ex tempore* und als Aufwertung des gesprochenen Textes. Vor der Bühne sollte dem Publikum abgewöhnt werden, während der Inszenierung unmotiviert zu klatschen oder mit Zwischenrufen zu stören – »die Verjagung des Harlekins von der Bühne entspricht der Verjagung des Pöbels aus dem Publikum.«¹⁰⁶ Doch bei genauerem Hinsehen hatte das Bündnis Neubers mit Gottsched einen eher strategischen Charakter und der »Pogrom« am Harlekin war Gipfel der erbitterten persönlichen Konkurrenzsituation mit Joseph Ferdinand Müller (um 1700–1761).¹⁰⁷

Müller spielte in den 1720er Jahren gemeinsam mit dem Ehepaar Neuber in der Hoffmannschen Truppe und machte sich als hervorragender Harlekin-Darsteller einen Namen. Nach der Flucht des verschuldeten Prinzipals Hoffmann und der Auflösung der Truppe 1727 gingen Müller und das Ehepaar Neuber getrennte Wege: Neuber gründete eine eigene Truppe, erlangte das kursächsische Privileg und bespielte das Leipziger Fleischhaus. Die Kooperation mit dem Reformprojekt Gottscheds diente ihr dabei als »reformerische Imagebildung«,¹⁰⁸ hatte aber auch strategische Gründe, denn ein eigener Harlekin fehlte der Truppe. Müller hingegen hatte in der Rolle des Harlekin gemeinsam mit seinem Partner Peter Christoph Angot als Scaramuzo mit den »Braunschw. Lüneb. Wolffenbüttelschen Teutschen Hof-Acteurs« großen Erfolg und war zu Beginn der 1730er Jahre der landesweit vielleicht beliebteste, jedenfalls ein hervorragend entlohnter Komödiant. Er spielte in Braunschweig vorwiegend am privaten, vom Kaffeehaus umgebauten, aber höfisch geförderten Komödienhaus eines belgischen Händlers. Müllers Spiel vereinte programmatisch hohes und niederes Publikum und er bespielte auf seinen Touren auch Bürgerstädte wie Augsburg oder Hamburg. Auf einem kleinen, aus einer Augsburger Serie erhaltenen Kupferstich behauptet er, sogar einen »Heraclitus« zum Lachen bringen zu können (vgl. Abb. 6). Ähnlich wie bei Stranitzky zuvor oder Franz Schuch in den 1740er Jahren kam in seinem Spiel noch einmal jene andere, ereignishaft-transgressive und nicht auf Visualität und Empathie beruhende Ästhetik auf die Bühne, die in der

105 Gerhart Söhn, *Frauen der Aufklärung und Romantik. Von der Karschin bis zur Droste*, Düsseldorf 1998, 26.

106 Graf, *Theater im Literaturstaat*, 279.

107 So die Formulierung von Daniela Schletterer, »Die Verbannung des Harlekin – programmatischer Akt oder komödiantische Invektive?«, in: *Frühneuzeit-Info* 8 (1997), 161–169, hier: 166.

108 Rudin, *Venedig im Norden*, 43.



Giusep. Ferd. Müller presentando la persona d' Arlequino.
Die Muntz Politur kan Traurige lustig machen. | Selbst ein Hexachord mus meiner Einfalt lachen.
Mein semper froher Geist bringt alls in bon humor. | Wai ich den Arlequin stell in der Malque vor.
X. h. B. 1723. 27. Adm. d. Kunst.

Abb. 6: Kupferstich von Elias Baeck: Joseph Ferdinand Müller als Harlekin (1723)

zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch das ›Ernstmachen‹ der Komödie im Lustspiel dann mehr und mehr verdrängt wurde.¹⁰⁹

Es gibt heute keinen Zweifel daran, dass die Verbannung des Harlekin durch Caroline Neuber 1737 kaum ideologische Gründe hatte, sondern »ausschließlich der offenen Feindschaft zwischen der Prinzipalin und dem Harlekin Müller geschuldet war«.¹¹⁰ 1732 war Neubers Truppe zuerst in Braunschweig aufgetaucht und hatte dort den Thronwechsel genutzt, um Müllers Truppe das Braunschweigsche Privileg abschlägig zu machen. Daraufhin begann dieser in Leipzig unter Berufung auf sein rechtmäßiges Erbe der Privilegien der Hoffmannschen Truppe und unter hohem juristischem Aufwand, Neuber das Spielrecht im Leipziger Fleischhaus abzuringen, womit er 1734 schließlich Erfolg hatte. Das im Reich einzigartig lukrative kursächsische Privileg garantierte vor, nach und während der drei jährlichen Messen einen einzigartigen Absatzmarkt. Zudem bot Leipzig in der Kombination von Universitäts- und Messestadt eine attraktive Zusammensetzung des Publikums.¹¹¹ Neuber sah Müllers Konkurrenz als Bedrohung, die sie an den »Bettelstab« bringen würde.¹¹² Erst jetzt wurde das Publikum, dem der Harlekin Müller seine Popularität verdankte, zum »Pöbel« verzeichnet, sodass Müller als »Pöbelprinzipal« in die deutsche Theatergeschichte einging.¹¹³ Dabei war sein Publikum, darin bestand ja eben das Problem, prinzipiell exakt dasselbe wie das von Neuber.

Selbst Caroline Neuber hat implizit immer wieder anerkannt, dass einzig und alleine ein guter Harlekin das realisieren konnte, was im Nationaltheater später zum höchsten Anliegen werden sollte: die Vereinigung möglichst vieler oder gar ›aller‹ in einem Publikum, an einem Ort, in einem Körper. So

109 Vgl. Münz, *Das »andere« Theater*.

110 Schletterer, »Die Verbannung des Harlekin«, 166; vgl. auch Schwedes, *Musikanten und Comödianten*, 62; sowie Rudin/Schulz (Hg.), *Poetische Urkunden*, 34 f., 170 f.; und Reden-Esbeck, *Caroline Neuber*, 207 ff. Umstritten ist, wie effektiv der Angriff tatsächlich war. Fraglos hinterließ er im 18. Jahrhundert auf den Bühnen vorübergehend seine Wirkung. Allerdings gab es auch Verteidiger des Harlekin, allen voran Justus Möser, der den Harlekin aus der ersten Person heraus rechtfertigte, sich dabei aber vom Hanswurst distanzierte, vgl. Justus Möser, *Harlekin oder Vertheidigung des Groteske-Komischen* (1761), hg. von Henning Boethius, Bad Homburg u. a. 1968.

111 Vgl. Rudin, *Venedig im Norden*; sowie Rudin/Schulz (Hg.), *Poetische Urkunden*, 34 f., 171.

112 Friederike Caroline Neuber, »Bittgedicht an den Kursächsischen Kammerspräsidenten Heinrich Reichsgrafen von Brühl. Leipzig, 17. Mai 1734«, in: Rudin/Schulz (Hg.), *Poetische Urkunden*, 40 f.

113 Vgl. Katy Schlegel, »Müller, Joseph Ferdinand«, in: *Sächsische Biografie*, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V., bearb. von Martina Schattkowsky, unter: [http://saebi.isgv.de/biografie/Joseph_Ferdinand_Müller_\(um_1700-1761\)](http://saebi.isgv.de/biografie/Joseph_Ferdinand_Müller_(um_1700-1761)) [19. 12. 2019].

heißt es in ihrer Hamburger Theaterrede von 1738: »Den Harlekin zu finden, / Der alle Herzen soll mit Kunst und Lust verbinden, / Der allen alles soll, und jedem etwas seyn«. ¹¹⁴ Mit Harlekin und Hanswurst versuchten die Theaterreformer also ein wesentliches Element ihrer eigenen ästhetischen Praxis auszulöschen. Harlekin und Hanswurst sind als die Quelle des Universalitätsversprechens zu verstehen, dem sich das bürgerliche Theater ohne sie ganz umsonst verschreiben wird, ¹¹⁵ denn sie vollbrachten zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine ästhetische Überbrückung jener sozialen Abgründe, die das spätere Nationaltheater schlichtweg ignorieren sollte. Und sie ermöglichten überhaupt erst jene Idee eines allumfassenden, das Ganze repräsentierenden Publikums, das für das bürgerliche Schauspiel orientierend blieb. Die Verbannung des Harlekin durch Neuber war also zunächst die Infamierung eines erfolgreichen Konkurrenten, wurde dabei aber zum Angriff auf das Publikum mit den Mitteln des ästhetischen Diskurses. Zwar sollte sich das Schauspiel in Neubers Vorstellung als Ware an eben dieses Publikum verkaufen, Konkurrenten durfte es auf diesem Markt aber nicht geben. Ein Theater ohne Hanswurst, ein Markt ohne Konkurrenz: in dieser paradoxen Utopie bestand das ästhetische Projekt ihrer Theaterreform.

Zwischen »Adel« und »Pöbel«: Die bürgerliche Gesellschaft

Die konzeptuellen Aporien und sozialen Verwerfungen des bürgerlichen Nationaltheaters lassen sich, wie abschließend noch angedeutet werden soll, vor diesem Hintergrund erst angemessen beurteilen. Im Projekt eines bürgerlichen Nationaltheaters überkreuzten sich mehrere normative Ansprüche: die Produktion von Stücken in deutscher Sprache; die Existenz von stehenden Bühnen; vor allem aber die Idee eines Theaters als Abbild und Übungsraum einer Gesellschaft, in dem ihre internen Spaltungen überwunden werden. Die Vehemenz der damit verbundenen Inklusionsrhetorik gerät jedoch in einen immer schrofferen Widerspruch zum exklusiven Charakter der ästhetischen Begriffe, auf die sich das Projekt gründet.

Der Anfang des Diskurses findet sich in den *Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters* (1747) des Gottsched-Schülers Johann Elias Schlegel (1719–1749), dessen erste Tragödie *Geschwister in Taurien* 1739 noch von der

¹¹⁴ Friederike Caroline Neuber, »Prolog zur Magistratsvorstellung. Hamburg 1739«, in: Rudin/Schulz (Hg.), *Poetische Urkunden*, 209–211, hier: 209.

¹¹⁵ Vgl. zu einer ähnlichen Perspektive auch Ulrike Haß, »Das Harlekin-Prinzip«, in: dies., *Das Drama des Sehens. Auge, Blick und Bühnenform*, München 2005, 160–172.

Truppe Neubers aufgeführt wurde.¹¹⁶ Theater, so Schlegel, ziele auf »die Auszierung und Verbesserung des Verstandes bei einem ganzen Volke« (GT, 274). Nachdem Breitinger bereits so weit gegangen war, den »größten Haufen« (CD, 2) als Adresse der Literatur zu bestimmen, die auch bei Gottsched eine Sache für »Gelehrte und Ungelehrte« (VCD I, 221) war, forciert Schlegel mit der Rede vom »ganzen Volke« die Bewegung der sozialen Inklusion. Das Unternehmen, auf einer einzigen Bühne alle Stände zu adressieren, sieht sich bei Schlegel jedoch von Anfang an mit einer »Aufspaltung des Publikums«¹¹⁷ konfrontiert und entsteht dann erst als Überwindung dieser Aufspaltung: »Was den gemeinen Mann außerordentlich ergetzt, findet selten unter dem Mittelstande und bey Hofe großen Beyfall« (GT, 266). Schlegel regt deshalb an, »bald diese, bald eine andere Art von Schauspielen vorzustellen, und also alle Classen der Zuschauer zu vergnügen« (GT, 266). Das Nationaltheater soll alle Klassen adressieren, jedoch in unterschiedlichen Stücken für unterschiedliche Zuschauer-Klassen, unter anderem in rein plebejischen Stücken, in denen der Pöbel mit dem ihm angeblich angemessenen Klamauk versorgt wird: »Der Pöbel ist an allen Orten einerley [...]« und braucht etwas, »das mit seiner groben Einbildungskraft übereinstimmt.« Schlegel plädiert dafür,

daß man gewisse Lustspiele für den Pöbel insbesondere bestimme, die man alsdann aufführen mag, wenn er feyert, und Zeit hat, den Schauplatz zu besuchen. Es ist alsdann ein Verdienst für einen klugen Kopf, wenn er auch in solchen Lustspielen das rechte Maaß zu treffen, und sie mit nützlichen Sittenlehren zu vermischen weis; und wenn er die Kunst versteht, indem er den Pöbel nach seiner Art belehret und ergetzt, andern, die nicht Pöbel seyn wollen, zu zeigen, wie schlecht pöbelhafte Sitten stehen. (GT, 269 f.)

Ein Pöbel, der nur manchmal Zeit hat, ist offenbar ein Subjekt, dessen Leben durch die Trennung von Arbeit und Freizeit bestimmt ist. Er ver-

116 Mit seinem Vorspiel *Die Langeweile* wurde 1747 das Kopenhagener Theater wiedereröffnet. In diesem Kontext, also bereits 1747, sind die erst 1764 in der postumen Werkausgabe publizierten *Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters* entstanden.

117 Gerlinde Bretzighaimer, *Johann Elias Schlegels poetische Theorie im Rahmen der Tradition*, München 1986, 169. Zum Problem der Rezeptionssteuerung bei Schlegel auch Wolfgang Ranke, *Theatermoral. Moralische Argumentation und dramatische Kommunikation in der Tragödie der Aufklärung*, Würzburg 2006, 267 f.; sowie Rainer Baasner, »Nachwort«, in: Johann Elias Schlegel, *Theoretische Texte*, hg. von Rainer Baasner, Hannover 1999, 120–128; zu Schlegels Dramatik vgl. Sibylle Plassmann, *Die humane Gesellschaft und ihre Gegner in den Dramen von J. E. Schlegel*, Münster 2000.

spricht sich vom Theater Regeneration und diese will Schlegel ihm nicht verwehren. Entgegen der Suggestion seines Begriffs ist das Nationaltheater bei Schlegel also kein Ort, der alle zusammenbringen und zu einer Einheit formen soll. Als Ort der Inklusion angelegt, gerät es bei Schlegel unversehens zu einem Ort der Distinktion, an dem sich der Bürger vom Pöbel zu unterscheiden lernt. Am logischen Ausgangspunkt des Nationaltheaters sind damit alle Bürger Pöbel, nämlich Menschen, die Bürger werden können. Durch die ästhetische Erfahrung im Theater bilden sich dann einige zu Bürgern, nicht zuletzt dadurch, dass sie sich vom Pöbel zu unterscheiden lernen.¹¹⁸

Diese Distinktionsdynamik und ihre unweigerlichen Exklusionseffekte sind zur Mitte des 18. Jahrhunderts in der Transformation des Begriffs der bürgerlichen Gesellschaft selbst angelegt. In Johann Gottlob Pfeils wegweisender *Abhandlung vom bürgerlichen Trauerspiele* (1755) ist »bürgerlich« noch keineswegs inklusiv gedacht, und trotzdem ist für Pfeil die Identifikation von Zuschauerraum und Bühne für das bürgerliche Trauerspiel charakteristisch: »Wir bedauern in den unglücklichen Personen oft uns selbst. [...] Wir sehen, daß uns oft nur noch einige wenige Schritte fehlen, um eben der Bösewicht zu seyn, der uns auf dem Theater vorgestellt wird.«¹¹⁹ In der Disziplinierung des Zuschauers besteht die Funktion des Bösen auf der Bühne, ausgeschlossen von dieser bleibt aber der Pöbel:

118 Seine äußerst prominente Stellung verdankt der Pöbel bei Schlegel der Tatsache, dass dieser als »Hauptzweck« der Literatur das »Ergetzen«, also das Vergnügen bzw. die *delectatio* bestimmt. Im Theater will Schlegel diesen Hauptzweck für den eigentlichen »Nebenzweck«, die Belehrung, instrumentalisieren (GT, 271). Er plädiert deshalb für Komödien als Lockmittel und zur Überlistung des Publikums. In seinen beiden poetologischen Abhandlungen zur Nachahmung modelliert Schlegel das Vergnügen zusätzlich als Effekt der *mimesis*: Die Ähnlichkeit der Verhältnisse in der Ordnung von Bild und Vorbild verursacht Vergnügen, allerdings nur bei der »Natur eines denkenden Wesens«. Entscheidend ist darum doch, »für wen wir nachahmen«. Mit der Rehabilitation des Vergnügens wendet sich Schlegel kritisch gegen seinen Lehrer Gottsched und all die »strengen Sittenlehrer«, die verkennen, dass im Vergnügen immer schon der »eigentliche Wunsch der Dichter« bestehe. Vgl. auch Johann Elias Schlegel, »Abhandlung von der Nachahmung« und »Abhandlung von der Unähnlichkeit in der Nachahmung«, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 3, hg. von Johann Heinrich Schlegel, Leipzig/Kopenhagen 1764, 107–162 und 163–176, hier: 130, 136, 141. Hierzu auch Bretzighheimer, *Schlegel*, 179; sowie grundlegend Franz Eybl/Irmgard Wirtz (Hg.), *Delectatio. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und Schnabel*, Bern u. a. 2009.

119 Anders in der heroischen Tragödie: »Es ist wahr, alles dieses erweckt Mitleiden in uns. Allein, wir haben weder eine Krone zu verlieren, wir werden niemals in die Umstände der Andromache und des Roderichs gerathen.« Johann Gottlob Benjamin Pfeil, »Vom bürgerlichen Trauerspiele« (1755), in: ders., *Lucie Woodvil: ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Handlungen* (1756), hg. von Dietmar Till, Hannover 2006, 95–111, hier: 104 f.

Man wähle die handelnden Personen niemals aus dem Pöbel. Der Pöbel ist zu einer großen Tugend zu dumm, und zu einem großen Laster, wie es auf der Schaubühne vorgestellt werden muß, wenn es einen Eindruck machen soll, zu verzagt. [...] Kein Schneider, kein Schuster ist einer tragischen Denkungsart fähig. Es giebt einen gewissen Mittelstand zwischen dem Pöbel und den Großen [...] jedweder, der Gelegenheit gehabt hat, sein Herz zu verbessern, oder sein Verstand aufzuklären.¹²⁰

Der seit dem 17. Jahrhundert bekannte Begriff des Mittelstands oder des mittleren Stands geriet um die Mitte des 18. Jahrhunderts immer mehr in Gebrauch. An die aristotelische Idee des richtigen Maßes und die Horazische Vorstellung einer goldenen Mitte anknüpfend, ermöglichte er dem bürgerlichen Selbstverständnis die Distanzierung von Adel und Pöbel gleichermaßen.¹²¹ Fanden sich Handwerker und Kaufleute im dreigliedrigen Ständemodell noch gemeinsam im dritten Stand, so ermöglichte der Begriff des Mittelstands eine Distanzierung der zahlenmäßig wuchernden und gleichzeitig verarmenden Berufe des Handwerks durch das Bildungs- und Besitzbürgertum. Die Äquivokation von Adel und Pöbel kam dem Selbstverständnis der bürgerlichen Gesellschaft als mittlerem, aber historisch entscheidendem Stand gelegen.¹²²

Die Ambivalenzen und Widersprüche des aus dem frühneuzeitlichen Stadtstaat längst herausgewachsenen Begriffs der *societas civilis* wurden dann ein Jahrzehnt später durch Adam Fergusons *Essay on the History of Civil Society* (1767) erstmals zu einer modernen Gesellschaftstheorie verbunden.¹²³ Von Interesse ist für Ferguson nicht mehr der Naturzustand der Gesellschaft, sondern die Natur des Menschen, aus der sich die Gesetze der Gesellschaft unmittelbar ableiten lassen. Der Mensch aber, so Ferguson, ist das »tätige Wesen«, sein »Trieb zur Tätigkeit« ist seine einzige Substanz:

120 Pfeil, »Vom bürgerlichen Trauerspiele«, §107.

121 Werner Conze, Art. »Mittelstand«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 4, Stuttgart 1978, 49–92, hier: 54. Zur weiteren Entwicklung dann auch Thomas Zunhammer, *Zwischen Adel und Pöbel. Bürgertum und Mittelstandsideal im Staatslexikon von Karl v. Rotteck und Karl Theodor Welcker. Ein Beitrag zur Theorie des Liberalismus im Vormärz*, Baden-Baden 1995.

122 So natürlich insbesondere in der Literatur, etwa in Schillers *Fiesko*: »Der Pöbel ist freilich das brennende Holz, aber der Adel gibt seinen Wind dazu.« Friedrich Schiller, *Die Verschwörung des Fiesko zu Genua*, in: ders., *Werke und Briefe*: in zwölf Bänden. Bd. 2: Dramen 1, hg. von Gerhard Kluge/Otto Dann, Frankfurt a. M. 1988, 313–559, 365.

123 Zum Folgenden auch Roman Widder, Art. »Bürgerliche Gesellschaft«, in: *Handbuch Literatur und Ökonomie*, hg. von Burkhardt Wolf/Joseph Vogl, Berlin 2019, 115–118.

»Wir missverstehen die menschliche Natur, wenn wir ein Ende der Arbeit oder einen Zustand der Ruhe herbeisehnen.«¹²⁴ Ferguson führt damit die Arbeitstheorie des Eigentums von John Locke weiter, wobei das »Streben, Reichtum zu akkumulieren« als natürlicher Prozess gefasst und als »Prinzip des Fortschritts« im Menschen verankert wird.¹²⁵ Die Substitution der Fiktion des Naturzustands durch die Analyse der gegenwärtigen Natur des Menschen rückt die bürgerliche Gesellschaft in eine eigentümliche Zeitlichkeit: Sie wird zur »historisch-natürlichen Konstante«, die sich ohne ausdrücklichen Vertrag als Resultat einer »spontanen Synthese« begreift.¹²⁶ Der Naturzustand wird damit zu etwas, wovon der Mensch sich nicht entfernt, sondern dem er sich vielmehr annähert. Gerade diese transformative Konstruktion als legitimatorische Selbstbeschreibung, gültige Norm und noch einzulösendes Versprechen gleichermaßen macht die bis heute andauernde Integrationskraft des Begriffs aus.¹²⁷

Dabei ist Ferguson nicht nur ein Analytiker, sondern auch ein luzider Kritiker seines Gegenstands. Das durch Arbeit erlangte Eigentum wird, so Ferguson, für den Menschen zum Selbstzweck. Das Problem der *Corruption* im umfassenden Sinne einer möglichen Degeneration der Gesellschaft besteht in der prinzipiellen Käuflichkeit des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, sowie darin, dass alle zunehmend gezwungen werden, ihre Mitmenschen als Instrumente der Akkumulation zu behandeln. Zudem produziert die bürgerliche Gesellschaft nicht nur einen Überfluss an Waren und Reichtum, sondern auch fortwährend immer neue Formen von Armut, allen voran relative oder subjektive Armut, die Ressentiment schürt. Als Hauptquelle autoritärer bzw. tyrannischer Gesellschaften entpuppt sich in der Moderne deshalb die mit der Fokussierung auf Reichtum einhergehende Furcht vor dem Verlust des Reichtums, vor Deprivation und Verarmung.¹²⁸

124 Adam Ferguson, *Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft*, übers. von Hans Medick, Frankfurt a. M. 1986, 104f.

125 Ebd., *Versuch*, 107, 257.

126 Foucault, *Die Geburt der Biopolitik*, 408, 411.

127 Vgl. auch Elmar Koenen, Art. »Bürgerliche Gesellschaft«, in: Georg Kneer/Armin Nassehi/Markus Schroer (Hg.), *Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie*, München 2001, 73–110.

128 Zu dieser Kritik der bürgerlichen Gesellschaft bei Ferguson, die noch Marx interessiert zur Kenntnis nahm, vgl. auch Albert O. Hirschmann, *Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*, übers. von Sabine Offe, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1984, 125–137.

Eine Engführung von Bürgerlichkeit und menschlicher Natur, wie Ferguson sie vornimmt, ist in Pfeils bürgerlichem Trauerspiel noch nicht zu beobachten. Pfeils Publikum, das sich auf der Bühne spiegeln soll, ist ein bürgerlicher Mittelstand, der sich nach unten wie nach oben scharf abgrenzt.¹²⁹ Mittelstand ist dabei, wer kein Schneider, kein Schuster, also kein Handwerker ist. Gerade dies ist innerhalb der tradierten, ständischen Gesellschaftsbegriffe jedoch keineswegs selbstverständlich. Mag auch nicht jeder Handwerker Bürgerrecht gehabt haben, so war das Selbstverständnis des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtbürgertums doch wesentlich über die Emanzipation der Gewerbetreibenden in den Städten geprägt, während der antike Bürger-Begriff gerade die Entbindung von der Pflicht zur Arbeit implizierte. Die aufgeklärte Bürgerlichkeit schließt aus ihrem Verständnis der tätigen, menschlichen Natur nun jedoch gerade das Handwerk aus oder überformt die körperliche Arbeit durch ein Verständnis universeller, menschlicher und geistiger Tätigkeit. Sie nimmt dabei eine Umgewichtung des Selbstverständnisses von Bürgerlichkeit vom Moment der Arbeit auf das Moment der Bildung vor, wodurch ihre Version der bürgerlichen Gesellschaft umso leichter mit der Gesellschaft insgesamt identifizierbar wird, nämlich im Hinblick auf die historische Latenz des Begriffes: Wer sich nur ausreichend bemüht, kann sich selbst zu einem Teil von ihr bilden. Die Transformation der bürgerlichen Gesellschaft besteht also zunächst in der Konfrontation des Mittelstands mit dem Rest der Gesellschaft, sodann in ihrer schrittweisen, zum Teil in die Zukunft projizierten Überblendung mit diesem Rest. Es ist deshalb auch in der Theatertheorie gerade die Verengung des Publikums zum Mittelstand, aus der sich dann die Rhetorik seiner Verallgemeinerung generiert.

Denn die Entwicklung der Theatertheorie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird im Wesentlichen darin bestehen, den Mittelstand zur Menschheit zu erklären. Dass der Fluch auf den Pöbel dabei nicht nur in der Theatertheorie, sondern auch in der anthropologischen Ästhetik und in Teilen der Volksaufklärung zu einem allseits beschworenen Topos wird, verdankt sich dieser gewaltsamen Überschreibung der sozialen Semantik durch die universalistischen Forderungen der Ästhetik. Das gilt etwa für Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), der zum wichtigsten Fürsprecher

¹²⁹ Zur Semantik des Bürgerlichen im Trauerspiel-Diskurs des 18. Jahrhunderts vgl. auch Alois Wierlacher, *Das bürgerliche Drama. Seine Begründung im 18. Jahrhundert*, München 1968, 32, 166 f.

und Kritiker des Nationaltheaters zugleich werden wird. Die konzeptuelle Operation von Lessings Mitleidsästhetik besteht eben darin, Trauerspiel und Lustspiel gleichermaßen als Spektakel des Menschlichen zu begreifen, oder genauer: eines als Menschheit verkleideten Mittelstands. Zu beobachten ist das in der Publikums-Analyse der *Hamburgischen Dramaturgie*, aber auch im *Briefwechsel über das Trauerspiel* (1756) mit Mendelssohn und Nicolai, wo Lessing den Pöbel gemeinsam mit der Bewunderung aus dem ebenso normativen wie deskriptiven Bereich seiner Ästhetik eskamotiert.¹³⁰ Indem die Theorie der bürgerlichen Gesellschaft und ihres Theaters den Teil als Ganzes setzt, wird der Imperativ der Distinktion, der in Pfeils Trauerspiel-Theorie noch offen zutage lag, keineswegs aufgehoben, sondern in verallgemeinerter Form unsichtbar vorausgesetzt. »Unterscheide Dich von diesem Haufen«, rät noch Knigge, der das bürgerliche Selbstverständnis kanonisieren sollte, für den Umgang mit dem »Pöbel aller Stände«.¹³¹

Friedrich Schillers frühe Dramenpoetik hat dann Pfeils Idee eines »großen Laster[s]« (s. o.) und die von Lessings Mitleidsästhetik ausgeschlossene Bewunderung zusammengebracht, aber auch darin so sehr auf das Allgemein-Menschliche gezielt, dass der Pöbel ihm erneut zum Distinktionsvorwand und Legitimationsabgrund wurde. Schiller ist überzeugt, man könne seine »ehrwürdige[n] Missetäter«, seine »Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben«, doch der »Pöbel« erkennt darin eine »Apologie des Lasters«.¹³² Der Pöbel wird so zur Markierung einer Störung in der Projektion und Identifikation von Zuschauerraum und Bühne. Zwischen einer anthropologisch geprägten Ästhetik der Kraft und seiner Polemik gegen Gottfried August Bürger, zwischen seinem notorischen Hadern mit der angeblichen

130 »Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, so oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entscheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten sind so gering, seine Tugenden so mäßig, daß er beide nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wenn er bewundern soll. Was über seine enge Sphäre ist, glaubt er über die Sphäre der ganzen menschlichen Natur zu sein. Lassen Sie uns also nur diejenigen Fälle untersuchen, wo die bessern Menschen, Menschen von Empfindung und Einsicht, bewundern.« Gotthold Ephraim Lessing, *Briefwechsel über das Trauerspiel*, in: ders., *Werke und Briefe* in zwölf Bänden, hg. von Wilfried Barner. Bd. 3: *Werke 1754–1757*, hg. von Conrad Wiedemann, Frankfurt a. M. 2003, 662–737, hier: 679 f. Zur Funktion der Pöbel-Formel bei Lessing vgl. auch Roman Widder, »Streit, Infamie, Hass: Figuren der Kritik im Fragmentenstreit«, in: Jürgen Brokoff/Robert Walter-Jochum (Hg.), *Hass/Literatur. Literatur- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu einer Theorie- und Diskursgeschichte*, Bielefeld 2019, 261–289.

131 Knigge, *Über den Umgang mit Menschen*, 253.

132 Friedrich Schiller, »Unterdrückte Vorrede zu ›Die Räuber‹«, in: ders., *Werke und Briefe*: in zwölf Bänden. Bd. 2: *Dramen 1*, hg. von Gerhard Kluge/Otto Dann, Frankfurt a. M. 1988, 161–165, hier: 162 f.

Unzulänglichkeit des Publikums und der eigenen Absage an die revolutionären Bewegungen seiner Zeit hat Schiller eine ganz eigene Systematik der Pöbel-Abfertigung entwickelt, ungeachtet dessen, dass diese dem universalistischen Anspruch seiner eigenen Ästhetik zuwiderläuft.¹³³

In der Literaturgeschichte wurde von derlei Publikumsbeschimpfungen allzu oft auf die Unzulänglichkeit des Publikums geschlossen und allzu selten die spezifische Performanz der Beschimpfung selbst untersucht. So hält sich bis heute die Vorstellung, dass das Nationaltheater eine unrealistische Utopie war, deren Problem in der Rückständigkeit der beteiligten Akteure und Institutionen bestand. Die Behauptung dieser Rückständigkeit war aber das Dogma der Nationaltheater-Diskurse selbst. Immer wieder haben diese Diskurse offensiv in ihrer kulturellen Gegenwart eine Art zivilisatorischer Wüste erkannt, eine *tabula rasa*¹³⁴ diagnostiziert, und diese auf den Namen des Pöbels gebracht. Besonders anschaulich wird dies in der *Geschichte des deutschen Theaters* (1766) von Friedrich Löwen ein Jahr vor der Inauguration des Hamburger Nationaltheaters, zu dessen Direktor Löwen wurde. Löwen diagnostiziert die Rückständigkeit auf allen Ebenen: Das betrifft zunächst den »Pöbel der Schauspieler«, denn »die Menge von elenden Geschöpfen, die sich Akteurs nennen«, leide unter anderem daran, ihren Stand »als ein maschinenmäßiges Handwerk« anzusehen. Auch von den Prinzipalen erhebt sich nur ein kleiner Teil gelegentlich »etwas mehr über diesen Pöbel«, bleibt »aber doch immer noch Pöbel«. Und natürlich betrifft das innerhalb dieses Dreiecks auch das Publikum, bei dem nach wie vor der schlechte Geschmack und das »Erstaunen des Pöbels« vorherrsche. Schauspieler, Principale, Publikum: Alle drei sind noch Pöbel, und deshalb

133 Zu denken wäre neben den Vorreden zu den *Räubern* (1781) und dem Schaubühnen-Text an die *Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst* (1802), die bereits zu Beginn der 1790er Jahre im Kontext der Bürger-Rezension entstanden. Ähnlich wie später Hegel hat Schiller die Verurteilung des Pöbels gewissermaßen bis an ihr Extrem getrieben, um dann in den Briefen *Über die Ästhetische Erziehung des Menschen* (1795) und *Über naive und sentimentalische Dichtung* (1795/96) in Ansätzen zu einer Analytik der gesellschaftlichen Arbeitsteilung überzugehen. Vgl. dazu Klaus L. Berghahn, »Volkstümlichkeit ohne Volk? Kritische Überlegungen zu einem Kulturkonzept Schillers«, in: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hg.), *Popularität und Trivialität*, Frankfurt a. M. 1974, 51–75.

134 Die auf antike Wachstafeln zurückgehende *tabula rasa*, also die wiederbeschreibbare Schreiftafel, wurde in Form der Schiefertafel im 18. Jahrhundert zum elementaren Medium des Schulunterrichts. Vgl. Heinrich Bosse, »Die Schüler müssen selbst schreiben lernen« oder: Die Einrichtung der Schiefertafel«, in: Dietrich Boueke/Norbert Hopster (Hg.), *Schreiben – Schreiben lernen*, Tübingen 1985, 164–199. Metaphorisch ließ sich die *tabula rasa* auch mit dem modernen Empirismus in Verbindung bringen, vgl. Steven Pinker, *Das unbeschriebene Blatt. Die moderne Leugnung der menschlichen Natur*, übers. von Hainer Kober, Berlin 2003, 23–33.

muss Löwen sich eingestehen, dass es für die »heutige« deutsche Bühne »schlecht aussieht«. ¹³⁵ Diese düsteren Perspektiven wohnten jedoch nicht nur der Struktur des Reformdiskurses selbst inne, sie waren letztlich auch den Invektiven dieser Reform zu verdanken. Festzuhalten bleibt nämlich, dass die Überblendung von Theater, Nation und Gesellschaft eine schwere Hypothek mit sich herumtrug: Der Verlust von Hanswurst und Harlekin und der von ihnen repräsentierten Theaterkultur, die über einhundert Jahre auf Bühnen höfischer wie bürgerlicher Prägung im ganzen Reich begeistert hatte, war nicht wieder aufzufangen – gerade im Hinblick auf das Publikum.

Ins Zentrum von Löwens Überlegungen rückt insbesondere das Ensemble der Akteure, das er durch feste Anstellung, jährliche Besoldung und Altersvorsorge der Prekarität entreißen will. In einer eigentümlichen Ambivalenz von Fürsorge und Feindschaft konturiert sich bei Löwen in den Schauspielern die Arbeitskraft, die soziale Basis des Theaters heraus, die er durch eine »theatralische Policey« überwachen und mit einem eigenen Ausbildungsinstitut sogar selbst ausbilden will. ¹³⁶ In der Tat war es, wie im folgenden, abschließenden Kapitel klar werden soll, auch außerhalb des Theaters die sogenannte »Policey« bzw. die Polizeiwissenschaft, die sich der Idee der Gestaltbarkeit des Menschen in besonderer Weise annahm und der mehr und mehr die Aufgabe zukam, die Kluft zwischen Pöbel und Publikum, Pöbel und Nation oder Pöbel und Volk zu schließen. Dabei wurde diese Kluft, um den Anspruch auf ihre Überbrückung formulieren zu können, immer wieder hergestellt: Zivilisations- und Policey-Diskurs provozierten sich gegenseitig.

¹³⁵ Löwen, *Geschichte*, 24, 34 f., 99, 52 ff.

¹³⁶ Löwen, »Vorläufige Nachricht«, 907. Vgl. hierzu auch Peter Heßelmann, »Der Ruf nach der »Policey« im Tempel der Kunst. Das Theaterpublikum des 18. Jahrhunderts zwischen Andacht und Vergnügen«, in: Herrmann Korte u. a. (Hg.), »*Das Theater glich einem Irrenhause.*« *Theater und Publikum im 18. und 19. Jahrhundert*, Heidelberg 2012, 77–94.

9 Volk und Pöbel: Zur Dialektik von Politik und Ökonomie

Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks (1760)

Am 11. Januar 1760 erscheint in den *Hannoverischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* ein eigentümlicher Text, der mit dem Vorschein einer Desillusionierung beginnt: »Ich habe bis diese Stunde geglaubt, daß der Pöbel an der menschlichen Natur Antheil hätte. Allein Nachdenken erregt Zweifel [...]« (A, 33). Die anonym als Übersetzung aus dem Französischen deklarierte *Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks* geht dabei dialektisch vor, wägt in dunkel ironischem Tonfall These gegen Antithese ab, um dann zu einer pragmatischen Synthese zu schreiten. Ausgangspunkt ist die Geschichtlichkeit des Volks, das als Ursprungsfiktion einer verlorenen Vergangenheit auftritt: »Das Volk war ehemals der nützlichste, tugendhafteste, folglich auch der ehrwürdigste Theil der Nation. Es bestand aus Landbauren, Künstlern, Kaufleuten, Pächtern, Gelehrten und Gesetzgebern.« (A, 33) Allmählich jedoch sind wesentliche Teile des Volks aus demselben ausgeschieden und haben sich ihm gegenüber sogar in Opposition gebracht: die Gesetzgeber durch die Todesstrafe, die Gelehrten durch ihren elitären Dünkel, die Pächter und Kaufleute durch ihre materielle Überlegenheit gegenüber dem Adel. »Solchergestalt bestehet die Masse des Volks nur noch einzig und allein aus den Landleuten, den Bedienten und den Künstlern oder Handwerksleuten«, wobei unklar bleibt, ob die Künstler wirklich zum Volk gehören, denn ihre »geschickten Hände sind den Fäusten des gemeinen Volks nicht sehr ähnlich«. (A, 33) Fest steht: »Dieses grossen Abzuges ohngeachtet bleibt das gemeine Volk noch immer der zahlreichste und vielleicht auch der nothwendigste Theil einer Nation« (A, 34). Es ist dieses Restvolk, dessen »Art des Daseyns« der Text im Folgenden untersucht. Die Diskussion des Gegenstands beginnt mit der These von der Unmenschlichkeit des Volks, wobei sie sich an philosophischen Begriffen abarbeitet, angefangen mit dem der Vernunft als *differentia specifica* des Menschen:

Es wohnet in Hütten, oder in den Winckeln, die man ihm in den Städten einräumet, weil man seiner Hülfe benöthiget. Es steht mit der aufgehenden Sonne auf, und ergreift, ohne das Glück zu betrachten, das über ihm lacht, seine Kleider, die für alle Jahreszeiten gleich gut sind, es bearbeitet unsere Äcker, es bauet unsere Gärten an, es gräbt in unsern Bergwerken, und durchkriecht unsere Steinbrüche, es trocknet unsere Moräste aus, und reiniget unsere Strassen, es bauet unsere Häuser und verfertiget

unsere Hausgeräthschaften. Es hungert, und nimt mit jeder Speise vorlieb. Der Tag neiget sich, und es legt sich in den harten Schooß der Strapazen nieder. Eben so machen es die Thiere, die wir zahm gemacht haben. (A, 35)

Die Person, die hier in der 1. Person Plural (»unsere«, »wir«) spricht, verortet sich augenscheinlich auf der Seite nicht des Volkes, sondern einer besitzenden Herrschaft. Das Volk hingegen, von dem hier die Rede ist, ist nicht nur ein arbeitsames Volk, sondern es ist das Volk der Arbeit, die Bevölkerung als natürliche Ressource eines Staates, eine Allegorie der gesellschaftlichen Arbeitskraft. Wie die Tiere verrichtet dieses Volk »Arbeiten, die wir ihnen auflegen, ohne etwas anders dafür zu fordern, als Futter und Dach«. (A, 35) Zugleich ist die Vernunft, die diesem Volk fehlt, eine wirtschaftliche Vernunft. Denn was das Volk von der »Bürgerschaft«, bei der man »die ersten Strahlen der Vernunft hervorschimmern siehet« (A, 35), unterscheidet, ist das Kalkül: »Die natürliche Begierde kennt nur das Nothwendige. Die Vernunft hält sich an den Ueberfluß, und berechnet alle Grade des Ansehens, die man dadurch erhalten kan.« (A, 35) Der vernünftigen Liebe zum Luxus in der Bürgerschaft, also bei Kaufleuten und Pächtern, steht die natürliche Begierde des Volks bzw. Pöbels gegenüber: »Der natürliche Trieb bleibt sich immer ähnlich. Es sind schon Jahrhunderte, daß der Seidenwurm spinnet, und der Biber baut. Eben so thut auch der Pöbel in seinen Werkstätten heut und morgen eben das, was er gestern that. Die Vernunft gehet einen ganz andern Weg« (A, 36).

Volk und Pöbel verwendet die *Abhandlung* synonym. Indem sie beide unter anderem in den Werkstätten verortet, setzt sich in der *Abhandlung* die Umbesetzung der *societas civilis* fort, die sich in der politischen Semantik des 18. Jahrhunderts gegenüber der Frühen Neuzeit vollzieht. Fokussierte der alteuropäische Bürgerbegriff gerade die der Grundherrschaft gegenüberstehenden Handwerker und Kaufleute, so stehen die Handwerker in der Gegenüberstellung von Bürgertum und Volk bzw. Pöbel nicht mehr auf der Seite der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auf der Seite ihrer ominösen Voraussetzungen.¹³⁷ Dass dem Pöbel die wirtschaftliche Vernunft fehlt, zeigt sich indes auch an seinem Heiratsmuster: »Der Pöbel bleibt seinem bloß natürlichen Triebe auch bey seinen liebsten Vortheilen getreu. Lucas heyrathet sein Käthgen, weil er sie liebt. Hätte er Vernunft, so würde er die Ilse nehmen, die ihm ein grösseres Stück Land mitbringt.« (A, 36) Der Pöbel

¹³⁷ Vgl. Manfred Riedel, Art. »Bürger, Staatsbürger, Bürgertum«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politischen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart 1972, 672–725.

ist also auf natürliche Weise triebhaft und arbeitsam, zugleich Sinnbild des Vorurteils, eine Figur des Nicht-Denkens, und so fällt es der *Abhandlung* zunächst schwer, beim Pöbel Vernunft zu finden. Betreffs seiner Tugenden, wie der Geduld (»eine Tugend der dummsten Thiere«, A, 38), wie auch betreffs seiner Laster zeigt sich das Volk mehr als Tier denn als Mensch: Ein Handwerker, der sich mit seiner Frau prügelt, ist wie »ein Hirsch, der sich mit einer Kuh zankt, und sie hernach auf die Weide führet«, statt sich »gebühlich vor Gerichte von ihr scheiden« (A, 39) zu lassen. Hier driftet der Text ins Fabelhafte: Ein »Kutscher« besäuft sich »wie ein wildes Schwein«, ein »Räuber unter dem Pöbel« gleicht einem »raubgierigen Tyger« (A, 39), und »wie ein verwundeter Löwe« reagiert der Pöbel auf seine Beleidigung: »Ein denkendes Wesen hingegen tötet euch mit dem Degen in der Hand nach allen Regeln der Kunst und der Ehre« (A, 40).

Der zweite Teil der *Abhandlung* legt dann die Antithese vor und sammelt Argumente für die Menschlichkeit des Volks oder Pöbels. Neben Gründen anatomischer Natur¹³⁸ wirken hier vor allem die Tatsachen antiker Kultur als Beweise, haben doch die Griechen und Römer »die Majestät des Volks« (A, 44.) oder das, was sie dafür hielten, in die Politik eingebunden. Die Frage, ob das Volk »fähig seyn würde, mit zur Regierung gezogen zu werden«, steht nun im Zentrum des Textes, der auf verschiedenen Gebieten die Austauschbarkeit der Rollen von Herren und Knechten beobachtet¹³⁹ und schließlich fragt: »Wer kan nun wol an der Vernunft des gemeinen Volks zweifeln?« (A, 47) Besonders die Frage der Strafbarkeit des Volkes bringt Irritation: »Wenn man aus den Strafen urtheilen soll, so muß gewiß das Volk noch vernünftiger seyn, als die vornehmern Leute« (A, 47), denn ausgerechnet »wohlgeborene Leute« betrachtet das Gesetz als »Kinder, die nicht Vernunft genug besitzen, um sich den Galgen zu verdienen, dahingegen der Pöbel allzeit genug hat« (A, 48). Erst die Fortsetzung bzw. der *Schluß der Abhandlung von der Natur des gemeinen Volkes* in der Folge Nummer der Wochenzeitschrift bringt dann die Synthese, und zwar mithilfe der Adjektivierung des Pöbels:

138 Mit dem Verweis auf die »Zirbeldrüse« als den »Sitz der Seele«, »wo sich die Begriffe eben so, wie die Figuren auf einer Leinwand abbilden«, nimmt der Text Bezug auf Descartes. Im »Kopf eines Bauren« hätten Anatomen »verbundene Begriffe« gefunden, »im Kopf eines ansehnlichen Mannes« dagegen »nicht zusammenhängende Begriffe, unverdiente Forderungen, Hoheit mit Niederträchtigkeit vermischt« (A, 42 f.) – für den Text ein Indiz für die Gleichheit der Intelligenzen und die Menschlichkeit des Pöbels.

139 Etwa beim Vergleich von »Staatsversammlungen« und »Hausangelegenheiten«. Im Haus nämlich könnten »Leute vom gemeinen Volke sehr oft die Herren regieren, denen sie dienen« (A, 45).

Wer ist pöbelhafter, als jener Tölpel, der aus seinem Dorfe in ein Vorzimmer kommt? [...] Ja was wolte man sagen, wenn eben dieser Tölpel durch die Thür der Finanzen das Glück überliefe, und von seiner Stelle hinten auf der Kutsche herab, und in sie hinein stiege? Nun wird er doch unwidersprechlich ein Mensch seyn. Hat sich aber wol seine Natur verändert? Nein. Ein Affe bleibt stets ein Affe, und ein Mensch bleibt immer ein Mensch. Das Volk ist demnach aus Menschen zusammen gesetzt. Allein, es wird immer gut seyn, daß es dieses niemals erfahre, und ich sage dieses nur den Reichen und den Grossen ins Ohr, damit sie, vor wie nach, sich die Unwissenheit des Pöbels zu Nutze machen können. Dieses kan auf verschiedene Weise geschehen. Wenn das Volk nicht weiß, daß es Vernunft hat, so wird es sich auch nie einfallen lassen, zu untersuchen, ob sie welche haben. (A, 49)

Als humorvolles Geflüster ins Ohr der Herrschenden löst die *Abhandlung* auf erstaunlich präzise Weise das Programm der *Hannoverischen Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* ein, die in ihrem Titel selbst schon Horaz zitieren und auf die Synthese des *prodesse* und *delectare* abzielen.¹⁴⁰ Auf vergnügliche Weise hat es der praktischen Vernunft des Regierens die nützliche Einsicht in die Vernunft des Volkes als eine bedrohliche Potentialität vermittelt: »wer will nicht gern seine Bedienten gut, freundlich und zufrieden erhalten, ohne sie doch im geringsten mehr zu schonen, als das Vieh? Es ist kein Mittel in der Welt, dieses beydes zugleich zu erhalten, ausser daß die Bedienten nit erfahren, daß sie Menschen sind« (A, 50 f.). Vom »Pöbel« ist im Lichte seiner *Abhandlung* von 1760 also gerade dort die Rede, wo versucht wird, das »Geheimnis von der Vernunft des Volks« (A, 52) zu wahren. Die mutmaßliche Blindheit des Volks für seine eigene Natur garantiert die Schamlosigkeit des Genießens der Herren: »er kan vor den Augen seines Bedienten alles thun, was er will, es wird nichts mehr zu bedeuten haben, als wenn es ein Hund oder ein Papagey mit ansähe.« (A, 52) Mit dem Ausruf »solche Bedienten sind uns nöthig!« (A, 52) schließt der Text.

Die *Abhandlung von der Natur des gemeinen Volkes* operiert im Sinne einer klassischen Satire: Sie misst die Norm der Gesellschaft an der Realität und hält ihr den Spiegel vor. Dabei ist sie nicht ganz ernst gemeint, aber auch nicht ganz unernst, es handelt sich vielmehr um ein spielerisches Gedankenexperiment. An der Scham, die Ungereimtheiten begrifflich zu maskie-

¹⁴⁰ Sie stehen damit in der Tradition der Moralischen Wochenschriften, für die das Horazische *prodesse et delectare* unbedingte Richtlinie war. Vgl. Martens, *Die Botschaft der Tugend*, 22, 90, 94.

ren, fehlt es ihr allerdings genauso wie an der Ernsthaftigkeit, sie politisch aufzulösen. Die vorgetragene Lösung ist einerseits zu zynisch, um ohne die Maske des Satirikers vorgetragen zu werden und kann insofern kaum ernst genommen werden. Andererseits stellt die Wahl der Metaphern und Vergleiche die prinzipielle Differenz zwischen Herren und Knechten nicht infrage, sondern untermauert vielmehr ihre Unvermeidlichkeit. Auf der Seite der Bürger und großen Herren, der denkenden Wesen, befindet sich dabei zwar kein Mehr an moralischer Integrität, wohl aber eine kulturelle Überlegenheit.

Textimmanent lässt sich die *Abhandlung* allerdings nur bedingt interpretieren. Offensichtlich ist in ihr einiges vorausgesetzt, worauf sie reagiert und was im Folgenden noch entfaltet werden soll. Die Interpretation sei hier jedoch vorweggenommen: Meiner Lesart zufolge handelt es sich bei der Differenz, welche die Satire dialektisch entfaltet, um die Inkommensurabilität von Ökonomie und Politik. Im ersten Teil präsentiert die *Abhandlung* einen *homo oeconomicus*, einen egoistischen, arbeitsamen, auf Wohlstand bedachten Menschen. Dieser *homo oeconomicus* kann seine gesellschaftliche Universalisierbarkeit aber gerade nicht nachweisen, weshalb sich auf der Ebene der Ökonomie keine Identität von Mensch und Pöbel herstellen lässt. Im zweiten Teil wird die elitäre Mentalität eines aristokratisch gesinnten *homo politicus* als haltlose Heuchelei entlarvt. Pöbel ist der Name für die dabei entstandene Differenz, denn zwischen der faktischen Ungleichheit des Ökonomischen und der normativen Gleichheit des Politischen entsteht eine Spannung, die sich in der Verdopplung des Volks zum Pöbel artikuliert. Der Pöbel ist also der Gegenstand des Regierens in Anbetracht einer politischen Ökonomie, die sich mit einem prinzipiellen, legitimen Gleichheitspostulat genauso konfrontiert sieht wie mit seiner Nicht-Realisierbarkeit. Der Text stellt dabei die Unvereinbarkeit einer ständischen Semantik mit dem Pathos der Humanität aus, formuliert aber die Aufgabe, unter den unausweichlichen Bedingungen formeller Gleichheit die notwendige Ungleichheit konzeptuell zu bewältigen. Er drängt die entstehende bürgerliche Gesellschaft damit zum Eingeständnis ihrer eigenen Funktionsweise, die auf die Degradierung und Ausbeutung einer großen Masse arbeitender Armer unmöglich verzichten kann. Das lapidare Ende der *Abhandlung* zielt darum keineswegs auf die Überschreitung eines bürgerlichen Horizonts, sondern zuallererst auf seine Einlösung: auf ein Sich-Ehrlich-Machen der bürgerlichen Gesellschaft als einer ganz und gar nicht egalitären Institution.

Die seltene Offenheit der *Abhandlung über die Natur des gemeinen Volks* im Umgang mit den Voraussetzungen der bürgerlichen Ökonomie hat Vorbilder, und zwar in einer literarischen Tradition, welche die Indifferenz zwischen literarischer Satire und politischem Traktat zu ihrem Programm machte. Mit dem Bild der als Menschen womöglich nur verkleideten Tiere zitiert sie das berühmteste Beispiel dieser Literatur, das eine kaum zu überschätzende Wegmarke in der Vorgeschichte der politischen Ökonomie darstellt, nämlich Bernard Mandevilles *The Fable of the Bees: or, Private Vices, Publick Benefits*, die zwischen 1714 und 1732 mit immer neuen, kommentierenden Essays des ursprünglich 1705 nur als Flugschrift erschienenen Gedichts *The Grumbling Hive: or, Knaves Turn'd Honest* aufgelegt wurde.¹⁴¹ Der erste ausführliche Essay, der 1714 unmittelbar auf das Gedicht folgte, *An Enquiry into the Origin of Moral Virtue*, präsentiert gleich zu Beginn als Ausgangspunkt seiner Umwertung der Werte einen Blick auf die alte, ständische Gesellschaft und ihre angebliche Moral:

To introduce, moreover, an Emulation amongst Men, they divided the whole Species into two Classes, vastly differing from one another: The one consisted of abject, low-mindest People, that always hunting after immediate Enjoyment, were wholly incapable of Self-denial, and without regard to the good of others, had no higher Aim than their private Advantage; such as being enslaved by Voluptuousness, yielded without Resistance to every gross desire, and made no use of their Rational Faculties but to heighten their Sensual Pleasure. These vile grov'ling Wretches, they said, were the Dross of their Kind, and having only the Shape of Men, differ'd from Brutes in nothing but their outward Figure. But the other Class was made up of lofty high-spirited Creatures, that free from sordid Selfishness, esteem'd the Improvements of the Mind to be their fairest Possessions; [...] and making a continual War with themselves to promote the Peace of others, aim'd at no less than the Publick Welfare and the Conquest of their own Passion. (FB, 44)

Dass die Gesellschaft aus zwei Klassen bestünde, wird hier als Vorurteil der feudalen Gesellschaft vorgeführt. Mit der »moralischen Revolution«¹⁴² der

141 Mandeville selbst problematisiert im Vorwort die generische Ortlosigkeit seines Poems, das »neither Heroick nor Pastoral, Satyr, Burlesque nor Heroi-comick« und entgegen dem Titel eigentlich auch »too long for a Fable« (FB, 5) sei.

142 Joseph Vogl, »Das Soziale ist das Irrationale«, in: Christian von Braun/Dorothea Dornhoff/Eva Johach (Hg.), *Das Unbewusste. Krisis und Kapital der Wissenschaften. Studien*

Bienenfabel, ihrer Behauptung, dass alle Leidenschaften, inklusive ehemaliger Todsünden wie Verschwendung, Habgier oder Geiz, unterschiedslos als »great Support of a flourishing Society« (FB, 39) bewertet werden sollten, »that Vices are inseperable from great and potent Societies« (FB, 11), formuliert Mandeville hierzu nun die genaue Gegenthese. Er wertet nicht nur alle als egoistisch verrufenen Leidenschaften auf und rechtfertigt den Luxus als Voraussetzung der Zirkulation von Reichtümern,¹⁴³ er verteidigt in einer späteren Schrift auch die Prostitution, für deren Legalisierung er plädiert. All die unpräzisen bzw. anökonomischen Moralvorstellungen, gegen die sich Mandeville wendet, verdichten sich im Gespenst der Ehre: »Honour in its Figurative Sense is a Chimera without Truth or Being« (FB, 198). Mandevilles *Bienenfabel* tritt also als Gegenthese zu einer fiktiven These auf, die von Mandeville selbst zu Anfang gesetzt wird. Erst in Abgrenzung zu einer ganz auf »Self-denial« (s. o.) setzenden Gesellschaft kann Mandeville in aller Radikalität sein Programm einer Aufhebung aller Negativität ins Werk setzen. In radikaler Abkehr von christlichen Moralvorstellungen und im Desinteresse auch für die Theodizee-Problematik sowie jede historische Teleologie widmet sich Mandeville der Gesellschaft alleine als empirischem Faktum. Die Modernität Mandevilles besteht dabei nicht nur darin, mit Blick etwa auf die Stadt London und die »swarms of people« (FB, 11), die täglich in ihr verkehren, den zeitgenössischen Realitäten analytisch gerecht zu werden, sondern auch in der grundlegenden Umorientierung des Regierungswissens von der restriktiven Kraft der Gesetze auf das biopolitische »Management« (FB, 7) der Affekte. Wenn der Mensch als »compound of various Passions, that [...] govern him« (FB, 39) verstanden wird, liegt es nahe, die Regierung der Gesellschaft als Steuerung der Affekte ihrer Mitglieder zu konzipieren.¹⁴⁴

Über der spektakulären Entgegensetzung von alter und neuer Moral, Abwertung und Aufwertung des Eigennutzes in der *Bienenfabel* sollte aber nicht aus dem Blick geraten, dass die chronische Nähe zum Animalischen, wie auch die Überzeugung, dass die Menschheit aus zwei Klassen von Men-

zum Verhältnis von Wissen und Geschlecht, Bielefeld 2009, 213–226, hier: 217; sowie ders., *Das Gespenst des Kapitals*, 36. Zur Schlüsselstellung Mandevilles vgl. auch Robert Kurz, *Schwarzbuch Kapitalismus*, Frankfurt a. M. 1999, 25–29.

143 Zur Rehabilitierung des Luxus zu Beginn des 18. Jahrhunderts vgl. auch Joseph Vogl, Art. »Luxus«, in: Karlheinz Barck (Hg.), *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Bd. 3, Stuttgart/Weimar 2008, 694–708.

144 Hierzu auch Michel Foucault, *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978–1979*, hg. von Michel Sennelart, übers. von Jürgen Schröder, Frankfurt a. M. 2006, 76.

schen bestehe, nicht dem alten, ständischen Gesellschaftsbild eigen ist, sondern dem Programm Mandevilles. Schließlich führt er selbst den Menschen im »wild State of Nature« (FB, 41) als das »most perfect of Animals« (FB, 44) ein und leitet aus dieser Referenz auf den Naturzustand die latente Rohheit des Gesellschaftlichen ab. Auch durch die Bienenmetaphorik setzt Mandeville eine tierische Gesellschaft ins Bild, wobei eine »limited Monarchy« (FB, 6) mit dem Bienengleichnis als politischer Horizont gesetzt ist. Der Rekurs auf den Naturzustand bringt zwar ein prinzipielles Gleichheitspostulat mit sich,¹⁴⁵ wird aber mit der ursprünglichen Verdorbenheit aller bezahlt, denn es besteht kein Zweifel, dass es sich bei dem natürlichen und wirklichen Menschen (»what they really are«, FB, 39), den Mandeville von den politischen Philosophen des 17. Jahrhunderts erbt, um einen sündenverfallenen Menschen voller Laster und schmutziger Neigungen handelt.¹⁴⁶ Eben deshalb setzt sich der Bienenstock in Mandevilles Poem ja auch aus Schurken (»knaves«) zusammen.

Besteht Mandevilles Coup also darin, die gesamtgesellschaftliche Produktivität gerade der maßlosen und ehemals verfehmten Neigungen des Einzelnen zu reklamieren, so ist sein Gesellschaftswissen andererseits zu sehr am Empirischen orientiert, um die faktische und fundamentale Ungleichheit zwischen den Menschen abzustreiten, die sich als Effekt jener Gesellschaft ergibt, die Mandeville legitimieren will, da sie ohnehin schon existiert. Im zweiten Essay der Bienenfabel, dem *Essay on Charity, and Charity-schools* kritisiert Mandeville Einrichtungen der Armenfürsorge wie auch Bildungsinitiativen, die dem städtischen Elend entgegenwirken wollen, mit dem vehementen Verweis darauf, dass es für eine wohlhabende, blühende Gesellschaft eben vor allem an einem nicht mangeln dürfe, nämlich an Unwissen und Armut:

From what has been said it is manifest, that in a free Nation where Slaves are not allow'd of, the surest Wealth consists in a Multitude of laborious Poor; for besides that they are the never-failing Nursery of Fleets and Armies, without them there could be no Enjoyment, and no Product of any Country could be valuable. To make the Society happy and People easy under the meanest Circumstances, it is requisite that great Numbers of them should be Ignorant as well as Poor. Knowledge both enlarges and

145 »when I say Men, I mean neither Jews nor Christians; but meer Man, in the State of Nature and Ignorance of the true Deity« (FB, 40).

146 Zur calvinistischen Prägung dieses Menschenbildes vgl. auch Walter Euchner, »Einleitung«, in: Bernard Mandeville, *Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile*, hg. von Walter Euchner, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1980, 7–57, hier: 45.

multiplies our Desires, and the fewer things a Man wishes for, the more easily his Necessities may be supply'd. (FB, 287f.)

Nicht von ungefähr wurde Mandeville von Karl Marx als erster Theoretiker des Proletariats gewürdigt.¹⁴⁷ Mengen arbeitender Armer (»Multitude of laborious Poor«) stellen für Mandeville die Quelle des Werts und des Reichtums der bürgerlichen Gesellschaft dar.¹⁴⁸ Dabei ist zu betonen, dass diese Armen nicht nur arm sind, sondern auch unwissend (»Ignorant as well as Poor«). Mandeville zieht indes auch keine revolutionären Konsequenzen, sondern plädiert im Gegenteil dafür, den arbeitenden Armen den Anspruch auf Bildung zu versagen. In den arbeitenden Armen offenbart seine Bienenfabel, dass die fröhliche Geschäftigkeit einiger die trostlose Verelendung vieler zu ihrer Voraussetzung hat. Die Existenz arbeitender Armer ist für Mandeville ein ökonomisches Gesetz:

There is no Intrinsic Worth in Money but what is alterable with the Times, and whether a Guinea goes for Twenty Pounds or for a Shilling, it is (as I have already hinted before) the Labour of the Poor, and not the high and low value that is set on Gold and Silver, which all the Comforts of Life must arise from. It is in our Power to have a much greater Plenty than we enjoy, if Agriculture and Fishery were taken care of, as they might be; but we are so little capable of increasing our Labour, that we have hardly Poor enough to do what is necessary to make us subsist. The Proportion of the Society is spoil'd, and the Bulk of the Nation, which should every where consist of Labouring Poor, that are unacquainted with every thing but their Work, is too little for the other parts. (FB, 301 f.)

Nicht nur der Begriff der Klasse (»the lowest Class«, FB, 193), sondern auch die Idee der Klassenteilung, mit der Mandeville die Essays der *Bienenfabel* ironisch eröffnet hat, kehrt in diesen arbeitenden Armen (»Labouring Poor«) immer wieder in die von ihm propagierte blühende Gesellschaft zurück, und fraglos handelt es sich bei jenen, die nichts haben und über nichts nachdenken sollen als ihre Arbeit, um jene Klasse von Menschen, die als solche nur verkleidet sind. Mandevilles provokante Positivierung aller Laster hat deshalb einen blinden Fleck, nämlich den Müßiggang. Der Schaden, den dieser anrichtet, wird an einem Beispiel illustriert, das an die Abschaffung des blauen Montags erinnert:

147 Vgl. Marx, *Kapital* I, MEW 23, 646.

148 Vgl. ebd.

Every Body knows that there is a vast number of Journey-men Weavers, Tailors, Clothworkers, and twenty other Handicrafts; who, if by four Days Labour in a Week they can maintain themselves, will hardly be persuaded to work the fifth; and that there are Thousands of labouring Men of all sorts, who will, tho' they can hardly subsist, put themselves to fifty Inconveniences, disoblige their Masters, pinch their Bellies, and run in Debt, to make Holidays. When Men shew such an extraordinary proclivity to Idleness and Pleasure, what reason have we to think that they would ever work, unless they were oblig'd to it by immediate Necessity? (FB, 192)

Die Mehr-Arbeit der Gesellen («Journey-men») produziert also den Wert, allerdings handelt es sich um Gesellen, die in Manufakturen («our Manufactures», FB, 193) arbeiten, also eigentlich um Proletarier bzw. »working People« (FB, 192). Ausgerechnet die Schuhmachergesellen müssen dann zur Illustration der Nacktheit einer bürgerlichen Gesellschaft ohne Arbeit erhalten: »If what I speak of was only to befall the Journeymen Shoemakers, and no body else, in less than a Twelvemonth half of us would go barefoot« (FB, 193). Alles läuft also auf ein Management der Armut hinaus («where the Poor are well managed», FB, 193), denn es wäre sogar leichter, gibt Mandeville zu, ohne Geld zu leben als ohne die Armen: »for who would do the Work?« (FB, 193) Das Medium dieses Managements ist explizit das Lohnsystem: Der Lohn soll die Armen zwar vor dem Verhungern bewahren, soll sie auch motivieren, mehr zu arbeiten, darf ihnen aber nicht die Möglichkeit geben, Ersparnisse anzuhäufen. Die Armut soll also durch den Lohn gemildert, aber auf keinen Fall beseitigt werden, weil für die pessimistische Anthropologie Mandevilles kein anderer Motor der Arbeit denkbar ist als der Mangel.

Von »Private Vices, Publick Benefits« kann bei Mandeville entgegen der von ihm geprägten Formel also nur sehr bedingt die Rede sein. »Publick« meint hier entweder das Staatsinteresse oder ein unbestimmtes »we/us«, kaum aber das *bonum publicum* als Gemeinwohl im Unterschied zum *privatum*.¹⁴⁹ Zurecht sieht Mandeville sich deshalb in Gefahr, für das Vorgebrachte vom Pöbel gesteinigt zu werden («in danger of being Stoned by the Rabble», FB, 268), und zwar nicht nur, weil es jener Pöbel ist, zu dessen Ungunsten seine Vision ausfällt, sondern auch deshalb, weil sich die bürgerliche Öffentlichkeit die Offenheit seiner Einlassungen nicht leisten kann. Das Unerhörte der *Bienenfabel*, für die Mandeville über Jahrzehnte

149 Vgl. hierzu auch Euchner, »Einleitung«, 41.

heftig unter Beschuss geriet, war ihre moralische Interesselosigkeit, die nicht viel mehr tat, als das Offensichtliche auszusprechen.¹⁵⁰ Weil die von Mandeville adressierten Härten des in England schon weit fortgeschrittenen kapitalistischen Systems noch nicht durch die meritokratische Moralistik der ausgereiften politischen Ökonomie gekittet worden waren, mussten seine Ausführungen zum Skandal werden. Die ökonomischen Theorien des späteren 18. Jahrhunderts werden zwar ebenfalls mit den arbeitenden Armen rechnen, sie sind aber zugleich sichtlich bemüht, ihre Existenz zu verschleiern, bis zu jenem Punkt, an dem, wie bei Adam Smith, eine unsichtbare Hand die zahllosen Eigeninteressen in die Wohlfahrt aller überführt. Anders als die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger geht Mandeville nicht ernsthaft davon aus, dass sich in der bürgerlichen Gesellschaft ein jeder durch harte Arbeit ein besseres Leben verdienen kann. Er behauptet im Gegenteil, dass der Staat Anstrengungen unternehmen muss, um Massen von Menschen bei schlechter Entlohnung zu harter Arbeit zu bewegen und zugleich die Aufstiegswünsche bei einem ausreichend großen Teil der Bevölkerung zu unterbinden. Denn die Arbeit ist für ihn die »proper Province« (FB, 198) der Armen.

Populismus und Population: Gabriel-François Coyer

Die neue Form der Gesellschaftsbeschreibung durch Mandevilles *Bienenfabel* bildete in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts über die Grenzen Englands hinaus ein umkämpftes, aber enorm präsentestes intellektuelles Paradigma, das sich in Richtung eines ökonomischen, aber auch eines politischen Reformappells wenden konnte. Die *Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks* zeigt sich von Mandeville nicht nur ganz direkt im Bild der verkleideten Tiere geprägt, sondern auch in ihrem satirischen Tonfall und ihrer realpolitischen Nüchternheit. Dass sie ihren Gegenstand, das »gemeine Volk«, auch Pöbel nennt, verdankt sich der Politik des Übersetzers, denn es handelt sich beim Original, der *Dissertation sur la nature du peuple*, um einen Text, der diese Unterscheidung nicht kennt.¹⁵¹ Sein Autor, Gabriel-François Coyer (1707–1782), hatte sich in den 1750er Jahren in Paris einen Namen für seine kleinen Satiren gemacht, die aufgrund

150 Vgl. zur Dokumentation der Diskussion John M. Stafford (Hg.), *Private vices, publick benefits?: the contemporary reception of Bernard Mandeville*, Solihull 1997.

151 Für den Hinweis auf das Original sei hier explizit Kaspar Renner gedankt. Zur *Dissertation* und ihrem Verhältnis zu Rousseau vgl. auch Kevin Olson, *Imagined Sovereignties. The Power of the People and other Myths of the Modern Age*, New York 2016, 58–64.

ihrer politischen Polemik regelmäßig der Zensur zum Opfer fielen, aber von Voltaire durchaus geschätzt wurden, dessen Schreibweise Coyer auch zum Vorbild diente. Vergleichbar mit Voltaires ambivalentem Verhältnis zur Sklaverei¹⁵² kombiniert Coyers Analyse des *peuple* seine Aufwertung mit seiner Herabsetzung, das Bedauern seiner Armut und Schwäche mit ihrer Legitimation. 1755 gab Coyer einen Band mit gesammelten Satiren und Essays unter dem Titel *Bagatelles morales et dissertations* in London und Frankfurt heraus, in dem sich auch die *Dissertation sur la nature du peuple* findet. Von der »populace«, von der Coyer an anderer Stelle auch spricht, ist darin zwar nicht die Rede,¹⁵³ allerdings liegt die deutsche Übersetzung auch nicht ganz falsch, wenn sie »peuple« wahlweise mit »Volk«, »Pöbel« oder, wie im Titel, mit »gemeinem Volk« wiedergibt, denn es ist fraglos nicht die Rede von einem politischen, demokratischen Volk. Bei den in Frankreich zur Jahrhundertmitte kursierenden Vorstellungen einer *multitude* oder *populace* waren Menschen gemeint, die nur durch die Arbeit ihrer Hände überlebten, eine mehr soziale denn politische Kategorie. Coyer nutzt die Gegenüberstellung des *peuple* und der *grands* für eine »elliptische« Form von Kritik, eine »kryptonormative« Perspektive auf die Universalität menschlicher Vernunft.¹⁵⁴ Diese resultiert jedoch nicht in Demokratietheorie, sondern in einer Kritik der ständischen Semantiken aus dem Blickwinkel ökonomischer Modernisierung.

Von welcher Art der Volksbegriff Coyers ist, lässt sich im Blick auf andere Texte präzisieren, und ein Exkurs zu Coyer ist notwendig, um zu erklären, weshalb die in der deutschen Übersetzung auftretende Differenz von Volk und Pöbel als Symptom eines politökonomischen Problemzusammenhangs verstanden werden muss. Unter dem Titel *Moralische Kleinigkeiten* erscheint 1762 eine Auswahl der *Bagatelles* auf Deutsch, wiederum anonym und ohne die *Dissertation*, dafür aber mit einem kleinen Text, der einen Appell zu seinem Titel macht: *Vergnügen für das Volk (Plaisir pour le peuple)*. Humoristisch verteidigt wird hier das Verhältnis des Volks zum Theater und die Aussage des weitaus einfacher gestrickten Textes ist schon mit dem ersten Satz klar: »Sollte denn das gemeine Volk, das mit seiner Arbeit den Staat unterstützt, gar kein Recht zu den Lustbarkeiten haben?«¹⁵⁵ Erneut assoziiert Coyer das

152 Vgl. Christopher L. Miller, *The French Atlantic Triangle. Literature and Culture of the Slave Trade*, Durham/London 2008, 62–83.

153 Gabriel François Coyer, *Bagatelles morales et dissertations* [...]. *Nouvelle Édition*, London/Frankfurt 1757, 69, 225–240.

154 Vgl. Olson, *Imagined Sovereignties*, 58. Zum negativen Begriff des *peuple* um 1750 vgl. auch Chartier, *Ursprünge der Französischen Revolution*, 40–42.

155 Gabriel François Coyer, *Moralische Kleinigkeiten*, Berlin 1762, 69.

Volk mit der Arbeit, unterstreicht seinen Nutzen für den Staat und meint damit nicht das Ganze, sondern nur einen Teil der Gesellschaft. Er stellt dem Leser im Folgenden den chinesischen Zauberkünstler Foki vor, der das Volk belustigt, wodurch es im Deutschen erneut zum Pöbel wird: »Da der Pöbel deswegen vom Theater ausgeschlossen ist, weil er Brodt braucht: so will Foki ihm zu Gefallen auf dem großen Markte spielen.«¹⁵⁶ Der fiktive chinesische Künstler Foki, der ihn bei Coyer dort unterhält, hat ein umfassendes Repertoire: nicht nur filigrane Schattenspiele, sondern auch alchemische und andere wunderbare Experimente, schließlich glänzt er mit zoologischen Raritäten, zeigt sogar Kannibalen und hantiert mit Vampiren. Ganz wie der Pöbel in Neubers Vorspiel gefordert hat, imaginiert Coyer für den Pöbel also ein sensationelles Theaterspiel auf dem Marktplatz. Die Selbstverständlichkeit, mit der Coyer das Volk mit dem Phantastischen assoziiert, erinnert zugleich an Bodmers Apologie des Wunderbaren. Die gleichzeitige Idealisierung des Volks, mit der er schließt, klingt geradezu frühromantisch: »Da er sich dem Volke zu Gefallen beschäftigt, so arbeitet er für denjenigen Theil der Welt, der noch am meisten Wahrheit redet, und am natürlichsten sagt, was er denkt.«¹⁵⁷ Diese Idealisierung der Natürlichkeit des Volkes geht also mit seiner Irrationalität und Infantilisierung einher. Das Theater, das Coyer für das Volk vorsieht, ist ein Verblödungstheater, dessen Liberalität sich darin erschöpft, die Regeneration der arbeitenden Armen zu garantieren.

Diese Agenda zeigt sich noch deutlicher in Coyers Hauptwerk, über das in Frankreich eine heftige Debatte entbrannte und dessen eigentlicher Problemfall nicht der Pöbel, sondern der Adel ist. In *La noblesse commerçante* (1756) nimmt Coyer entschieden für eine ökonomische Liberalisierung des Adels Partei und greift dessen Verdikt des Kommerzes und die exklusive Bindung an die Offizierskarriere an.¹⁵⁸ Der »Armuth« großer Teile des französischen Adels bietet sich der Handel als ein »bret im Schiffbruche« (HA, 4) dar. Vorbild ist England, dessen schnelle ökonomische Entwicklung in Frankreich auch deshalb mit Argwohn betrachtet wurde, weil sich die militärische Unterlegenheit Frankreichs in den britisch-französischen Imperialkriegen seit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts immer klarer erwiesen hatte. Coyer rechnet dem französischen Adel lebhaft seine

156 Coyer, *Moralische Kleinigkeiten*, 72.

157 Ebd.

158 Und damit auch die Praxis der *dérogeance*, des Verlusts von adligen Privilegien aufgrund von nicht-standesgemäßer Berufswahl, vgl. William Doyle, *Aristocracy and its Enemies in the Age of Revolution*, Oxford 2008, 17–20; Soly/Lis, *Worthy Efforts*, 250–253; zu Coyer vgl. Leonard Adams, *Coyer and the Enlightenment*, Banbury 1974.

Verdienstmöglichkeiten vor: »Der Kaufmann erndet, so bald er säet«, und zwar die »Früchte des Kaufhandels, des Baums einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit«, weshalb »ein Einkommen von hundert tausend« in England durchaus üblich sei: »Sollte man dem Adel zu handeln, oder soll man ihm sich zu bereichern erlauben? das ist eine und eben dieselbe Frage. Man fragt daher nicht, ob der Kaufhandel dem Adel vortheilhaftig seyn würde, weil man nicht fragt, ob die Sonne wärme [...].« (HA, 24) Über die Vision einer kommerziellen Gesellschaft hinaus greift Coyer mit dem englischen Vorbild die Prämissen der politischen Ökonomie auf,¹⁵⁹ wie sich in seiner Synthese von öffentlichem und privatem Interesse zeigt: »Es ist eine Nothwendigkeit der Ordnung, daß die kleinen Räder des besondern Glücks mit dem grossen Rade des öffentlichen Glücks in einer genauen Verbindung stehen« (HA, 24).

Coyer argumentiert dabei rein pragmatisch, vom Standpunkt einer verallgemeinerten Gesellschaftskritik, aber auch zwecks der Beratung des Adels. Der handelnde Adel steht dabei dem kriegerischen gegenüber und muss sich an diesem messen. Wenngleich Krieg und koloniale Expansion nach wie vor vorausgesetzt werden, so verspricht der Handel im Gegensatz zum Krieg doch besonders zuverlässige und noch dazu »unschuldige Reichtümer« (HA, 9). Diese Unschuld der ökonomischen Bereicherung versteht sich nicht von selbst. Über Jahrhunderte beruhte das symbolische Kapital des Adels auf einer Distanzierung von der Sphäre des Ökonomischen, während ihm Krieg als ehrenhaft, also durchaus unschuldig galt. Dies kehrt sich nun um. Coyer lässt überhaupt nur noch ein einziges moralisches Unterscheidungskriterium zwischen den Menschen gelten, nämlich den Arbeitsfleiß. Ein »Leben ohne Arbeit« erscheint demgegenüber als »beständiger Diebstahl, den man an dem Volcke ausübt« (HA, 27). Coyers verbissene Kritik richtet sich also gegen die »Schlafsucht« (HA, 28) des beschäftigungslosen Adels, den er aber nur darum adressiert, um ihn vor dem Niedergang zu bewahren:

Wenn heut zu Tage der Adel ernden will, so ist er verbunden Arbeiter zu miethen und die Bearbeitung seiner Ländereyen mit Geld zu zwingen. Moräste auszutrocknen, Wasser herbey zu zwingen, wüste Gegenden umzureißen und urbar zu machen, Holzungen anzupflanzen, Vieh zu

¹⁵⁹ Seit den 1730er Jahren werden Themen, die in Richtung der modernen Nationalökonomie weisen, auch in Frankreich verstärkt diskutiert. Dazu sowie zur Bedeutung Mandevilles für Coyer vgl. Jay M. Smith, *Nobility Reimagined: The Patriotic Nation in Eighteenth-Century France*, Cornell 2005, 105–132.

halten, alles dieses erfordert beträchtlichen Aufwand. Wird wohl ein Adel ohne Vermögen dergleichen bewerkstelligen können? (HA, 30)

Die neue Gesellschaft ist also nicht zuletzt eine Gesellschaft der Lohnarbeit: Geld ersetzt die Waffen und Lohnarbeit den Frondienst. Eine große Masse von arbeitenden Armen wird dabei vorausgesetzt und der moderne Unternehmer weiß sie im Unterschied zum Adel auch zu steuern. Dabei führt Coyer beim Thema Lohnarbeit erneut das Volk mit dem Vieh eng: »Der Kaufmann läßt weder den Arbeiter auf seinen Lohn, noch das Vieh auf seine Nahrung warten« (HA, 35). Die Einebnung der Standesunterschiede realisiert sich entlang der neuen Leitdifferenz von nützlichen und unnützen, aktiven und passiven Bürgern, Produzenten und Konsumenten. Als prekärer denn je erweist sich dabei auch der Ort der Literatur. Diese ist für Coyer keine gefährliche, aber auch keine im engeren Sinne produktive Tätigkeit, sondern lediglich eine sinnvolle Beschäftigungsmaßnahme für Schurken und Müßiggänger.¹⁶⁰

Coyer propagiert ein Ineinander von Welthandel und kriegerischen Raubzügen, für das eine feudale Verfassung schlechter geeignet sei als eine republikanische.¹⁶¹ Obwohl die Arbeit dabei den letzten moralischen Horizont und die einzige Quelle der Ehrbarkeit darstellt, kommen die arbeitenden Armen nicht über den Status des Materials, der anzuschaffenden Produktionsmittel hinaus. Dies ist das Resultat einer Logik, die den Faktor Arbeit zunehmend quantitativ in Rechnung stellt. Denn neben der kolonialen Ausbeutung, dem Verweis auf die Globalisierung des Getreidemarkts und einer Apologie des Luxus bzw. Konsums zur Stimulierung der Nachfrage steht im Zentrum von *La noblesse commerçante* ein bevölkerungstheoretisches Argument. Dabei geht es nun nicht mehr nur um einen verarmten

160 »Wir müssen unsere Verfertiger der Romanen, der lustigen Erzählungen, der Gaßennieder und der Nachrichten vor die neue Brücke nicht als ganz unnütze Bürger ansehen: sie tragen das ihrige zur Unterhaltung der Buchführer und Handelsleuthe bey, und vermehren daher den Handel. Sie mögen immer verfertigen, daferne sie weder die Sitten, noch die Gesetze verletzen. Die haben keine andern Fähigkeiten als hierzu; der Müßiggang würde viel ärger seyn. Man frage die Bösewichter, welche hingerichtet werden.« (HA, 27)

161 »Africa ruft uns, Asien erwartet uns, America hält um uns an« (HA, 50). Mit Kaufhandel ist hier immer Welthandel gemeint, und zwar ein durchaus kriegerisch unterstützter Welt-handel. Afrika verspricht Reichtum an Rohstoffen, aber auch »arbeitsame Hände, um die vornehmsten Materialien erzeugen zu können, die wir in Frankreich in unsern Manufacturen verarbeiten«. England, so Coyer, »führet alle Jahr 5 bis 6 tausend Schwarze über den einzigen Fluß Gamba, wenn unsere Indianische Compagnie aus ganz Guinea nur 5 bis 600 derselben ausführet«. Interessanterweise macht Coyer im Hinblick auf diese »Arbeitsleuthe« (HA, 52 f.) zwischen Sklaven und Lohnarbeitern keinen kategorialen Unterschied.

Adel, sondern auch um städtische Armut und das alte Problem der massenhaften klerikalen Armut.¹⁶² Der klösterlichen Produktion von »Unfruchtbarkeit« und »Armuth« (HA, 40) könne nur ein fruchtbarer, verheirateter und kinderreicher Adel entgegenwirken. Nur eine blühende Wirtschaft könne die überflüssige Arbeitskraft binden und so das Armutsproblem der Gesellschaft insgesamt lösen:

Ein armer Adel breitet den Mangel und die Unfruchtbarkeit über alles, so ihn umgibt, aus. Er läßt so viel Ländereyen als er kann, zu Viehweiden liegen, weil diese gar keine Unkosten erfordern [...] und daher braucht er nicht so viel Arbeiter. Was sollen diese machen? Sie kommen in diese Hauptstadt die Vorgemächer anzufüllen, unsere Tafeln zu belagern, zu dienen und von unserm Ueberfluße zu leben; die Liebe zur Arbeit und die natürlichen Sitten zu verlieren; und wenn nicht genug Herren vor so viel Knechte vorhanden sind, so ergreifen sie die Straßenräuberey. Wäre der Adel hinreichend begüthert, sie zu beschäftigen; so würde er eine große Anzahl derselben auf seinen Güthern zurück halten; und sie würden sich darauf vermehren, an statt daß sie jetzo in dem Verderben untergehen. (HA, 45)

Coyer führt damit ein sozialpolitisches Argument ins Feld: Nicht nur der Verarmung des Adels, insbesondere auch der Pauperisierung der »Bevölkerung« (HA, 45) – gemeint ist die Arbeiterklasse – könne, so die Suggestion, durch die Ausweitung des Handels, die Globalisierung der Landwirtschaft, die Intensivierung des Bergbaus und die Ausbeutung aller Rohstoffe entgegengewirkt werden.

Als Lösung für den Pauperismus wird also Industrialisierung vorgeschlagen. Seit dem 18. Jahrhundert wird mit der moralischen Vokabel engl. *industry* / frz. *industrie* (»Gewerbefleiß«) die prinzipielle Form massenhafter Lohnarbeit beschrieben, die in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts in Gestalt von Maschinen und Fabriken nur eine neue Festigkeit gewinnt.¹⁶³ Bekämpfung der Pauperisierung durch Industrialisierung: Dies wird zum zentralen Paradox der kapitalistischen Gesellschaft werden, weil die systematische Steigerung der Produktivität zu einer Abnahme der Nachfrage

162 »Wenn wir mehr Commerciën hätten, so würden nicht so viel Arme seyn; und wenn nicht so viel Arme wären, so würden nicht so viel Mönche seyn« (HA, 41 f.).

163 Sowohl Coyer als auch der Chevalier d'Arc in seiner Replik sprechen bereits vom »Fleiß in den Gewerben« in diesem Sinne, in dem die Emphase der objektiven, technisch-ökonomischen Entwicklung den »Fleiß der Arbeiter« immer mehr zum Verschwinden bringt. Vgl. HA, 50 f., 82, 150 f., 177.

nach Arbeit führt und so mit der Produktion einer wachsenden Surpluspopulation einhergeht, wobei die freigesetzte Masse von mittellosen Armen durch die Industrialisierung auf lange Sicht nicht kleiner, sondern immer größer werden muss. Dass deshalb die industrialisierte ›Bevölkerung‹ von all dem nur in immer geringeren Teilen profitiert, hat Karl Marx später zum Kernstück seiner Kritik der politischen Ökonomie gemacht.¹⁶⁴

Will Coyer die »Bevölkerung begünstigen« (HA, 45), so will er vor allem den Staat durch viel Bevölkerung begünstigen, weiß er doch, dass »die Macht eines Staates sich in seine Bevölkerung gründet« (HA, 38). Er geht dabei von der synchronen Bevölkerungszunahme einer soliden Klasse von Reichen und der »groben Leuthe« (HA, 44) aus und wünscht sich kurzerhand, dass »unser Volck, wie es möglich ist, verdoppelt würde« (HA, 47). Das bevölkerungspolitische Argument und die Degradierung des Volkes zu viehischen Lohnarbeitern gehen bei Coyer Hand in Hand, denn »die wahren Güther der Könige sind die Menschen« (HA, 47). Den neuen Adel imaginiert Coyer daher sehr konkret in der Rolle von Verlegern:

Der Kaufhandel ist gleichsam die Seele aller Gesellschaft. Der Redner verkauft seine Beredsamkeit, der Schriftsteller seinen Geist, der Krieger sein Bluth, der Staatskluge seine Einsichten. Der Edelmann, welcher von allem dem nichts in das Gewerbe bringen kann, würde mit der Frucht unserer Künste und Manufacturen handeln. Er verkauft schon rohe Wolle; er würde sie alsdenn, wenn sie verarbeitet wäre, verkaufen. (HA, 77)

Coyers Programm ist fraglos radikal und musste auf Widerstand stoßen, weil seine analytisch scharfe Diagnose gerade dort, wo sie mehr deskriptiv als normativ argumentiert, am historisch notwendigen Untergang des Adels letztlich doch keinen Zweifel lässt: »Die Kaufmannschaft hebt den Adel auf« (HA, 92). Diese anvisierte soziale Transformation hat eine Reihe von egalisierenden Effekten: So plädiert Coyer etwa dafür, dass auch Frauen in Arbeit gezwungen werden.¹⁶⁵ An sich ist seine Vision aber überhaupt nicht politischer Natur. Gleichheit ist für Coyer Mittel zum Zweck und deshalb hinterfragt er mit alldem in keiner Weise die Notwendigkeit der Existenz einer herrschenden Klasse, die er aus einem handelnden Adel vielmehr offensiv rekrutieren will. Dieser soll dann »eine große Anzahl Arbeitsleuthe geschickt machen, dieselben beschäftigen und eine Menge

¹⁶⁴ Vgl. Marx, *Kapital* I, MEW 23, 670–677.

¹⁶⁵ »Wägen, messen, rechnen, die Waaren des Kaufhandels kennen, alles dieses übersteiget die Geschicklichkeit des weiblichen Geschlechts nicht« (HA, 43).

armer Familien ernähren« (HA, 96). Nur so kann vermieden werden, dass die Nachkommen berühmter Seeleute in den Schiffen ihrer Väter »mit denen Bootsknechten und dem gemeinen Pöbel gleichsam in eine Claße gesetzt« (HA, 103) werden. Der soziale Sinn der merkantilen Gesellschaft, für die Coyer plädiert, liegt also keineswegs in der Gleichheit von Chancen und Vermögen, sondern in einer Restauration der Unterscheidung von dem »unterworfenen Haufen, welcher unaufhörlich arbeitet« (HA, 68). Entgegen seiner eigenen historischen Diagnose plädiert Coyer nicht für eine Abschaffung des Adels und seiner Privilegien, sondern für einen Transfer der Nobilität an eine sozial durchlässige Leistungselite. Sein kaufmännischer Adel ist in Wahrheit ein Adel der Kaufmannschaft. Diesem anzugehören hat der Erbadel in Coyers Lesart allerbeste Chancen, sofern er nur die Gesetze der Ökonomie nicht länger ignoriert und sich von seinen ständischen Vorurteilen befreit.

Nobilitierung der Ökonomie

Zu einer nationalen Angelegenheit wurde das Thema Coyers durch den Siebenjährigen Krieg (1756–63), in dem sich Frankreich einmal mehr mit England messen musste und als unterlegen erwies. Im Gegensatz zum ökonomisch liberalen England wurde Frankreich europaweit zum Synonym des Beharrens auf einer aristokratischen Kultur der Ehre. Die Debatte dokumentiert die neue Verwundbarkeit des Konzepts der Nobilität, sie lässt sich allerdings nicht einfach als Konflikt zwischen Aufklärung und Tradition deuten.¹⁶⁶ Vor dem Hintergrund der allseits beachteten Philosophie Montesquieus, der in *Vom Geist der Gesetze* (*De l'esprit des loix*, 1748) mit seiner Theorie der intermediären Körperschaften für eine Erneuerung der Aristokratie in Abgrenzung zu ökonomischen Aktivitäten plädiert hatte, drehte sie sich insbesondere um die Ausdeutung des neuen Leitkonzepts des Patriotismus. Die Übersetzung von Coyers *La noblesse commerçante* wurde in der deutschen Übersetzung gemeinsam mit einer Replik durch den Chevalier d'Arc (Philippe-Auguste de Sainte-Foy, 1721–1795) herausgegeben, die sich *Der kriegerische Adel* (*La noblesse militaire, ou le patriote françois*) nennt, das entsprechende Gegenprogramm formuliert und dabei

166 Eine der politisch radikalsten Fortsetzungen von Coyers Argumenten lieferte Pierre Jaubert in seiner *Eloge de la roture* (1766), die sich nun bereit sah, die moralische Hierarchie zwischen Offizieren und Fußvolk, zwischen Adel und Gemeinen bzw. *roturiers* umzukehren bzw. aufzuheben. Allerdings bildet diese radikaldemokratische Vision nur den einen Vektor der Debatte. Vgl. ausführlicher hierzu Smith, *Nobility Reimagined*, 132–143.

an einer korporativ gegliederten Gesellschaft festhält. Die Antwort d'Arcs entwirft jedoch nicht einfach das überholte Wunschbild einer ständischen Gesellschaft, sondern eine moderne Variante derselben und gleichzeitig eine andere Vision der Moderne:

Die verschiedenen Stände einer Monarchie können vornämlich in drey Hauptclaßen unterscheiden werden, in die Geistlichkeit, in den Adel und in das gemeine Volk. Eine jede von diesen Hauptclassen theilet sich wieder in verschiedene andere Classen ein, als in die erste und zweyte Ordnung der Geistlichkeit, in den hohen und niedern Adel, in die Bürgerschaft und den Pöbel. [...] Die Beschäftigungen eines jeden von diesen Cörpern haben sämtlich den allgemeinen Nutzen zum Gegenstande; und dieser allgemeine Nutzen ist der Mittelpunkt worinnen sich alle drey Classen vereinigen. / Die zweyte Ordnung der Geistlichkeit kann in die erste eingehen; der niedere Adel kann zu der Claße des hohen Adels gelangen; und der niedere Pöbel kann unter die Bürgerschaft aufgenommen werden. Es würde ohne Zweifel besser seyn, wenn auch in diesen Unterabtheilungen ein jeder in seiner Classe verbleiben müßte, und daß sie nicht mit einander vermendet würden. (HA, 145–147).

Der Chevalier d'Arc greift das dreigliedrige Ständemodell auf, versieht es jedoch mit einer Klassifizierungsarbeit, die dieses Modell unterwandert, nicht nur durch die potentielle Beweglichkeit zwischen den Ständen, sondern auch durch die Erfordernis von immer weiteren Unterteilungen. Nicht von ungefähr verwendet er zur Bezeichnung der Stände schon den Begriff der Klasse.¹⁶⁷ Die Ungleichheit, die das Modell impliziert, ist für den Chevalier d'Arc in einer Monarchie »zu ihrer Erhaltung nothwendig« (HA, 145). Doch auch eine ökonomisch liberalisierte Republik freier Bürger würde, wie er betont, durch die »Ungleichheit des Reichtums« automatisch eine »Ungleichheit des Ranges« (HA, 145) bewirken. Mit anderen Worten: Eine Gesellschaft, in der nur noch Bürger und Pöbel existieren würden, lehnt er ab, nicht zuletzt wegen der dann entstehenden Menge an Pöbel,

167 Dass es sich bei diesen Klassen nicht mehr um Stände handelt, wird noch deutlicher im Rückblick auf Mandeville, bei dem die erste Klasse die der Bestien, die zweite aber die der vornehmen Menschen ist. Zum Verhältnis von Klasse und Klassifikation vgl. auch Eiden-Offe, »Typing Class. Classification and Redemption in Lukács's Political and Literary Theory«, in: Timothy Bewes/Timothy Hall (Hg.), *The Fundamental Dissonance of Existence. New Essays on the Social, Literary and Aesthetic Theory of Georg Lukács*, London 2011, 65–78; sowie Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, übers. von Bernd Schwibs/Achim Russer, Frankfurt a. M. 1987, 727–756.

die für niemanden wünschenswert sein kann und kaum mehr zu beherrschen wäre:

Man sagt, die Commerciën würden uns mehr Menschen verschaffen. Allein was sind das vor Menschen, die wir durch die Commerciën erhalten? Rechnungsführer, deren einziger Endzweck ist, sich dadurch zu bereichern, daß sie ihren Mitbürgern alles dasjenige zuführen, was ihren Muth weichlich machen kann; Menschen, die allezeit bereit sind, ihre Wohnung in einer andern Himmelsgegend aufzuschlagen, wenn sie bey der Auswanderung nur ein wenig ihren Vortheil finden; Menschen, die alles zu unternehmen wissen, um den Ueberfluß, die Pracht und die Ueppigkeit ihres Landes wachsend zu machen, die aber zu Erhaltung seiner Freyheit nichts beytragen können. (HA, 157)

Der Chevalier d'Arc erkennt das politische Problem einer Gesellschaft, in der die Produktion von Reichtum alleine von Gemeinen besorgt würde, aber nicht in ihrem Besitz wäre. Denn hinter deren »Fleiß«, das ist dieser Auseinandersetzung bewusst, stecken nicht nur Kaufleute, sondern Massen arbeitender Armer, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen: »alle Einwohner werden Kaufleuthe werden wollen« (HA, 154), allen wird es aber nicht gelingen. Der Adel würde in dieser Gesellschaft überflüssig, sogar unerträglich, aber der neuen, alleine durch Reichtum produzierten Ungleichheit würde es ebenfalls an Legitimität mangeln. Im Gegensatz zur feudalen Ordnung nennt der Chevalier d'Arc diese von ihm antizipierte Klassenteilung bündig eine »ungereimte Ungleichheit« (HA, 149).

An eine derartige Kritik der zunehmend ökonomisierten Gesellschaft sowie der in ihr konstitutiven Asymmetrie von symbolischem und ökonomischem Kapital wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts selbstverständlich nicht nur von aristokratischer, sondern auch von republikanischer Seite angeknüpft. Isaak Iselin (1728–1782) beispielsweise hat die exklusive Orientierung auf »Eigennutz« und »Gewinnsucht« in einem »blos kaufmännischen Staat« in diesem Sinn sogar als etwas »pöbelhaftes« verurteilt und die ständige Vermehrung der Bedürfnisse zudem als neue Quelle von Armut beschrieben, als Produzentin von »Unglücklichen«, einer »Classe von Menschen«, die noch »weit unter dem Stand des Feldmannes« anzuschließen ist.¹⁶⁸ In dieser wohl nur im Schweizer Kontext möglichen, republikan-

¹⁶⁸ Isaak Iselin, *Philosophische und politische Versuche*, Zürich 1760, 24, 222, 250 ff. Zur Geschichtsphilosophie Isaak Iselins vgl. Lucas Marco Gisi/Wolfgang Rother (Hg.), *Isaak Iselin und die Geschichtsphilosophie der europäischen Aufklärung*, Basel 2011; Margret Genna-

nischen Kritik der bürgerlichen Gesellschaft wurde nun endlich ausgesprochen, was sonst undenkbar war, nämlich, dass »wir alle Pöbel sind«. ¹⁶⁹

Volk und Pöbel

Während der Chevalier d'Arc das gemeine Volk in der deutschen Übersetzung in Bürgerschaft und Pöbel (s. o.) unterteilt, spricht das Original abermals nicht von Pöbel, nicht von »populace« oder »roture«, sondern vom »peuple«. ¹⁷⁰ Für die Übersetzung zeichnet Johann Heinrich Gottlob von Justi (1720–1771) verantwortlich, der als Göttinger »Bergrathe und Ober=Policey=Comissario« unterzeichnet und den beiden Streitschriften selbst noch eine eigene *Abhandlung Von dem Wesen des Adels und deßsen Verhältnis gegen die Commerciën* hinzufügt. Darin bezieht er die Fragestellung auf das Deutsche Reich, dem in besonderer Weise »der Trieb, das Genie zu denen Commerciën fehlet« und das es deshalb wie kein anderes Land nötig habe, »seine Vorurtheile abzuändern«. ¹⁷¹ Justis Übertragung vollzieht sich in aufschlussreicher Weise: Sein Anliegen gilt fraglos der Übersetzung des Coyerschen Textes, dem er in fast allen Punkten beipflichtet, während er d'Arcs Entgegnung als Übersetzer und Herausgeber in teilweise höhnischen Fußnoten entkräftet. Allerdings bezieht sich dieser Hohn in erster Linie auf die vermeintliche ökonomische Inkompetenz d'Arcs und nicht auf die Frage der politischen Form.

Justi gesteht zu, dass Coyer »die Sache nicht völlig erschöpft« habe, denn in der Tat brauche es eine »oberste Gewalt«, also »Persohnen, welchen die Geschäfte des gemeinen Wesens vorzüglich anvertrauet werden« (HA, 247). Die so hervorgebrachte bürokratische Elite gewinne, glaubt Justi, durch die erfolgreiche Verwaltung der politischen Geschäfte zwangsläufig Ansehen. Gleichzeitig pflichtet er dem Chevalier d'Arc bei, dass auch Republiken durch ökonomische Ungleichheit gekennzeichnet wären. Ungereimt ist daran Justi zufolge aber nichts, vielmehr ebnet die Ungleichheit den Weg für die Leistungsbereitschaft aller und fundiert somit das Motivationsgefüge der Republik: »Der Unterschied des Vermögens ist in den Republiken unvermeidlich, weil man sonst allen Fleiß und Thätigkeit der Bürger

Stalder/Lars Lambrecht, *Die Patriotische Gesellschaft in Bern und Isaak Iselins Anteil an der europäischen Geschichtsphilosophie*, Frankfurt a. M. 2015.

169 Iselin, *Versuche*, 212.

170 Chevalier d'Arc, *La noblesse militaire, ou le patriote françois*, Paris 1756, 22.

171 Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Abhandlung von dem Wesen des Adels* [...], in: HA, 243–288, hier: 245.

niederschlagen würde« (HA, 248). Damit hat Justi eine sehr moderne Lösung gefunden: An die Stelle der normierenden Fiktion der Ehre von Wenigen ist der Ehrgeiz bzw. die »Ehrbegierde« (HA, 161) der Vielen getreten: Es handelt sich um das Ideal einer Gesellschaft der Konkurrenz, deren Kollateralschäden für Justi hinzunehmen sind. Alle Ideen, die auf bedingungslose Inklusion abstellten, sind für Justi hingegen »Einfälle schön träumender Köpfe, die nach der menschlichen Natur niemals statt finden können« (HA, 248).¹⁷² Justis Auflösung des französischen Streits zielt also auf die Versöhnung ständischer Politik und liberaler Ökonomie, wobei die Inkorporierung wesentlicher Elemente ständischer Stratifizierung in eine Vision liberaler Ökonomie von ihm nicht als Übergangerscheinung verstanden wird. Justi plädiert für einen Geldadel als Mischform von Verdienst- und Erbadel: In Form von Privilegien dürfe Reichtum auch vererbt werden, allerdings nur, wenn die Nachkommen den Namen der Familie nicht wieder ruinieren.

Justis eigene Abhandlung gibt sich also als Synthese der beiden vorangehenden Streitschriften: Ökonomisch an Coyer orientiert, räumt er politisch die Ambivalenzen aus, die bei diesem noch bestanden. Es ist auffällig, dass die Struktur seiner Publikation – These, Antithese, Synthese – genau jener dialektischen Form der *Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks* entspricht. Vieles spricht dafür, dass Justi sowohl die *Abhandlung* als auch die *Moralischen Kleinigkeiten* übersetzt hat. Andere Übersetzer Coyers sind aus diesen Jahren nicht bekannt, während Justi selbst nicht nur häufig anonym publizierte, sondern sich auch als literarischer Satiriker versuchte, wobei Ernsthaftigkeit und Scherz, genau wie im Fall der *Abhandlung*, oft kaum zu unterscheiden sind.¹⁷³ Als Satiriker stand Justi in der Tradition von Gottlieb Wilhelm Rabener und auch als belletristischer Autor hatte er eine Vorliebe für Tierfabeln und publizierte 1759 unter anderem einen Text über *Die Kriege der Bienen*, welcher die Mandevillesche Fabel mit der Sorge um den Krieg der Völker zusammenführt.¹⁷⁴

172 Zu Justis Kommentar der Debatte, der in seinem Werk den Auftakt zu einer Reihe von Reflexionen über die beste Regierungsform bildet, wobei er die Kritik der Aristokratie stets mit dem Plädoyer für eine kommerziell engagierte Monarchie verbindet, vgl. auch Ulrich Adam, »Justi and the Post-Montesquieu French Debate of Commercial Nobility in 1756«, in: Jürgen Georg Backhaus (Hg.), *The Beginnings of Political Economy. Johann Heinrich Gottlob von Justi*, New York 2009, 75–99; grundlegend zur deutschen Kameralistik als Variante politischer Ökonomie Ulrich Adam, *The political economy of J. H. G. Justi*, Oxford u. a. 2006; sowie Keith Tribe, *Governing Economy. The Reformation of German Economic Discourse 1750–1840*, Cambridge u. a. 1988.

173 Vgl. Beatrice Rösch-Wanner, *J. H. G. von Justi als Literat*, Frankfurt a. M. 1993, 28, 39.

174 Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Fabeln und Erzählungen von Thieren [...]*, Köln 1759, 25–62.

Wichtigstes Indiz dafür, dass es sich beim Übersetzer der *Abhandlung* um Justi handelt, ist aber die in seinen Texten allgegenwärtige Unterscheidung von Volk und Pöbel. Politisch bevorzugt Justi den Begriff des Volks, denn obwohl er stets für eine monarchische Regierung plädiert, ist der Gedanke der Volkssouveränität für ihn mit dem Staatsbegriff bereits gegeben: »Alle Gewalt im Staate entstehet demnach von dem Volk, welches allemal die Quelle derselben ist. [...] Diese Grundgewalt des Volks gehöret zu dem Wesen des Staats.«¹⁷⁵ In ökonomischer Hinsicht spricht er dagegen gerne in altständischer Semantik vom »Nahrungsstand«, den er mit Vorliebe als »blühend« ins Bild setzt.¹⁷⁶ Der »Pöbel« schließlich ist zwar gelegentlich explizit Synonym zum »arme[n] Arbeitsmann« (HA, 256), tritt aber noch häufiger im Rahmen von Bildungs- und Glaubensfragen, also im Hinblick auf die ideelle Verfassung des Volks auf, und damit als Bindeglied des politischen und des ökonomischen Begriffs:

Der Pöbel in allen Landen hat sehr wenig Tugend, ebenso wenig Liebe des Vaterlands, und fast gar keine Begriffe von der wahren Ehre. Es ist wahr, die Religion des Pöbels erstrecket sich allenthalben eben so wenig auf das Wahre und Wesentliche der Religion; und es ist sehr zweifelhaft, ob dasjenige, was der Pöbel in allen Landen von der Religion kennet, diesen Namen in der That verdient. Unterdessen müssen doch die groben Begriffe, die er von der Religion hat, die Tugend, die Liebe des Vaterlandes, die Ehre und die Religion selbst ersetzen. Man nehme dem Pöbel diese Begriffe; so wird man nicht allein in Ansehung seiner denen Gesetzen alle Kraft benehmen; sondern man wird auch das ganze Band zerreißen, womit er an der bürgerlichen Gesellschaft zusammen hängt. Wenn die Meynung unter dem Pöbel allgemein werden sollte, daß die Menschen bloße Maschinen sind, mit deren Wesen es nach dem Tode aus ist; wenn sie folglich überzeugt wären, daß sie in einem anderen Leben nichts zu hoffen hätten; so müßten sie nothwendig über ihren Zustand in diesem Leben in Verzweiflung gerathen, wo sie eben so wenig Hoffnung vor sich sehen, Vermögen zu erwerben, als sich Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Sie würden demnach auf keinerley Art eine Triebfeder haben, die Gesetze zu beobachten; und die Sicherheit aller begüterten Leute würde auf einmal aufhören. Die Furcht vor dem Verluste der Güter würde bey ihnen gar keine statt finden: und vermöge ihrer Menge würden sie

175 Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Grundriß einer guten Regierung*, Frankfurt/Leipzig 1759, 7.

176 Ebd., 119, 174, 238.

sich durch Widersetzlichkeit und Gewalt gegen schmerzliche Empfindungen allemal in Sicherheit setzen.¹⁷⁷

Wie das Proletariat später erweitert sich der »Pöbel in allen Landen« schon bei Justi zu einer transnationalen Figur und stellt als solche vor allem deshalb eine Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft dar, weil er mit dieser nur durch das zarte Band der Religion verbunden ist. Der Pöbel kann das wichtigste Institut der bürgerlichen Gesellschaft, das Eigentum, nur schwer akzeptieren, weil er keinen Anteil an ihm hat, also auch keine »Furcht vor dem Verluste der Güter«. Genau wie in der *Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks* markiert der Pöbel die Notwendigkeit eines Nicht-Wissens der arbeitenden Armen. Als Form dieses Nicht-Wissens und wichtiges Hilfsmittel der industriellen Steuerung kommt bei Justi immer wieder die Religion ins Spiel, die ihre Funktion des Trosts über die irdische Hoffnungslosigkeit aber nicht immer erfüllt. Die »Dummheit und Unwissenheit« des Pöbels ist für den Staat deshalb ebenfalls gefährlich:

Allein so viel Vortheil sie [die catholischen Staaten] davon haben den Pöbel in dieser Dummheit zu erhalten: so viel Intresse hat auf der andern Seite der Staat diesen Aberglauben und Unwissenheit auszurotten; sowohl um das Genie und die Geschicklichkeit des Volkes zu Manufacturen und Fabriken zu bilden, als den Reichthum der Geistlichkeit zu verhüten, welcher der Circulation des Geldes und der Thätigkeit und Arbeitsamkeit des Volkes, Dinge, die bey den Manufacturen so nöthig sind, wenig zuträglich ist.¹⁷⁸

Bei dem dummen Pöbel und dem arbeitsamen Volk handelt es sich also um zwei Varianten derselben Figur. Die gleiche Bildung aller und das allgemeine Glück des gesamten Staates vertragen sich nur bedingt mit den Erfordernissen der Industrialisierung. Die Exklusion vom Wissen jedoch gefährdet ebenfalls die Macht des Staates über die Bevölkerung und seine Kompetenzen ihrer Steuerung hin zur industriellen Arbeit. Bezüglich der Instrumente zur Arbeitsdisziplinierung bleibt Justi deshalb flexibel. Er erinnert immer wieder an mögliche »Zwangsmittel«, Arbeitshäuser etwa hält er zur Bekämpfung der Bettelei für unabdingbar, zumindest bis zu einem anvisierten Zustand der vollendeten Selbstdisziplinierung der

177 Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Natur und Wesen der Staaten als Quelle aller Regierungswissenschaften und Gesezze* (1771), hg. von Heinrich Godfried Scheidemantel, Aalen 1969, 362 f.

178 Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Vollständige Abhandlung von den Manufacturen und Fabricen* (1758), Berlin 1780, 33 f.

Gesellschaft.¹⁷⁹ Die Kritik des Ehrbegriffs steigert sich dabei ins Groteske, wenn Justi auch die Einweisung ins Arbeitshaus für nicht mehr unehrenhaft erklärt.¹⁸⁰ Allerdings weiß Justi auch von der Wirkung von weicheren Mitteln, etwa von der Konkurrenz. So verteidigt er den Luxus in derselben Weise, wie er die Möglichkeit der Nobilitierung guthieß: als Motivation der Armen.¹⁸¹ Luxuskonsum habe den Vorteil, dass er »den Fleiß und Eifer der Unterthanen anspornet«.¹⁸²

Justis Programm ist damit ein herausragendes Beispiel für eine moderne »Arbeitspolitik als Versuch der Effektivierung der gesellschaftlichen Produktivkräfte«.¹⁸³ Diese nahm ihren Anfang bereits im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts als Reaktion auf die Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Kriegs. Sie griff bei ihren Peuplierungsmaßnahmen systematisch am Bettler- und Gesindeproblem an und entwickelte sich hin zu einer »additiven«

179 Bettler sind für Justi »unnütze Mitglieder des gemeinen Wesens«, haben »niederträgliche Seelen«, denn das Betteln gefällt ihnen »unendlich besser, als das Arbeiten«. Von einer »Almosencasse« oder »Armenhäusern« rät Justi dementsprechend ab, denn man könne »ihren Neigungen nicht besser schmeicheln [...] nicht zu arbeiten, ist eben dasjenige, was sie suchen und wünschen.« Dabei wird Justis Vision von einer Ausweitung der Arbeitshäuser sehr konkret: »täglich einige Pfund Brod, sodann des Mittags ein Gemüse, und des Abends eine Suppe, benebst einem dünnen Biergetränke« soll es in den Anstalten geben, die natürlich aus »Fabriken und Manufacturen« bestehen, wodurch die Landesherren keine Kosten haben, sondern sogar »daraus noch ansehnliche Einkünfte ziehen können«. Justi, »Sicheres Mittel, das Betteln in einem Lande gänzlich abzuschaffen«. Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Gesammelte Politische und Finanzschriften*, Bd. 2, Leipzig/Kopenhagen 1761, 226–235.

180 Vgl. Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Grundfeste zur Macht und Glückseligkeit der Staaten*, Bd. II, Königsberg, Leipzig 1760, 432.

181 Vgl. Hans Frambach, »Cameralism and Labour in Justi's Economic Thinking«, in: Jürgen Georg Backhaus (Hg.), *The Beginnings of Political Economy. Johann Heinrich Gottlob von Justi*, New York 2009, 133–147.

182 Vgl. Justi, *Politische und Finanz-Schriften*, Bd. 2, 45. Damit greift Justi nebenbei auch die zoomorphe Semantik der *Abhandlung* wieder auf, schließlich verdankt sich das Anspornen eigentlich den Sporen von Reiterstiefeln zur Kommunikation von Reitern mit Pferden. Zu der zoomorphen Fluchtlinie der Bevölkerungspolitik gehört fraglos auch seine Idee von als »Menschereyen« titulierten Einrichtungen, in denen sich die Industrialisierung der Reproduktionstechnologien bereits ankündigt: »Man versuchet das Vieh auf alle Art zu vermehren, man errichtet Statutereyen, Holländereyen, Schäfereyen und dergleichen. Warum sollte man auch nicht Menschereyen anrichten, die einen viel größeren Werth haben, und warum sollte man nicht den Ausschweifungen in der Wollust eine solche Ordnung zu geben suchen, daß dadurch die Vermehrung der Menschen in der That befördert wird.« Anaxagoras von Occident [Johann Heinrich Gottlob von Justi], *Physicalische und politische Betrachtungen über die Erzeugung der Menschen und die Bevölkerung der Länder*, Smirna 1769, 59 f.

183 Vgl. Gerhard Schuck, »Überlegungen zum Verhältnis von Arbeit und Policey in der Frühen Neuzeit«, in: *Ius Commune* 22 (1995), 121–150, hier: 136.

Peuplierung, die auf kontinuierliche Ansiedlung abstellte und im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend die Erhöhung der Produktivität und Intensität der Arbeit des Einzelnen in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellte.¹⁸⁴

Johann Heinrich Gottlob von Justi

Johann Heinrich Gottlob von Justi, der sich seinen Adelstitel vermutlich selbst verliehen hat,¹⁸⁵ befand sich Zeit seines Lebens an der Schnittstelle von politischer Verwaltung, ökonomischer Organisation und wissenschaftlich-publizistischer Tätigkeit. Nach einem Studium des Rechts und der Kameralistik in Jena, Wittenberg und Leipzig arbeitete er zunächst als Jurist im Dienst der Herzogin von Sachsen-Eisenach. 1750 trat er eine Professur der Kameralwissenschaften in Wien an, übernahm zeitgleich auch Verwaltungsaufgaben und verließ Habsburg schließlich nach Misserfolgen im Silberbergbau 1754. 1755 wurde er Göttinger Bergrat und Polizeikommissar, als welcher er auch Vorlesungen hielt, seine ersten größeren staats- und polizeiwissenschaftlichen Publikationen vorlegte, aber auch Fabeln und Satiren schrieb. Nach einem Intermezzo in dänischen Diensten begab er sich nach Preußen, wo er 1766 schließlich zum königlichen Berghauptmann und Direktor der Glas- und Stahlfabriken ernannt wurde. Bereits 1768 jedoch wurde er der Veruntreuung von Geldern angeklagt und starb 1771 im Küstriner Gefängnis.

Justis Name wird insbesondere mit der Geschichte des Kameralismus in Verbindung gebracht, der deutschen Variante des Merkantilismus mit ihrer besonderen Orientierung am Problem der Staatsfinanzen. Innerhalb des Kameralismus markierten Justis Schriften insofern einen »epistemologischen Einschnitt«,¹⁸⁶ als sie ausgehend von der Entgrenzung der Finanzfrage das disziplinäre Feld neu ordneten: So weitete Justi die Kameralwissenschaft von einer Verwaltungslehre zu einer allgemeinen Staatswissenschaft aus, in deren Zentrum nun nicht mehr nur der monetäre Schatz,

184 Markus Zbroschzyk, *Die preußische Peuplierungspolitik in den rheinischen Territorien Kleve, Geldern und Moers im Spannungsfeld von Theorie und räumlicher Umsetzung im 17.–18. Jahrhundert*, Diss. Bonn 2014, 152–222.

185 Zur Biographie vgl. Ferdinand Frensdorff, *Über das Leben und die Schriften des Nationalökonom J. H. G. von Justi* (1903), Glashütten 1970; Erhard Dittrich, Art. »Justi, Johann Heinrich Gottlob«, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 10, Berlin 1974, 707–709.

186 Vgl. Axel Rüdiger, *Staatslehre und Staatsbildung: die Staatswissenschaft an der Universität Halle im 18. Jahrhundert*, Tübingen 2005, 224; außerdem Marcus Obert, *Die naturrechtliche »politische Metaphysik« des Johann Heinrich Gottlob von Justi (1717–1771)*, Frankfurt a. M. u. a. 1992.

sondern das Gesamtvermögen eines Staates stand, sein Vermögen zu politischer Handlung, aber auch sein Reichtum an Bevölkerung, über die ein physisches Wissen gewonnen werden sollte. Eine einzelne Arbeitskraft ist für Justi dabei keine Ware wie jede andere, deren Preis durch den Markt festgesetzt wird, sondern ein unmittelbares Kapital des Staates, sodass Justi in einer weiteren pseudonym publizierten Abhandlung beweisen will, »daß ein gesunder Mensch dem Staate so viel werth ist, als ein Capital von tausend Thalern«. ¹⁸⁷ Während die Macht bei Justi nicht nur in der Demokratie, sondern letztlich in jeder Regierungsform vom Volk ausgeht, ist der Gegenstand der Regierung von nun an die Bevölkerung, und in dieser Verdopplung des politischen Körpers muss auch die neue Virulenz der Verdopplung des Volks im Pöbel verortet werden. ¹⁸⁸ In Reaktion auf die Erosion der alteuropäischen Trennung von Ökonomie und Politik gelang es der politischen Ökonomie des 18. Jahrhunderts, gerade die Dispersion von Macht für die nachhaltige politische Steuerung der Bevölkerung nutzbar zu machen. Die neuen Modelle der Steuerung waren allerdings ökonomischer Natur und die polizeilichen Mittel sollten entgegen der Suggestion des Begriffs gerade indirekt wirken.

Meiner These zufolge bildet die politische Ökonomie den paradigmatischen disziplinären Ort für die Differenz von Volk und Pöbel, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dann zum omnipräsenten Topos der Aufklärung wird. Dies zeigt sich auch in Jean-Jacques Rousseaus Enzyklopädie-Artikel zur politischen Ökonomie: Der moderne Staat ist demnach einer, der »mehr tut« und versucht, »die Menschen [...] so zu formen, wie man sie braucht«. Dabei aber entstehen »Krieger, Bürger, Menschen, wenn sie [die Regierung] es will; Mob und Pöbel [populace et canaille], wenn es ihr gefällt. [...] Formt also Menschen, wenn ihr Menschen befehlen wollt!« ¹⁸⁹ Die Volk/Pöbel-Differenz offenbart sich als das Resultat einer Idee der biopolitischen Gestaltbarkeit des Volks. Wie Coyer oder Justi will zwar auch Rousseau lieber ein Volk, konzidiert damit aber zugleich, dass zur Rationalität eines (tyrannischen) Staats auch gehören könnte, sich Pöbel heranzubilden.

Erscheint der Pöbel bei Coyer und Justi, Rousseau und Iselin als Rückseite der Akkumulation, als Negativ der bürgerlichen Gesellschaft, so ist ihr Positiv das Volk. Die Aufklärung suchte dieses Volk unentwegt und fand in ihm

¹⁸⁷ Anaxagoras [Justi], *Physicalische und politische Betrachtungen*, 59.

¹⁸⁸ Vgl. auch Joseph Vogl, »Die zwei Körper des Staats«, in: Jan-Dirk Müller (Hg.), *„Aufführung und Schrift“ in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Stuttgart 1996, 562–574.

¹⁸⁹ Jean-Jacques Rousseau, *Politische Ökonomie / Discours sur l'économie politique*, hg. und übers. von Hans-Peter Schneider/Brigitte Schneider-Pachaly, Frankfurt a. M. 1977, 47–50.

doch allzu oft nur den Pöbel wieder. In Volk und Pöbel stehen sich ein politischer und ein sozialer Begriff gegenüber, deren Geschichte bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erstaunlich unabhängig voneinander verlief.¹⁹⁰ Die Aufklärung bemüht sich nun zunehmend um die Integration beider Konzepte, korreliert sie dabei jedoch auf eine Weise, die sich als Verhältnis von Ideal und Realität fassen ließe: Dabei handelt es sich um eine Realität, die sich erst im Widerstand gegenüber der Realisierung des Ideals geltend macht.¹⁹¹ Bei Justi findet diese Auseinandersetzung in besonderer Plastizität statt, da seine satirischen und pseudonymen Publikationen nicht nur von polizeiwissenschaftlichem Wissen durchtränkt sind, sondern auch kaum Zeit darauf verwenden, die sozialen Verhältnisse zu kaschieren. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert rückt die opake Idealisierung des Volks in zunehmendem Maße alles, was mit ihm gemeint sein könnte, in den Schatten der Unbegrifflichkeit. In der topischen Behauptung ›Dies ist nicht das Volk, sondern nur Pöbel‹ erfüllt die Pöbel-Formel für die Aufklärung dabei jedoch eine konstitutive Funktion: Zwischen den auf zukünftige Vollendung steuernden Ansprüchen der Vernunft und dem Elend der Gegenwart installiert sie einen Abstand, in dem die Wirklichkeit statthaben darf.

Theodizee der Unmündigkeit

Bei Justi trifft die konzeptuelle Engführung der Perspektive des Staates mit der des Volkes in der Figur des Pöbels immer wieder auf eine systematische, kaum zu bewältigende Herausforderung, nämlich die notwendige Harmonisierung der offensichtlichen Perspektivlosigkeit weiter Bevölkerungskreise mit den Ideen von Freiheit und Gleichheit. So behauptet Justi an keiner Stelle, der Pöbel könne sich real aus seiner Lage befreien, und trotzdem wird ihm für seine individuelle Glückseligkeit die ganze Verantwortung überlassen. In seinem nur sechs Ausgaben andauernden Zeitschriftenprojekt *Ergötzungen der Vernünftigen Seele und der Gelehrsamkeit überhaupt* (1745–49) moderiert Justi die Abgründe, die sich in all dem zwischen Ideal und Wirklichkeit ergeben, mithilfe eines Konzepts der vernünftigen Seele. Der Pöbel wird dabei im Rahmen der Theodizee-Proble-

190 Vgl. auch Reinhart Koselleck/Fritz Gschnitzer/Karl Ferdinand Werner/Bernd Schönmann, »Volk, Nation, Nationalismus, Masse«, in: Reinhart Koselleck/Werner Conze/Otto Brunner (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, 141–431, hier: 277.

191 Vgl. auch Reinhart Siegert, Art. »Volk/Gemeiner Mann/Pöbel«, in: Werner Schneiders (Hg.), *Lexikon der Aufklärung. Deutschland und Europa*, München 1995, 432–434.

matik thematisch, denn es ist gerade die Vorstellung der Gerechtigkeit und Gleichheit Gottes gegen alle Menschen, die im Widerspruch zum unverschuldeten Unglück vieler steht:

Selbst bey dem Pöbel, der in seiner Einfalt alt und grau wird, finden wir gleiche Schwierigkeiten. Es ist wahr, er hat den freyen Willen und den Verstand, und folglich das Vermögen, sich hier in der Welt deutlichere Begriffe zu erwerben. Allein, wird nicht dieses Vermögen durch die Beschaffenheit seines Standes, seiner Erziehung und der Nothwendigkeit, fast von Kindheit an seinen Leben=Unterhalt zu erwerben, fast ganz und gar unmöglich gemacht, und in Nichts verwandelt? Und ist er nicht in alle diese Umstände ohne sein Zuthun und Verschulden gesetzt? Hat nicht Gott selbst, da er aus den unzählbaren Reichen der aufeinander folgenden möglichen Dinge diejenige heraus nahm, die er wirklich gemacht hatte, alle diese Umstände voraus gesehen, die dem Pöbel fast nothwendiger Weise zu keinen höhern Begriffen gelangen lassen würden. Mich deucht allerdings.¹⁹²

Justi beantwortet seine eigene Frage mit einer weiteren, die sich ins Rhetorische wendet, weshalb auch das Fragezeichen überflüssig wird. Die Theodizee-Problematik löst Justi schließlich mit dem Verweis auf die Leibnizsche Lehre von der besten aller möglichen Welten, in welcher der Pöbel nicht zum Denken, sondern zur Arbeit bestimmt ist.¹⁹³ Die Grundlage der Argumentation ist keineswegs philosophisch, sondern politisch, nämlich Justis patriarchales Ideal monarchischer Herrschaft, das von der Notwendigkeit einer befreiten, aber zur Arbeit erzogenen Bauernschaft ausgeht, die sich am Maßstab der Produktivität ihrer Arbeit messen lassen muss.¹⁹⁴ Justi

192 Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Moralische und philosophische Schriften*, Erster Band, Berlin u. a. 1760, 346.

193 »Das Wesen der Dinge beruht in ihrer Möglichkeit; und diese Möglichkeit ist ewig, weil sie Gott nicht gemacht hat. [...] Eben diese Bewandniß hat es mit dem Pöbel. Nach dem ewigen Wesen der Menschen wußte Gott in der Reihe auf einander folgender Dinge, die er wirklich machte, Leute zu lassen, welche den Ackerbau und andre geringe Geschäfte besorgen mußten, und folglich zu keinen hohen Begriffen gelangen konnten.« Justi, *Moralische und philosophische Schriften*, 348. Seit seiner frühen Preisschrift über die Monadenlehre war die Leibniz-Wolffsche Philosophie für Justi eine wesentliche Inspirationsquelle, die er allerdings einer Kritik unterzog. Vgl. Jürgen G. Backhaus, »From Wolff to Justi«, in: ders. (Hg.), *The Beginnings of Political Economy. Johann Heinrich Gottlob von Justi*, New York 2009, 1–19; sowie Gabriele Ball, *Moralische Küsse. Gottsched als Zeitschriftenherausgeber und literarischer Vermittler*, Göttingen 2000, 158–171.

194 Als Vorbild für sein Herrschaftsideal legte er sich schließlich auf den chinesischen Kaiser fest, vgl. Susan Richter, *Pflug und Steuerruder. Zur Verflechtung von Herrschaft und Landwirtschaft in der Aufklärung*, Köln u. a. 2015, 243–286.

war in Deutschland auch der erste unter den aufgeklärten Ökonomen, der mit Nachdruck eine Privatisierung aller verbliebenen Gemeineigentümer zur Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität forderte.¹⁹⁵

Das Verfahren einer sich selbst bestätigenden Dialektik setzt sich auch hier fort, wenn Justi eine Gegenmeinung zu seiner eigenen abdruckt, die sich jedoch als Radikalisierung derselben Position unter anderem Namen entpuppt und die Rolle des Willens akzentuiert.¹⁹⁶ Ob nun unter den Vorzeichen Leibnizscher Theodizee oder einer modernen Metaphysik des Willens: Die Ausweglosigkeit und Unmündigkeit des Pöbels wird bei Justi letztlich als gleichermaßen selbstverschuldet und vernünftig dargestellt. Justi verweist theologische Fragen dabei an den semantischen Bereich der Bildung, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer mehr als Selbstbildung und Autodidaxe ausgelegt wird.¹⁹⁷ Im anthropologischen Wissen von der Autopoiesis des Subjekts verschwindet die Objektivität der Ausweglosigkeit, der kapitalistischen Prädetermination der arbeitenden Armen. Justis Theodizee der Unmündigkeit gipfelt schließlich in einem verblüffenden Gedanken: Ausgerechnet bei seiner »Hand=Arbeit« habe »ein gemeiner Mann [...] mehr Gelegenheit an Gott und göttliche Dinge zu gedenken, als ein Gelehrter bey seinen Beschäftigungen«, und sei deshalb selbst Schuld, wenn er »seinen Verstand nicht gehörig ausgearbeitet« hat.¹⁹⁸

Schon die Fragestellung der *Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks* galt ja nur oberflächlich der Natur dieses Volks und hintergründig vielmehr der Frage, ob seine Bildung, seine Aufklärung überhaupt wünschenswert wäre. Der radikale Reformers Justi beantwortet die Frage in weiten Teilen negativ. Die damit verbundene zynische Perspektive verlor nach Justi keineswegs an Aktualität. 1780 tauchte sie in der Preisfrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften in zugespitzter Radikalität, aber mit aller Ernsthaftigkeit wieder auf: *Nützt es dem Volk, betrogen zu werden, sei es, dass man es in neue Irrtümer führt oder in denen, die es unter-*

195 Vgl. Zückert, *Allmende und Allmendeaufhebung*, 298.

196 »Hingegen was den einfältigen Pöbel betrifft, bin ich mit denen Herren Verfassern derer Ergötzungen gar nicht einerley Meinung, daß er nämlich in seine unwissende Umstände ohne sein Verschulden gesetzt würde. [...] Ein jeder Mensch ist ja als ein Unterthan seines Gottes schuldig, sich um den Willen dieses großen Gesetzgebers zu bekümmern, da ihm die Kräfte des Verstandes, wodurch er darzu gelangen kann, so wohl als einem andern, verliehen worden. Thut er nun dieses nicht, so liegt der Fehler lediglich in seinem Willen, und er ist an denen daraus erwachsenden Folgen lediglich schuld.« Justi, *Moralische und philosophische Schriften*, 382. Vgl. hierzu auch Ball, *Moralische Küsse*, 168.

197 Vgl. Heinrich Bosse, *Bildungsrevolution 1770–1830*, hg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari, Heidelberg 2012, 64–171.

198 Justi, *Moralische und philosophische Schriften*, 383.

*hält, bestätigt?*¹⁹⁹ Der Preis wurde aufgeteilt und ging sowohl an Zacharias Becker, der mit seinem *Noth- und Hilfsbüchlein für Bauersleuthe* (1788) später zum meistverkauften Autor der deutschen Volksaufklärung avancierte und die Frage verneinte, als auch an Frederic de Castillon (1720–1779), einen Freimaurer, Übersetzer und Freund Johann Georg Sulzers, der sie bejahte.

Zwei Versuche der terminologischen Festschreibung des Pöbels können schließlich schlaglichtartig zeigen, inwiefern das Kriterium der Bildung seit dem 18. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung gewann und die wirtschaftliche Armut und Eigentumslosigkeit des Pöbels gewissermaßen überschrieben hat. So verweist Zedlers *Universal-Lexicon* für das »Pöbel-Volck« 1741 auf den Auszug aus Ägypten und die im zweiten Buch Mose getroffene Unterscheidung des Volkes Israel von dem sich ihm anschließenden Pöbel (»Und es zog auch mit ihnen viel Pöbelvolk und Schafe und Rinder, sehr viel Vieh«, 2. Mose 12, 38). Unter diesem Pöbel fasst das Aufklärungslexikon »allerhand Gesindlein, von Ägypten, und von benachbarten Leuten, Knechte, Mägde, und sonst gemeine Leute, die keine Wirtschaft hatten«. ²⁰⁰ Der Pöbel hat »keine Wirtschaft«, also kein Eigentum,. Gerade die Wirtschaft spielt demgegenüber für *Meyers Conversations-Lexicon* 1889 keine Rolle mehr:

Pöbel (v. lat. *populus*, franz. *Peuple*), die niedrigste Klasse eines Volkes, insofern sie sich durch Mangel an Bildung und an Achtung für dieselbe sowie für das Schickliche und Gesetzliche und durch Niedrigkeit der Denkart kennzeichnet. Armut ist daher nicht das Merkmal des Pöbels, von dem vielmehr ebensowohl unter den höhern wie unter den niedern Ständen die Rede sein kann (vornehmer und gelehrter P.). ²⁰¹

Wie die Beobachtungen zur Geschichte des literarischen Pöbels in dieser Arbeit ausführlich dokumentiert haben, war der Aspekt der Bildung bzw. der akademischen *eruditio* schon länger entscheidend für die Kritik des Pöbels. Der im 18. Jahrhundert erneuerte humanistische Bildungsbegriff fundiert die *Meyer*-Definition auf eindrucksvolle Weise und hat alle

199 Vgl. das in diesem Zusammenhang entstandene, reichhaltige Material in Hans Adler (Hg.), *Nützt es dem Volke, betrogen zu werden? / Est-il utile au peuple d'être trompé? Die Preisfrage der Preussischen Akademie für 1780*, 2 Bde., Stuttgart 2007.

200 Art. »Pöbel-Volck, oder Pöbel«, in: Zedler, *Universal-Lexicon*, Bd. 28), Sp. 948–949;

201 Art. »Pöbel«, in: *Meyers Großes Konversationslexikon*, Bd. 6, Sp. 54. Hier zitiert nach der 6. Auflage 1907. Das Lemma wird aber bereits mit der vierten Auflage (1889) in die Enzyklopädie aufgenommen.

Armutfragen aus dem Begriff verdrängt. Dabei tritt der Pöbel in einer doppelten Gestalt auf: Wie beschrieben, droht der bürgerlichen Gesellschaft seit dem 18. Jahrhundert von zwei Seiten Gefahr: durch Armuts- und durch Luxus-Pöbel. Dass der reiche, vornehme oder gelehrte Pöbel aber zur niedrigsten Klasse des Volkes gehört, mag zwar für die sittliche Orientierung des *Großen Conversations-Lexicons für die gebildeten Stände* anständig klingen, beinhaltet aber auch eine bemerkenswerte Realitätsverweigerung. Die Entökonomisierung des Begriffs, die sich zwischen *Zedler* und *Meyer* beobachten lässt, verläuft offensichtlich entgegengesetzt zum historischen Prozess. Das liegt natürlich auch daran, dass Bildung und Lektüre durch die Fortschritte im 19. Jahrhundert tatsächlich zum gesellschaftlichen Allgemeingut geworden sind, während die Eigentumslosen nun als Proletariat gefasst werden.²⁰² Trotzdem wird deutlich, dass die Überfrachtung des Bildungsbegriffs sich hervorragend mit dem meritokratischen Grundkonsens der bürgerlichen Gesellschaft verträgt, und damit auch mit der moralischen Überschreibung sozialer Tatsachen der Exklusion.

Justis Dichterinsel (1745)

Dass hingegen *Justi* dem ziellosen, unproduktiven Exzess der Bildung noch misstraut, zeitigt Wirkungen auch im Hinblick auf die Literatur. Dabei ist zunächst zu konzedieren, dass bei *Justi* zwischen belletristischen und populärwissenschaftlichen Texten kaum zu unterscheiden ist.²⁰³ Dies resultiert aus der geschwächten Position, die Literatur in seinem System des Wissens einnimmt, nämlich die einer populären Variante von Wissenschaft. *Justis* eigene Fabeln deklinieren seine staats- und kameralwissenschaftlichen Überzeugungen nur bildhaft durch. Seine Satiren dagegen verstehen sich selbst nicht als Literatur, sondern verlängern dem eigenen Anspruch nach die Wirkung der Gesetze und traktieren jene Laster und Leidenschaften, die außerhalb des Wirkungsbereichs der Polizei liegen. Sie geben sich in der Regel als lachende, heitere Satiren, schlagen dann aber immer wieder einen nüchternen und ernsten Ton an, der »ohne jede ironische Färbung« auskommt und von dem einer Abhandlung oder Predigt kaum zu unterscheiden ist.²⁰⁴ Seine populärwissenschaftliche Form hat

202 Einen guten Einblick in die Begriffsverwendung verschafft die Quellensammlung Dietrich Hilger/Carl Jantke (Hg.), *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur*, Freiburg/München 1965.

203 Rösch-Wanner, *Justi als Literat*, 28.

204 Vgl. ebd., 51, 70 f.

sich also literarische Formen angeeignet, die Legitimität von Dichtung als solcher wird von ihm hingegen bestritten.

Ein eindrucksvolles Zeugnis von der Fragwürdigkeit, in die sich die Dichtung im Blick der polizeiwissenschaftlichen Aufklärung Justis gerückt sieht, legt dieser bereits mit seiner ersten größeren Publikation vor: Bei der *Dichterinsel nach ihren verschiedenen Landschaften und denen darinnen befindlichen Städten und Einwohnern* (1745) scheint es sich zunächst um eine recht farblose Traumsatire über den Literaturbarock zu handeln. Mit ihrer Überspitzung rationalistischer Feindseligkeiten deutet sie jedoch eine verallgemeinerte Geringschätzung der Literatur an, die für den vorliegenden Zusammenhang interessant ist.²⁰⁵

Die Narration führt den Erzähler auf eine Reise durch die fünf Landschaften der Dichterinsel Knittelhartland, Reimland, Spielwerk, Schwulst und Dichtkunst, die sich auf unterschiedliche literarische Milieus des Barock beziehen lassen.²⁰⁶ Ihren Anfang nimmt die Reise bei jenen, bei denen fragwürdig ist, ob sie überhaupt einen legitimen Platz auf der Insel beanspruchen dürfen, nämlich in Knittelhartland. Hier leben nur »elende Geister und Pöbelvolk, die die Dichtkunst lieben, ohne die geringste Kännntniß und Geschicklichkeit darinnen zu besitzen«. Diese »fünfte Classe« (DI, VI) von Dichtern, die in Knittelversen dichten, besteht aus »nichts als armen Leuten« (DI, 18). Interessant ist an Knittelhartland nicht nur, dass es sich um »eine Demokratie« handelt, bei der »ein jeder Bürger [...] an der Regierung des Landes Antheil« (DI, 13) haben darf, weil es in diesem Land ohne Handel und ohne Krieg ohnehin nichts zu entscheiden gibt. Auffällig ist vor allem zweierlei: Einerseits zeichnet Justi Knittelhartland nicht einfach als Gebiet der Hans Sachs nacheifernden Handwerkspoeten, sondern er antizipiert das, was in der Moderne als Populärkultur bezeichnet wird. Nicht nur wohnen hier, im Unterschied zu den anderen Landschaften, »etliche Millionen Einwohner« (DI, 11). Vor allem zweifelt der Erzähler, dass der Fluss »Dum«,

205 Dazu auch Rolf Koch, »J. H. G. von Justis ›Dichterinsel‹ und ihre Beziehungen zur Literaturkritik der Aufklärung«, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 91 (1972), 161–171, hier: 164.

206 Wie in anderen Satiren auch sorgt sich Justi um die Erkennbarkeit seiner Kritik an der Gelegenheitsdichtung (Reimland) oder am spätbarocken Manierismus (Schwulst). Christian (Weise), der in Spielwerk wohnt, wird explizit als Ausnahme gewürdigt. Gelegentlich werden einzelne Schlachten zwischen den Landschaften dargestellt. Mit ihrer militärischen Metaphorik reiht sich Justis *Dichterinsel* in die Erneuerung der Satire des Gelehrtenkriegs ein, welche von Jonathan Swifts *The Battle of the Books* (1704) ausging, vgl. Achim Hölter, *Die Bücherschlacht. Ein satirisches Konzept der europäischen Literatur*, Bielefeld 1995. Im Vorwort verweist Justi zudem selbst auf die von Addison im *Spectator* (Nr. 35–47) publizierte, allegorische Geschichte über den Krieg zwischen dem wahrhaften und falschen Witz. Zu weiteren möglichen Quellen vgl. Koch, »Justis ›Dichterinsel‹«, 161–171.

mit dessen Wasser die Einwohner von Knittelhartland fast alle ihre Speisen kochen, auf dem Berge »Schwachheit« (DI, 10) entspringt. Er glaubt vielmehr, »daß alle Unreinigkeiten der heimlichen Gemächer in denen übrigen Landschaften dieser Insul sich durch unterirdische Gänge in dieser Gegend zusammen ziehen, und diesen Fluß zuwege bringen« (DI, 11). Der Fluss, der Knittelhartland seine Lebensgrundlage bietet, bildet also die Kanalisation aller anderen Landschaften. Seine Bewohner bleiben rezeptiv und nachahmend auf den Rest der Dichterinsel bezogen, sie »bewundern ohne Unterschied alles, was ihre Armut übertrifft« (DI, 12). Populärkultur in diesem Sinne besteht in der sekundären Aneignung und Wiederverwertung, im Recycling der Abfälle der Hochkultur oder ihrer historisch überkommenen Formen – ein Vorgang, der, was Justi verschweigt, durchaus produktiv oder subversiv sein kann. Justis Knittelhartland ist demgegenüber gänzlich »unfruchtbar« (DI, 11), seine Bewohner sind unproduktiv. Die Eicheln und Rüben, die sie hervorbringen, finden außerhalb des eigenen Landes keine Abnehmer. Damit ist ein Anspruch auf Produktivität als Originalität formuliert, der sich ins politökonomische Passepartout Justis fügt.

Auffällig an Knittelhartland ist aber auch die Exotik des hinterwäldlerischen Landstrichs. So heißt es, die Gassen seiner Städte seien so unordentlich, »daß man sie eher vor Horden eines Stammes Asiatischer Tartarn« (DI, 9) halte. Die ersten Ankömmlinge auf dem Landstrich waren vermutlich »ein Schwarm Gothen oder Wenden« (DI, 15), zu ihrem gegenwärtigen Heer aber gehören »halbnackende Menschen [...], die aus einem Kriegesheere der Negers die Flucht ergriffen zu haben schienen« (DI, 17). Im Hinblick auf diese Exotik von Knittelhartland erschließt sich, weshalb Justi die Dichterinsel auf einer eigens angefertigten Karte sogar illustrieren kann. Die dem Buch beigelegte Karte (vgl. Abb. 7) der Dichterinsel erinnert nämlich weniger an die Robinsonaden, die in denselben Jahrzehnten die bürgerliche Romanliteratur begründen sollten und oftmals mit Karten versehen waren, so etwa Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg* (1731) – eine literarische Tradition, zu der sich Justi später explizit bekennen wird.²⁰⁷ Eine Landkarte wird zur Orientierung auf der Dichterinsel vielmehr deshalb nötig, weil in ihr die Abgelegenheit und Abseitigkeit der Dichtung insgesamt zum Ausdruck kommt, die satirisch ins Zwielficht des Exotischen und Kuriosen gerückt wird.

²⁰⁷ Mit dem Staatsroman *Psammitichus* (1759/60) hat Justi selbst noch einen Roman geschrieben. Im Vorwort lobt er explizit den empfindsamen Roman der englischen Tradition. Vgl. auch Johann Heinrich Gottlob von Justi, »Versuch einer Lobrede auf die Romanschreiber in einer Versammlung von sauertöpfischen Sittenlehrern gehalten«, in: ders., *Scherzhafte und Satirische Schriften*, Bd. 3, Berlin u. a. 1760, 279–304; sowie Rösch-Wanner, *Justi als Literat*, 123–139.

Entsprechend dieser allgemeinen Marginalisierung der Literatur befindet sich der Pöbel auch keineswegs nur in Knittelhartland. Von der Stadt Niedrigkeit in Reimland heißt es: »Ihre Einwohner sind sämtlich Pöbelvolk« (DI, 33). Die zwischen »Allmosen« und »Gewinnsucht« (DI, 30) zerrissene Kasualdichtung Reimlands wird von Justi besonders verhöhnt. Über andere Bewohner des Landes heißt es: »Sie sind nicht vermögend, 10 Worte in einem richtigen Zusammenhange zu sagen. So sehr sind ihre Sinnen verrückt« (DI, 36). Jeder Geschmack hat sie verlassen, denn sie wühlen mit den Händen im Essen herum und »schütten alle Gerichte unter einander« (DI, 36). In der Stadt »Reimtrost« schließlich wohnen sogar etliche »Hexenmeister« (DI, 33), was unter den Bedingungen des Rationalismus vor allem Aberglaube und Vorurteil impliziert. Ihre Irrationalität zeigt sich darin, dass sie über »alles lachen, was nach Erscheinungen und Wundern schmeckt«, und Justi scheut sich nicht, sie explizit auf den »Scheiterhaufen« (DI, 34) zu wünschen. Lächerlich geworden sind aber auch die elitären Distinktionsbemühungen der gelehrten Dichtung: Die »Hoheschule« der Poeten aus dem Land »Spielwerk« sei von einer hohen Mauer umgeben, um das gemeine Volk draußen zu halten: »Der Pöbel nehmlich würde gar bald eben das zu Stande bringen können, worauf bishero der Vorzug der Gelehrten beruhet hat« (DI, 45). Es hat sich also eine antagonistische Wechselwirkung zwischen Popularität und elitärem Arkanum entwickelt, welche das Selbstverständnis der Dichtkunst offenbar untergräbt und ihre Legitimationsbemühungen der Lächerlichkeit preisgibt. Wenngleich der fünfte Landstrich, das durch Opitz gegründete Land Dichtkunst, in dem die wahren Dichter wohnen, mit Lob überschüttet wird, gerät die *Dichterinsel* doch zum Gegenteil einer Apologie derselben. Sie stellt vielmehr einen Abgesang auf die Dichtung dar.

Diese Degradierung der Literatur erscheint in der *Dichterinsel* auch als ihre Infantilisierung. Die Traumsatire beginnt nämlich damit, dass der Erzähler als Jugendlicher mit der Bibliothek des Vaters bekannt wird und in einer Poetik blättert, welche »die Kunst auf 12 Füßen zu laufen« (DI, 4), also Alexandriner zu dichten lehrt. Seine sich daran anschließende Reise ist nicht nur die eines Lesers, sondern zugleich die eines dilettierenden Autors. Literatur wird verniedlichend als eine Kindheitsepisode dargestellt, auch die Vorrede betont diesen biographischen Hintergrund: Er habe sich selbst im Dichten probiert, so der Erzähler, und zahlreiche Gedichte unterschiedlicher Machart verfasst, von deren Publikation er jedoch absehe. Wohl zurecht glaubt er, »daß man sie wird entbehren können« (DI, IX). Mit der *Dichterinsel* wird also Dichtung durch Satire auf Dichtung substituiert und deren Existenzberechtigung infrage gestellt.

Gottsched, der das Buch ausführlich rezensiert, würdigt Justis Satire als eigenständig und gibt auch die Adresse des Genres an. Sie richte sich eben an die schlechten Poeten und Stümper, unter die er vier von fünf Klassen der Dichterinsel zählt: »Die ernsthaften Bücher von der Dichtkunst lesen solche Leute nicht: daher muß man ihnen die nöthige Einsicht in solche Sachen, auf eine scherzhafte und satirische Art bezubringen suchen.«²⁰⁸ Diese Behauptung muss überraschen. Wieso sollten sich die angeblich schlechten Poeten derartige Häme gefallen lassen? Als idealer Leser der Satire erweist sich ironischerweise vielmehr der Kritiker Gottsched selbst und mit ihm all jene, die sich im menschenleeren Land der wahren und vernünftigen Dichtkunst heimisch fühlen. Schließlich betont Justi, dass das Land Dichtkunst »nicht allzu bevölkert« (DI, 122) ist. Adressat sind die Vielen nur insofern, als sie sich (wie Gottsched) im Glauben gefallen, zu den Wenigen zu gehören. Justis *Dichterinsel* ist insofern selbst Bestandteil jener Dialektik von Hoch- und Populärkultur, die sie beschreibt.

Literatur als Reproduktionsarbeit

Justis Kritik der Dichtung ist indes nicht im Bereich des allegorisch-politischen Spiels verblieben: Am Wiener Hof war er selbst mit Zensurangelegenheiten beauftragt. Später hat er einen Prozess gegen Lessings *Briefe, die neueste Literatur betreffend* (1759–1765) angestrengt und außerdem Vorschläge gemacht, durch polizeiliche Maßnahmen die zum Massenphänomen gewordene publizistische Kritik und die von ihr ausgehenden Gefahren moralischer Hypokrisie einzudämmen.²⁰⁹ Die Herabsetzung der Literatur stellt sich bei Justi nicht zuletzt dadurch ein, dass er für sie keine Ausnahme macht und sie mit denselben ökonomischen Ansprüchen konfrontiert, die für alle anderen Gewerbe gelten und die bei ihm an einen bestimmten Männlichkeitsdiskurs geknüpft sind.

Dass Literatur gerade für Männer eine Gefahr darstellt, deutet sich bereits in der *Dichterinsel* an: So ist es der Fehler der Bewohner des Landes Dichtkunst, dass sie mit ihren Flöten dem »Frauenvolke« aufwarten. Denn Frauen, diese »schwachen Menschen«, sind nicht nur »schwache Werk-

208 Johann Christoph Gottsched, »Die Dichterinsel [...]«, in: *Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste* 1 (1745), 452–474, hier: 456.

209 Johann Heinrich Gottlob von Justi, »Vorschlag von einer Zeitung von den Zeitungen«, in: ders., *Scherzhafte und satirische Schriften*, Bd. 3 (1776), 91–103. Vgl. dazu Wolfgang Martens, »Literatur und ›Policey‹ im Aufklärungszeitalter. Aufgaben sozialgeschichtlicher Literaturforschung«, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 31 (1981), 404–419.

zeuge«, sondern, »die fürchterlichsten und gewaltigsten Geschöpfe. Sie haben durch ihre Reizungen die Herzen der Männer nur allzusehr in den Händen« (DI, 109 f.). Bei Justi fñgt sich dieser aus der pietistischen Roman- kritik bekannte sexistische Diskurs in einen ökonomischen Rahmen, der sein Männlichkeitsideal an der Idee der Lohnarbeit modelliert. Justi selbst verortet seine Satire im Vorwort im Kontext der Frage, ob die Dichtkunst »einen eignen Mann« erfordert, ob sie also professionell betrieben werden muss, »wenn man es darinnen zur Vollkommenheit bringen will« (DI, IX). Die *Dichterinsel* versteht sich nicht zuletzt als eine Kritik des Dilettantismus und als Aufforderung zur Professionalisierung, deren Notwendigkeit für Justi aber andererseits infrage steht: »ich sehe auch den Nutzen gar nicht ein, den der Staat und die menschliche Gesellschaft von der Dicht- kunst zu gewarten haben« (DI, IX). Justi erkennt in der Dichtkunst weder ein lukratives Geschäft, noch eine objektive gesellschaftliche Notwendig- keit, beides fällt für ihn aber ohnehin ineins.²¹⁰

In diesem Sinne setzt er die satirische Infragestellung der Literatur in den Folgejahren in einer Serie von Reflexionen fort, welche die Befähigung der Dichtkunst zur ökonomischen Autonomie bezweifeln. Der *Erweis, daß die Dichtkunst nur eine Bemñhung des schönen Geschlechts seyn solte*, inklusive der zugehörigen fingierten Repliken und Sendschreiben, hat zu seinem Ausgangspunkt erneut die mangelnde Profitabilität poe- tischer Autorschaft. Als warnende Beispiele nennt er Opitz, Flemming und Günther. Weil Gemeinwesen und Arbeitsmarkt bei Justi aber weitge- hend deckungsgleich sind, lautet seine These nicht nur, dass die Dichtung »nichts einbringt«, sondern auch, dass sie »zur Wohlfahrt des gemeinen Wesens nicht das geringste beyträgt«.²¹¹ Zudem versucht er zu beweisen, »daß die Ausübung der Dichtkunst eine Mannsperson entweder unglück- selig, oder unglücklich mache«: unglücklich aufgrund der Armut, die sie nach sich zieht; unglücklich hingegen wegen der »dauerhaften Traurig- keit, welche aus der anschauenden Erkenntniß der Unvollkommenheit unsrer selbst und unsers Zustandes entstehet«.²¹² Im Anschluss an einen in Gottscheds *Neuem Büchersaal* erschienenen Text Theodor Johann

210 Gottsched nimmt in seiner Kritik alleine an dieser Vorrede Anstoß. Zwar will er Justi nicht raten, aus der Poesie ein bloßes »Handwerk« zu machen, trotzdem bedauert er dessen Entscheidung gegen die Dichtkunst und weist ihn auf Poeten hin, »die 600, 1000, ja 1500 Thaler jährliche Besoldung« erhalten. Gottsched, »Dichterinsel«, 457.

211 Justi, »Erweis, daß die Dichtkunst nur eine Bemñhung des schönen Geschlechts seyn solte«, in: ders., *Scherzhafte und Satyrische Schriften*, Bd. 3, 202–232, hier: 212, 215. Erstmals erscheinen die Texte 1745/46 in Justis Wochenschrift *Ergöztungen einer vernünftigen Seele*.

212 Justi, »Erweis«, 206 f.

Quistorps wertet Justi diese Unglückseligkeit als »sittliche Slavery«. ²¹³ So bezeichnet er schließlich alle mit Musik, Malerei und Literatur beschäftigten Männer als »weibliche Männer« und »unnütze Glieder des gemeinen Wesens«. ²¹⁴ Will man also nicht eine Masse von armen und traurigen Menschen hervorbringen, so überlasse man die Sache der Dichtung besser den Frauen der reichen und glücklichen Männer, so Justis Schlussfolgerung. Deren »Endzweck« bestehe schließlich »darinnen, daß sie Kinder zeugen« und ihren Männern »die verdrüßlichen Begebenheiten des Lebens versüßen«. ²¹⁵ Zu dieser Versüßung des Lebens gehört auch die Literatur. Auch Justis Fabeln verschreiben sich ihr im Untertitel: *Fabeln und Erzählungen von Thieren und sehr alten längst verrosteten Zeiten, bey deren Lesung man ganz sanft und süß wird einschlafen können.* ²¹⁶ Zwar relativiert Justi die eigene Forderung, die auch als Satire auf das Ehepaar Gottsched verstanden werden könnte, und markiert sie explizit als unernst. Doch sein kleines Gedankenexperiment zeigt, dass sich die Bemühung der Dichtung um den »beyfall des Publici« ²¹⁷ und damit die Zurichtung der Literatur zur entlohnten Arbeit gerade aus ökonomischer Perspektive nicht zwangsläufig als plausibel erweist. Dabei handelt es sich beim Begriff der Literatur ja um ein sich gerade erst formierendes Konzept, ²¹⁸ das eng an die Herausbildung eines literarischen Markts geknüpft ist: Literatur ist insofern immer schon ökonomisches Geschäft und indem sich Justi über die Ökonomisierung der Dichtung und ihre Transformation in Literatur lustig macht, appelliert er an ein anderes Verständnis von Dichtung als Reproduktionsarbeit.

Selbst der alte Vorwurf, ein Dichter sei doch ein »faules Glied der Republik«, ²¹⁹ hat sich für Justi keineswegs erledigt. Unter Bedingungen des dys-

213 Ebd., 208. Vgl. Theodor Johann Quistorp, »Erweise, dass die Poesie schon vor sich selbst ihre Liebhaber leicht unglücklich machen könnte«, in: *Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste* 1/5 (1745), 433–452.

214 Ebd., 216.

215 Ebd., 203. Um die natürliche Verwandtschaft von Frauen und Dichtung zu betonen, spricht er oft auch nur von denen »Schönen«, ebd., 220, 222, 225.

216 Vgl. Justi, *Fabeln und Erzählungen von Thieren*.

217 Johann Heinrich Gottlob von Justi, »Einwürfe wider den Erweis, daß die Dichtkunst nur eine Bemühung des schönen Geschlechts seyn solte«, in: ders., *Scherzhafte und Satyrische Schriften*, Bd. 3, 232–253, hier: 244.

218 Vgl. etwa Oliver Simons, *Marteaus Europa oder der Roman, bevor er Literatur wurde: eine Untersuchung des deutschen und englischen Buchangebots der Jahre 1710–1720*, Amsterdam 2001, 23–25.

219 Vgl. Justi, »Einwürfe«, 247; sowie Johann Heinrich Gottlob von Justi, »Schreiben von denen elenden Dichtern«, in: ders., *Scherzhafte und Satyrische Schriften*, Bd. 3, 45–52.

funktionalen Mäzenats und im Rahmen der Etablierung einer politischen Ökonomie, in deren Zentrum eine männlich konnotierte Lohnarbeit steht, hat er sich vielmehr materialisiert und eine prinzipielle Evidenz gewonnen. Justi begegnet dieser Lage, die er selbst forciert, mit einem satirisch-experimentellen Denken, in diesem Fall mit dem Gedankenexperiment einer sexistischen Aufteilung von Literatur und Wissenschaft. Trieben Frauen Wissenschaft, so Justi, wäre das Resultat ebenso schlimm wie wenn ein Mann »sich an den Spinnrocken setzen und Windeln waschen wollte«. Justis Text aber will zeigen, »daß die Dichtkunst keine Wissenschaft ist, welche vor das männliche Geschlecht gehöret«. ²²⁰ Er modelliert Literatur damit als Reproduktionsarbeit, die der eigentlichen Lohnarbeit der Männer explizit nach- und untergeordnet wird. Dass Reproduktionsarbeit hier begrifflich zutrifft, zeigt die explizite Unterscheidung von der Hausarbeit, die Justi selbst vornimmt: Jene, die glauben, dass »das schöne Geschlecht zu nichts als häuslichen Verrichtungen« gemacht ist, weist er zurück, etwa mit dem Verweis auf die große Anzahl talentierter Schauspielerinnen. Die Frauen würden sowieso »in unsern Tagen den Küchenrauch übel vertragen«. ²²¹ Einmal mehr beweist Justi seine Fähigkeit zu einem spielerischen Umgang mit der aufgeklärten Liberalität: Nichts könnte moderner klingen als ein Plädoyer für dichtende und schauspielende Frauen. Doch dieses Plädoyer hat misogynne Motive, wobei es sich um eine ökonomisch konditionierte Misogynie handelt, für welche die Unterscheidung von Lohn- und Reproduktionsarbeit orientierend ist. ²²²

Dass sich kein gesellschaftlicher Bereich dem Imperativ ökonomischer Effizienz entziehen darf, wird bei Justi allerdings auch für die Wissenschaft zum Problem, wie er in der Satire *Die Beschaffenheit und Verfassung der Republik der Gelehrten* darlegt. Die Gelehrtenrepublik sei zwar eigentlich eine Demokratie und stehe jedem offen, sie werde aber ebenfalls von einer großen Anzahl von Stümpfern und Scharlatanen bedroht. Justi denkt darum laut darüber nach, ob die vielen »elenden Schriften«, die »Menge unnützer Bücher« nicht »ganz und gar ausgerottet« werden könnten. ²²³ Die »Waare der Gelehrsamkeit« ist jedoch eine besondere: »Ich verstehe hierdurch das gelehrte Geld. Man muß aber wissen, daß die gelehrte Republik eine Art Münze schlagen läßt, welche der Ruhm

220 Justi, »Erweis«, 204, 206.

221 Ebd., 228.

222 Ausführlich zum Begriff der Reproduktionsarbeit vgl. Kap. III.3 dieser Arbeit.

223 Johann Heinrich Gottlob von Justi, »Die Beschaffenheit und Verfassung der Republik der Gelehrten«, in: ders., *Scherzhafte und Satyrische Schriften*, 3. Bd., neue und verbesserte Aufl., Amsterdam 1767, 249–276, hier: 253.

genennet wird.«²²⁴ Justi liefert damit seine eigene Theorie des symbolischen Kapitals.²²⁵ Das Problem der Wissenschaft bestehe in der Abwesenheit souveräner Münzrechte in der gelehrten Demokratie: »Ein jeder gelehrter Bürger besitzt das Münzrecht.« Entsprechend anfällig ist sie für Korruption und Geldverschlechterung. Die »kleine Münze«, die »Scheidemünze des gelehrten Pöbels«, heißt, so Justi, »Bewunderung«, und ist »nicht von gutem Schrot und Korn«.²²⁶ Entlang der Wertigkeit ihrer Münzsorten folgt also eine innere Beschränkung der Demokratie der Gelehrten. Justi plädiert zwar vehement für die Autonomie der Wissenschaft, auch sie bleibt aber auf die Welt des Handels angewiesen:

Die gelehrte Republik stehet mit der bürgerlichen Welt in Bündniß. [...] Einige glauben zwar, daß die bürgerliche Welt vermöge dieses Bündnisses gehalten sey, die Waaren der Gelehrsamkeit mit ihrem Gelde zu bezahlen, oder mit der Waare des Lebens Unterhalts umzusetzen. Alleine diese Schuldigkeit leidet noch großen Zweifel.²²⁷

Historisch verdankte sich die Prekarisierung der Gelehrten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einer Entwertung der intellektuellen Arbeit durch die Inflation der akademischen Titel.²²⁸ Den Ökonomen Justi hindert das nicht, über die Waren- und Geldform der Wissenschaft nachzudenken und die bürgerlich-merkantile mit der akademischen Welt auch metaphorisch zu überblenden. Von nichts als Angebot und Nachfrage reguliert, bringt aber selbst die Gelehrtenrepublik jenen Pöbel hervor, von dem sie sich ja immer so vehement abgegrenzt hat.²²⁹

224 Justi, »Republik der Gelehrten«, 257.

225 Vgl. zu diesem Text auch Marian Füssel, »Die Gelehrtenrepublik im Kriegszustand. Zur bellizitären Metaphorik von gelehrten Streitkulturen der Frühen Neuzeit«, in: Kai Bremer/Carlos Spoerhase (Hg.), *Gelehrte Polemik: Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700 (Zeitsprünge, Forschungen zur Frühen Neuzeit, Bd. 15, 2/3)*, Frankfurt a. M. 2011, 158–176.

226 Justi, »Republik der Gelehrten«, 261.

227 Ebd., 270.

228 Zur »Akademikerschwemme« in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die eine Prekarisierung weiter Teile des intellektuellen Milieus mit sich brachte, vgl. Franz Quarthal, »Öffentliche Armut, Akademikerschwemme und Massenarbeitslosigkeit im Zeitalter des Barock«, in: Volker Press u. a. (Hg.), *Barock am Oberrhein*, Karlsruhe 1985, 153–188; sowie Willem Frijhoff, »Der Lebensweg der Studenten«, in: Walter Rüegg (Hg.), *Geschichte der Universität in Europa. Bd. 2: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*, München 1996, 287–334.

229 Damit, dass der »Pöbel« in der Gelehrtenrepublik nach wie vor »keine Stimme« besitzt, sondern lediglich einen »Schreyer«, der aber nach jedem Landtag des Landes verwiesen wird, beginnt dann auch Klopstocks *Deutsche Gelehrtenrepublik* (1774). Friedrich Gottlieb Klopstock,

Sowohl die Literatur, also auch die Gelehrsamkeit werden bei Justi also propädeutisch mit dem Pöbel identifiziert. Dies mag erklären, weshalb sich die Autoren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer vehementer von diesem abgrenzen mussten. Es ist der Positionsverlust der Literatur, durch den eine widerspruchsvolle Emanzipationsrhetorik den meisten notwendig wird.²³⁰ Dieser Positionsverlust hatte eine doppelte Dimension: einerseits die schwindende Exklusivität universitärer Bildung, andererseits die Transformation der geistigen Produktion in die ökonomische Formierung als Lohnarbeit.

Der Verzicht auf einen moralischen Überbau für die Beschreibung der Gesellschaft führte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts – bei Mandeville, Coyer und Justi – jedenfalls dazu, dass eine satirische Sprache sich für die Repräsentation der gesellschaftlichen Tatsachen als besonders geeignet erwies. Die satirische Spiegelung einer bereits in erheblichem Ausmaß kommerzialisierten Gesellschaft bot sich für die experimentelle Extrapolierung der in weiten Teilen noch unbegrifflichen ökonomischen Moderne an. Während die literarische Satire dabei zum Forum eines sozialphilosophischen Denkens und in manchen Fällen geradezu zur Wiege der politischen Ökonomie wurde, besaß die Dichtkunst bzw. Literatur in dem neuen Gesellschaftsmodell keinen privilegierten Ort mehr. Wenn die ästhetischen und poetologischen Diskurse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer wieder auf die Differenz von Volk und Pöbel zu sprechen kommen, so bildet die latente Nutz- und Wertlosigkeit der Literatur den Kontext für ihr Ringen um die spezifische Funktion des Ästhetischen, wobei sie sich von dem politökonomischen Rahmen, dem sich jene Differenz verdankt, kaum emanzipieren können.

Die deutsche Gelehrtenrepublik, in: Werke und Briefe. Historisch-Kritische Ausgabe. Bd. VII.1, hg. von Rose-Maria Hurlebusch, Berlin/New York 1975, 5.

²³⁰ Vgl. Herbert Jaumann, »Emanzipation als Positionsverlust. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Situation des Autors im 18. Jahrhundert«, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 11/42 (1981), 46–72.

Schluss: Sich gegenseitig ›durch selbst-erfundene Lügen erregen‹

Das Ziel dieses Buches bestand darin, die Omnipräsenz von Figuren arbeitender Armut in literarischen, politischen, insbesondere aber poetologischen Diskursen des 17. und 18. Jahrhunderts sichtbar zu machen, und zwar vermittelt der ominösen Sache des ›Pöbels‹. Was womöglich als eine Art Begriffsfetischismus der Arbeit erscheinen konnte, war das Resultat einer methodischen Entscheidung. Der Pöbel war in der Frühen Neuzeit nie ein einheitlich verwendeter Begriff, doch eben durch seine Unbegrifflichkeit¹ erwies er sich als produktives diskursives Leitfossil für eine Zusammenschau von historisch heterogenen Redeweisen und Textsorten. Für den historischen Zusammenhang von Literatur, Poetik und Politik lässt sich diese symptomatische Unbegrifflichkeit des Pöbels als eine doppelte Bewegung beschreiben: Einerseits wird der Pöbel als Synonym sozialer Niedrigkeit in der *res publica literaria* und insbesondere im Kontext des sich herausbildenden literarischen Markts zur Diffamierung oder beiläufigen Exklusion der Konkurrenten eingesetzt. Andererseits aber wird an seinem Beispiel deutlich, inwiefern die deskriptive Sprache der gesellschaftlichen Repräsentation von Elementen einer publizistischen Polemik, mithin eines verbalen Klassenkampfes von oben durchgesetzt ist. Die Wechselseitigkeit dieses Prozesses lässt sich weder terminologisch abschließen noch als metaphorische Übertragung fassen. Der Pöbel hat sich vielmehr als interdiskursive Vermittlungsfigur zwischen ökonomischem und symbolischem Kapital erwiesen.

Dabei hat dieses Buch eine historische These formuliert und gezeigt, dass die um sich greifende Rede vom Pöbel jenem Prozess zugeordnet werden kann, auf den Marx als ›sog. ursprüngliche Akkumulation des Kapitals‹ rekurriert hat und der mit einer Produktion massenhafter mobiler und sozial entbundener Arbeitskraft verbunden war. In der verbalen Gewalt der Schimpfrede gegen die arbeitenden Armen artikuliert sich ihre seit den Bauernkriegen mit forcierter staatlicher Anstrengung bewerkstelligte Herabsetzung und Entwertung im Zuge der Durchsetzung einer von Lohnarbeit geprägten kapitalistischen Gesellschaft.² Dabei erschloss sich

1 Vgl. zu diesem Begriff Hans Blumenberg, *Theorie der Unbegrifflichkeit*, aus dem Nachlass hg. von Anselm Haverkamp, Frankfurt a. M. 2007.

2 Die Entwertung der arbeitenden Armen ließ sich in der Phase des Übergangs zwar besonders gut beobachten, kann aber durchaus als eine logische Voraussetzung der kapitalistischen Produktionsweise verstanden werden, die sich im Spätkapitalismus sogar zuspitzt. Vgl. hierzu Ernst Lohoff/Norbert Trenkle, *Die große Entwertung: Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind*, Münster 2012.

die verbale Gewalt gegen den Pöbel in der Frühen Neuzeit nicht alleine als Spur jener politisch-ökonomischen Gewalt, sondern die kommunikative und kulturelle Modernisierung ging ihrerseits von einer Herabsetzung der arbeitenden Armen und ihrer volkssprachlichen literarischen Traditionen aus, von der Diffamierung und Delegitimierung des symbolischen Kapitals der Korporationen sowie der in ihnen beheimateten moralischen und affektiven Ökonomien. Die Missachtungsformel des Pöbels hat innerhalb der ästhetischen Transformationen des 17. und 18. Jahrhunderts die Exklusion der arbeitenden Armen aus dem Bereich der ästhetischen Repräsentation operationalisiert, und zwar in einer erstaunlichen Kontinuität über die gegensätzlichen Programmatiken von Barock und Aufklärung hinweg. Zugespitzt formuliert: Die historische Enteignung der arbeitenden Armen ging mit ihrer Entmündigung einher.

Während die verbale Gewalt des Pöbel-Begriffs die Sichtbarkeit von gesellschaftlichen Antagonismen erhöht, produziert seine performative Undurchsichtigkeit methodisch trotzdem auch eine Verlegenheit. Denn einerseits lässt sich eine kohärente Begriffs- oder Diskursgeschichte dieser zur absoluten Metapher tendierenden Schimpfrede kaum schreiben. Andererseits wird sich auch keine Sozialgeschichte finden, die dem Pöbel eine klare Heimat geben kann, schließlich existieren über ihn zwar reichlich verächtliche Aussagen, aber keinerlei Statistiken. Um dieser Problemlage zu begegnen, habe ich den Pöbel als Figur betrachtet und mit anderen rhetorischen und sozialen Figuren, Typen und Topoi des politischen und literarischen Imaginären ins Gespräch gebracht.

Im Fall des in den Poetiken der Frühen Neuzeit omnipräsenten Topos des *Pöbels* habe ich versucht, die prinzipielle Ununterscheidbarkeit von politischem und literarischem Pöbel nachzuweisen, und zwar gegen die Konvention der Forschung, die soziale Distanz zwischen Poeten und Pöbel zu betonen. In meiner Lesart zeugt die allgegenwärtige Distanzierungsrhetorik nicht von der Selbstverständlichkeit der Unterscheidung, sondern vom Gegenteil: Ob als Verhältnis von Produktion und Rezeption oder als Kampfbegriff zwischen Versformen und Gattungen, ob als gezielt eingesetzte Metapher für die Proletarisierung von Gelehrten, als Erscheinungsform ihrer Konkurrenz oder als Symptom des Übergangs von der Orientierung am symbolischen Kapital zur unmittelbaren ökonomischen Verwertung von Literatur – immer war es die problematische Nähe von Poeten und Pöbel, die am Ausgangspunkt der Angriffe stand.

Am Gegenstand des *Pickelhering* ist die entschiedene Feindschaft des ökonomischen Reformprozesses gegenüber dem städtischen Zunft Handwerk ins Blickfeld gerückt und gemeinsam mit dieser die Figur des Scharf-

richters, welche die Darstellung des Pickelhering auf eigenartige Weise überlagert. Die komische Figur des englischen Schauspiels hat so, wie sie in den Flugblättern der Kipper- und Wipper-Zeit und der *Absurda Comica* auftaucht, sowohl die ökonomische Sozialisationsweise des Handwerks, als auch seine ästhetische Repräsentation durch den Meistergesang fundamental infrage gestellt. Pickelhering und Scharfrichter, so das vorgetragene Argument, kreisen gemeinsam um das Problem der Lohnarbeit: Während der Pickelhering die Professionalisierung des Schauspiels verkörpert, sichert der Scharfrichter die Durchsetzung der Lohnarbeit ab. Als Agent der Hinrichtung der korporativen Identität der Zünfte und ihres Idioms der Ehre kann der Scharfrichter mit dem Pickelhering deshalb verschmelzen. Weil die anonymen, nur durch ›Niemand‹ verkörperten Wirkungen des Kapitals als solche aber nicht militant adressierbar sind, verschiebt sich die Darstellung des Pickelhering zuletzt ins Antisemitische.

Auch der *Pikaro* gerät immer wieder – etwa in der *Lazarillo*-Übersetzung von 1614 – zum Büttel und Polizeidiener. Diese Einbindung in den Strafvollzug erlöst ihn von jener Freiheit der Lohnarbeit, der sich zuvor seine Entstehung verdankt, denn im *Pikaro* hat sich der Küchenjunge zum frühmodernen Inbegriff arbeitender Armut typisiert. Als Büttel hat er zwar wenig symbolisches Kapital, dafür aber ökonomische und soziale Sicherheit. Er ist nicht mehr abwechselnd Arbeiter, Bettler und Dieb, der zum Opfer der Vagabundengesetze wird, sondern hilft nun selbst bei Arbeitsdisziplinierung und Preismanipulation. Zwar wird die unfreiwillige, arbeitende Armut des *Pikaro*, die sich dergestalt immerhin ihr soziales Kapital zurückerkämpft, in der Geschichte des Schelmenromans durch das alte, aristokratische Ideal freiwilliger Armut überschrieben. Doch in einer gewissen Selbstständigkeit führt die Figur gleichsam über die Köpfe der Autoren hinweg ihre eigene Reflexion fort und beobachtet Unterscheidungen wie die von Lohn- und Zwangsarbeit oder Lohn- und Reproduktionsarbeit. In Grimmelshausens *Simplicianischem Zyklus* weitet sich die Perspektive schließlich auch auf die Armut der Lohnschreiber und Schriftsteller aus, die gerade durch die an das Bogenhonorar geknüpfte Romanform zu prototypischen Proletariern werden. Die schiere Menge dieser Lohnschreiber wächst – wie die aller anderen freien Arbeiter in der Frühen Neuzeit – quantitativ massiv an und bezeugt im Fluch auf den Rest des Schriftsteller-Pöbels nur die eigene Prekarisierung.

In einem kursorischen Blick auf das *Publikum* der Aufklärung hat sich schließlich bestätigt, dass die angebliche Existenz eines ›Pöbels‹ im Zeitalter der Kritik mehr denn je zu einem akuten Ärgernis wurde. Vom Streik der Augsburger Schuhmacher über den Kritik-Begriff der Frühaufklärung

und die Verbannung des Harlekin durch Caroline Neuber bis zu Justis Satiren ließ sich am Gegenstand des Pöbels die Ko-Evolution von literarischer Öffentlichkeit und kapitalistischem Arbeitsmarkt beobachten. Dabei stellt der Pöbel für die literarische Kommunikation eine paradoxe Figur der Unentbehrlichkeit und der Störung zugleich dar: Zwar soll er als Vorhut des schlechten Geschmacks aus der auf Sittlichkeit orientierten kritischen Kommunikation ausgeschlossen werden, andererseits besteht aus ihm der größte Teil jenes Publikums, das in der Aufklärung zur neuen Legitimationsfigur geworden ist. Im Diskurs der politischen Ökonomie wiederum findet sich der Pöbel an der Stelle jenes interterritorial verfügbaren Arbeitskräftenreservoirs wieder, das weiterhin herzustellen ist. In der Diffamierung als Pöbel artikuliert sich jedoch ein Problem: Der Pöbel darf weder gebildet noch versorgt werden, um seine Motivation und die Lohnfindung durch Konkurrenz nicht zu gefährden. In ihm kommt die ökonomische Schattenseite des gebildeten literarischen Publikums zur Sprache.

In der Spätaufklärung sollte die Diskrepanz zwischen den verschiedenen Publika – zwischen Nation und Volk, Volk und Pöbel, Nation und Pöbel – dann zunehmend reflexiv werden. Dass die ökonomische Realität des Publikums sein politisches Ideal fortwährend unterläuft, führte in den Programmen der Volksaufklärung einerseits zu Radikalisierungen, andererseits aber zu einer Desillusionierung und Einklammerung universalistischer Ansprüche. Eine Schließung der Kluft blieb letztlich außerhalb der Reichweite der literarischen Aufklärungskultur: deshalb, weil die Fokussierung auf das Projekt der Professionalisierung literarischer Autorschaft ihrer zugleich beschworenen Autonomie keineswegs zuarbeitete, sondern der politischen Unabhängigkeit der Autoren vielmehr enge Grenzen setzte; auch darum aber, weil die politische Geschichte selbst gegen Ende des 18. Jahrhunderts nach wie vor nur selten die Gelegenheit bot, die prinzipielle Trennung der Gesellschaft in einen auserwählten, gebildeten Teil und einen vulgären, passiv-unwissenden Rest zu hinterfragen. Auch in der politischen Philosophie folgte die Unterscheidung zwischen Teil und Ganzem immer demselben Schema und ließ dabei zuweilen einen Tausch der einzelnen Terme zu. Während sich etwa für Immanuel Kant ein Volk aus Nation und Pöbel zusammensetzt,³ ist es für den Jakobiner Heinrich Würzer die

3 »Unter dem Wort *Volk* (*populus*) versteht man die in einem Landstrich vereinigte *Menge* Menschen, insofern sie ein *Ganzes* ausmacht. Diejenige Menge oder auch der Teil derselben, welcher sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt *Nation* (*gens*); der Teil, der sich von diesen Gesetzen ausnimmt (die wilde Menge in diesem Volk), heißt *Pöbel* (*vulgus*), dessen gesetzeswidrige Vereinigung das Rottieren (*agere per turbas*) ist; ein Verhalten, welches ihn von der Qualität eines Staatsbür-

Nation, die in Volk und Pöbel geschieden werden muss.⁴ Das Wahre ist hier noch nicht das Ganze, sondern immer nur der bessere Teil.



Mit der Französischen Revolution traten jene sozialen Fragen, die Jahrhunderte lang nur sehr indirekt als moralisch-religiöse Streitsachen oder städtische Verwaltungsaufgaben artikuliert werden konnten, ins Licht einer überregionalen politischen Öffentlichkeit. Dass sich das moderne Darstellungsproblem arbeitender Armut damit jedoch keineswegs erledigt hatte, zeigt sich exemplarisch in Christian August Wichmanns *Ist es wahr, daß gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller gefördert werden? Eine Frage, dem denkenden Publicum vorgelegt* (1795). Wichmann beantwortet die Frage im Großen und Ganzen negativ und nutzt diese negative Antwort zu einem Plädoyer für die Pressefreiheit. Dass er seine Antwort aber trotzdem nur dem »denkenden Publicum« vorlegen will, hat Gründe, die sich erst allmählich erschließen, wobei die in diesem Buch verfolgten Argumentationsstränge noch einmal anschaulich zusammenfinden.

Zunächst lässt Wichmann keinen Zweifel daran, dass er einen hohen Begriff vom »Schriftsteller« hat, sofern dieser denn ein »unbesoldeter Diener« des Staats sei.⁵ Solche freien Schriftsteller haben allerlei vorzuweisen: Ihnen alleine verdanken sich laut Wichmann die Entmachtung der Jesuiten, die Befreiung des Handels, die Beendigung der Hexenverbrennungen, die Abschaffung der Todesstrafe, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Verbesserung der Gesundheit der Bevölkerung und das Voranschreiten der Industrie. Wichmann gesteht den Schriftstellern die »Lenkung und Regierung der Meynungen des Publikums« zu, bis hin zu ihrer Anmaßung, »den Werth der Menschen [...] zu bestimmen.«⁶ Mit der »Schriftsteller-Macht« ist demnach eine Kraft verbunden, welche die Aufklärung des Publikums »immer allgemeiner« macht und die »Menschliebe [...] immer mehr« ver-

gers ausschließt.« Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in: ders., *Werkausgabe*, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 12, Frankfurt a. M. 1977, 658.

4 »Nicht zum Pöbel rede ich in diesen Blättern; der Pöbel würde mich weder lesen noch verstehen. Zum Pöbel rechne ich *nicht allein* diejenige schmutzige Menschenklasse, die zu keinen andern als den allerniedrigsten Verrichtungen fähig ist [...]. Hoch über allen diesen Pöbel erhaben steht das Volk im edlern Sinne des Worts, das Volk, dieser zahlreichste und unentbehrlichste Teil einer Nation.« Heinrich Würzer, *Der patriotische Volksredner*, Altona 1796, 1 ff.

5 Christian August Wichmann, *Ist es wahr, daß gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller gefördert werden? Eine Frage, dem denkenden Publicum vorgelegt*, Leipzig 1795, 3.

6 Ebd., 8, 43.

breitet.⁷ Unverzichtbar ist deshalb die »Preß-Freyheit«: Ohne sie droht die »Nacht der Barbarey«, wo die »niedrigsten Volks=Classen« und sogar »unmenschliche Cannibalen=Haufen« aufwarten, wie das »Beyspiel des Pöbels in einigen Gegenden Frankreichs« zeigt.⁸

Pressefreiheit oder Pöbel – diese Aufklärungsformel ist zunächst eingängig und wirkt progressiv. Das progressionistische »immer allgemeiner« und »immer mehr« realisiert sich für Wichmann jedoch nur über längere Zeiträume. Kurzfristig sind die Schriftsteller stattdessen ganz wirkungslos, wie er all jenen entgegenhält, die die »Schriftsteller-Macht« überschätzen. Wichmann versucht explizit, den Vorwurf zurückzuweisen, dass die Schriftsteller an der Französischen Revolution schuld gewesen wären, und argumentiert dabei ähnlich wie heutige Kulturhistoriker, deren Beobachtungen er bestätigt: Jene, auf die sich die Revolutionäre berufen, hätten die Revolution verabscheut und verdammt, lebten sie noch.⁹ Allerdings wäre eine Revolution auch gar nicht nötig gewesen oder immerhin friedlich verlaufen, wenn jene Schriftsteller, welche die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes im Übrigen vorausgesehen und prognostiziert hätten, immer frei hätten walten dürfen und gehört worden wären. Im als *Beylage über ächte und unächte Mittel, gewaltsame Revolutionen zu verhüten* betitelten Anhang der Abhandlung radikalisiert Wichmann sein Argument weiter: Ein gewaltsamer Umsturz finde vielmehr nur dann statt, wenn man den gelehrten Schriftstellern ihre »Geistes=Nahrung« vorenthalte.¹⁰

Dass über den Leipziger Übersetzer Christian August Wichmann kaum etwas bekannt ist, kann nur erstaunen, immerhin hat er Werke von Shaftesbury und Helvetius ins Deutsche übertragen und auch an der Erstübersetzung von Adam Smiths *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (1776) mitgewirkt.¹¹ Für Wichmann sind alle Ökonomen in ihren Grundsätzen derselben Meinung. Sein Verständnis der Pressefreiheit und der öffentlichen Meinung folgt allerdings dem

7 Ebd., 10, 12.

8 Ebd., 33 f.

9 Roger Chartier, *Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution*, übers. von Klaus Jöken, Frankfurt a. M. 1995, 235.

10 Wichmann, *Ist es wahr, daß gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller gefördert werden?*, 196.

11 Adam Smith, *Untersuchung der Natur und Ursachen von Nationalreichthümern*, übers. von J. F. Schiller/Christian August Wichmann, 3 Bde., Leipzig 1776–1792. Zur weitgehenden Ignoranz der Erstübersetzung von Smiths *Wealth of Nations*, das als physiokratisches Werk rezipiert wurde, vgl. auch Tribe, *Governing Economy*, 133–148.

der Physiokraten, die das Konzept der öffentlichen Meinung überhaupt erst popularisierten, damit allerdings eine von Gelehrten angeleitete Bildung dieser Meinung bezeichneten, die im Anschluss der monarchischen Regierung zur Beratung vorgelegt wird. Diese physiokratische Konzeption der öffentlichen Meinung als einer »doppelten Autorität«¹² versteht sich nicht als vierte Gewalt, nicht einmal als ausgleichende, kritisch überprüfende Instanz, sondern vielmehr als Instrument der Regierung selbst. Sie ist der schon länger gängigen Vorstellung geschuldet, dass ein quasi-demokratischer Konsens selbst in einer Monarchie existieren muss und das ›Volk‹ letztlich der unhintergehbare Gegenstand auch eines monarchischen Regierens ist. Sie sieht eine Art Rückkopplung zwischen Volk und Regierung vor, bleibt aber im Kern undemokratisch. Statt in solchen Konzeptionen Schritte einer allmählichen Emanzipation der bürgerlichen Öffentlichkeit zu erblicken, ließe sich ebenso argumentieren, dass die physiokratische Konzeption der öffentlichen Meinung gerade darum so modern ist, weil sie eine ökonomische Rationalität mit einem antidemokratischen Regierungswissen verbindet. Bestes Beispiel dafür wäre Wichmann, der nichts so sehr verabscheut wie die »absolute Demokratie« und dem nichts furchtbarer vorkommt als »die tausendköpfige Hydra der Nationen, der Pöbel, in fanatische Bewegung gesetzt«.¹³

Wichmanns Verteidigung der Pressefreiheit argumentiert überwiegend ökonomisch: Dass es keinerlei »verbotene Güter und Waaren« geben soll, gilt für ihn eben auch für den Buchhandel.¹⁴ Zensur ist für ihn eine Sache veralteter Zunftschranken. Allerdings ist die Freiheit, die Wichmann verteidigt, von äußerst selektiver Art. So diagnostiziert er dem Publikum eine große »moralische Taubheit«: Wer versucht, die öffentliche Meinung ad hoc zu beeinflussen, mache sich deshalb zum verantwortungslosen »Propagandisten«, einer Form des Publizisten, die Wichmann genauso verabscheut wie das »Gespenst« der »Freyheits= und Gleichheits=Predigten«.¹⁵

In der bereits erwähnten *Beylage*, formal als letztes von neun Kapiteln gekennzeichnet, vom Umfang her aber fast so groß wie die Abhandlung selbst, zeigt sich dann, dass der »Mißbrauch der Presse« auch für Wichmann eine Sorge darstellt. Im Einzelfall hat er gegen »Bücher=

¹² Vgl. Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, 119. Zum Plädoyer für die Pressefreiheit im Kontext der Josefinischen Reformen vgl. auch Peter Philipp Riedl, *Öffentliche Rede in der Zeitenwende: Deutsche Literatur und Geschichte um 1800*, Tübingen 1997, 190.

¹³ Wichmann, *Ist es wahr, daß gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller gefördert werden?*, 62, 162.

¹⁴ Ebd., 202.

¹⁵ Ebd., 48f., 75.

Verbote« nämlich nichts einzuwenden: »Manifeste, Pasquille, Aufrufe, und andre, der Moralität anstößige Broschüren auf den Gassen und in den Häusern« sind für ihn überhaupt nicht mit Büchern vergleichbar, sondern »Brand=Briefe«, die unbedingt »verboten, weggenommen, vernichtet« werden müssen.¹⁶ Ganz besonders empfiehlt er die Literatur der Aufmerksamkeit der Gerichte. Denn im Kontext der von ihm durch und durch befürworteten »Bücher=Policey« taucht zwischen Buchhandel und Flugblattagitation nun auf einmal die Literatur auf, oder genauer: Um die »Moral der Menschen« zu bessern, müssen die »unzüchtigen Gedichte«, die »lüderlichen Romane« und die »Unschuld und Sitten verderbenden Schauspiele« streng beobachtet werden.¹⁷ Zu unverschämt geringen Preisen »circuliren« sie nämlich »in den Händen der Jugend, auch der geringern Stände«, »bey Handwerks=Burschen, bey Lehrjungen, bey Töchtern von Handwerks=Leuten, bey Markthelfern, auch wohl bey Mägden« kann man sie finden, und durch die öffentlichen »Leih=Bibliotheken« verbreiten sie noch leichter ihre »giftigen Wirkungen«. Aus der »Leserey« aber entstehen Müßiggang und Verschwendung, Völlerei und »Hurerey«. So werden die Menschen zu »Atheisten im Herzen«, hören auf zu arbeiten, verarmen und werden schließlich »Leute, die, weil sie nichts zu verliehren haben [...] durch Unruhen, wähen's auch Staats=Veränderungen, vielleicht zu gewinnen denken«. Es sind ohnehin »lauter Leute von verzweifelten Vermögens-Umständen«. So aber wächst »die Menge des ganz armen Pöbels« durch die Literatur immer mehr an.¹⁸

Nicht die Industrie also produziert den Pöbel, sondern die Literatur, die zum Inbegriff der Abwesenheit von industriellem Arbeitsfleiß avanciert ist. Es ist nun klar, weshalb Wichmann seine interessanten Einlassungen ausschließlich dem *denkenden Publikum* vorlegt, denn sein Verständnis der Öffentlichkeit ist von einer massiven Bipolarität gekennzeichnet. Der ökonomische Gelehrte, der auf dem Markt der Meinungen seine Argumente austauscht, und der »desperate Mordbrenner«,¹⁹ der sich der Waffe des Drucks aus politischen Motiven bedient, sind für Wichmann nicht zu vermitteln. Was liest aber der »Pöbel der Nicht-Denker«?²⁰ Das »gemeine Volk, sofern es lesen kann«,²¹ liest laut Wichmann Kalender, Lokalzeitungen und Erbauungsschriften oder gar nichts, oder aber – wie sich allmählich gezeigt

16 Ebd., 246–249.

17 Ebd., 250.

18 Ebd., 251–254.

19 Ebd., 246.

20 Ebd., 12.

21 Ebd., 79.

hat – Poesie und politische Agitation. Die Bücherpolizei,²² so Wichmanns Argument, soll polizeiwissenschaftliche und politökonomische Schriften fördern, nicht aber poetische.

Kontext von Wichmanns Kritik sind die verstärkten Bemühungen deutscher Fürsten um eine Generalzensur aller Schriften mit thematischem Bezug zur Französischen Revolution.²³ Wichmanns Kritik zeigt beispielhaft, was es bedeutet, wenn der politische Freiheitsbegriff nur die Ableitung des ökonomischen darstellt. Sie zeugt vom antidemokratischen Kern vieler liberaler Ökonomen und dem durch sie installierten autoritären Element des Kapitalismus. Sie ist damit außerdem ein gutes Beispiel für einen in der europäischen Aufklärung weit verbreiteten ökonomischen Reduktionismus.²⁴ Und Wichmanns Abhandlung zeigt schließlich, dass die Unterscheidung von literarischem und politischem Pöbel ideologischer Natur ist. Denn Wichmann selbst ist gelehrter Proletarier durch und durch,²⁵ wie er explizit bekennt: Mit dem Hinweis darauf, dass sein einziges »Capital« die »Zeit« sei, beteuert er, verschiedene, angedeutete Gedanken nur dann auszuführen, wenn man ihn dafür bezahlt.²⁶ Er ist eben nicht nur selbst ein schreibender Lohnarbeiter, sondern trotz der damit verbundenen Unsicherheit zugleich ein Anhänger, ein Propagandist der freien Lohnarbeit, der er eine eigene Abhandlung widmete, und zwar mit einer interessanten

22 Laut Robert Darnton begriff sich die vorrevolutionäre Zensur vor allem als eine Bücherpolizei, vgl. Robert Darnton, *Die Zensoren. Wie staatliche Kontrolle die Literatur beeinflusst hat. Vom vorrevolutionären Frankreich bis zur DDR*, übers. von Enrico Heinemann, München 2016, 66–69.

23 Nachdem die Publizistik vom aufgeklärten Absolutismus als wirksames Regierungsinstrument entdeckt worden war, war die Pressefreiheit seit 1789 wieder auf dem Rückzug. In Wien etwa wurde die General-Zensur 1795 eingeführt, nachdem Habsburg in den 1780er Jahren durch die Josefinischen Reformen zum Vorreiter auf dem Gebiet der Pressefreiheit geworden war. Wichmann bezieht sich mehrfach auf die Josefinischen Reformen. Vgl. dazu auch Holger Böning, *Französische Revolution und Deutsche Öffentlichkeit. Wandlungen in Presse und Alltagskultur am Ende des 18. Jahrhunderts*, München u. a. 1992.

24 Dieser offenbart sich in deutschsprachigen Quellen nicht nur am Beispiel eines revolutionären Pöbels auf dem Kontinent, sondern auch in der Rezeption der Haitianischen Revolution. Vgl. Florian Kappeler, »Das schwarze Licht der Aufklärung. Erzählungen der Haitianischen Revolution im deutschsprachigen Raum«, in: Frauke Berndt/Daniel Fulda (Hg.), *Die Erzählung der Aufklärung*, Hamburg 2018, 338–346.

25 Für seine publizistisch gescheiterte Shaftesbury-Übersetzung wurde Wichmann selbst in der *Bibliothek der elenden Scribenten* (1768) verspottet, vgl. Friedrich Justin Riedel/Christian Heinrich Wilke, *Bibliothek der elenden Scribenten*, Bd. 1, Leipzig, Halle 1768, 20, 44. Zu Wichmann als Shaftesbury-Übersetzer vgl. auch Rebekka Horlacher, *Bildungstheorie vor der Bildungstheorie: Die Shaftesbury-Rezeption in Deutschland und der Schweiz im 18. Jahrhundert*, Würzburg 2004, 110–115.

26 Wichmann, *Ist es wahr, daß gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller gefördert werden?*, 174.

Pointe: Die »ums Lohn freywillig übernommene Arbeit«, so Wichmanns Kritik am Frondienst, steigere die Produktivität.²⁷

Das von Wichmann formulierte Programm wurde im Deutschen Reich letztlich in die Tat umgesetzt: eine Reform ohne gewaltsame Revolution.²⁸ Die Stein-Hardenbergschen Reformen nahmen den lange noch hinausgezögerten, lange umkämpften Prozess der Zerschlagung der Zünfte und der Einhegung des ländlichen Gemeineigentums in Preußen endgültig in Angriff. Mit der Agrarreform und der Einführung der Gewerbefreiheit wurde nun von zwei Seiten aus Bauern und Handwerkern die moderne Lohnarbeiterschaft produziert. Diese aber erfuhr ihre Freiheit als Freisetzung und Entbindung, als Ort- und Landlosigkeit, als ein Fiasko, das sich dann im Pauperismus des Vormärz Bahn brechen sollte.²⁹ Es ist dieser Zusammenhang, in dem sich auch in Berlin immer mehr Eigentums- und Arbeitslose ansammeln, jener Pöbel, den Hegel in seinen Vorlesungen an der Berliner Universität indirekt mitadressiert. Genau ein Jahr vor Hegels Vorlesung zur Rechtsphilosophie hatte Sismondi in seinen *Neuen Grundsätzen der Politischen Ökonomie* (1819), im Kapitel »Von der durch die Maschinen überflüssig gewordenen Bevölkerung«, die sogenannte Kompensationstheorie Ricardos kritisiert, nach der Maschinen immer mindestens genau so viel Beschäftigung schaffen, wie sie ersetzen.³⁰ Während in England aber gerade klar wird, dass »sämtliche Arbeiter [...] auf die Straße gesetzt werden, wenn die Unternehmer an ihrer Stelle Dampfmaschinen verwenden könnten, bei einer Ersparnis von fünf Prozent«, wie Sismondi schreibt, weil es den Unternehmern »völlig gleichgültig ist, ob ihr Kapital hundert oder tausend Arbeiter beschäftigt«,³¹ zeigt sich die Industrialisierung in Deutschland zur selben Zeit von ihrer anderen Seite: Hier ist sie nun kurzfristig eine Art große Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, sodass sie den Pauperismus zunächst lindert. Beides zusammen, Freisetzung von Arbeitskraft plus Industrialisierung, ergibt erst die lange Phase der Durchsetzung des Kapitalismus in Deutschland, die sich zu Beginn des 19. Jahr-

27 Christian August Wichmann, *Über die natürlichsten Mittel, die Frohn-Dienste bey Kammer- und Ritter-Güthern ohne Nachtheil der Grundherren aufzuheben*, Leipzig 1795, 94.

28 Vgl. Reinhart Koselleck, *Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791–1848*, Stuttgart 1967.

29 Vgl. Ahlrich Meyer, »Massenarmut und Existenzrecht«; außerdem Josef Mooser, *Ländliche Klassengesellschaft 1770–1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen*, Göttingen 1984.

30 J. C. L. Simonde de Sismondi, »Von der durch die Maschinen überflüssig gewordenen Bevölkerung«, in: ders., *Neue Grundsätze der politischen Ökonomie oder Vom Reichtum in seinen Beziehungen zur Bevölkerung*, Bd. 2, hg. von Achim Toepel, Berlin 1975, 243–262.

31 Sismondi, *Neue Grundsätze*, 254, 257.

hunderts zuspitzt, zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert jedoch erst allmählich unvermeidlich geworden ist. Genau in dieser Zeit ist die Rede vom Pöbel omnipräsent und hat diesen Prozess nicht nur dokumentiert, sondern auch diskursiv mit ins Werk gesetzt.

Im 19. Jahrhundert wurde die Rede vom Pöbel zwar durch die Diskurse über das Proletariat, die Eigentumslosen, den vierten Stand oder die Arbeiterklasse in Teilen beerbt, allerdings hatte sich die diffamierende Herabsetzung diverser gesellschaftlicher Gruppen als Pöbel dadurch keinesfalls erübrigt. Vielmehr war auch die Unterscheidung von Pöbel und Proletariat im 19. Jahrhundert nicht klassifikatorischer Art, sondern die Differenz einer Sprechweise, die an der Legitimierung der bestehenden Gesellschaftsordnung interessiert war, von einer solchen, die ihrer Auflösung zuarbeitete.³² So konnte der Pöbel das Proletariat letztlich überdauern. Der besondere Reiz bei der historischen Beobachtung des ›Pöbels‹ bestand auf den zurückliegenden Seiten schließlich auch darin, dass die in seinem Begriff enthaltene performative Gewalt nach wie vor spürbar ist. Anders als das Proletariat ist der Pöbel kein gänzlich historisch gewordener Begriff, sondern er lebt in der Alltagssprache des 21. Jahrhunderts unterschwellig fort.

Die eigentliche Antwort auf Wichmanns Frage hat indirekt jüngst Patrick Eiden-Offe in seiner Studie zur *Poesie der Klasse* (2017) geliefert. Eiden-Offe hat hinreichend nachweisen können, dass das Proletariat die Poesie als Waffe im Klassenkampf nicht nur gut gebrauchen konnte, sondern auf die *soft skills* des Poetischen sogar dringend angewiesen war. Dabei ging es nicht nur darum, die prosaische Wirklichkeit zu kompensieren oder die Zensur zu hintergehen. Das Poetische wurde vom romantisch inspirierten Vormärz-Proletariat vor allem benötigt, um sich gegen den Wirklichkeitssinn seiner Aufseher und Vorgesetzten zuallererst als selbstbewusste Klasse zu erfinden. Die Poesie hat sich dabei mit der nüchternen materialistischen Diagnostik der eigenen Lage genauso gut vertragen wie mit der Erfindung neuer Kampfformen.³³

Bereits Wichmann beobachtet das Entstehen der Arbeiterbewegung mit Argwohn: Die *Society for constitutional information* ist für ihn ein »hämischer Club«. ³⁴ Zwar weiß Wichmann von der »Brodlosigkeit der Fabrik=Arbeiter

32 Einen guten Einblick in die Begriffsverwendung verschafft die Quellensammlung Dietrich Hilger/Carl Jantke (Hg.), *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur*, Freiburg/München 1965.

33 Patrick Eiden-Offe, *Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*, Berlin 2017.

34 Wichmann, *Ist es wahr, daß gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller gefördert werden?*, 232.

zu Manchester, Sheffield, Nottingham, Birmingham, Norwich, u. s. w.«,³⁵ ein soziales Not- oder Widerstandsrecht kann er daraus aber nicht ableiten. Durch die Brotlosigkeit und die gleichzeitige Dichte der beieinander lebenden Wochen- und Tagelöhner in den Manufakturen komme es, so Wichmann, leider allzu leicht dazu, dass »Arbeits=Leute, die zum öfteren mit Weibern und Kindern beladen sind«, also mit Reproduktionsassistenten, sich gegenseitig »durch selbst-erfundene Lügen erregen«.³⁶ Damit bringt er den prinzipiellen Indifferenzbereich von Poesie und Agitation auf den Begriff, die unvermeidliche Autopoiesis des Proletariats. Wichmann wünscht sich einen solchen »sittenlosen Pöbel« in »Arbeitshäuser« untergebracht, denn er weiß: »Eine Menschen=Menge ohne Eigenthum kann denen, die Eigenthum haben, nur gar zu leicht gefährlich werden«. Resultat ist nämlich der Klassenkampf – »Krieg derer, die nichts haben, gegen die, die etwas haben«.³⁷ Dass es hier in der Tat um die Urszene der modernen Arbeiterbewegung geht, zeigt sich beim Blick auf die angesprochene Gruppe von Aktivisten. Die für die Reform des Parlaments eintretende *Society for constitutional information* kooperierte später, bevor sie 1794 verboten wurde, mit der jakobinischen *London Corresponding Society*, einer Wiege der frühen englischen Arbeiterbewegung.³⁸

Klassenkampf ist das Scheitern aller Inklusion. Umgekehrt beruht der Anspruch auf die restlose Inklusion aller im bürgerlichen Gesellschaftsbegriff auf der Verdrängung von antagonistischen Interessen, die sich über den Begriff des Klassenkampfs seit dem 19. Jahrhundert nicht nur diagnostisch artikulieren ließen. Die heute wieder auflebende Kritik am Klassencharakter der Gesellschaft kann indes nicht darüber hinwegtäuschen, dass es für die »Menschen=Menge ohne Eigenthum« immer schwieriger geworden ist, sich unter einem gemeinsamen Namen zusammenzufinden. Als Pöbel bleibt die kapitalistische Verwerfung der arbeitenden Armen unserer Sprache indirekt präsent.

35 Ebd., 121.

36 Ebd., 253.

37 Ebd., 254 f.

38 E. P. Thompson, *The Making of the English Working Class*, London 1963, 17–25.

Dank

Ein Buch wie dieses ist niemals das Resultat der Arbeit nur einer einzigen Person. Ohne die Vor-, Zu- und Mitarbeit unzähliger Kolleginnen und Kollegen hätte es niemals das Licht der Welt erblickt. Für Hinweise und Anregungen, Lektüren, Kritiken und Interventionen bedanke ich mich stellvertretend bei Safia Azzouni, Siarhei Biareishyk, Till Breyer, Patrick Eiden-Offe, Susanne Frank, Patrick Hohlweck, Florian Kappeler, Joel Lande, Sabine Lenthe, Elena Meilicke, Klaus Mladek, Kaspar Renner, Philippe Roepstorff-Robiano, Benjamin Lewis Robinson, Reto Rössler, Jasper Schagerl, Alexander Schmitz, Eva Schwedes und Dorothea Walzer.

Dieses Buch ist die bearbeitete und gekürzte Fassung einer 2018 als Dissertationsschrift an der Humboldt-Universität zu Berlin eingereichten Arbeit. Für die finanzielle Unterstützung bei der Realisierung des Promotionsvorhabens danke ich der Studienstiftung des Deutschen Volks. Für die Finanzierung des Drucks danke ich Albrecht Koschorke und dem Exzellenzcluster Kulturelle Grundlagen von Integration der Universität Konstanz.

Zuletzt gilt mein Dank den beiden Betreuern der Arbeit. Ernst Osterkamp hat meine unkonventionelle Erkundung der Frühen Neuzeit zunächst initiiert, sie dann mit großer Neugierde verfolgt und ließ mich dabei mit unwahrscheinlicher Toleranz gewähren. Schließlich danke ich Joseph Vogl, der meine akademische Arbeit über viele Jahre als kontroverser Gesprächspartner mit unbestechlichem intellektuellem Gewissen solidarisch begleitet hat.

Verzeichnisse

Abbildungen

- Abb. 1: Johann Weinreich, *Wolmeinende Warnung Vor Tumult vnd Auffruhr [...]*, Goslar 1622.
- Abb. 2: Anonymus, *Ein schön newes Gespräch von dem jetzigen unträglichen Gelt auffsteigen und elenden Zustand im Münzwesen* (1621), in: Wolfgang Harms (Hg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter*, Bd. I: Die Sammlung der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel. Teil 1: Ethica, Physica, Tübingen 1985, 339.
- Abb. 3: *Englischer Bickelhering / jetzo ein vornehmer Eysenhändler / mit Axt / Beyl / Barten auf Praag Jubilierende*, vgl. PP.
- Abb. 4: *Engeländischer Bickelhering / welcher jetzund als ein vornemer Händler vnd Jubilirer / mit allerley Judenspiessen nach Franckfort in die Meß zeucht*, vgl. FP.
- Abb. 5: Anonymus, *Defension über die jüngst hin publicirte Facti Species, ut intus*. Stadtarchiv Augsburg, Handwerkerakten K 330, Fasc. 1/01, Titelblatt.
- Abb. 6: Joseph Ferdinand Müller als Harlekin, Kupferstich von Elias Baeck (1723), in: Bärbel Rudin, *Venedig im Norden oder: Harlekin und die Buffonisten. Die Hochfürstl. Braunsch. Lüneb. Wolfenbüttelschen Teutschen Hof-Acteurs (1727–1732)*, Reichenbach i. V. 2000, 33.
- Abb. 7: Johann Heinrich Gottlob von Justi, »Der DichterInsul richtige Zeichnvng«, vgl. DI, XI f.

Quellen mit Siglen

- A: Anonymus, *Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks*, in: Hannoverische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen, 3tes Stück, Freytag, den 11ten Januarius 1760, 33–48; sowie Anonymus, *Schluß der Abhandlung von der Natur des gemeinen Volks*, in: Hannoverische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen, 4tes Stück, Montag, den 14ten Januarius 1760, 49–52.
- AB: Johannes Rist, *Die Allerredste Belustigung Kunst- und Tugendliebender Gemüther: Vermittelst eines anmühtigen und erbaulichen Gespräches [...]* (1666), in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 5, hg. von Eberhard Mannack, Berlin/New York 1974, 183–412.
- AC: Andreas Gryphius, *Absurda Comica oder Herr Peter Squentz / Schimpff-Spiel. Abdruck der Ausgabe aus dem Jahr 1658*, in: ders., Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke. Bd. 7: Lustspiele I, hg. von Hugh Powell, Tübingen 1969, 1–41.
- BDP: Martin Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624), in: ders., Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe. Bd. II: Die Werke von 1621–1626. 1. Teil, hg. von George Schulz-Behrend, Stuttgart 1978, 337–416.
- CD: Johann Jakob Breitinger, *Critische Dichtkunst: worinnen die Poetische Mahlerey in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beyspielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführet von Johann Jacob Bodemer*, Zürich 1740.
- Cont.: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*, in: ders., Werke I.1: Simplicissimus Teutsch, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 2005, 553–700.
- Cour.: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *TRUTZ SIMPLEX Oder Landstörtzerin Courasche*, in: ders., Werke I.2: Courasche / Springinsfeld / Wunderbarliches Vogelnest I und II / Rathstübel Plutonis, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 2007, 9–151.

- DI: Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Die Dichterinsel nach ihren verschiedenen Landschaften und denen darinnen befindlichen Städten und Einwohnern [...]*, Leipzig/Wittenberg 1745.
- FB: Bernard Mandeville, *The Fable of the Bees: or, Private Vices, Publick Benefits*, Vol. I, hg. von F. B. Kaye, Oxford 1924.
- FG: Georg Philipp Harsdörffer, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, 8 Bände, hg. von Irmgard Böttcher, Tübingen 1968–69.
- FP: Anonymus, *Engeländischer Bickelhering / welcher jetzund als ein vornemer Händler vnd Jubilirer / mit allerley Judenspiessen nach Franckfort in die Meß zeucht*, in: Wolfgang Harms (Hg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter*, Bd. I: Die Sammlung der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel. Teil 1: Ethica, Physica, Tübingen 1985, 345.
- GA: Mateo Alemán, *Das Leben des Guzmán von Alfarache*, übers. von Rainer Specht, in: Horst Baader (Hg.), *Spanische Schelmenromane*, Bd. I, München 1964, 66–848.
- GD: Martin Frewdenhold, *Der Landstörtzer Gvsman, von Alfarche, oder Picaro, genant. Dritter Theil / Darinnen seine Reyß nach Jerusalem in die Turkey / vnd Morgenländer / auch wie er von dem Türcken gefangen / widerumb erledigt / die Indianischen Landschaften besucht / vnd in Teutschland selbst alle Städte durchgewandert / auch allerhand vnderschiedliche Dienste / vnd Handwerck versucht / vnd bald zu großem Reichthumb auffgestiegen / bald widerumb in höchste Armuth gerathen / ausführlichen beschrieben wird. Beneben anmüthiger und eygentlicher Beschreibung der Morgenländer / deß H. Lands / vnd der Indianischen Insulen / auch vieler artigen herrlichen Discursen / vnnd Erinnerungen*, Frankfurt a. M. 1626.
- GT: Johann Elias Schlegel, *Gedanken über das Theater, und insbesondere das dänische*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 3, hg. von Johann Heinrich Schlegel, Leipzig/Kopenhagen 1764, 241–299.
- HA: Anonymus [Gabriel François Coyer], *Der handelnde Adel, Dem der Kriegerische Adel entgegen gesetzt wird, Zwey Abhandlungen über die Frage: Ob es der Wohlfahrt des Staats gemäß sey, daß der Adel Kaufmannschaft treibe? Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Abhandlung über eben diesen Gegenstand versehen von Johann Heinrich Gottlob von Justi*, Göttingen 1756.
- ID: Anonymus, *Die Landstörtzerin Ivstina Dietzin Picara genandt In deren wunderbarlichen Leben vnd Wandel / alle List vnd Betrug [...]*, Frankfurt a. M. 1626.
- JA: Jakob Ayrer, *Dramen*, hg. von Adelbert von Keller, Bd. 1–5, Stuttgart 1865.
- JN: Anonymus, *Eine schöne lustige Comödia / Von Jemand und Niemandt*, in: Manfred Brauneck (Hg.), *Spieltexte der Wanderbühne. Erster Band: Englische Comedien und Tragedien (1620)*, Berlin 1970, 345–424.
- LG: Aegidius Albertinus, *Der Landstörtzer: Gusman von Alfarche oder Picaro genant / dessen wunderbarliches / abenthewrlchs vnd possirlichs Leben / was gestalt er schier alle ort der Welt durchloffen / allerhand Ständt / Dienst vnd Aembter versucht / vil guts vnd böses begangen vnd außgestanden / jetzt reich / bald arm / vnd widerumb reich vnd gar elendig worden / doch letztlichen sich bekehrt hat / hierin beschriben wirdt*, Nachdruck der Ausgabe München 1615, mit einem Nachwort von Jürgen Mayer, Hildesheim/New York 1975.
- LT: Anonymus, *Lazarillo de Tormes / Klein Lazarus vom Tormes*, übers., komm. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Köhler, Stuttgart 2006.
- LW: Anonymus, *Leben und Wandel Lazaril von Tormes: Vnd beschreibung, Waß derselbe fur vnglück widerwertigkeit außgestanden hat. Verdeutschet 1614*, nach der Handschrift hg. von Herrmann Tiemann, Glückstadt 1951.
- MR: Gotthart Heidegger, *Mythoscopia Romantica oder Discours Von den so benannten Romans*, Faksimileausgabe nach dem Originaldruck von 1698, hg. von Walter Ernst Schäfer, Zürich 1969.

- MS: Johann Christoph Wagenseil, *Buch Von Der Meister-Singer Holdseligen Kunst Anfang / Fortübung / Nutzbarkeiten / und Lehr=Sätzen. Es wird auch in der Vorrede Von vermuthlicher Herkunfft der Ziegeiner gehandelt (Aus: De civitate Noribergensi commentatio, Altdorf 1697)*, hg. von Horst Brunner, Göppingen 1975.
- PP: Anonymus, *Englischer Bickelhering / jetzo ein vornehmer Eysenhändler / mit Axt / Beyl / Barten auff Praag Jubilierende*. Kolorierter Holzschnitt. Staatsbibliothek Berlin, Einbl. YA 5467 m b. Eine andere und kommentierte Version findet sich in: Wolfgang Harms (Hg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts*, Bd. IV: Die Sammlungen der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek in Darmstadt, Tübingen 1987, 126.
- PT: Georg Philipp Harsdörffer, *Poetischer Trichter / Die teutsche Dicht- und Reimkunst / ohne Behuf der Lateinischen Sprache / in VI. Stunden einzugiessen*, 3 Bde., Nürnberg 1648–1653, Nachdruck Darmstadt 1975.
- RBD: Sigmund von Birken, *Teutsche Rede-bind und Dicht-Kunst / oder Kurze Anweisung zur Teutschen Poesy / mit Geistlichen Exempeln: verfasst durch Ein Mitglied der höchstlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Den Erwachsenen. Samt dem Schauspiel Psyche und Einem Hirten-Gedichte*, Nürnberg 1679.
- SK: Friederike Caroline Neuber, *Die von der Weisheit wider die Unwissenheit beschützte Schauspiel-Kunst*, Lübeck, gedruckt von Christian Henrich Willers 1736, in: Bärbel Rudin/Marion Schulz (Hg.), Friederike Caroline Neuber. Das Lebenswerk der Bühnenreformerin: Poetische Urkunden, Teil 1, Reichenbach im Vogtland 1997, 96–120.
- ST: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *Der abentheurliche Simplicissimus Teutsch*, in: ders., *Werke I.1: Simplicissimus Teutsch*, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 2005, 11–551.
- Spr.: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *Der seltzame Springinsfeld*, in: ders., *Werke I.2: Courasche / Springinsfeld / Wunderbarliches Vogelnest I und II / Rathstübel Plutonis*, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 2007, 153–295.
- VCD: Johann Christoph Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, in: ders., *Ausgewählte Werke*, Bd. 6, 1, hg. von Joachim und Brigitte Birke, Berlin/New York 1973.
- WG: Crescentius Steiger, *Kippediwip oder wachtelgesang, das ist, Warhafftige, gründliche, vnd eigentliche Nahmens=Abbildung / wie nemlich jetziger Zeit das schändliche / heillose Gesindlein der guten Müntz Ausspäher vnd Verfälscher / welche der Teuffel als ein Meister alles Betrugs in diesen letzten Häfen der Welt aussgebrütet hat / in dem Wachtel Schlag oder Gesang so artig vnd deutlich mit jhrem rechten Nahmen genennet vnd Nahmhafft gemacht werden [...]*, o. O. 1621.
- WV: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *Das Wunderbarliches Vogelnest*, in: ders., *Werke I.2: Courasche / Springinsfeld / Wunderbarliches Vogelnest I und II / Rathstübel Plutonis*, hg. von Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 2007, 297–651.
- WW: Johann Weinreich, *Wolmeinende Warnung vor Tumult vnd Auffruhr Darinnen mit etlichen Auß heiliger schrift / beschriebenen Rechten vnd Weltlichen Büchern / kürztlich vnd einfeltig zusammen getragenen Argumenten dargethan vnd erwiesen wird / Daß der gemeine Pöbel / als privat Personen / nicht recht vnd fug haben / derer öffentlichen Wipper / Kipper / Jüden / Jüdingenossen / falschen Müntzer / Vor=vnd Auffkäufer / Auffwechsler / vnd dergleichen Betrieger Häuser zu stürmen / zu plündern / jhre Güter zu rauben / vnnd sie selbsten entweder zuverjagen / oder gar auss dem mittel zureumen / vnd also hierdurch die gegenwertige grosse Thewrung abzuschaffen*, Goslar 1622.
- Z: Martin Opitz, *Zlatna, Oder von der Rhue des Gemütes* (1623), in: ders., *Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe. Band II: Die Werke von 1621–1626. 1. Teil*, hg. von George Schulz-Behrend, Stuttgart 1978, 398–410.

Sonstige Quellen

- Adelung, Johann Christoph, *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches*, Bd. 1, Leipzig 1774.
- Adler, Hans (Hg.), *Nützt es dem Volke, betrogen zu werden? / Est-il utile au peuple d'être trompé? Die Preisfrage der Preussischen Akademie für 1780*, 2 Bde., Stuttgart 2007.
- Alemán, Mateo, *La obra completa 3: Guzmán de Alfarache*, hg. von David Mañero Lozano, Sevilla 2014.
- Beate Althammer/Christina Gerstenmayer (Hg.), *Bettler und Vaganten in der Neuzeit (1500–1933). Eine kommentierte Quellenedition*, Essen 2013.
- Anonymus, *Defension über die jüngst hin publicirte Facti Species, ut intus*. Stadtarchiv Augsburg, Handwerkerakten K 330, Fasc. 1/01.
- Anonymus, *Warhafftiger und Außführlicher Gründlicher Bericht / Der Stetinischen Händel / Darinnen nach der lenge berichtet wird / welcher Gestalt der Gemeine Pövel vnd Bürgerschafft wider jhre Obrigkeit auffrührisch und rebellisch worden*, o. O. 1616.
- Anonymus, *Colloquium novum monetarum. Das ist: Ein schön news Gespräch von dem jetzigen unträglichem Gelt auffsteigen / und elenden Zustand deß Müntzwesens / welches die gesampte Reichs- kleine und grobe / gülden und silbern Müntzsorten / sampt etlichen Metallen / unter einander halten; Sampt einem neuen schönen Lied / allen falschen unnd leicht Müntzern / Küppern / und ihren saubern Rottgesellen den Juden und Judensgenossen zu ehren gestellet / Durch einen ihren guten Freund / genandt / Vel Quasi*, o. O. 1621.
- Anonymus, *Das Entlarffte böse Müntzwesen / Oder vielmehr das heut zu Tage im schwang gehende schänd- und schädliche Kippen und Wippen / wie solches von den Müntzmeistern / derselben Bedienten und Lieferanten / getrieben wird; Entdeckt durch Filargirium (1690)*, hg. von Peter Schneider/Konrad Krahe, Koblenz 1981.
- Anonymus, *La Philosophie de la Canaille, d. i. Die Ochsen=Philosophie / Wie sich selbige bey dem gemeinen unverständigen Pöbel in ihrer Religion / item in Heyrathen / Hochzeiten / Kind=Taufen / auff Handwercken präsentiret. Wobey allewege etwas vernünftigers angegeben und gezeiget wird. Aus dem Französösischen ins Teutsche übersetzt Durch Caspar Melcher Baltzern*, o. O. 1705.
- Anonymus, *Ihr. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Resolutions wegen Abstell- und Remedirung derer in Bergwercks-Sachen vorgekommenen und angemerckten Mängel und Gebrechen [...]*, Leipzig 1709.
- Anonymus, *Der Patriot. Nach der Originalausgabe Hamburg 1724–26 in drei Textbänden und einem Kommentarband*, hg. von Wolfgang Martens, Berlin 1969–1970.
- Anonymus, *Gründliche Facti Species von der Schuhknechten in Augsburg höchst-sträflich unternommenen Aufstand. Geschehen im Monat May 1726, Worinnen Nicht nur dasjenige / was Mense Majo dieses lauffenden 1726. Jahrs in Druck publicirt [...]*, Augsburg 1726.
- Anonymus, *Kayserliches Patent über den Aufstand der Schuhknechte Augsburg 1726 und die Herstellung der Ruhe, nebst Specification der in Augsburg aufgestandenen und nach Friedberg ausgetretenen Schuhknechte mit Namen und Herkunft*, Wien 1728.
- Anonymus, *Poesie und Prose zur Rettung der Ehre des Leipziger Schauplatzes ungefordert gemacht, und zum Druck befördert von einem der mannichmal zum Logen, mannichmal zum Parterre-Pöbel gehöre*, Halle 1753.
- Anonymus [Joseph Addison, Richard Steele], *The Spectator: In eight Volumes. Carefully Corrected*, Vol. I, Glasgow 1767.
- Anonymus, *Ueber den Ausdruck »dem Pöbel angehören«. Ein Sendschreiben von L. A. T. an Brockhaus. Müllneriana. Verhandlungen über eine Rezension des Yngurd*, Bd. 2, Leipzig 1820.

- Anonymus, *Von Gottes Gnaden Wir Ernst Friedrich, Hertzog zu Sachsen* [...], Hildburghausen 1732.
- Anonymus, *Kipper und Wipper. Drei Zornlieder aus dem Jahr 1621 über die Münzverschlechterung*, Frankfurt a. M. 1885.
- Aristoteles, *Poetik. Griechisch/Deutsch*, hg. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1994.
- Arndt, Friedrich, *Der reiche Mann und der arme Lazarus: Predigt am ersten Sonntage nach Trinitatis, den 5ten Juni 1831 im Dome zu Magdeburg / gehalten von dem Hülfsprediger Friedrich Arndt*, Magdeburg 1831.
- Arnim, Achim von/Brentano, Clemens (Hg.), *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*, hg. von Heinz Rölleke, kritische Ausgabe, Stuttgart 1975–78.
- Aschaffenburg, Friedrich Faust von, *Diarium Historicum. Darinnen Deß Heyligen Reichs-Statt Frankfurt am Mayn gefährlicher Uffstand und schwueriges Unwesen, wie dasselbige hero von Tag zu Tag von den Uranhebern und Haupt=Räthlingsführern geübet und vorangetrieben worden, ordentlich verzeichnet ist [...]*, Frankfurt a. M. 1615–1617.
- Bacon, Francis, »On seditions and troubles« (1597), in: ders., *Essays*, hg. von Mary Augusta Scott, New York 1908, 60–71.
- Becher, Johann Joachim, *Politischer Discurs: Von den eigentlichen Ursachen deß Auf- und Ablebens der Städt, Länder und Republicken*, Frankfurt a. M. 1668.
- Beier, Adrian, *Relatio Actorum Consultatio item & digressio ad argumentum De Conviciis Opificum. Vom Schelten der Handwercker*, Jena 1689.
- Beier, Adrian, *Kurtzer Bericht von der Nützlichen und Fürtrefflichen Buch-Handlung und Deroselben Privilegien*, Jena 1690.
- Birken, Sigmund von, *Spiegel der Ehren des Hochlöblichsten Kayser= und Königlichen Erzhauses Österreich* [...], Nürnberg 1668.
- Birken, Sigmund von, *Prosapia / Biographia*, hg. von Dietrich Jöns und Hartmut Laufhütte, Tübingen 1988.
- Birken, Sigmund von, *Birken-Wälder. Werke und Korrespondenz*, Bd. 2, hg. von Klaus Garber/Christoph Hendel/Hartmut Laufhütte, Teil I: Texte, Berlin/Boston 2014.
- Birken, Sigmund von, *Werke und Korrespondenz*, Bd. 3, hg. von Hartmut Laufhütte, Berlin u. a. 2014.
- Bodin, Jean, *Sechs Bücher über den Staat. Buch I.-III.*, übers. u. mit Anmerkungen versehen von Bernd Wimmer, eingel. und hg. von P. C. Mayer-Tasch, München 1981.
- Bodmer, Johann Jakob, *Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie* [...], Zürich 1740.
- Bodmer, Johann Jakob, *Neue Critische Briefe über ganz verschiedene Sachen von verschiedenen Verfassern*, neue Auflage, Zürich 1763.
- Brauneck, Manfred (Hg.), *Spieltexte der Wanderbühne. Erster Band: Englische Comedien und Tragedien (1620)*, Berlin 1970; *Zweiter Band: Liebeskampf oder anderer Theil der Englischen Comoedien und Tragödien (1630)*, Berlin/New York 1975.
- Breitinger, Johann Jakob (1575–1645), *Bedencken Von Comoedien oder Spilen. Die Theaterfeindlichkeit im Alten Zürich. Edition – Kommentar – Monographie*, hg. von Thomas Brunnschweiler, Bern u. a. 1989.
- Brunner, Horst u. a. (Hg.), *Die Schulordnung und das Gemerkbuch der Augsburger Meistersinger*, Tübingen 1991.
- Brunner, Horst/Wachinger, Burghart (Hg.), *Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12.-18. Jahrhunderts*, 16 Bde., Tübingen 1994 ff.
- Buchner, August, *Anleitung zur deutschen Poeterey. Poet*, hg. von Marian Szyrocki, Tübingen 1966.
- Cisner, Vincentius, *Tugend-Kron / und Laster-Lohn* [...], Frankfurt/Leipzig 1687.
- Coyer, Gabriel François, *Bagatelles morales et dissertations* [...]. Nouvelle Édition, London/Frankfurt 1757.

- Coyer, Gabriel François, *Moralische Kleinigkeiten*, Berlin 1762.
- Endter, J. M. F. v. (Hg.), *Meister Franzten Nachrichten allhier in Nürnberg, all sein Richten und Leben, so wohl seine Leibs Straffen, so Er ver Richt, alles hierin Ordentlich beschrieben, aus seinem selbst eigenen Buch abgeschrieben worden*, Nürnberg 1801.
- Estor, Johann Gregor, *Bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit der Teutschen nach maasgebung der Reichs=abschiede* [...], Bd. I, Marburg 1757.
- Fabricius, Johann Andreas, *Philosophische Oratorie*, Leipzig 1724.
- Ferguson, Adam, *Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft*, übers. von Hans Medick, Frankfurt a. M. 1986.
- Garzoni, Tommaso, *Piazza universale: das ist: allgemeiner Schauwplatz, oder Marckt, und Zusammenkunfft aller Professionen, Künsten, Geschäften, Händlen und Handtwercken* [...], Frankfurt a. M. 1619.
- Gosson, Stephen, *Schoole of Abuse, containing a pleasant invective against Poets, Pipers, Plaiers, Jes-ters and such like Caterpillars of the Commonwealth*, London 1579.
- Gottsched, Johann Christoph, »Die Dichterinsel []«, in: *Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste* 1 (1745), 452–474.
- Gracián, Baltasar, *Der kluge Weltmann* (1646), übers. von Sebastian Neumeister, Frankfurt a. M. 1966.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Satyrischer Pilgram [...] / Das ist: Kalt und Warm / Weiß und Schwartz / Lob und Schand / über guths und böß / Tugend und Laster ... der Zeitlichen und Ewigen Welt / ... von Neuem zusammen getragen durch Samuel Greifnson, von Hirschfeld*, Leipzig 1667.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status*, hg. von Rolf Tarot, Tübingen 1968.
- Gryphius, Andreas, *Freuden und Trauer=Spiele auch Oden vnd Sonnette sampt Herr Peter Squentz Schimpff=Spiel*, Breslau 1658.
- Gryphius, Andreas, *Absurda Comica oder Herr Peter Squentz. Schimpfspiel. Kritische Ausgabe*, hg. von Gerhart Dünnhaupt und Karl-Heinz Habersetzer, Stuttgart 1983.
- Gryphius, Andreas, *Dramen*, hg. von Eberhard Mannack, Frankfurt a. M. 1991.
- Guevara, Antonio de, *Verachtung dess Hoflebens / vnd Lob dess Landtlebens*, Faksimiledruck der Erstaufgabe von 1598, hg. von Christoph E. Schweitzer, Bern 1986.
- Happel, Eberhard Werner, *Der Jnsulanische Mandorell (1682). Im Anhang: Pierre-Daniel Huets Traité de l'origine des romans (1670)*, hg. von Stefanie Stockhorst, Berlin 2007.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Heraclitus und Democritus. Das ist Trauriger und Fröhlicher Geschichte, gedolmetscht aus den lehrreichen Schriften H. P. Camus Bischoffs zu Belley* [...], Nürnberg 1653.
- Harsdörffer, Georg Philipp, »Ob der Hencker für ehrlich zu halten?«, in: ders., *Delitiae philosophicae et mathematicae / der Philosophischen und Mathematischen Erquickstunden / Dritter Theil*. Neudruck der Ausgabe Nürnberg 1653, hg. von Jörg Jochen Berns, Frankfurt a. M. 1990.
- Härter, Karl/Stolleis, Michael (Hg.), *Repertorium der Policeyordnungen der Frühen Neuzeit*, 11 Bde., Frankfurt a. M. 1996–2016.
- Hausmann, Frank-Rutger u. a. (Hg.), *Französische Poetiken. Teil 1. Texte zur Dichtungstheorie vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*, Stuttgart 1975.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen*, hg. von Eva Moldenhauer, Frankfurt a. M. 1986.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Die Philosophie des Rechts. Vorlesung von 1821/22*, hg. von Hans-georg Hoppe, Frankfurt a. M. 2005.

- Hilger, Dietrich/Jantke, Carl (Hg.), *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur*, Freiburg/München 1965.
- Hobbes, Thomas, *Vom Bürger. Vom Menschen*, übers. und hg. von Lothar Waas, Hamburg 2017.
- Horaz (Quintus Horatius Flaccus), *Oden und Epoden. Lateinisch/Deutsch*, übers. von Gerhard Fink, Düsseldorf, Zürich 2002.
- Horaz (Quintus Horatius Flaccus), *Ars Poetica / Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch*, übers. von Eckart Schäfer, Stuttgart 2008.
- I. B., I. B. [Breitinger, Johann Jakob/Bodmer, Johann Jakob], *Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungs-Krafft [...]*, Leipzig/Frankfurt 1727.
- Iselin, Isaak, *Philosophische und politische Versuche*, Zürich 1760.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Fabeln und Erzählungen von Thieren und sehr alten längst verrosteten Zeiten, bey deren Lesung man ganz sanft und süß wird einschlafen können*, Köln 1759.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Grundriß einer guten Regierung*, Frankfurt/Leipzig 1759.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Grundfeste zur Macht und Glückseligkeit der Staaten*, Bd. 2, Königsberg/Leipzig 1760.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Moralische und philosophische Schriften*, Bd. 2, Berlin u. a. 1760.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Scherzhafte und Satirische Schriften*, Bd. 2/3, Berlin u. a. 1760.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Gesammelte Politische und Finanzschriften*, Bd. 2, Leipzig/Kopenhagen 1761.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Scherzhafte und Satyrische Schriften*, 3. Bd., neue und verb. Auflage, Amsterdam 1767.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von [Anaxagoras von Occident], *Physicalische und politische Betrachtungen über die Erzeugung der Menschen und die Bevölkerung der Länder*, Smirna 1769.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Natur und Wesen der Staaten als Quelle aller Regierungswissenschaften und Gesezze*, hg. von Heinrich Godfried Scheidemantel (1771), Nachdruck Aalen 1969.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Vollständige Abhandlung von den Manufakturen und Fabricen* (1758), Berlin 1780.
- Kant, Immanuel, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in: ders., *Werkausgabe*, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 12: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, Frankfurt a. M. 1977.
- Keller, Adalbert (Hg.), *Amadis. Erstes Buch. Nach der ältesten deutschen Bearbeitung*, Stuttgart 1857.
- Kindermann, Balthasar, *Der deutsche Poet*, Wittenberg 1664.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Die deutsche Gelehrtenrepublik*, in: *Werke und Briefe. Historisch-Kritische Ausgabe*. Bd. VII.1, hg. von Rose-Maria Hurlebusch, Berlin/New York 1975.
- Knigge, Adolph Freiherr, *Über den Umgang mit Menschen* (1788), hg. von Wolfgang Fenner, Hannover 1993.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Briefwechsel über das Trauerspiel*, in: ders., *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, hg. von Wilfried Barner. Bd. 3: *Werke 1754–1757*, hg. von Conrad Wiedemann, Frankfurt a. M. 2003, 662–737.
- Löwen, Johann Friedrich, *Geschichte des deutschen Theaters (1766) und Flugschriften über das Hamburger Nationaltheater (1766 und 1767)*, hg. von Heinrich Stümcke, Berlin 1905.
- Lukrez (Titus Lucretius Carus), *De rerum natura. Welt aus Atomen*, lat./dt., hg. u. übers. von Karl Büchner, Stuttgart 2015.
- Luther, Martin, *Wider Hans Worst*, Wittenberg 1541.
- Machiavelli, Niccolo, *Il Principe / Der Fürst*, italienisch/deutsch, übers. von Philipp Rippel, Stuttgart 2007.

- Mandeville, Bernard, *Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile*, hg. von Walter Euchner, 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1980.
- Mandeville, Bernard, *Eine Bescheidene Streitschrift für Öffentliche Freudenhäuser Oder ein Versuch über die Hurerei wie sie jetzt im Vereinigten Königreich praktiziert wird. Verfasst von einem Laien*, übers. u. hg. von Ursula Pia Jauch, München 2001.
- Manesson-Mallet, Alain, *Kriegs-Arbeit/ oder Kriegs-Kunst*, Amsterdam 1687.
- Metzger, Ambrosius, *Metamorphosis Ovidij in Meisterthöne gebracht*, hg. von Hartmut Kugler, Berlin 1981.
- Meyfart, Johann Matthäus, *Christliche Erinnerung, An Gewaltige Regenten, und Gewissenhafte Praedicanten, wie das abscheuliche Laster der Hexerey mit Ernst aufzurotten, aber in Verfolgung desselbigen auff Cantzeln und in Gerichtsheusern sehr bescheidentlich zu handeln sey*, Schleusingen 1636.
- Meyfart, Johann Matthäus, *Mellificium Oratorium. In quo Tituli, Qui Videbantur Desiderari, supplentur, priores vero augentur*, Leipzig 1656.
- Nietzsche, Friedrich, *Also sprach Zarathustra*, in: ders., *Sämtliche Werke: Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 4, München u. a. 1993.
- Oetter, Samuel Wilhelm, *Versuch eines Beweises, daß der reiche Mann gegen den Lazarus nicht unbarmherzig gewesen, daß er vielmehr gegen ihn barmherzig gewesen, und daß er folglich wegen einer Unbarmherzigkeit könne nicht verdammnet worden seyn*, Schwabach 1773.
- Opitz, Martin, »Lob des Feldlebens«, in: ders., *Gesammelte Werke: kritische Ausgabe*, hg. von George Schulz-Behrend, Bd. 2.1, Stuttgart 1978, 106–118.
- Opitz, Martin, »Acht Bücher Deutscher Poematum« (1625), in: ders., *Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe*, hg. von George Schulz-Behrend, Band II: Die Werke von 1621–1626, 2. Teil, Stuttgart 1979.
- Opitz, Martin, »Aristarchus sive De contemptu Linguae Teutonicae / Aristarchus oder wider die Verachtung der deutschen Sprache«, in: ders., *Lateinische Werke. Band 1: 1614–1625*, hg. von Veronika Marschall und Robert Seidel, Berlin/New York 2009, S. 58–90.
- Opitz, Martin, *Briefwechsel und Lebenszeugnisse: kritische Edition mit Übersetzung*, Bd. I, hg. von Klaus Conermann, Berlin 2009.
- Pacioli, Luca, *Abhandlung über die Buchhaltung*, übers. und hg. von Balduin Penndorf, Stuttgart 1933.
- Pfeil, Johann Gottlob Benjamin, »Vom bürgerlichen Trauerspiele« (1755), in: ders., *Lucie Woodvil: ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Handlungen* (1756), hg. von Dietmar Till, Hannover 2006.
- Quistorp, Johann, »Erweise, dass die Poesie schon vor sich selbst ihre Liebhaber leicht unglücklich machen könnte«, in: *Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste 1/5* (1745), 433–452.
- Riedel, Friedrich Justin/Wilke Christian Heinrich (Hg.), *Bibliothek der elenden Scribenten*, Bd. 1, Leipzig/Halle 1768.
- Rist, Johann, *Der Adelige Hausvatter vor vielen Jahren von dem hochgelarten Italiäner Torquato Tasso in welscher Sprache beschrieben [...]*, Lüneburg 1650.
- Ronsard, Pierre de, *Abregé de l'Art poétique françois*, Paris 1565, Nachdruck Genf 1972.
- Ronsard, Pierre de, *Sonette für Hélène. Mit den verstreuten Amoren*, frz./dt., übers. und komm. von Georg Holzer, Berlin 2017.
- Rousseau, Jean-Jacques, *Politische Ökonomie / Discours sur l'économie politique*, hg. und übers. von Hans-Peter Schneider und Brigitte Schneider-Pachaly, Frankfurt a. M. 1977.
- Rousseau, Jean-Jacques, *Schriften*, Bd. 1, hg. von Henning Ritter, Frankfurt a. M. 1988.
- Rudin, Bärbel/Schulz, Marion (Hg.), *Friederike Caroline Neuber. Das Lebenswerk der Bühnenreformerin: Poetische Urkunden*, Teil 1, Reichenbach im Vogtland 1997.

- Sachs, Hans, *Eygentliche Beschreibung aller Stände [...]*, Frankfurt a. M. 1568.
- Sachs, Hans, *Werke*, 26 Bde., hg. von Adelbert von Keller, Tübingen 1870–1908.
- Scaliger, Iulius Caesar, *Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst*, 6 Bde., hg. von Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira, Stuttgart 1994–2011.
- Schiller, Friedrich, *Die Verschwörung des Fiesko zu Genua*, in: ders., *Werke und Briefe*: in zwölf Bänden. Bd. 2: Dramen 1, hg. von Gerhard Kluge und Otto Dann, Frankfurt a. M. 1988, S. 313–559.
- Schiller, Friedrich, »Unterdrückte Vorrede zu »Die Räuber««, in: ders., *Werke und Briefe*: in zwölf Bänden. Bd. 2: Dramen 1, hg. von Gerhard Kluge und Otto Dann, Frankfurt a. M. 1989, S. 161–165.
- Schlegel, Johann Elias, *Sämtliche Werke*, Bd. 3, hg. von Johann Heinrich Schlegel, Leipzig/Kopenhagen 1764.
- Schlegel, Johann Elias, *Theoretische Texte*, hg. von Rainer Baasner, Hannover 1999.
- Shakespeare, William, *Dramen. Nach der Schlegel-Tieck-Ausgabe letzter Hand*, hg. von Dietrich Klose, Stuttgart 2014.
- Sidney, Philip, *An Apology for Poetry. Written by the right noble, vertuous, and learned, Sir Philipp Sidney*, London 1595.
- Sieber, Jacob Gottlieb, *Abhandlung von den Schwierigkeiten in den Reichsstädten das Reichsgesetz v. 16. Aug. 1731 wegen der Mißbräuche bey den Zünften zu vollziehen*, Goslar/Leipzig 1771.
- Sieder, Johann Gottlieb, *Sehr liebliches, kurzweiliges und künstliches vnd nützliches Gedicht Lucij Apuleij / deß Fürtrefflichen / Weitberühten / alten Philosophi vnnnd Oratoris: Von seiner auß einem Menschen / in einen Vernünftigen Esel / Wunderbaren / schnellen vnnnd gefährlichen Metamorphosi / Transmutation und Verwandlung*, Frankfurt a. M. 1605.
- Sismondi, J. C. L. Simonde de, »Von der durch die Maschinen überflüssig gewordenen Bevölkerung«, in: ders., *Neue Grundsätze der politischen Ökonomie oder Vom Reichtum in seinen Beziehungen zur Bevölkerung*. Zweiter Band, hg. von Achim Toepel, Berlin 1975.
- Smith, Adam, *Untersuchung der Natur und Ursachen von Nationalreichthümern*, übers. von Johann Friedrich Schiller und Christian August Wichmann, 3 Bde., Leipzig, 1776–1792.
- Spainart, Christian Gilpert des, *Theologische Müntzfrage [...]*, Magdeburg 1621.
- Steincke, Hartmut/Wahrenberg, Fritz (Hg.), *Romantheorie. Texte vom Barock bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1999.
- Stieler, Kaspar, *Die Dichtkunst des Spaten* 1685, hg. von Herbert Zeman, Wien 1975.
- Stranitzky, Joseph Anton, *Lustige Reyss-Beschreibung aus Saltzburg in verschiedene Länder (1717)*, hg. von Richard Maria Werner, Wien 1983.
- Türckis, Damianus, *Das »Pyramus-Thisbe«-Spiel des Damianus Türckis von Torgau von circa 1607*. (*Manuscript Msc. Nova. Nr. 992 der Herzoglichen Bibliothek Wolfenbüttel*), in: Alfred Schaer (Hg.), *Drei deutsche Pyramus-Thisbe-Spiele (1581–1607)*, Tübingen 1911, 161–229.
- Ulenhart, Niclas, *Zwo kurzweilige / lustige / und lächerliche Historien / die Erste, von Lazarillo Tormes, einem Spanier / was für Herkomens er gewesen / wo / und was für abenthewrlche Possen / er in seinen Herrendiensten getriben / wie es jme auch darbey / bis er geheyrat / ergangen / und wie letztlich zu etlichen Teutschen in Kundschaft gerathen. Auß Spanischer Sprach in Teutsche ganz getrewlich transferirt. Die ander / von Isaac Winckelfelder und Jobst von der Schneid / Wie es disen beyden Gesellen in der weltberühten Statt Prag ergangen / was sie daselbst für ein wundersetl-same Bruderschaft angetroffen / vnd sich in dieselbe einverleiben lassen*, Augsburg 1617.
- Vives, Juan Luis, »De Subventione pauperum / On the relief of the poor, or of human need« (1526), übers. von Paul Spicker, in: Paul Spicker (Hg.), *The Origins of Modern Welfare*, Oxford 2010, 1–100.
- Wichmann, Christian August, *Ist es wahr, daß gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller gefördert werden? Eine Frage, dem denkenden Publicum vorgelegt*, Leipzig 1795.

- Wichmann, Christian August, *Über die natürlichsten Mittel, die Frohn-Dienste bey Kammer- und Ritter-Güthern ohne Nachtheil der Grundherren aufzuheben*, Leipzig 1795.
- Wolff, Christian, *Grundsätze des Natur- und Völkerrechts*, Halle 1754.
- Würzer, Heinrich, *Der patriotische Volksredner*, Altona 1796.

Digitale Ressourcen

- Deutsches Textarchiv: <http://www.deutschestextarchiv.de/>.
- Digitale Bibliothek: *Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, Berlin 1997, CD-ROM.
- Google Books: <https://books.google.de/>.
- Göttinger Digitalisierungszentrum: <http://gdz.sub.uni-goettingen.de/gdz/>.
- Making of The Modern World Digital Archive: <https://www.gale.com/primary-sources/the-making-of-the-modern-world>.
- Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ): <https://www.digitale-sammlungen.de/index.html?c=startseite&l=de>.
- VD 17: Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts: <http://www.vd17.de/>.
- VD 18: Verzeichnis deutscher Drucke des 18. Jahrhunderts: <http://gso.gbv.de/DB=1.65/>.

Nachschlagewerke und Lexika

- Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, 16 Bde. in 32 Teilbänden, Leipzig 1854–1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. [DWG]
- Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, hg. von Ulrich Goebel, Anja Lobenstein-Reichmann und Oskar Reichmann, 9 Bde., Berlin 1986–2017, Online-Ausgabe: <https://www.fwb-online.de/> [FWB]
- Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, hg. von Gert Ueding, Tübingen 1992–2015. [HWR]
- Kluge, Friedrich (Hg.), *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 25. Aufl., Berlin 2011.
- Krünitz, Johann Georg, *Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land- Haus- und Staats-Wirthschaft in alphabetischer Ordnung*.
- Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*, 6., gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage, Leipzig/Wien 1905–1909.
- Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, hg. von Harald Fricke, Klaus Weimar, Jan-Dirk Müller, Berlin/New York 1997–2003.
- Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Halle/Leipzig 1731–1754.

Häufig zitierte Zeitschriften

- Chloe. Beihefte zum Daphnis*, Amsterdam u. a. seit 1984.
- Daphnis. Zeitschrift für deutsche Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750)*, Leiden u. a. seit 1972.
- Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, Stuttgart u. a. seit 1923. [DVjs]

Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Berlin seit 1976. [IASL]
Simpliciana: Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft, Bern u. a. seit 1979.
Zeitschrift für Germanistik, Bern u. a. 1980–1990. Neue Folge, Bern u. a. seit 1991. [ZfG]

Forschungsliteratur

- Achermann, Eric, »Was Wunder? Gottscheds Modaltheorie von Fiktion«, in: ders. (Hg.), *Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Philosophie, Poetik und Wissenschaft*, Berlin 2014, 147–182.
- Achermann, Eric, »Wie liest sich das Buch der Welt? Zu Buch und Büchern in der *Continuatio*«, in: *Simpliciana* 36 (2014), 109–133.
- Adair, Monte, *Staatsraison bei Grimmelshausen: Eine inhaltliche Untersuchung zum Verständnis von »Ratio Status« als Krisenbegriff des Widerstandes gegen den Absolutismus in Deutschland im 17. Jahrhundert*, Diss. Frankfurt a. M. 2007.
- Adam, Ulrich, *The political economy of J. H. G. Justi*, Oxford u. a. 2006.
- Adam, Ulrich, »Justi and the Post-Montesquieu French Debate of Commercial Nobility in 1756«, in: Jürgen Georg Backhaus (Hg.), *The Beginnings of Political Economy. Johann Heinrich Gottlob von Justi*, New York 2009, 75–99.
- Adams, Leonard, *Coyer and the Enlightenment*, Banbury 1974.
- Aikin, Judith, »Genre Definition and Genre Confusion in Gryphius' Double Bill: *Cardenio und Celine* and *Herr Peter Squentz*«, in: *Colloquia Germanica*, 16/1 (1983), 1–12.
- Aikin, Judith, »The Comedies of Andreas Gryphius and the Two Traditions of European Comedy«, in: *Germanic Review* 63/3 (1988), 114–120.
- Alewyn, Richard, *Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste*, 2. erw. Auflage, München 1989.
- Alexander, John, »Will Kemp, Thomas Sackeville, and Pickelhering: A Consanguinity and Confluence of Three Early Modern Clown Figures«, in: *Daphnis* 36 (2007), 463–486.
- Alt, Peter-André, »Literarische Imagination als ars combinatoria. Zum Verhältnis von Bildpoetik, Fiktion und Epistemologie bei Harsdörffer«, in: Stefan Keppler-Tasaki / Ursula Kocher (Hg.), *Georg Philipp Harsdörffers Universalität. Beiträge zu einem uomo universale des Barock*, Berlin 2011, 23–39.
- Althaus, Thomas/Kaminski, Nicola (Hg.), *Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Konturen »ungebundener Rede« in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Bern u. a. 2013.
- Ammann, Wilhelm, »Die stille Arbeit des Geschmacks.« *Die Kategorie des Geschmacks in der Ästhetik Schillers und in den Debatten der Aufklärung*, Würzburg 1999.
- Amstlinger, Julia/Fromholzer, Franz/Wesche, Jörg (Hg.), *Lose Leute. Figuren, Schauplätze und Künste des Vaganten in der Frühen Neuzeit*, Paderborn 2019.
- Arasse, Daniel, *Die Guillotine. Die Macht der Maschine und das Schauspiel der Gerechtigkeit*, übers. von Christine Stemmermann, Reinbek bei Hamburg 1988.
- Arndt, Johannes, *Herrschaftskontrolle durch Öffentlichkeit. Die publizistische Darstellung politischer Konflikte im Heiligen Römischen Reich 1648–1750*, Göttingen 2013.
- Arnold, Herbert, »Die Rollen der Courasche. Bemerkungen zur wirtschaftlichen und sozialen Stellung der Frau im siebzehnten Jahrhundert«, in: Barbara Becker-Cantarino (Hg.), *Die Frau von der Reformation zur Romantik: Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, Bonn 1980, 86–111.
- Asmuth, Bernhard, Art. »Gebundene/ungebundene Rede«, in: HWR, Bd. 3, Sp. 605–629.
- Asper, Helmut, *Hanswurst. Studien zum Lustigmacher auf der Berufsschauspielerbühne in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert*, Emsdetten 1980.

- Auerbach, Erich, *Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter*, Bern 1958.
- Auerbach, Erich, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, 11. Aufl., Tübingen 2015.
- Auerbach, Erich, »Figura«, in: Friedrich Balke/Hannah Engelmeier (Hg.), *Mimesis und Figura. Mit einer Neuausgabe des »Figura«-Aufsatzes von Erich Auerbach*, Paderborn 2016, 121–188.
- Auerbach, Erich, »Über Dantes Dichtung«, in: ders., *Kultur als Politik. Aufsätze aus dem Exil zur Geschichte und Zukunft Europas (1938–1947)*, übers. von Christoph Neumann, Konstanz 2014.
- Aurnhammer, Achim, »Daniel Heinsius und die Anfänge der deutschen Barockdichtung«, in: Eckard Lefèvre (Hg.), *Daniel Heinsius: klassischer Philologe und Poet*, Tübingen 2008, 329–345.
- Avineri, Shlomo, *Hegels Theorie des modernen Staates*, übers. von R. u. R. Wiggershaus, Frankfurt a. M. 1976.
- Ayaß, Wolfgang, *Das Arbeitshaus Breitenau. Bettler, Landstreicher, Prostituierte, Zuhälter und Fürsorgeempfänger in der Korrekptions- und Landarmenanstalt Breitenau (1874–1949)*, Kassel 1992.
- Baader, Horst, »Noch einmal zur Ich-Form im *Lazarillo de Tormes*«, in: *Romanische Forschungen* 76 (1964), 437–446.
- Bach, Maximilian, »Die Leyrerin-Episode. Zu Struktur und internem Erzählzusammenhang der Kapitel 22 bis 26 in Grimmelshausens *Setzmem Springinsfeld*«, in: *Simpliciana* 37 (2015), 245–263.
- Bach, Oliver, *Zwischen Heilsgeschichte und Säkulärer Jurisprudenz. Politische Theologie in den Trauerspielen des Andreas Gryphius*, Berlin 2014.
- Bachem, Rolf, *Dichtung als verborgene Theologie. Ein dichtungstheoretischer Topos vom Barock bis zur Goethezeit und seine Vorbilder*, Bonn 1955.
- Bachtin, Michail, *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*, hg. von Edward Kowalski und Michael Wegner, Frankfurt a. M. 1989.
- Bachtin, Michail, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, übers. von Gabriele Leupold, Frankfurt a. M. 1995.
- Backhaus, Jürgen G., »From Wolff to Justi«, in: ders. (Hg.), *The Beginnings of Political Economy. Johann Heinrich Gottlob von Justi*, New York 2009, 1–19.
- Backmann, Sybille (Hg.), *Ehrkonzepte der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen*, Berlin 1998.
- Baeumler, Alfred, *Das Irrationalitätsproblem in der Ästhetik und Logik des 18. Jahrhunderts bis zur Kritik der Urteilskraft*, Tübingen 1967.
- Ball, Gabriele, *Moralische Küsse. Gottsched als Zeitschriftenherausgeber und literarischer Vermittler*, Göttingen 2000.
- Bareiß, Karl-Heinz, *Comoedia. Die Entwicklung der Komödiendiskussion von Aristoteles bis Ben Jonson*, Frankfurt a. M./Bern 1982.
- Barner, Wilfried, *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*, Tübingen 1970.
- Barner, Winfried, »Spielräume. Was Poetik und Rhetorik nicht lehren«, in: Hartmut Lauffhütte (Hg.), *Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit. Teil I*, Wiesbaden 2009, 33–67.
- Baro, Christine, *Der Narr als Joker. Figurationen und Funktionen des Narren bei Hans Sachs und Jakob Ayrer*, Trier 2011.
- Barwig, Edgar/Schmitz, Ralf, »Narren, Geistesranke und Hofleute«, in: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft*, Warendorf 2001, 239–269.
- Bataillon, Marcel, »La picaresca«. Gedanken zu Lopez de Ubedas »La picara Justina«, in: Helmut Heidenreich (Hg.), *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*, Darmstadt 1969, 412–438.

- Battafarano, Italo Michele, »Was Krieg vor ein erschreckliches und grausames Monstrum seye: Der Dreißigjährige Krieg in den Simplicianischen Schriften Grimmelshausens«, in: *Simpliciana* 10 (1988), 45–60.
- Battafarano, Italo Michele, »Pauperismus und Theorien der Armenfürsorge. Francisco de Osuna, Aegidius Albertinus, Jeremias Drexel«, in: ders., *Glanz des Barock. Forschungen zur deutschen als europäischer Literatur*, Bern u. a. 1994, 289–337.
- Battafarano, Italo Michele/Eilert, Hildegard, *Courage. Die starke Frau der deutschen Literatur. Von Grimmelshausen erfunden, von Brecht und Grass variiert*, Frankfurt a. M. 2003.
- Battafarano, Italo Michele, *Simpliciana Bellica. Grimmelshausens Kriegsdarstellung und ihre Rezeption 1667–2006*, Bern u. a. 2011.
- Battenberg, Friedrich J., »Des Kaisers Kammerknechte. Gedanken zur rechtlich-sozialen Situation der Juden im Spätmittelalter und Früher Neuzeit«, in: *Historische Zeitschrift* 245 (1987), 545–599.
- Bauer, Barbara, »Lutheranische Obrigkeitskritik in der Publizistik der Kipper- und Wipperzeit (1620–1623)«, in: Wolfgang Brückner/Peter Blickle/Dieter Breuer (Hg.), *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert*, Bd. 2, Wiesbaden 1985, 649–683.
- Bauer, Martin, »Die Gemein Sag' im späteren Mittelalter. Studien zu einem Faktor mittelalterlicher Öffentlichkeit und seinem historischen Auskunftswert«, Diss. Erlangen 1981.
- Bauer, Matthias, *Im Fuchsbau der Geschichten: Anatomie des Schelmenromans*, Stuttgart/Weimar 1993.
- Bauer, Matthias, *Der Schelmenroman*, Stuttgart 1994.
- Bauer, Matthias, »Ausgleichende Gewalt? Der Kampf der Geschlechter und die Liebe zur Gerechtigkeit in Grimmelshausens *Simplicissimus*, *Courasche* und *Springinsfeld*«, in: *Simpliciana* 31 (2009), 99–126.
- Bausinger, Hermann, »Herablassung«, in: Eberhard Müller (Hg.), »... aus der anmuthigen Gelehrsamkeit«. *Tübinger Studien zum 18. Jahrhundert. Dietrich Geyer zum 60. Geburtstag*, Tübingen 1988, 25–39.
- Beck, Werner, *Die Anfänge des deutschen Schelmenromans. Studien zur frühbarocken Erzählung*, Zürich 1957.
- Becker-Cantarino, Barbara, »Dr. Faustus und die Landstörzerin Courasche. Zum Geschlechter- und Ehediskurs in der deutschen Literatur der Frühen Neuzeit«, in: Axel E. Walter (Hg.), *Regionaler Kulturraum und internationale Kommunikation vom Humanismus bis in die Gegenwart*, Amsterdam 2005, 53–70.
- Becker-Cantarino, Barbara, »Johann Rists *Der adeliche Hausvatter* und die frühneuzeitliche Ökonomie-Literatur«, in: Johann Anselm Steiger/Bernhard Jahn (Hg.), *Johann Rist (1607–1667): Profil und Netzwerke eines Pastors, Dichters und Gelehrten*, Berlin 2015, 613–627.
- Behringer, Wolfgang, »Vom Unkraut unter dem Weizen. Die Stellung der Kirchen zum Hexenproblem«, in: Richard von Dülmen (Hg.), *Hexenwelten. Magie und Imagination vom 16. bis 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1987.
- Behringer, Wolfgang, *Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsraison in der Frühen Neuzeit*, München 1988.
- Behringer, Wolfgang, *Hexen: Glaube, Verfolgung, Vermarktung*, 6. Aufl. Frankfurt a. M. 2015.
- Beier, A. L., *Masterless Men. The Vagrancy Problem in England 1560–1640*, London/New York 1985.
- Beise, Arnd, »Republikanischer und historischer als unsere Kadaver von Republiken vertragen können.« *Bodmers ungedruckte vaterländische Dramen*«, in: Anett Lütteken/Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.), *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Göttingen 2009, 327–349.
- Beise, Arnd, *Geschichte, Politik und das Volk im Drama des 16.-18. Jahrhunderts*, Göttingen 2010.

- Bell, Clair Hayden, *Georg Hager, A Meistersinger of Nürnberg 1552–1634*, Part I, Berkeley 1947.
- Bellingrad, Daniel, *Flugblattpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reichs*, Stuttgart 2011.
- Bendixen, Peter, *Die Unsichtbare Hand, die Freiheit und der Markt. Das weite Feld ökonomischen Denkens*, Wien/Berlin 2009.
- Benjamin, Walter, *Das Passagenwerk*, hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1982.
- Benthien, Claudia/Martus, Steffen (Hg.), *Die Kunst der Aufrichtigkeit im 17. Jahrhundert*, Tübingen 2006.
- Benz, Wolfgang, *Handbuch des Antisemitismus, Band 4: Ereignisse, Dekrete, Kontroversen*, Berlin/Boston 2012.
- Berdozzo, Fabio, *Götter, Mythen, Philosophen. Lukian und die paganen Göttervorstellungen seiner Zeit*, Berlin/Boston 2011.
- Bergengruen, Maximilian, *Nachfolge Christi – Nachahmung der Natur: himmlische und natürliche Magie bei Paracelsus, im Paracelsismus und in der Barockliteratur* (Scheffler, Zesen, Grimmelshausen), Hamburg 2007.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, übers. von Monika Plessner, Frankfurt a. M. 1969.
- Berghahn, Klaus L., »Volkstümlichkeit ohne Volk? Kritische Überlegungen zu einem Kulturkonzept Schillers«, in: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hg.), *Popularität und Trivialität*, Frankfurt a. M. 1974, 51–75.
- Berghahn, Klaus L., *Grenzen der Toleranz. Juden und Christen im Zeitalter der Aufklärung*, Köln u. a. 2000.
- Berghaus, Günter, *Die Aufnahme der englischen Revolution in Deutschland 1640–1649, Band I: Studien zur politischen Literatur und Publizistik im 17. Jahrhundert mit einer Bibliographie der Flugschriften*, Wiesbaden 1989.
- Bergman, Elliott, »Images of Jews and Judaism in Georg Rollenhagen's drama ›Vom reichen Manne und armen Lazaro‹«, in: *Neophilologus* 92/3 (2008), 491–501.
- Berns, Jörg Jochen, »Die ›Zusammenfügung‹ der Simplicianischen Schriften. Bemerkungen zum Zyklus-Problem«, in: *Simpliciana* 10 (1988), 301–325.
- Berns, Jörg Jochen, »Buch der Bücher oder Simplicianischer Zyklus. Leserprovokation und Erzählmotivation im Gutenbergzeitalter«, in: *Simpliciana* XII (1990), 101–122.
- Berns, Jörg Jochen, »Libuschka und Courasche. Studien zu Grimmelshausens Frauenbild. II. Teil: Darlegungen«, in: *Simpliciana* 12 (1990), 417–41.
- Berns, Jörg Jochen, »Kompilation und Kombinatorik. Zusammenhänge und Grenzen von Harsdörffers naturwissenschaftlichen und ästhetischen Interessen«, in: Hans-Joachim Jakob/Hermann Korte (Hg.), *Harsdörffer-Studien. Mit einer Bibliographie der Forschungsliteratur von 1847 bis 2005*, Frankfurt a. M. u. a. 2006, 55–83.
- Bernstein, Eckhard, »Humanistische Standeskultur«, in: *Hansers Sozialgeschichte der Literatur. Band I. 15. Jahrhundert: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, hg. von Werner Röcke und Marina Münkler, München/Wien 2004, 97–130.
- Best, Thomas W., »Gryphius and the Squentz-Stoff«, in: *Monatshefte*, 76/2 (1984), 182–191.
- Beverly, John, »Lazarillo and Primitive Accumulation. Spain, Capitalism and the Modern Novel«, in: *The Bulletin of the Midwest Modern Language Association* 15/1 (1982), 29–42.
- Biernacki, Richard, *The fabrication of labor: Germany and Britain, 1640–1914*, Berkeley 1995.
- Biernacki, Richard, »The Social Manufacture of Private Ideas in Germany and Britain, 1750–1830«, in: Wolf Lepenies (Hg.), *Wissenschaftskolleg zu Berlin, Jahrbuch 1998/99*, Berlin 2000, 221–246.
- Blastenbrei, Peter, *Johann Christoph Wagenseil und seine Stellung zum Judentum*, Erlangen 2004.

- Blickle, Peter, *Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform. Band 1: Oberdeutschland*, München 2000.
- Blickle, Peter, *Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten. Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland*, München 2003.
- Blickle, Peter, *Die Revolution von 1525*, 4. Aufl., München 2004.
- Blickle, Peter, *Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes*, München 2011.
- Blome, Eva/Eiden-Offe, Patrick/Weinberg, Manfred, »Klassen-Bildung. Ein Problem-Aufriss«, in: IASL 2 (2010), 158–194.
- Blumenberg, Hans, »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, in: ders., *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt a. M. 1979.
- Blumenberg, Hans, *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960), Frankfurt a. M. 1998.
- Blumenberg, Hans, »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans«, in: ders., *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, Frankfurt a. M. 2001, 47–73.
- Blumenberg, Hans, *Theorie der Unbegrifflichkeit*, aus dem Nachlass hg. von Anselm Haverkamp, Frankfurt a. M. 2007.
- Blümer, Wilhelm, Art. »Akkomodation«, in: HWR, Bd. 1, Sp. 309–313.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara, »Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus«, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen*, Berlin 1977.
- Bock, Hans Bertram, »Jakob Ayrer 1543–1605«, in: Wolfgang Buhl (Hg.), *Fränkische Klassiker*, Nürnberg 1971, 279–288.
- Böckmann, Ralf, *Die Commedia dell'Arte und das deutsche Drama des 17. Jahrhunderts: zu Ursprung und Einflußnahme der italienischen Maskenkomödie auf das literarisierte deutsche Theater*, Nordhausen 2010.
- Bodenmüller, Thomas, *Literaturtransfer in der Frühen Neuzeit. Francisco López de Úbedas »La Picara Justina« und ihre italienische und englische Bearbeitung von Barezzi Barezzi und Captain John Stevens*, Tübingen 2001.
- Boehm, Gottfried/Brandstetter, Gabriele/Müller, Achatz von (Hg.), *Figur und Figuration. Studien zu Wahrnehmung und Wissen*, München 2007.
- Boehncke, Heiner/Sarkowicz, Hans, *Grimmelshausen. Leben und Schreiben. Vom Musketier zum Weltautor*, Frankfurt a. M. 2011.
- Böning, Holger, *Französische Revolution und Deutsche Öffentlichkeit. Wandlungen in Presse und Alltagskultur am Ende des 18. Jahrhunderts*, München u. a. 1992.
- Bogdal, Michael, *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung*, Berlin 2011.
- Boldorf, Marcel, *Europäische Leinenregionen im Wandel. Institutionelle Weichenstellungen in Schlesien und Irland (1750–1850)*, Köln u. a. 2006.
- Bolte, Johannes, *Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Holland, Deutschland und Skandinavien*, Hamburg 1883.
- Bongiorno, Andrew (Hg.), *Castelvetro on the art of poetry: an abridged transl. of Lodovico Castelvetro's Poetica d'Aristotele vulgarizzata et sposta*, Binghamton 1984.
- Borgstedt, Thomas, *Topik des Sonetts. Gattungstheorie und Gattungsgeschichte*, Tübingen 2009.
- Borinski, Karl, *Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland*, Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Berlin 1886, Hildesheim 1967.
- Bornscheuer, Lothar, »Zur Geltung des »Mythos Geld« im religiösen, ökonomischen und poetischen Diskurs«, in: Rolf Grimminger/Iris Hermann (Hg.), *Mythos im Text. Zur Literatur des 20. Jahrhunderts*, Bielefeld 1998, 57–108.

- Bosl, Karl, »Potens und Pauper: begriffsgeschichtliche Studien zur gesellschaftlichen Differenzierung im frühen Mittelalter und zum ›Pauperismus‹ des Hochmittelalters«, in: *Alteuropa und die moderne Gesellschaft* (1963), 60–87.
- Bosse, Heinrich, *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*, Paderborn u. a. 1981.
- Bosse, Heinrich, »Die Schüler müssen selbst schreiben lernen« oder: Die Einrichtung der Schiefertafel«, in: Dietrich Boueke/Norbert Hopster (Hg.), *Schreiben – Schreiben lernen*, Tübingen 1985, 164–199.
- Bosse, Heinrich, *Bildungsrevolution 1770–1830*, hg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari, Heidelberg 2012.
- Bosse, Heinrich, »Gelehrte und Gebildete – die Kinder des 1. Standes«, in: ders., *Bildungsrevolution 1770–1830*, hg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari, Heidelberg 2012, 327–351.
- Bosse, Heinrich, »Aufklärung und Kapitalismus. Meditation über einen Zusammenhang«, in: *Merkur* 73/847 (2019), 90–99.
- Bourdieu, Pierre, »Une classe objet«, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 17/18 (1977). *La paysannerie, une classe objet*, 2–5.
- Bourdieu, Pierre, »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen 1983, 183–198.
- Bourdieu, Pierre, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, übers. von Bernd Schwibs und Achim Russer, Frankfurt a. M. 1987.
- Bourdieu, Pierre, »Eine Klasse für andere«, in: ders., *Der Tote packt den Lebenden. Schriften zur Kultur und Politik* 2, hg. von Margareta Steinrück, übers. von Jürgen Bolder, Hamburg 1997, 123–134.
- Bourdieu, Pierre, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, übers. von Bernhard Schwibs und Achim Russer, Frankfurt a. M. 2001.
- Bourquin, Christoph, »Die Verwandlung des Allegorischen. Zur Schermesser- und Baldanders-Episode in Grimmelshausens *Simplicissimus*«, in: *Simpliciana* 30 (2008), 67–88.
- Bozza, Maik, »Bilder aus der ›Gaukel-Tasche‹. Perspektiven auf das *Simplicianische Bilderbuch*«, in: *Oxford German Studies* 37/2 (2008), 160–172.
- Branchi, Andrea, »Vanity, Virtue, and the Duel: The Scottish Response to Mandeville«, in: *Journal of Scottish Philosophy* 12/1 (2014), 71–93.
- Brandt, Robert, »Handwerkliche Marktwirtschaft und Privileg in Frankfurt a. M. in der Frühen Neuzeit (16.–18. Jahrhundert)«, in: Guillaume Garner (Hg.), *Die Ökonomie des Privilegs, Westeuropa 16.–19. Jahrhundert / L'économie du privilège, Europe occidentale XVIe–XIXe siècle*, Frankfurt a. M. 2016, 333–349.
- Braudel, Fernand, *Die Dynamik des Kapitalismus*, übers. von Peter Schöttler, Stuttgart 1986.
- Brauner, Sigrid, »Hexenjagd in Gelehrtenköpfen«, in: *Women in German Yearbook* 4 (1988), 187–215.
- Bretzigheimer, Gerlinde, *Johann Elias Schlegels poetische Theorie im Rahmen der Tradition*, München 1986.
- Breuer, Dieter, »Grimmelshausens simplicianische Frömmigkeit. Zum Augustinismus des 17. Jahrhunderts«, in: ders. (Hg.), *Frömmigkeit in der frühen Neuzeit. Studien zur religiösen Literatur des 17. Jahrhunderts*, Amsterdam 1984, 213–252.
- Breuer, Dieter, *Grimmelshausen-Handbuch*, München 1999.
- Breuer, Dieter, »Courasches Unbußfertigkeit – Das religiöse Problem in Grimmelshausens Roman«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 229–242.
- Breuer, Dieter, »Grimmelshausens Verleger – eine kritische Übersicht«, in: *Simpliciana* 32 (2010), 17–32.

- Breuer, Dieter, »Kapitaltransfer bei Grimmelshausen«, in: *Simpliciana* 40 (2018), 15–25.
- Brittacher, Hans Richard, *Leben auf der Grenze. Klischee und Faszination des Zigeunerbildes in Literatur und Kunst*, Göttingen 2012.
- Brocker, Manfred, *Arbeit und Eigentum. Ein Paradigmenwechsel in der neuzeitlichen Eigentumstheorie*, Darmstadt 2013.
- Brossat, Alain, *Plebs invicta*, übers. von Maria Muhle, Berlin 2012.
- Broussois, Lisa, »Francis Hutcheson on Luxury and Intemperance: The Mandeville Threat«, in: *History of European Ideas* 41/8 (2015), 1093–1106.
- Brown, Nicholas, »Close Reading and the Market«, in: Mathias Nilges/Emilio Sauri (Hg.), *Literary Materialisms*, New York u. a. 2013, 145–165.
- Bülow, Glenn M., »Leineweber(innen). Handwerker zwischen Zunftausschluß, Verketzerung und Armutsspott«, in: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Neu bearbeitete Ausgabe*, Warendorf 2001, 198–218.
- Bürger, Christa, *Der Ursprung der bürgerlichen Institution Kunst. Literatursoziologische Untersuchungen zum klassischen Goethe*, Frankfurt a. M. 1977.
- Bürger, Christa/Bürger, Peter (Hg.), *Zur Dichotomisierung von hoher und niederer Literatur*, Frankfurt a. M. 1982.
- Burgard, Friedhelm u. a. (Hg.), *Judenvertreibungen in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Hannover 1999.
- Burkhardt, Dagmar, *Ehre. Das symbolische Kapital*, München 2002.
- Burschel, Peter, *Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts. Sozialgeschichtliche Studien*, Göttingen 1994.
- Busch, Walter, »Die Lebensbeichte einer Warensseele – Satirische Aspekte der Schermesser-Allegorie in Grimmelshausens *Continuatio*«, in: *Simpliciana* 9 (1987), 49–63.
- Campe, Rüdiger, »Form und Leben in der Theorie des Romans«, in: Armen Avanesian/Winfried Menninghaus/Jan Völker (Hg.), *Vita aesthetica. Szenarien ästhetischer Lebendigkeit*, Zürich 2009, 193–211.
- Canepari, Eleonora, »Working for someone else: Adult Apprentices and dependent work (Rome, 17th to early 18th century)«, in: Eva Jullien/Michel Pauly (Hg.), *Craftsmen and Guilds in the Medieval and Early Modern Periods*, Stuttgart 2016.
- Capaldi, Donatella, *Momo: il demone cinico tra mito, filosofia e letteratura*, Neapel 2011.
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hg.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M./New York 2009.
- Castel, Robert, *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*, übers. von Andreas Pfeuffer, Konstanz 2000.
- Castro, Americo, »Perspektive des Schelmenromans« (1935), in: Helmut Heidenreich (Hg.), *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*, Darmstadt 1969, 119–146.
- Catholy, Eckehard, Art. »Posse«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, Bd. 1, 220–223.
- Chartier, Roger, »Volkskultur vs. Gelehrtenkultur. Überprüfung einer Zweiteilung und einer Periodisierung«, in: Hans-Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hg.), *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, Frankfurt a. M. 1985, 376–388.
- Chartier, Roger, *Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution*, übers. von Klaus Jöken, Frankfurt a. M. 1995.
- Chartier, Roger, »Populärer Lesestoff und »volkstümliche« Leser in Renaissance und Barock«, in: ders./Guglielmo Cavallo (Hg.), *Die Welt des Lesens: von der Schriftrolle zum Bildschirm*, Frankfurt a. M. u. a. 1999, 397–419.
- Chevalier, Louis, *Laboring Classes and Dangerous Classes in Paris Through the First Half of the Nineteenth Century*, übers. von Frank Jellinek, Princeton 1973.

- Clasen, Claus-Peter, *Streiks der Augsburger Schuhknechte. Freiheit und Gerechtigkeit*, Augsburg 2002.
- Clover, Joshua, *Riot. Strike. Riot. The New Era of Uprisings*, London 2016.
- Conze, Werner, »Vom ›Pöbel‹ zum ›Proletariat‹. Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland« (1941), in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Köln/Berlin 1966, 111–136.
- Conze, Werner »Arbeit«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 1, Stuttgart 1972, 154–215.
- Conze, Werner, »Mittelstand«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 4, Stuttgart 1978, 49–92.
- Conze, Werner, »Proletariat, Pöbel, Pauperismus«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 5, Stuttgart 1984, 27–68.
- Coole, Diana/Frost, Samantha (Hg.), *New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics*, Durham (NC) 2010.
- Coontz, Stephanie, *In schlechten wie in guten Tagen. Die Ehe – eine Liebesgeschichte*, übers. von Wolfdietrich Müller, Bergisch Gladbach 2006.
- Cordie, Ansgar, *Raum und Zeit des Vaganten. Formen der Weltaneignung im deutschen Schelmenroman des 17. Jahrhunderts*, Berlin u. a. 2011.
- Corominas, Joan, »Das Wort ›Picara‹« (1956), in: Helmut Heidenreich (Hg.), *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*, Darmstadt 1969, 255–267.
- Cruz, Anne J., »Sexual Enclosure, Textual Escape: The Picara as Prostitute in the Spanish Female Picaresque Novel«, in: Sheila Fischer u. a. (Hg.), *Seeking the Woman in Late Medieval and Renaissance Writings. Essays in Feminist Contextual Criticism*, Knoxville 1989, 135–159.
- Cruz, Anne J., *Discourses of Poverty: Social Reform and the Picaresque Novel in Early Modern Spain*, Toronto u. a. 1999.
- Curtius, Ernst Robert, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948.
- Dammer, Raphael/Jefßing, Benedikt (Hg.), *Der Jedermann im 16. Jahrhundert. Die Hecastus-Dramen von Georgius Macropedius und Hans Sachs*, Berlin 2007.
- Danneberg, Lutz, »Von der *accommodatio ad captum vulgi* über die *accommodatio secundum apparentiam nostri visus* zur *aesthetica als scientia cognitionis sensitivae*«, in: Torbjörn Johansson u. a. (Hg.), *Hermeneutica Sacra. Studien zur Auslegung der Heiligen Schrift im 16. und 17. Jahrhundert*, Berlin/New York 2010, 313–379.
- Danneberg, Lutz, »Der Fragmentenstreit als Streit um die *hermeneutica sacra* und das *testimonium divinum* der Heiligen Schrift«, in: *Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit* 19 (2015), 239–264.
- Darnton, Robert, *Die Zensoren. Wie staatliche Kontrolle die Literatur beeinflusst hat. Vom vorrevolutionären Frankreich bis zur DDR*, übers. von Enrico Heinemann, München 2016.
- Davies, Natalie Zemon, *Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler*, Frankfurt a. M. 1991.
- Davis, Lennard, *Factual Fictions. The Origins of the English Novel*, New York 1983.
- Davis, Robert C., *Christian Slaves, Muslim Masters. White Slavery in the Mediterranean, the Barbary Coast, and Italy, 1500–1800*, Houndmills 2003.
- Debrunner, Albert M., *Das goldene schwäbische Alter. Johann Jakob Bodmer und das Mittelalter als Vorbildzeit im 18. Jahrhundert*, Würzburg 1996.

- Denk, Ulrike, *Alltag zwischen Studieren und Betteln. Die Kodrei Goldberg, ein studentisches Armenhaus an der Universität Wien, in der Frühen Neuzeit*, Wien 2013.
- Diekmann, Stefanie (Hg.), *Theaterfeindlichkeit*, München 2012.
- Dillinger, Johannes u. a. (Hg.), *Hexenprozess und Staatsbildung*, Bielefeld 2008.
- Dittrich, Erhard, »Justi, Johann Heinrich Gottlob«, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 10, Berlin 1974.
- Doms, Misia Sophia, »Alkühmisten« und »Decoctores«. *Grimmelshausen und die Medizin seiner Zeit*, Bern u. a. 2006.
- Döring, Detlef, »Der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Neue Untersuchungen zu einem alten Thema«, in: Anett Lütteken/Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.), *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Göttingen 2009, 60–105.
- Doyle, William, *Aristocracy and its Enemies in the Age of Revolution*, Oxford 2008.
- Drügh, Heinz J., *Anders-Rede: zur Struktur und historischen Systematik des Allegorischen*, Freiburg i. Br. 2000, 89–113.
- Dubler, Anne-Marie, *Müller und Mühlen im alten Staat Luzern. Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des luzernischen Landmüllergewerbes 14. bis 18. Jahrhundert*, Luzern 1978, 121–128.
- Dülmen, Richard van, *Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der Frühen Neuzeit*, 3. Aufl. München 1988.
- Dülmen, Richard van, *Der ehrlose Mensch. Unehrllichkeit und soziale Ausgrenzung in der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 1999.
- Dülmen, Richard van, »Arbeit« in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Vorläufige Bemerkungen«, in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt a. M. u. a. 2000.
- Dyck, Joachim, *Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition. Mit einer Bibliographie zur Forschung 1966–1986*, 3. ergänzte Aufl., Tübingen 1991.
- Echevarria, Robert Gonzáles, *Myth and Archive. A Theory of Latin American Narrative*, Durham/London 1998.
- Eck, Caroline van u. a. (Hg.), *Translations of the sublime. The early modern reception and dissemination of Longinus' »Peri hupsous« in rhetoric, the visual arts, architecture and the theatre*, Leiden, Boston 2012.
- Eke, Norbert Otto, *Signaturen der Revolution Frankreich – Deutschland. Deutsche Zeitgenossenschaft und deutsches Drama zur Französischen Revolution um 1800*, München 1997.
- Ehmer, Josef/Lis, Catharina (Hg.), *The Idea of Work in Europe from Antiquity to Modern Times*, Farnham/Burlington 2009.
- Ehrismann, Otfried, *Fabeln, Mären, Schwänke und Legenden im Mittelalter. Eine Einführung*, Darmstadt 2011.
- Ehrlicher, Hanno, *Zwischen Karneval und Konversion. Pilger und Picaros in der spanischen Literatur der Frühen Neuzeit*, München 2010.
- Eiden-Offe, Patrick, »Typing Class. Classification and Redemption in Lukács's Political and Literary Theory«, in: Timothy Bewes/Timothy Hall (Hg.), *The Fundamental Dissonance of Existence. New Essays on the Social, Literary and Aesthetic Theory of Georg Lukács*, London 2011, 65–78.
- Eiden-Offe, Patrick, »Weiße Sklaven«, oder: Wie frei ist die Lohnarbeit? Freie und unfreie Arbeit in den ökonomisch-literarischen Debatten des Vormärz«, in: Jutta Nickel (Hg.), *Geld und Ökonomie im Vormärz. Jahrbuch des Forum Vormärz Forschung* 2013, Bielefeld 2014, 183–214.
- Eiden-Offe, Patrick, *Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*, Berlin 2017.

- Eiden-Offe, Patrick, »Soziale Bewegung auf der Bühne: Zur Frage der Gegenwart in Christian Weises Masaniello«, in: IASL 42/1 (2017), 171–190.
- Eiden-Offe, Patrick, »Der Prolet ist ein anderer. Klasse und Imaginäres heute«, in: *Merkur* 72/825 (2018), 15–30.
- Elsner, Roland, *Zeichen und literarische Praxis. Theorie der Literatur und die Praxis des Andreas Gryphius im »Peter Squentz«*, München 1977.
- Emmelius, Caroline, »Das Ich und seine Geschichte(n). Paradigmatische Erzählstrukturen in der Novellistik, der mittelalterlichen Ich-Erzählung und im deutschen *Lazaril von Tormes* (1614)«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 37–71.
- Endres, Rudolf, »Das Einkommen eines freischaffenden Literaten der Barockzeit in Nürnberg«, in: *Quaestiones in musicis. Festschrift für Franz Krautwurst zum 65. Geburtstag*, hg. von Friedhelm Brusniak und Horst Leuchtmann, Tutzing 1989, 85–100.
- Entner, Heinz, »Der Weg zum ›Buch von der Deutschen Poeterey. Humanistische Tradition und poetologische Voraussetzungen deutscher Dichtung im 17. Jahrhundert«, in: ders. (Hg.), *Studien zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts*, Berlin/Weimar 1984, 11–144.
- Epping-Jäger, Cornelia, *Die Inszenierung der Schrift. Der Literalisierungsprozeß und die Entstehungsgeschichte des Dramas*, Stuttgart 1996.
- Etzold, Jörn/Schäfer, Martin Jörg (Hg.), *Nicht-Arbeit. Politiken, Konzepte, Ästhetiken*, Weimar 2001.
- Evans, Richard J., *Rituale der Vergeltung: die Todesstrafe in der deutschen Geschichte 1532–1987*, übers. von Holger Fliessbach, Berlin 2011.
- Eybl, Franz/Wirtz, Irmgard (Hg.), *Delectatio. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und Schnabel*, Bern u. a. 2009.
- Fischer, Wolfram, *Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der »Sozialen Frage« in Europa seit dem Mittelalter*, Göttingen 1982.
- Fechner, Jörg-Ulrich, »Unbekannte Opitiana – Edition und Kommentar«, in: *Daphnis* 1 (1972), 23–41.
- Fechner, Jörg-Ulrich, »Opitz auf dem Weg zu seiner Reform. Das Widmungsgedicht für Hindenberg von 1624«, in: Barbara Becker-Cantarino (Hg.), *Martin Opitz. Studien zu Werk und Person*, Amsterdam 1982, 439–463.
- Fechner, Jörg-Ulrich, »Harsdörffers Poetischer Trichter als Poetik geistlicher Dichtung«, in: Italo Michele Battafarano (Hg.), *Georg Philipp Harsdörffer. Ein deutscher Dichter und europäischer Gelehrter*, Bern u. a. 1991, 143–163.
- Federici, Silvia, *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*, übers. von Max Henninger, hg. von Martin Birkner, Wien 2012.
- Feldman, Linda, »The Rape of Frau Welt. Transgression, Allegory and the Grotesque Body in Grimmelshausen Courasche«, in: *Daphnis* 20 (1991), 61–80.
- Fischer, Ludwig, *Gebundene Rede. Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock in Deutschland*, Tübingen 1968.
- Flemming, Willi, Art. »Ayrer, Jakob«, in: *Neue Deutsche Biographie* 1 (1953), 472–473.
- Flemming, Willi, *Andreas Gryphius. Eine Monographie*, Stuttgart 1965.
- Folger, Robert, *Picaresque and Bureaucracy: Lazarillo de Tormes*, Newark 2009, 132.
- Folger, Robert, »Quevedos *Buscon*, das nackte Leben und der Grund pikaresken Erzählens im frühneuzeitlichen Spanien«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 185–209.
- Fontaine, Laurence, *The Moral Economy: Poverty, Credit, and Trust in Early Modern Europe*, Cambridge 2014.

- Forster, Leonard/Gündisch, Gustav/Binder, Paul, »Henricus Lisbona und Martin Opitz«, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 215 (1987), 21–31.
- Foucault, Michel, *Archäologie des Wissens*, übers. von Ulrich Köppen, Frankfurt a. M. 1973.
- Foucault, Michel, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1979.
- Foucault, Michel, »Leben der infamen Menschen«, in: ders., *Schriften zur Literatur*, hg. von Daniel Defert u. François Ewald, Frankfurt a. M. 2003, 314–335.
- Foucault, Michel, *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*, übers. von Claudia Brede-Konersmann/Jürgen Schröder, Frankfurt a. M. 2004.
- Foucault, Michel, *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978–1979*, hg. von Michel Sennelart, übers. von Jürgen Schröder, Frankfurt a. M. 2006.
- Frambach, Hans, »Cameralism and Labour in Justi's Economic Thinking«, in: Jürgen Georg Backhaus (Hg.), *The Beginnings of Political Economy. Johann Heinrich Gottlob von Justi*, New York 2009.
- Frendorff, Ferdinand, *Über das Leben und die Schriften des Nationalökonomen J. H. G. von Justi* (1903), Glashütten 1970.
- Frey, Winfried, »Die Juden kennen kein Mitleid. Sie streben nur nach einem, nach Geld.« Mittelalterliche Stereotype des Wucherjuden von der Frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert«, in: *ASCHKENAS – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, 20/2 (2010), 505–520.
- Fricke, Hannes, *Niemandt wird lesen, was ich hier schreibe. Über den Niemand in der Literatur*, Göttingen 1998.
- Friedensburg, Ferdinand, *Schlesiens neuere Münzgeschichte*, Breslau 1899.
- Frijhoff, Willem, »Der Lebensweg der Studenten«, in: Walter Rüegg (Hg.), *Geschichte der Universität in Europa. Bd. 2: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*, München 1996, 287–334.
- Fuchs, Ralf-Peter, *Um die Ehre. Westfälische Beleidigungsprozesse vor dem Reichskammergericht (1525–1805)*, Paderborn 1999.
- Fulda, Daniel, *Schau-Spiele des Geldes. Die Komödie und die Entstehung der Marktgesellschaft von Shakespeare bis Lessing*, Tübingen 2005.
- Fulda, Daniel, »Um 1700 begann die ›offene Zukunft‹. Zum Ausgang der Aufklärung von einer allgemeinen Unsicherheitserfahrung«, in: ders./Jörn Steigerwald (Hg.), *Um 1700. Die Formierung der europäischen Aufklärung zwischen Öffnung und neuerlicher Schließung*, Berlin/Boston 2016, 23–45.
- Füssel, Marian, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006.
- Füssel, Marian, »Die Gelehrtenrepublik im Kriegszustand. Zur bellizitären Metaphorik von gelehrten Streitkulturen der Frühen Neuzeit«, in: Kai Bremer/Carlos Spoerhase (Hg.), *Gelehrte Polemik. Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700* (Zeitsprünge, Forschungen zur Frühen Neuzeit, Bd. 15, 2/3), Frankfurt a. M. 2011, 158–176.
- Gabaude, Florent, *Les comédies d'Andreas Gryphius (1616–1664) et la notion de grotesque*, Bern 2004.
- Gabaude, Florent, »Bildliche und Bühnenbildliche Rhetorik für Anseher in den illustrierten Flugblättern des 17. Jahrhunderts«, in: *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris* 2005, Bd. 7, Bern u. a. 2008, 41–48.
- Gabaude, Florent, »Vexierspiel mit Säuen und Brunnen. Bemerkungen zur spöttischen Hans-Sachs-Rezeption in Andreas Gryphius' *Absurda Comica. Oder Herr Peter Squentz*«, in: Philippe Wellnitz (Hg.), *Das Spiel in der Literatur*, Berlin 2013, 21–45.

- Gabler, Werner, *Der Zuschauerraum des Theaters*, Leipzig 1935.
- Gaede, Friedrich, »Homo homini lupus et ludius est. Zu Grimmelshausens *Der seltsame Springinsfeld*«, in: DVJs 57 (1983), 240–258.
- Gaede, Friedrich, *Substanzverlust. Grimmelshausens Kritik der Moderne*, Tübingen 1989.
- Gaede, Friedrich, »Leere Blätter? Grimmelshausens Thematisierung des Lesers«, in: *Simpliciana* 32 (2010), 33–43.
- Garbellotti, Marina, »Welchen Armen helfen? Armut und Fürsorge in Italien (16.-18. Jahrhundert)«, in: Klaus Bergdolt/Lothar Schmitt/Andreas Tönnemann (Hg.), *Armut in der Renaissance*, Wiesbaden 2013.
- Garber, Klaus, »Sigmund von Birken: Städtischer Ordenspräsident und höfischer Dichter. Historisch-soziologischer Umriss seiner Gestalt. Analyse seines Nachlasses und Prolegomenon zur Edition seines Werkes«, in: Martin Bircher/Ferdinand van Ingen (Hg.), *Sprachgesellschaften, Sozietäten, Dichtergruppen*, Hamburg 1978, 223–255.
- Garber, Klaus, »Der Autor im 17. Jahrhundert«, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 11/42 (1981), 29–44.
- Garber, Klaus, *Der Reformator und Aufklärer Martin Opitz (1597–1639). Ein Humanist im Zeitalter der Krisis*, Berlin u. a. 2008.
- Garber, Klaus, *Wege in die Moderne: historiographische, literarische und philosophische Studien aus dem Umkreis der alteuropäischen Arkadien-Utopie*, Berlin u. a. 2012
- Garner, Guillaume/Richter, Sandra (Hg.), »Eigennutz und gute Ordnung«. *Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert*, Wiesbaden 2016.
- Gattuso, Susan, »Der Singschulstreit von 1624«, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 74 (1987), 203–207.
- Gebauer, Hans Dieter, *Grimmelshausens Bauerndarstellung. Literarische Sozialkritik und ihr Publikum*, Marburg 1977.
- Geertz, Clifford, »Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur«, in: ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, übers. von Brigitte Luchesi u. Rolf Bindemann, Frankfurt a. M. 1983, 7–44.
- Geitner, Ursula, *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen 1992.
- Gellinek, Janis Little, *Die weltliche Lyrik des Martin Opitz*, Bern u. a. 1973.
- Gemert, Guillaume van, *Die Werke des Aegidius Albertinus (1560–1620). Ein Beitrag zur Erforschung des deutschsprachigen Schrifttums der katholischen Reformbewegung in Bayern um 1600*, Amsterdam 1979.
- Gemert, Guillaume van, »Instrumentalisierung spiritualistischer Gläubigkeit im Kampf gegen obrigkeitlich-kirchliche Orthodoxie. Zum Stellenwert von Sebastian Francks auf niederländisch überlieferten Traktaten aus dem frühen 17. Jahrhundert im Prozeß der Institutionalisierung der reformierten Amtskirche in den Niederlanden«, in: Hartmut Laufhütte/Michael Titzmann (Hg.), *Heterodoxie in der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2006, 161–174.
- Genna-Stalder, Margret/Lambrecht, Lars, *Die Patriotische Gesellschaft in Bern und Isaak Iselins Anteil an der europäischen Geschichtsphilosophie*, Frankfurt a. M. 2015.
- Geremek, Bronislaw, *Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa*, übers. von Friedrich Griese, München/Zürich 1988.
- Gersch, Hubert, *Geheimpoetik. Die »Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi«, interpretiert als Grimmelshausens verschlüsselter Kommentar zu seinem Roman*, Tübingen 1973.
- Gersch, Hubert, *Literarisches Monstrum und Buch der Welt. Grimmelshausens Titelbild zum »Simplicissimus Teutsch«*, Tübingen 2004.

- Gestrich, Andreas, *Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1994.
- Gillespie, Gerald, »Picara und Schelmin«, in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Der deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext. Rezeption, Interpretation, Bibliographie*, Amsterdam 1987, 151–171.
- Ginzburg, Carlo, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, übers. von Karl. F. Hauber, 7. Aufl., Berlin 2011.
- Gisi, Lucas Marco/Rother, Wolfgang (Hg.), *Isaak Iselin und die Geschichtsphilosophie der europäischen Aufklärung*, Basel 2011.
- Görner, Karl von, *Der Hans Wurst-Streit in Wien und Joseph von Sonnenfels*, Wien 1884.
- Götzinger, E., Art. »Unehrlche Leute«, in: *Reallexicon der Deutschen Altertümer*, Leipzig 1885, 1027–1031.
- Goffman, Erving, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt a. M. 1975.
- Gose, Walter, »Dacia Antiqua, ein verschollenes Hauptwerk von Martin Opitz«, in: *Südostdeutsches Archiv* 2 (1959), 127–144.
- Graf, Rüdiger, *Das Theater im Literaturstaat. Literarisches Theater auf dem Weg zur Bildungsmacht*, Tübingen 1992.
- Greif, Stefan, *Literatur der Aufklärung*, Paderborn u. a. 2013.
- Greiner, Bernhard, »Absurda Comica. Oder Herr Peter Squentz«, in: Nicola Kaminski/Robert Schütze (Hg.), *Gryphius-Handbuch*, Berlin/Boston 2016, 313–329.
- Gressmann, Hugo, *Vom reichen Mann und armen Lazarus. Eine literaturgeschichtliche Studie*, Berlin 1918.
- Grieffinger, Andreas, *Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksesellen im 18. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. u. a. 1981.
- Grieffinger, Andreas/Reith, Reinhold/Eggers, Petra, *Streikbewegungen deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Materialien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des städtischen Handwerks 1700–1806*, Göttingen 1992.
- Grimm, Gunter E., *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*, Tübingen 1983.
- Grimm, Reinhold/Hermand, Jost (Hg.), *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Königstein/Taunus 1979.
- Groebner, Valentin, *Ökonomie ohne Haus. Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts*, Göttingen 1993.
- Groebner, Valentin, *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*, München 2004.
- Gündisch, Gustav, »Deutsche Bergwerkssiedlungen in dem siebenbürgischen Erzgebirge«, in: *Deutsche Forschung im Südosten*, Bd. I, Hermannstadt 1942, 53–81.
- Günter, Manuela/Homberg, Michael, »Artes Populares. Serielles Vergnügen in der Frühen Neuzeit zwischen Gattungs- und Medieneffekten«, in: dies. (Hg.), *Artes populares: Theorie und Praxis populärer Unterhaltungskünste in der frühen Neuzeit*, *Daphnis* 44 (2016), 169–293.
- Guillén, Claudio, »Zur Frage der Begriffsbestimmung des Pikaresken« (1961), in: Helmut Heidenreich (Hg.), *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*, Darmstadt 1969, 375–396.
- Gumbrecht, Hans-Ulrich/Klinger, Florian (Hg.), *Latenz. Blinde Passagiere in den Geisteswissenschaften*, Göttingen 2011.
- Gutsche, Victoria Luise, *Zwischen Annäherung und Abgrenzung. Zur Konstruktion des Jüdischen in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Berlin u. a. 2014.
- Haberkamm, Klaus, »[...] es steck(e)t etwas (anders) darhinder [...]«. Die »Lebens-Beschreibung des simplicianischen Springinsfeld als Cento«, in: *Simpliciana* 37 (2015), 15–50.

- Habermas, Jürgen, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Neuwied/Berlin 1962.
- Habersetzer, Karl Heinz, »Ars Poetica Simpliciana. Zum Titelkupfer des *Simplicissimus Teutsch*«, 1. Teil in: *Daphnis* 3 (1974), 60–82, 2. Teil in: *Daphnis* 4 (1975), 51–78.
- Habersetzer, Karl-Heinz, *Politische Typologie und dramatisches Exemplum. Studien zum historisch-ästhetischen Horizont des barocken Trauerspiels am Beispiel von Andreas Gryphius' »Carolus Stuardus« und »Papinianus«*, Stuttgart 1985.
- Haekel, Ralf, *Die Englischen Komödianten in Deutschland. Eine Einführung in die Ursprünge des deutschen Berufsschauspiels*, Heidelberg 2004.
- Haekel, Ralf, »Hanswurstdiade«, in: Uwe Wirth (Hg.), *Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2017, 100–106.
- Haekel, Ralf, »Von Bottom zu Pickelhering. Die Kunst des komischen Schauspiels in Shakespeares *A Midsummer Night's Dream* und Gryphius' *Absurda Comica*«, in: *Chloe: Beiheft zum Daphnis* 40 (2008): *Anthropologie und Medialität des Komischen im 17. Jahrhundert (1580–1730)*, hg. von Stefanie Arendt/Thomas Borgstedt/Nicola Kaminski/Dirk Niefanger, 207–221.
- Härter, Andreas, *Digressionen. Studien zum Verhältnis von Ordnung und Abweichung in Rhetorik und Poetik. Quintilian – Opitz – Gottsched – Friedrich Schlegel*, München 2000.
- Haeseli, Christa M., »Die *Picara Justina* als unzuverlässige Erzählerin? Zur Problematik einer narratologischen Kategorie«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 301–315.
- Hahn, Reinhard, *Meistergesang*, Leipzig 1985.
- Hall, Vernon, »Scaliger's Defense of Poetry«, in: *Publications of the Modern Language Association of America* 63 (1948), 1125–1130.
- Hamidouche, Martina, »Courasches Ehen. Eine genderorientierte Untersuchung des Grimmelshausenromans«, in: *Colloquia Germanica* 39 (2006), 231–242.
- Hansen, Günther, *Formen der Commedia dell'Arte in Deutschland*, Emsdetten 1984.
- Hanß, Stefan/Schiel, Juliane (Hg.), *Neue Perspektiven auf mediterrane Sklaverei (500–1800)*, Zürich 2014.
- Harms, Wolfgang, *Das illustrierte Flugblatt in der Frühen Neuzeit: Tradition, Wirkungen, Kontexte*, Stuttgart 2008.
- Hart, Gail, »Robbers, Readers, and Security. Christian August Vulpius and the Art of Mass Appeal«, in: *Seminar – A Journal of Germanic Studies*, 44/3 (2008), 318–333.
- Harvey, David, *The Enigma of Capital and the Crisis of Capitalism*, London 2010.
- Haß, Ulrike, *Das Drama des Sehens. Auge, Blick und Bühnenform*, München 2005.
- Haubrichs, Wolfgang, »Das Wortfeld von ›Arbeit‹ und ›Mühe‹ im Mittelhochdeutschen«, in: Verena Postel (Hg.), *Arbeit im Mittelalter. Vorstellungen und Wirklichkeiten*, Berlin 2006, 91–106.
- Haustein, Jens, »Jacob Ayrer«, in: Stephan Füssel (Hg.), *Deutsche Dichter der Frühen Neuzeit (1450–1600). Ihr Leben und Werk*, Berlin 1993.
- Haverkamp, Anselm, *Figura cryptica. Theorie der literarischen Latenz*, Frankfurt a. M. 2002.
- Haverkamp, Alfred, »Kammerknechtschaft und ›Bürgerstatus‹ der Juden diesseits und jenseits der Alpen während des späten Mittelalters«, in: Steffen Führding (Hg.), *Säkularität in religionswissenschaftlicher Perspektive*, Göttingen 2013, 11–40.
- Hayn, Hugo/Gotendorf, Alfred N. (Hg.), *Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa*, Bd. 6, München 1914.
- Heesen, Kerstin te, *Das illustrierte Flugblatt als Wissensmedium in der Frühen Neuzeit. Langfristige Entwicklungen in Deutschland und neueste Daten für Ost- und Westdeutschland*, Opladen u. a. 2011.

- Hegler, Alfred, *Sebastian Francks lateinische Paraphrase der Deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate*, Tübingen 1901.
- Heim, Tino, *Die Metamorphosen des Kapitals. Kapitalistische Vergesellschaftung und Perspektiven einer kritischen Sozialwissenschaft nach Marx, Foucault und Bourdieu*, Bielefeld 2013.
- Heinzmann, Julia-Maria, *Die Buhllieder des Hans Sachs. Form, Gehalt, Funktion und sozialhistorischer Ort*, Wiesbaden 2001.
- Helas, Philine, »Waise, Braut, Mutter, Witwe. Weibliche Rollen zwischen Paupertas und Caritas in der italienischen Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts«, in: Klaus Bergdolt/Lothar Schmitt/Andreas Tönnemann (Hg.), *Armut in der Renaissance*, Wiesbaden 2013, 51–105.
- Helduser, Urte, *Imaginationen des Monströsen: Wissen, Literatur und Poetik der »Missgeburt« 1600–1835*, Göttingen 2016.
- Helmer, Karl, *Weltordnung und Bildung. Versuch einer kosmologischen Grundlegung barocken Erziehungsdenkens bei Georg Philipp Harsdörffer*, Frankfurt a. M. 1982.
- Henke, Robert/Nicholson, Eric (Hg.), *Transatlantic Mobilities in Early Modern Theatre*, Farnham 2014.
- Herbst, Klaus-Dieter, »Noch einmal zum rechtlichen Verhältnis zwischen Autor und Verleger im Kalenderwesen um 1670. Mit einem Blick auf Grimmelshausen«, in: *Simpliciana* 33 (2011), 319–339.
- Herrero, Javier, »Renaissance Poverty and Lazarillo's Family. The Birth of the Picaresque Genre«, in: *Publications of the Modern Language Association* 94 (1979), 876–886.
- Herrmann, Hans Peter, *Naturnachahmung und Einbildungskraft. Zur Entwicklung der deutschen Poetik von 1670 bis 1740*, Berlin u. a. 1970.
- Herrmann, Steffen K./Kuch, Hannes, »Einleitung«, in: dies./Sybille Krämer (Hg.), *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*, Bielefeld 2007, 7–31.
- Herrmann, Steffen K./Kuch, Hannes, »Symbolische Verletzbarkeit und sprachliche Gewalt«, in: dies./Sybille Krämer (Hg.), *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*, Bielefeld 2007, 179–211.
- Hess, Peter, *Poetik ohne Trichter. Harsdörffers »Dicht- und Reimkunst«*, Stuttgart 1986.
- Heßelmann, Peter, »Grimmelshausen – »gesellschaftlich alleingelassen«? Auf den Spuren seiner Gönner und Leser im 17. Jahrhundert«, in: *Simpliciana* 8 (1986), 51–70.
- Heßelmann, Peter, *Gaukelpredigt. Simplicianische Poetologie und Didaxe. Zu allegorischen und emblematischen Strukturen in Grimmelshausens Zehn-Bücher-Zyklus*, Frankfurt a. M. u. a. 1988.
- Heßelmann, Peter, *Simplicissimus Redivivus: eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert, 1667–1800*, Frankfurt a. M. 1992.
- Heßelmann, Peter (Hg.), *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur*, Bern 2001.
- Heßelmann, Peter, *Gereinigt Theater? Dramaturgie und Schaubühne im Spiegel deutschsprachiger Theaterperiodika des 18. Jahrhunderts (1750–1800)*, Frankfurt a. M. 2002.
- Heßelmann, Peter, »Der Ruf nach der »Policey« im Tempel der Kunst. Das Theaterpublikum des 18. Jahrhunderts zwischen Andacht und Vergnügen«, in: Herrmann Korte u. a. (Hg.), *»Das Theater glich einem Irrenhause.« Theater und Publikum im 18. und 19. Jahrhundert*, Heidelberg 2012, 77–94.
- Heßelmann, Peter, »Zu Theorie und Praxis deutscher Theaterhistoriographie im 18. Jahrhundert«, in: Herrmann Korte u. a. (Hg.), *Medien der Theatergeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Heidelberg 2015, 29–52.
- Hildebrandt-Günther, Renate, *Antike Rhetorik und deutsche literarische Theorie im 17. Jahrhundert*, Marburg 1966.

- Hill, Christopher, *The World Turned Upside Down. Radical Ideas During the English Revolution*, Harmondsworth 1972.
- Hillenbrandt, Rainer, »Courasche als negatives Exempel«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 47–65.
- Hippel, Robert von, *Lehrbuch des Strafrechts*, Berlin 1932.
- Hippel, Wolfgang von, *Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit*, München 1995.
- Hirschi, Caspar, »Höflinge der Bürgerschaft – Bürger des Hofes. Zur Beziehung von Humanismus und städtischer Gesellschaft«, in: Gernot Michael Müller (Hg.), *Humanismus und Renaissance in Augsburg. Kulturgeschichte einer Stadt zwischen Spätmittelalter und Dreissigjährigem Krieg*, Berlin 2010, 31–60.
- Hirschi, Caspar, »Piraten der Gelehrtenrepublik. Die Norm des sachlichen Streits und ihre polemische Funktion«, in: Kai Bremer/Carlos Spoerhase (Hg.), *Gelehrte Polemik. Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700* (Zeitsprünge, Forschungen zur Frühen Neuzeit, Bd. 15, 2/3), Frankfurt a. M. 2011, 176–217.
- Hirschmann, Albert O., *Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*, übers. von Sabine Offe, zweite Aufl., Frankfurt a. M. 1984.
- Hirschmann, Albert O., *The Rhetoric of Reaction. Perversity, Futility, Jeopardy*, Cambridge u. a. 1991.
- Hobsbawm, Eric J., *Sozialrebelln. Archaische Sozialbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Neuwied/Berlin 1962.
- Hölscher, Lucian, »Öffentlichkeit«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 4, Stuttgart 1978, 413–467.
- Hölter, Achim, *Die Bücherschlacht. Ein satirisches Konzept in der europäischen Literatur*, Bielefeld 1995.
- Hoffmann-Rehnitz, Philip R., »Vergemeinschaftung unter Störern? ›Heimliche Handwerker‹ in der frühneuzeitlichen Stadt«, in: Martin Mulsow (Hg.), *Kriminelle – Freidenker – Alchemisten. Räume des Untergrunds in der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 2014, 121–163.
- Holbach, Rudolf, *Frühformen von Verlag und Großbetrieb in der gewerblichen Produktion. 13.-16. Jahrhundert*, Stuttgart 1994.
- Hon-Firnberg, Hertha, *Lohnarbeiter und freie Lohnarbeit im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Ein Beitrag zur Geschichte der agrarischen Lohnarbeit in Deutschland*, Wien u. a. 1935.
- Hooffacker, Gabriele, *Avaritia radix omnium malorum. Barocke Bildlichkeit um Geld und Eigennutz in Flugschriften, Flugblättern und benachbarter Literatur der Kipper- und Wipperzeit (1620–1625)*, Frankfurt a. M. u. a. 1988.
- Horch, Hans Otto/Schulz, Georg-Michael, *Das Wunderbare und die Poetik der Frühaufklärung. Gottsched und die Schweizer*, Darmstadt 1988.
- Horlacher, Rebekka, *Bildungstheorie vor der Bildungstheorie. Die Shaftesbury-Rezeption in Deutschland und der Schweiz im 18. Jahrhundert*, Würzburg 2004.
- Hülßen-Esch, Hans-Otto, »Armut und Alter in der Renaissance«, in: Klaus Bergdolt/Lothar Schmitt/Andreas Tönnemann (Hg.), *Armut in der Renaissance*, Wiesbaden 2013, 15–50.
- Ingen, Ferdinand van, »Die Erforschung der Sprachgesellschaften unter sozialgeschichtlichem Aspekt«, in: Martin Bircher/Ferdinand van Ingen (Hg.), *Sprachgesellschaften, Sozietäten, Dichterguppen*, Hamburg 1978, 9–26.
- Ingen, Ferdinand van, »Strukturierte Intertextualität. Poetische Schatzkammern und Verwandtes«, in: Wilhelm Kühlmann/Wolfgang Neuber (Hg.), *Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*, Frankfurt a. M. u. a. 1994, 279–308.
- Jakob, Hans-Joachim, »Viel Köpfe viel Sinn«. Grimmelshausens ›Simplicissimus‹ und die ›Continuatio‹ in der Forschung von 1997 bis 2007«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, Sonderband Text+Kritik*, München 2008, 263–274.

- Jaumann, Herbert, *Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius*, Leiden u. a. 1995.
- Jaumann, Herbert, »Emanzipation als Positionsverlust. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Situation des Autors im 18. Jahrhundert«, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 11/42 (1981), 46–72.
- Jauss, Hans Robert, »Ursprung und Bedeutung der Ich-Form im *Lazarillo de Tormes*«, in: *Romanistisches Jahrbuch* 8 (1957), 290–311.
- Jeßing, Benedikt, »Doppelte Buchführung und literarisches Erzählen in der frühen Neuzeit«, in: Judith Klinger/Gerhard Wolf (Hg.), *Gedächtnis und kultureller Wandel. Erinnerndes Schreiben – Perspektiven und Kontroversen*, Tübingen 2009, 187–199.
- Johann, Anja, *Kontrolle mit Konsens. Sozialdisziplinierung in der Reichsstadt Frankfurt am Main im 16. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2000.
- Jöns, Dietrich, »Sigmund von Birken. Zum Phänomen einer literarischen Existenz zwischen Hof und Stadt«, in: Horst Brunner (Hg.), *Literatur in der Stadt. Bedingungen und Beispiele städtischer Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts*, Göppingen 1982, 167–189.
- Johns, Adrian, *Piracy: the intellectual property wars from Gutenberg to Gates*, Chicago u. a. 2009.
- Jütte, Robert, *Arme, Bettler, Beutelschneider. Eine Sozialgeschichte der Armut*, Berlin 2000.
- Jütte, Robert, »Bettler und Vagantentum bei Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen«, in: *Daphnis* 9 (1980), 122–131.
- Jullien, Eva/Pauly, Michel (Hg.), *Craftsmen and Guilds in the Medieval and Early Modern Periods*, Stuttgart 2016.
- Justice, George, *The Manufacturers of Literature. Writing and the Literary Marketplace in Eighteenth-century England*, Delaware 2002.
- Kaiser, Michael, »Der Jäger von Soest. Historische Anmerkungen zur Darstellung des Militärs bei Grimmelshausen«, in: Peter Heßelmann (Hg.), *Grimmelshausen und Simplicissimus in Westfalen*, Bern u. a. 2006, 93–114.
- Kaiser, Wolfgang, »Geschäfte mit der Redemption. Sklavenhandel und Loskauf im frühneuzeitlichen Mittelmeerraum«, in: Sandra Richter/Guillaume Garner (Hg.), »Eigennutz« und »gute Ordnung«. *Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert*, Wiesbaden 2016, 165–180.
- Kalkuhl, Christina/Solms, Wilhelm, »Unter den Zigeunern. Grimmelshausens Darstellung einer verachteten Minderheit«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 213–225.
- Kaminski, Lars, »Die Kultivierung des Paradieses. Grimmelshausens Creutz Jnsul vor dem Hintergrund des PINESER Eylands von Henry Neville«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, Sonderband Text+Kritik*, München 2008, 136–149.
- Kaminski, Lars, *Vita Simplicii. Einsiedlerleben und Antoniusverehrung bei Grimmelshausen*, Frankfurt a. M. 2010.
- Kaminski, Nicola, *Andreas Gryphius*, Stuttgart 1998.
- Kaminski, Nicola, »Reine des Bohémiens. Politische Utopie und »zigeunernde« Textur in Grimmelshausens *Courasche*«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 79–122.
- Kaminski, Nicola, *EX BELLO ARS oder Ursprung der »Deutschen Poeterey«*, Heidelberg 2004.
- Kaminski, Nicola, »Lebensgeschichte als Mediengeschichte. Zum Stellenwert der Schermesser-Episode in Simplicissimus' autobiographischer Konfession«, in: *Simpliciana* 32 (2010), 101–120.
- Kaminski, Nicola, »Prosimetrum. Auf den Spuren einer impliziten Theorie »ungebundener Rede« bei Martin Opitz«, in: Thomas Althaus/Nicola Kaminski (Hg.), *Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Konturen »ungebundener Rede« in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Bern u. a. 2013.
- Kaminski, Nicola, u. a. (Hg.), *Zeitschriftenliteratur/Fortsetzungsliteratur*, Hannover 2014.

- Kaminski, Nicola, »H. I. C. V. G. oder Die Begründung fiktiver Autorschaft im ›Beschluss‹ der *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*«, in: *Simpliciana* 36 (2014), 299–324.
- Kaminski, Nicola, »Wer ist Philarchus Grossus? Simplicianische Autorschaftsmachinationen im narrativen Hintergrund«, in: *Simpliciana* 37 (2015), 143–169.
- Kappeler, Florian, »Das schwarze Licht der Aufklärung. Erzählungen der Haitianischen Revolution im deutschsprachigen Raum«, in: Frauke Berndt/Daniel Fulda (Hg.), *Erzählende und erzählte Aufklärung*, Hamburg 2017.
- Karasek, Horst, *Der Fedtmilch-Aufstand, oder: Wie die Frankfurter 1612/14 ihrem Rat einheizten*, Berlin 1979.
- Katritzky, M. A., »Pickelhering and Hamlet in Dutch art. The English comedians of Robert Browne, John Green, and Robert Reynolds«, in: Douglas A. Brooks (Hg.), *Shakespeare and the Low Countries, Shakespeare Yearbook* 15 (2005), 113–140.
- Katritzky, M. A., *Women, Medicine and Theatre 1500–1750. Literary mountebanks and performing quacks*, Aldershot u. a. 2007.
- Katritzky, M. A., *Healings, Performance and Ceremony in the Writing of Three Modern Physicians. Hypolytus Guarinonius and the Brother Thomas and Felix Platter*, Ashgate 2012.
- Katritzky, M. A., »Comic Stage Routines in Guarinonius Medical Treatise of 1610«, in: Robert Henke/M. A. Katritzky (Hg.), *European Theatre. Performance Practice, 1580–1750*, London/New York 2014, 363–378.
- Kaulfuß-Diesch, Carl Hermann, *Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur älteren deutschen Bühnengeschichte*, Leipzig 1905.
- Keck, Andreas, *Das philosophische Motiv der Fürsorge im Wandel. Vom Almosen bei Thomas von Aquin zu Juan Luis Vives' De subventione pauperum*, Würzburg 2010.
- Keller, Andreas u. a. (Hg.), *Theorie und Praxis der Casualdichtung in der Frühen Neuzeit*, Amsterdam 2010.
- Kepler-Tasaki, Stefan/Kocher, Ursula (Hg.), *Georg Philipp Harsdörffers Universalität. Beiträge zu einem uomo universale des Barock*, Berlin 2011.
- Kiesant, Knut, »Inszeniertes Lachen in der Barock-Komödie – Andreas Gryphius' *Peter Squentz* und Christian Weises *Der niederländische Bauer*«, in: Werner Röcke/Helga Neumann (Hg.), *Komische Gegenwelten. Lachen und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Paderborn 1999, 200–214.
- Kiesel, Helmuth, »*Bei Hof, bei Höll*«. *Untersuchungen zur literarischen Hofkritik von Sebastian Brant bis Friedrich Schiller*, Tübingen 1979.
- Kiesel, Helmuth/Münch, Paul, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland*, München 1977.
- Kiesselbach, Dorothee, »Jacob Ayrer, der Nürnberger Notar, Procurator und Poet«, in: Eberhard Dünninger/Dorothee Kiesselbach (Hg.), *Bayerische Literaturgeschichte in ausgewählten Beispielen*, Bd. II, München 1976, 197–210.
- Kilcher, Andreas, *Mathesis und poesis. Enzyklopädie und Literatur 1600 bis 2000*, München 2003.
- Kilcher, Andreas, »Zentrifugen des Wissens – Zur Enzyklopädie des Barockromans«, in: *Arcadia* 48 (2013), 282–303.
- Kink, Barbara, »Armer Mann / Gemeiner Mann«, in: [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Armer Mann/Gemeiner Mann](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Armer_Mann/Gemeiner_Mann) [8. 11. 2017].
- Kipf, Johannes Klaus, »Episodizität und narrative Makrostruktur. Überlegungen zur Struktur der ältesten deutschen Schelmenromane und einiger Schwankromane«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaesken*, Heidelberg 2014, 71–103.
- Kisch, Herbert, »Die Textilgewerbe in Schlesien und im Rheinland. Eine vergleichende Studie zur

- Industrialisierung (mit einem Postskriptum)«, in: Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm (Hg.), *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977, 259–386.
- Kittner, Michael, *Arbeitskampf. Geschichte, Recht, Gegenwart*, München 2005.
- Kleebert, Bernhard (Hg.), *Schlechte Angewohnheiten. Eine Anthologie 1750–1900*, Berlin 2012.
- Klippel, Diethelm, »Der Lohnarbeitsvertrag in Naturrecht und Rechtsphilosophie des 18. und 19. Jahrhunderts«, in: Gerhard Köbler (Hg.), *Geschichtliche Rechtswissenschaft: Ars Tradendo Innovandoque Aequitatem Sectandi. Festschrift für Alfred Söllner*, Gießen 1990.
- Kluge, Arnd, *Die Zünfte*, Stuttgart 2007.
- Kluge, Bernd, »Für das Überleben des Staates. Die Münzverschlechterungen durch Friedrich den Großen im Siebenjährigen Krieg«, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 59 (2014), 125–143.
- Knappe, Joachim, *Rhetorik und Poetik in Deutschland 1300–1700*, Wiesbaden 2006.
- Koch, Gustav, *Adolph Müllner als Theaterkritiker, Journalist und literarischer Organisator*, Emsdetten 1939.
- Koch, Rainer, *Grundlagen bürgerlicher Herrschaft. Verfassungs- und sozialgeschichtliche Studien zur bürgerlichen Gesellschaft in Frankfurt am Main (1612–1866)*, Wiesbaden 1983.
- Koch, Rolf, »J. H. G. von Justis ›Dichterinsel‹ und ihre Beziehungen zur Literaturkritik der Aufklärung«, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 91 (1972), 161–171.
- Kocka, Jürgen, *Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800*, Bonn 1900.
- Koenen, Elmar, »Bürgerliche Gesellschaft«, in: Georg Kneer/Armin Nassehi/Markus Schroer (Hg.), *Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie*, München 2001, 73–110.
- Kooznetzoff, Constantin, »Das Theaterspielen der Nürnberger Meistersinger«, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 55 (1967), 226–235.
- Korge, Marcel, *Der gute Ruf des Handwerks. Normative Ehrvorstellungen und soziale Praxis in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Das Beispiel der Leipziger Schneider- und Goldschmiedeinung (1470–1730)*, Magdeburg 2010.
- Koschlig, Manfred, *Grimmelshausen und seine Verleger. Untersuchungen über die Chronologie seiner Schriften und den Echtheitscharakter der frühen Ausgaben*, Berlin 1939.
- Koschlig, Manfred, *Das Ingenium Grimmelshausens und das Kollektiv. Studien zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Werkes*, München 1977.
- Koschorke, Albrecht/Lüdemann, Susanne/de Mazza, Ethel Matala/Frank, Thomas, *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt a. M. 2007.
- Koselleck, Reinhart, *Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791–1848*, Stuttgart 1967.
- Koselleck, Reinhart, *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a. M. 1973.
- Koselleck, Reinhart, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989.
- Koselleck, Reinhart/Gschnitzer, Fritz/Werner, Karl Ferdinand/Schönemann, Bernd, »Volk, Nation, Nationalismus, Masse«, in: Reinhart Koselleck/Werner Conze/Otto Brunner (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7, Stuttgart 1992, 141–431.
- Koselleck, Reinhart, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M. 2000.
- Kotte, Andreas, *Theatergeschichte: Eine Einführung*, Köln u. a. 2013, 241–250.
- Kremer, Detlef, »Groteske Polyphonie: zur poetologischen Funktion der Kleinformen im Simplicissimus Teutsch am Beispiel der Schermesser-Episoden«, in: *Simpliciana* 29 (2007), 89–99.
- Kriedte, Peter/Medick, Hans/Schlumbohm, Jürgen, *Industrialisierung vor der Industrialisierung*.

- Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsepoche des Kapitalismus*, Göttingen 1977.
- Krieg, Walter, *Materialien zu einer Entwicklungsgeschichte der Bücher-Preise und des Autoren-Honors vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Nebst einem Anhang Kleine Notizen zur Auglagengeschichte der Bücher im 15. und 16. Jahrhundert*, Wien/Zürich 1953.
- Kuchenbuch, Ludolf/Sokoll, Thomas, »Vom Brauch-Werk zum Tauschwert: Überlegungen zur Arbeit im vorindustriellen Europa«, in: Helmut König u. a. (Hg.), *Sozialphilosophie der industriellen Arbeit*, Opladen 1990, 26–50
- Kühlmann, Wilhelm, *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*, Tübingen 1982.
- Kühlmann, Wilhelm, *Martin Opitz. Deutsche Literatur und deutsche Nation*, Heidelberg 2001.
- Kühlmann, Wilhelm, »Moralische Aufklärung im 18. Jahrhundert. Ziele, Medien, Aporien«, in: Misia Sophia Doms/Bernhard Walcher (Hg.), *Periodische Erziehung des Menschengeschlechts: Moralische Wochenschriften im deutschsprachigen Raum*, Bern 2012, 15–46.
- Kühlmann, Wilhelm, »Polyhistorie jenseits der Systeme. Zur funktionellen Pragmatik und publizistischen Typologie frühneuzeitlicher ›Buntschriftstellerei‹«, in: Flemming Schock (Hg.), *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei*, Berlin 2012, 21–42.
- Kugler, Hartmut, *Handwerk und Meistersang. Ambrosius Metzgers Metamorphosen-Dichtung und die Nürnberger Singschule im frühen 17. Jahrhundert*, Göttingen 1977.
- Kurz, Robert, *Schwarzbuch Kapitalismus*, Frankfurt a. M. 1999.
- Lämke, Ortwin, »Zirkulationsmittel und hermeneutischer Zirkel. Zum Geldmotiv im simplicianischen Zyklus«, in: *Simpliciana* 27 (2005), 135–156.
- Lande, Joel B., »In Sober Jest. The Emergence of the Comedic Genre in the Age of Enlightenment«, in: *DVjs* 84 (2010), 478–506.
- Lande, Joel B./Suter, Robert/Schlögl, Rudolf (Hg.), *Dynamische Figuren. Gestalten der Zeit im Barock*, Freiburg u. a. 2013.
- Lande, Joel B., *Persistence of Folly. On the Origin of German Dramatic Literature*, Ithaca 2018.
- Lau, Thomas, *Unruhe Städte. Die Stadt, das Reich und die Reichsstadt 1648–1806*, München 2012.
- Lauffhütte, Hartmut, »Animae sub involucro historia«. Sigmund von Birkens Drama *Psyche* als allegorische Inszenierung der Heilsgeschichte«, in: ders., *Gesammelte Studien*, 413–433.
- Lauffhütte, Hartmut, »Poetenwürde und literarisches Dienstleistungsgewerbe im 17. Jahrhundert. Am Beispiel des Pegnesischen Blumenordens«, in: John Roger Paas (Hg.), »*der Franken Rom*«. *Nürnbergs Blütezeit in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1995, 155–177.
- Lauffhütte, Hartmut, *Sigmund von Birken. Leben, Werk und Nachleben. Gesammelte Studien*, mit einem Vorwort von Klaus Garber, Passau 2007.
- Lauffhütte, Hartmut, »und ist es gar nit auf einige Mendicitatem abgesehen«. Sigmund von Birkens poetische Dienstleistungen für Markgraf Christian Ernst und seine Umgebung«, in: ders. (Hg.), *Der Pegnesische Blumenorden unter der Präsidentschaft Sigmund von Birkens. Gesammelte Studien der Forschungsstelle Frühe Neuzeit an der Universität Passau (2007–2013)*, Passau 2013, 39–59.
- Lazarowicz, Klaus, *Verkehrte Welt. Vorstudien zu einer Geschichte der deutschen Satire*, Tübingen 1963.
- Lehmann, Johannes/Geyer, Stefan (Hg.), »Gegenwart« im 17. Jahrhundert? Schwerpunkt. *Internationales Archiv zur Sozialgeschichte der Literatur* 42/1 (2017), 110–278.
- Lehmann, Jörg, »Literarisierung und Entzauberung: und in Leipzig wird eine (keine) Puppe verbrannt«, in: Markus Joss (Hg.), *Theater der Dinge. Puppen-, Figuren- und Objekttheater*, Berlin 2016.

- Leizmann, Albert/Burdach, Konrad, »Der Judenspieß und die Longinus-Sage«, in: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur* 19 (1916), 21–56.
- Lepper, Marcel, »Wo die Meistersinger das Lesen lernten. Elementarschulbildung in Nürnberg um 1500«, in: Alwin Hanschmidt/ Hans-Ulrich Musolff (Hg.), *Elementarbildung und Berufsausbildung in und außerhalb der Schule 1450–1750*, Köln u. a. 2005, 70–85.
- Le Roy Ladurie, Emmanuel, *Karneval in Romans. Eine Revolte und ihr blutiges Ende 1579–1580*, übers. von Charlotte Roland, München 1989.
- Lever, Maurice, *Zepter und Narrenkappe. Geschichte des Hofnarren*, Frankfurt a. M. 1992.
- Linden, Marcel van der, *Workers of the World. Eine Globalgeschichte der Arbeit*, übers. von Bettina Hoyer/Tim Jack/Sebastian Landsberger, Frankfurt a. M. u. a. 2017.
- Linebaugh, Peter/Rediker, Marcus, *Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks*, übers. von Sabine Bartel, Berlin/Hamburg 2008.
- Linebaugh, Peter, *The London Hanged. Crime and Civil Society in the Eighteenth Century*, London 1991.
- Lis, Catharina/Soly, Hugo, *Poverty and Capitalism in Pre-Industrial Europe*, Atlantic Heights 1979.
- Lis, Catharina/Soly, Hugo, *Worthy Efforts. Attitudes to Work and Workers in pre-industrial Europe*, Leiden/Boston 2012.
- Lobenstein-Reichmann, Anja, *Sprachliche Ausgrenzung im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Berlin/Boston 2013.
- Locher, Elmar, »Die Zeichen sind beieinander. Eschatologie als poetologisches Programm bei J. Ch. Grimmelshausen«, in: *Simpliciana* 15 (1993), 55–68.
- Löhnig, Martin, »Menschen-Ehre vs. Bürger-Ehre. Ehrenstrafen an der Schwelle zur Moderne am Beispiel der Bayerischen Strafrechtsgeschichte«, in: Achim Geisenhanslüke/Martin Löhnig (Hg.), *Infamie – Ehre und Ehrverlust in literarischen und juristischen Diskursen*, Regensburg 2012, 37–55.
- Loewenstein, Joseph, *The author's due. Printing and the prehistory of copyright*, Chicago 2002.
- Lohmeier, Anke-Marie, *Beatus ille. Studien zum ›Lob des Landlebens‹ in der Literatur des absolutistischen Zeitalters*, Tübingen 1981.
- Lohoff, Ernst/Trenkle, Norbert, *Die große Entwertung. Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind*, Münster 2012.
- Lorey, Isabell, *Die Regierung der Prekären*, Wien u. a. 2012.
- Lotman, Juri, *Die Struktur literarischer Texte*, übers. von Rolf-Dietrich Keil, München 1972.
- Lüdemann, Susanne, »Die nackte Wahrheit«, in: Thomas Frank u. a. (Hg.), *Des Kaisers neue Kleider. Über das Imaginäre politischer Herrschaft. Texte, Bilder, Lektüren*, Frankfurt a. M. 2002, 95–102.
- Lukács, Georg, *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*, hg. von Frank Benseler u. Rüdiger Dannemann, Bielefeld 2009.
- Luserke, Mathias, *Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung*, Stuttgart 1995.
- Lutz, Robert Hermann, *Wer war der gemeine Mann? Der dritte Stand in der Krise des Spätmittelalters*, München 1979.
- Maierhofer, Waltraud, *Hexen – Huren – Heldenweiber. Bilder des Weiblichen in Erzähltexten über den Dreißigjährigen Krieg*, Köln. u. a. 2005.
- Maiorino, Giancarlo, *At the Margins of the Renaissance. Lazarillo de Tormes and the Picaresque Art of Survival*, University Park PA 2003.
- Maissen, Thomas, »Mit katonischem Fanatisme den Despotisme daniedergehauen«. Bodmers Brutus-Trauerspiele und die republikanische Tradition«, in: Anett Lütteken/Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.), *Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Göttingen 2009, 350–364.

- Malkmus, Bernard, »The Picaresque Mode and Economies of Circulation«, in: Christoph Ehland/ Robert Fajen (Hg.), *Das Paradigma des Pikaresken*, Heidelberg 2007, 179–201.
- Man, Paul de, *Die Ideologie des Ästhetischen*, übers. von Jürgen Blasius, hg. von Christoph Menke, Frankfurt a. M. 1993.
- Maner, Hans-Christian, »Martin Opitz in Siebenbürgen (1622–1623) – Traum und Wirklichkeit fürstlicher Machtpolitik unter Gabriel Bethlen. Darstellung und Rezeption«, in: Thomas Borgstedt/Walter Schmitz (Hg.), *Martin Opitz (1597–1639). Nachahmungspoetik und Lebenswelt*, Tübingen 2002, 154–168.
- Mannack, Eberhard, »Politisch-gesellschaftliche Strategie der Peter-Squentz-Komödie«, in: Richard Brinkmann (Hg.), *Theatrum Europaeum. Festschrift für Elida Maria Szarota*, München 1982, 311–324.
- Mannack, Eberhard, *Andreas Gryphius*, 2., neu bearb. Aufl., Stuttgart 1986.
- Manns, Stefan, *Grenzen des Erzählens. Konzeption und Struktur des Erzählens in Georg Philipp Harsdörffers Schauplätzen*, Berlin 2013.
- Maravall, José Antonio, *Culture of the Baroque. Analysis of a Historical Structure*, Minneapolis 1986.
- Marchart, Oliver, *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*, Frankfurt a. M. 2010.
- Marchart, Oliver, *Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste, Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung*, Bielefeld 2013.
- Mazza, Ethel Matala de, *Der populäre Pakt. Verhandlungen der Moderne zwischen Operette und Feuilleton*, Frankfurt a. M. 2018.
- Maroszova, Jana, »Denn die Zeit ist nahe«. *Eschatologie in Grimmelshausens Simplicianischen Schriften. Zeit und Figuren der Offenbarung*, Bern u. a. 2012.
- Marquard, Odo, »Malum«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 5, Sp. 652–706.
- Martens, Wolfgang, *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften*, Stuttgart 1968.
- Martens, Wolfgang, »Literatur und ›Policey‹ im Aufklärungszeitalter. Aufgaben sozialgeschichtlicher Literaturforschung«, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 31 (1981), 404–419.
- Martino, Albert, »Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der literarischen Intelligenz«, in: *IASL* 1 (1976), 107–145.
- Martino, Alberto, »Die Verbürgerlichung des literarischen Geschmacks, ein Mythos? Zur Gegen-sätzlichkeit von lesergeschichtlichen empirischen Daten und literaturhistorischen und -soziologischen Ansichten«, in: ders., *Lektüre und Leser in Norddeutschland. Zur Veröffentlichung der Ausleihbücher der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel*, Amsterdam/Atlanta 1993, 479–494.
- Martino, Alberto, »Die Rezeption des *Lazarillo de Tormes* im deutschen Sprachraum (1555/62–1750)«, in: *Daphnis* 26 (1997), 301–399.
- Martino, Alberto, »Die Rezeption des *Riconete y Cortadillo* und der anderen pikaresken Novellen von Cervantes im deutschsprachigen Raum (1617–1754)«, in: *Daphnis* 34 (2005), 23–135.
- Martino, Alberto, »Besprechungsartikel: Besitzer und Leser Simplicianischer Schriften. Vom unvergleichlichen Wert einer Grimmelshausen-Bibliographie«, in: *Daphnis* 43 (2015), 503–591.
- Martschukat, Jürgen/Sarat, Austin (Hg.), *Is Death Penalty Dying? European and American Perspectives*, Cambridge u. a. 2001.
- Martus, Steffen, *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*, Berlin/New York 2007.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich, *Werke*, 43 Bde., Berlin 1962 ff.
- Mast, Thomas, »The Allure of the World. Capitalism and Gender in Grimmelshausen's *Courasche*«, in: *Seminar: A Journal of Germanic Studies* 34 (1998), 95–109.

- Matuschek, Stefan, Art. »Epidieiktische Beredsamkeit«, in: HWR, Bd. 2, Sp. 1258–1267.
- McCarthy, John, »Literatur als Eigentum. Urheberrechtliche Aspekte der Buchhandelsrevolution«, in: MLN 104 (1989), 531–547.
- McNally, David, *Monsters of the Market. Zombies, Vampires, and Global Capitalism*, Chicago 2012.
- Mecke, Jochen, »Die Atopie des Picaro. Paradoxe Kritik und dezentrierte Subjektivität im Lazarillo de Tormes«, in: Wolfgang Matzat/Bernhard Teuber (Hg.), *Welterfahrung – Selbsterfahrung. Konstitution und Verhandlung von Subjektivität in der spanischen Literatur der frühen Neuzeit*, Tübingen 2000, 67–94.
- Meid, Volker, »Von der Picara Justina zu Grimmelshausens Courasche«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 15–26.
- Meid, Volker, *Barock-Themen. Eine Einführung in die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts*, Stuttgart 2015.
- Meierhofer, Christian, *Georg Philipp Harsdörffer*, Hannover 2014.
- Meierhofer, Christian, »Die Fülle der Dinge. Überlegungen zum Zusammenspiel von *copia* und *delectatio* im frühneuzeitlichen Literatur- und Nachrichtendiskurs«, in: Manuela Günter/Michael Homberg (Hg.), *Artes populares: Theorie und Praxis populärer Unterhaltungskünste in der frühen Neuzeit* (*Daphnis* 44/2016), 169–293.
- Melters, Johannes, »ein fröhlich gemüt zu machen in schweren zeiten«. *Der Schwankroman in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin 2004.
- Menke, Christoph, *Kraft. Ein Grundbegriff ästhetischer Anthropologie*, Frankfurt a. M. 2008.
- Menke, Christoph, *Die Kraft der Kunst*, Berlin 2013.
- Menninghaus, Winfried, *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*, Frankfurt a. M. 1999.
- Mentzel, Elisabeth, *Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main: von ihren ersten Anfängen bis zur Eröffnung des städtischen Komödienhauses*, Frankfurt a. M. 1882.
- Merzhäuser, Andreas, *Satyrische Selbstbehauptung. Innovation und Tradition in Grimmelshausens »Abentheurlichem Simplicissimus Teutsch«*, Göttingen 2002.
- Meyer, Ahlrich, »Massenarmut und Existenzrecht«, in: ders., *Die Logik der Revolten. Studien zur Sozialgeschichte 1789–1848*, Berlin/Hamburg 1999, 93–147.
- Meyer, Reinhart, »Restaurative Innovation. Theologische Tradition und poetische Freiheit in der Poetik Bodmers und Breitingers«, in: Christa Bürger/Peter Bürger/Jochen Schulte-Sasse (Hg.), *Aufklärung und literarische Öffentlichkeit*, Frankfurt a. M. 1980, 39–83.
- Meyer, Reinhart, »Nationaltheater in Deutschland als höfisches Institut: Versuch einer Begriffs- und Funktionsbestimmung«, in: Roger Bauer/Jürgen Wertheimer (Hg.), *Das Ende des Stegreifspiels. Die Geburt des Nationaltheaters. Ein Wendepunkt in der Geschichte des europäischen Dramas*, München 1983, 124–153.
- Meyer, Reinhart, »Hanswurst und Harlekin, oder: Der Narr als Gattungsschöpfer. Versuch einer Analyse des komischen Spiels in den Staatsaktionen des Musik- und Sprechtheaters im 17. und 18. Jahrhundert«, in: ders., *Schriften zur Theater- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts*, Wien 2012, 289–337.
- Meyer von Waldeck, Friedrich, »Der Peter Squentz von Andreas Gryphius. Eine Verspottung des Hans Sachs«, in: DVjs 1 (1888), 195–212.
- Meyer-Minnemann, Klaus, »Die Fortsetzbarkeit der »novela picaresca«: der *Lazarillo de Tormes* und seine Fortsetzungen«, in: Bernhard König/Jutta Lietz (Hg.), *Gestaltung – Umgestaltung. Beiträge zur Geschichte der romanischen Literaturen*, Tübingen 1990, 229–245.
- Meyn, Matthias, *Die Reichsstadt Frankfurt vor dem Bürgeraufstand von 1612 bis 1614. Struktur und Krise*, Frankfurt a. M. 1980.

- Mezger, Werner, *Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur*, Konstanz 1991.
- Michael, Nancy Carolyn, »Amateur Theatricals and Professional Playwriting. The Relationship between Peter Squentz and a *Midsummer Night's Dream*«, in: *Comparative Literature Studies* 23/3 (1986), 195–204.
- Michelsen, Peter, »Zur Frage der Verfasserschaft des Peter Squentz«, in: *Euphorion* 63 (1969), 54–65.
- Michler, Werner, *Kulturen der Gattung. Poetik im Kontext, 1750–1950*, Göttingen 2015.
- Mies, Maria, *Patriarchat und Kapital: Frauen in der internationalen Arbeitsteilung* (1988), neue Aufl., München 2015.
- Miller, Christopher L., *The French Atlantic Triangle. Literature and Culture of the Slave Trade*, Durham/London 2008.
- Moebius, Stephan/Schroer Markus (Hg.), *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*, Berlin 2010.
- Montag, Warren/Hill, Mike (Hg.), *Masses, Classes, and the Public Sphere*, London 2000.
- Mooser, Josef, *Ländliche Klassengesellschaft 1770–1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen*, Göttingen 1984.
- Moser-Rath, Elfriede, »Galgenhumor wörtlich genommen«, in: dies., *Kleine Schriften zur populären Literatur des Barock*, hg. von Ulrich Marzolph u. Ingrid Tomkowiak, Göttingen 1994, 367–376.
- Müller, Jan-Dirk, Art. »Prosaroman«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, Berlin/New York 2003, 174–177.
- Müller, Klaus-Detlef, »Habo derowegen weit geirret ...«. Gryphius' Herr Peter Squentz und die Ständeklausel«, in: Dietrich Jöns/Dieter Lohmeier (Hg.), *Festschrift für Erich Trunz zum 90. Geburtstag. Vierzehn Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte*, Neumünster 1998, 43–55.
- Müller, Lothar, *Weißer Magie. Die Epoche des Papiers*, München 2012.
- Multhammer, Michael (Hg.), *Verteidigung als Angriff. Apologie und Vindicatio als Möglichkeiten der Positionierung im gelehrten Diskurs*, Berlin/Boston 2015.
- Münch, Paul, »Nachdruck und literarischer Markt im späten 18. Jahrhundert. J. G. Müller, J. A. H. Reimarus, A. v. Knigge und die ›Schmiederey‹«, in: Alexander Ritter (Hg.), *J. G. Müller von Itzehoe und die deutsche Spätaufklärung*, Heide 1978, 228–248.
- Münz, Rudolf, *Das »andere« Theater. Studien über ein deutschsprachiges teatro dell'arte der Lessingzeit*, Berlin 1979.
- Münz, Rudolf, *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*, Berlin 1998.
- Mulsow, Martin, »Definitionskämpfe am Beginn der Moderne. Relationsontologie, Selbsterhaltung und *appetitus socialis* im 17. Jahrhundert«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 105 (1998), 283–303.
- Mulsow, Martin, *Prekäres Wissen: eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*, Berlin 2012.
- Nachtwey, Oliver, *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*, Berlin 2016.
- Nagel, Bert, *Meistersang*, 2. mit einem Nachwort versehene Auflage, Stuttgart 1972.
- Nebrig, Alexander, »Der Deutsche Dichterkrieg und die agonale Selbstreflexion der Literaturkritik im Jahr 1741«, in: Kai Bremer/Carlos Spoerhase (Hg.), *Gelehrte Polemik. Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700* (Zeitsprünge, Forschungen zur Frühen Neuzeit, Bd. 15, 2/3), Frankfurt a. M. 2011, 158–176.
- Neckel, Sighard, *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*, Frankfurt a. M. 1991.
- Niefanger, Dirk, »Johann Rists Theater-Gespräch von 1666 als wichtige Quelle der barocken Theatergeschichte«, in: Johann Anselm Steiger/Bernhard Jahn (Hg.), *Johann Rist (1607–1667): Profil und Netzwerke eines Pastors, Dichters und Gelehrten*, Berlin 2015, 185–203.

- Nipperdey, Justus, »Von der Katastrophe zum Niedergang. Gewöhnung an die Inflation in der deutschen Münzpublizistik des 17. Jahrhunderts«, in: Rudolf Schlögl u. a. (Hg.), *Die Krise in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2016, 233–264.
- Nitzan, Jonathan/Bichler, Shimshon, *Capital as Power. A Study of Order and Creorder*, London/ New York 2009.
- Norberg, Kathryn, »Prostitution«, übers. von Anne Hamilton, in: *Geschichte der Frauen. Bd. 3: Frühe Neuzeit*, hg. von Arlette Farge und Natalie Zemon Davis, Frankfurt a. M./New York 1994, 475–493.
- North, Michael, *Kleine Geschichte des Geldes: Vom Mittelalter bis heute*, München 2009.
- North, Michael, *Zwischen Hafen und Horizont. Zur Weltgeschichte der Meere*, München 2016.
- Nowosadtko, Jutta, »Die Ehre, die Unehre und das Staatsinteresse. Konzepte und Funktionen von »Unehrllichkeit« im historischen Wandel am Beispiel des Kurfürstentums Bayern«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 44 (1993), 362–381.
- Nowosadtko, Jutta, *Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier »unehrlicher Berufe« in der frühen Neuzeit*, Paderborn u. a. 1994.
- Obert, Marcus, *Die naturrechtliche »politische Metaphysik« des Johann Heinrich Gottlob von Justi (1717–1771)*, Frankfurt a. M. u. a. 1992.
- Odenwälder, Nina, *Nahrungsproteste und moralische Ökonomie. Das Alte Reich von 1600 bis 1789*, Saarbrücken 2008.
- Oelker, Petra, »Nichts als eine Komödiantin«. *Die Lebensgeschichte der Friederike Caroline Neuber*, Weinheim/Basel 1993.
- Olson, Kevin, *Imagined Sovereignties. The Power of the People and other Myths of the Modern Age*, New York 2016.
- Ornam, Vanessa van, »No Time for Mothers: Courasche's Infertility as Grimmelshausen's Criticism of War«, in: *Women in German Yearbook* 8 (1992), 21–45.
- Osterkamp, Ernst, »Johann Christian Günthers Redlichkeit«, in: Claudia Benthien/Steffen Martus (Hg.), *Die Kunst der Aufrichtigkeit im 17. Jahrhundert*, Tübingen 2006, 297–310.
- Otto, Beatrice K., *Fools are everywhere. The court jester around the world*, Chicago u. a. 2001.
- Panofsky, Erwin, *Hercules am Scheidewege und andere antike Bildstoffe in der neueren Kunst*. Reprint der Ausgabe Berlin/Leipzig 1930, Berlin 1997.
- Parker, Alexander, *Literature and the Delinquent. The picaresque novel in Spain and Europe*, Edinburgh 1967.
- Parker, Geoffrey, *Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500–1800*, übers. von Ute Mühr, Frankfurt a. M. 1990.
- Parrott, David, *The Business of War: Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe*, Cambridge 2002.
- Pasing, Andreas, »Müller. Ein Verarbeitungsgewerbe als Zielscheibe der Volkshäme, der Kundenkritik und der Zunftpolitik«, in: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Neu bearbeitete Ausgabe*, Warendorf 2001, 219–237.
- Paul, Markus, *Reichsstadt und Schauspiel. Theatrale Kunst im Nürnberg des 17. Jahrhunderts*, Tübingen 2002.
- Peil, Dietmar, *Der Streit der Glieder mit dem Magen. Studien zur Überlieferungs- und Deutungsgeschichte der Fabel des Menenius Agrippa von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. u. a. 1985.
- Peters, Jan (Hg.), *Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte*, Berlin 1993.
- Petrat, Gerhardt, *Die letzten Narren und Zwerge bei Hofe: Reflexionen zu Herrschaft und Moral in der frühen Neuzeit*, Bochum 1998.
- Pfefferkorn, Oliver, *Georg Philipp Harsdörffer: Studien zur Textdifferenzierung unter besonderer Berücksichtigung seines Erbauungsschrifttums*, Stuttgart 1991.

- Pfeisinger, Gerhard, *Arbeitsdisziplinierung und frühe Industrialisierung 1750–1820*, Wien u. a. 2006.
- Pierson, Thomas, *Das Gesinde und die Herausbildung moderner Privatrechtsprinzipien*, Frankfurt a. M. 2016.
- Pinker, Steven, *Das unbeschriebene Blatt. Die moderne Leugnung der menschlichen Natur*, übers. von Hainer Kober, Berlin 2003.
- Plank, Birgit, *Johann Sieders Übersetzung des »Goldenen Esels« und die frühe deutschsprachige Metamorphosen-Rezeption. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Apuleius' Roman*, Tübingen 2004.
- Plassmann, Sibylle, *Die humane Gesellschaft und ihre Gegner in den Dramen von J. E. Schlegel*, Münster 2000.
- Polanyi, Karl, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, übers. von Heinrich Jelinek, Frankfurt a. M. 1978.
- Postone, Moishe, *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx*, übers. von Christoph Seidler, Freiburg 2003.
- Postone, Moishe, »Antisemitismus und Nationalsozialismus«, in: ders., *Deutschland, die Linke und der Holocaust. Politische Interventionen*, Freiburg 2005, 165–95.
- Preiss, Richard, *Clowning and Authorship in Early Modern Theatre*, Cambridge 2014.
- Prentki, Tim, *The fool in European theatre: stages of folly*, Basingstoke u. a. 2012.
- Presno, Araceli Marín, *Zur Rezeption der Novelle »Rinconete y Cortadillo« von Miguel de Cervantes im deutschsprachigen Raum*, Frankfurt a. M. 2004.
- Proesler, Hans, *Das gesamtdeutsche Handwerk im Spiegel der Reichsgesetzgebung von 1530 bis 1806*, Berlin 1954.
- Profitlich, Ulrich (Hg.), *Komödientheorie. Texte und Kommentare. Vom Barock bis zur Gegenwart*, Reinbek bei Hamburg 1998.
- Pugliatti, Paola, *Beggary and Theatre in Early Modern England*, Burlington 2003.
- Puls, Detlef (Hg.), *Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1979.
- Quarthal, Franz, »Öffentliche Armut, Akademikerschwemme und Massenarbeitslosigkeit im Zeitalter des Barock«, in: Volker Press u. a. (Hg.), *Barock am Oberrhein*, Karlsruhe 1985, 153–188.
- Rabeler, Sven, »Pauperismus in der Vormoderne? Beobachtungen zur Existenz und Wahrnehmung der ›labouring poor‹ in Städten des 14. bis 16. Jahrhunderts«, in: Günther Schulz (Hg.), *Arm und Reich. Zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ungleichheit in der Geschichte*, Stuttgart 2015.
- Ramos, César Real, »Fingierte Armut« als Obsession und die Geburt des auktorialen Erzählers in der Picaresca«, in: Gisela Smolka-Koerdt (Hg.), *Ursprünge von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*, München 1988, 175–190.
- Rancière, Jacques, *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*, übers. von Richard Steurer, Frankfurt a. M. 2002.
- Rancière, Jacques, »Der Körper des Buchstabens: Bibel, Epos, Roman«, in: ders., *Das Fleisch der Worte. Politik(en) der Schrift*, übers. von Marc Blankenburg u. Christina Hünsche, Zürich/Berlin 2010, 107–139.
- Rancière, Jacques, »Die Paradoxa der politischen Kunst«, in: ders., *Der emanzipierte Zuschauer*, übers. von Richard Steurer, Wien 2010, 63–101.
- Ranke, Wolfgang, *Theaternal. Moralische Argumentation und dramatische Kommunikation in der Tragödie der Aufklärung*, Würzburg 2006.
- Rauscher, Peter/Scheutz, Martin (Hg.), *Die Stimme der ewigen Verlierer?: Aufstände, Revolten und Revolutionen in den österreichischen Ländern (ca. 1450–1815)*, Wien u. a. 2013.
- Reden-Esbeck, Friedrich Johann von, *Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte*, Leipzig 1881, Reprint Leipzig 1985.

- Redlich, Fritz, *Die deutsche Inflation des frühen 17. Jahrhunderts in der zeitgenössischen Literatur. Die Kipper und Wipper*, Köln 1972.
- Redlich, Fritz, *The German Military Enterpriser and his Work Force*, 2 Bde., Wiesbaden 1964/65.
- Reicher, Dieter, *Staat, Schaffott und Schuldgefühl. Was Staatsaufbau und Todesstrafe miteinander zu tun haben*, Opladen 2003.
- Reiling, Jesko, *Die Genese der idealen Gesellschaft. Studien zum literarischen Werk von Johann Jakob Breitinger (1698–1783)*, Berlin u. a. 2010.
- Reineke, Ilse, *Julius Caesar Scaligers Kritik der neulateinischen Dichter. Text, Übersetzung und Kommentar des 4. Kapitels von Buch VI seiner Poetik*, München 1988.
- Reith, Reinhold, *Arbeits- und Lebensweise im städtischen Handwerk. Zur Sozialgeschichte Augsburger Handwerksgelesen im 18. Jahrhundert (1700–1806)*, Göttingen 1988.
- Reith, Reinhold, *Lohn und Leistung: Lohnformen im Gewerbe 1450–1900*, Stuttgart 1999.
- Ressel, Markus/Zwierlein, Cornel, »Zur Ausdifferenzierung zwischen Fiktionalitäts- und Faktualitätsvertrag im Umfeld frühneuzeitlichen pikarischen Erzählens«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 103–131.
- Rheinheimer, Martin, *Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450–1850*, Frankfurt a. M. 2000.
- Richter, Susan, *Pflug und Steuerruder. Zur Verflechtung von Herrschaft und Landwirtschaft in der Aufklärung*, Köln u. a. 2015, 243–286.
- Rico, Francisco, *The Spanish Picaresque Novel and the Point of View*, Cambridge 1984.
- Riedel, Manfred, »Bürger, Staatsbürger, Bürgertum«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart 1972, 672–725.
- Riedl, Peter Philipp, *Öffentliche Rede in der Zeitenwende. Deutsche Literatur und Geschichte um 1800*, Tübingen 1997.
- Riemer, Nathanael, *Zwischen Tradition und Häresie. »Beer Sheva« – eine Enzyklopädie des jüdischen Wissens der Frühen Neuzeit*, Wiesbaden 2010.
- Ries, Paul, »Die Insel Pines. Philosophie, Pornographie und Propaganda«, in: Wolfgang Brückner (Hg.), *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland*, Bd. 2, Wiesbaden 1985, 753–777.
- Robert, Jörg, »Im Silberbergwerk der Tradition. Harsdörffers Nachahmungs- und Übersetzungstheorie«, in: Stefan Keppler-Tasaki/Ursula Kocher (Hg.), *Georg Philipp Harsdörffers Universalität. Beiträge zu einem uomo universale des Barock*, Berlin 2011, 1–23.
- Roberts, Michael, *The Military Revolution 1560–1660*, Belfast 1956.
- Robertson, Kellie, *The Laborer's Two Bodies. Literary and Legal Productions in Britain 1350–1500*, New York u. a. 2006.
- Röcke, Werner, »Fiktionale Literatur und literarischer Markt. Schwankliteratur und Prosaroman«, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd. 1: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, hg. von Werner Röcke u. Martina Münkler, München/Wien 2004, 463–506.
- Röcke, Werner, »Wahrheit und »eigenes« Erleben. Zur Poetik von Schwankdichtung und Schelmenroman im 16./17. Jahrhundert«, in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Der deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext*, Amsterdam 1987, 13–28.
- Rösch, Getrud M., Art, »Ständeklausel«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, 494–496.
- Rösch-Wanner, Beatrice, *J. H. G. von Justi als Literat*, Frankfurt a. M. 1993.
- Rötzer, Hans Gerd, *Picaro – Landstörtzer – Simplicius*, Darmstadt 1972.
- Rötzer, Hans Gerd, *Der europäische Schelmenroman*, Stuttgart 2009.

- Rohner, Ludwig, *Die literarische Streitschrift. Themen, Motive, Formen*, Wiesbaden 1987.
- Rommel, Otto, *Die Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welt-Theater bis zum Tode Nestroys*, Wien 1952.
- Roodenburg, Hermann, *Social Control in Europe 1500–1800*, Vol. I, Columbus 2004.
- Roper, Lyndal, *Witch craze. Terror and fantasy in baroque Germany*, New Haven 2004.
- Rosdolky, Roman, *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen ›Kapital‹. Der Rohentwurf des Kapital 1857–1858*, Frankfurt a. M. u. a. 1968.
- Rose, Dirk, »Hans Sachs«. Entstehung und Funktion eines poetologischen Stereotyps in der Frühen Neuzeit«, in: Thomas Borgstedt u. a. (Hg.), *Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster*, Bern u. a. 2010, 443–468.
- Rose, Mark, *Authors and Owners. The Invention of Copyright*, Cambridge 1993.
- Rosenberger, Sebastian, *Satirische Sprache und Sprachreflexion. Grimmelshausen im diskursiven Kontext seiner Zeit*, Berlin 2015.
- Rosenmüller, Max, *Johann Ulrich von König. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts*, Leipzig-Reudnitz 1896.
- Rosseaux, Ulrich, *Die Kipper und die Wipper als publizistisches Ereignis (1620–1626). Eine Studie zu den Strukturen öffentlicher Kommunikation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*, Berlin 2001.
- Ruda, Frank, »Alles verpöbelt sich zusehends! Namenlosigkeit und generische Inklusion«, in: *Soziale Systeme* 14/2 (2008), 210–228.
- Ruda, Frank, *Hegels Pöbel. Eine Untersuchung der Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Konstanz 2011.
- Rudé, George, *Die Volksmassen in der Geschichte. Unruhen, Aufstände und Revolutionen in England und Frankreich 1730–1848*, 2. Aufl., Frankfurt a. M./New York 1979.
- Rudin, Bärbel, *Venedig im Norden oder: Harlekin und die Buffonisten. Die Hochfürstl. Braunschw. Lüneb. Wolfenbüttelschen Teutschen Hof-Acteurs (1727–1732)*, Reichenbach i. V. 2000.
- Rüdiger, Axel, *Staatslehre und Staatsbildung. Die Staatswissenschaft an der Universität Halle im 18. Jahrhundert*, Tübingen 2005.
- Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian, *Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Bd. 1: Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg*, 2. Aufl., Stuttgart u. a. 1998.
- Santo-Tomás, Enrique García, »The Spanish female Picaresque«, in: J. A. Garrido Ardila, *The Picaresque Novel in Western Literature. From the Sixteenth Century to the Neopicaresque*, Cambridge 2015, 60–74.
- Schade, Richard E., »Absurda Comica. Zum astrologischen Moment in ›Herr Peter Squentz‹«, in: *Andreas Gryphius, Text+Kritik* 7/8, zweite, rev. und erw. Aufl. München 1980, 80–85.
- Schade, Richard E., »Approaches to Herr Peter Squentz. Persona, Play and Parable«, in: *Colloquia Germanica* 13/4 (1980), 289–302.
- Schade, Richard E., »The Courasche-Frontispiece. Gypsy, Mule, and Acedia«, in: *Simpliciana* 3 (1981), 73–93.
- Schade, Richard E., »Thesen zur literarischen Darstellung der Frau am Beispiel der Courasche«, in: Wolfgang Brückner (Hg.), *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland. Teil 1*, Wiesbaden 1985, 227–244.
- Schade, Richard E., »Junge Soldaten, alte Bettler. Zur Ikonographie des Picaresken am Beispiel des Springinsfeld-Kupfers«, in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Der deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext*, Amsterdam 1987, 93–112.
- Schäfer, Martin Jörg, *Die Gewalt der Muße. Wechselverhältnisse von Arbeit, Nichtarbeit, Ästhetik*, Zürich 2013.

- Schäfer, Walter Ernst, »Hinweg nun Amadis und Deinesgleichen Grillen«. Die Polemik gegen den Roman im 17. Jahrhundert«, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 15 (1965), 366–384.
- Schaer, Alfred, *Die dramatischen Bearbeitungen der Pyramus-Thisbe-Sage in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert*, Schkeuditz bei Leipzig 1909.
- Scheffknecht, Wolfgang, »Scharfrichter. Vom römischen *carnifex* zum frühneuzeitlichen Staatsdiener«, in: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Neu bearbeitete Ausgabe*, Warendorf 2001, 122–172.
- Schilling, Heinz, »Stadt und frühmoderner Territorialstaat. Stadtrepublikanismus versus Fürstensouveränität«, in: Michael Stolleis (Hg.), *Recht, Verfassung und Verwaltung in der frühneuzeitlichen Stadt*, Köln 1991, 19–39.
- Schilling, Michael, »Flugblatt und Drama in der Frühen Neuzeit«, in: *Daphnis* 37 (2008), 243–270.
- Schilling, Michael, »Närrische Erzähler, närrische Leser. Der Narr als Geburtshelfer literarischer Autonomie?«, in: Jean Schillinger (Hg.), *Der Narr in der deutschen Literatur im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Bern u. a. 2009, 47–63.
- Schindler, Norbert, *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1992.
- Schindler, Otto G., »Englischer Pickelhering – gen Prag jubilierend«. Englische Komödianten als Wegbereiter des deutschen Theaters in Prag«, in: Alena Jakubcová u. a. (Hg.), *Deutschsprachiges Theater in Prag. Begegnungen der Sprachen und Kulturen*, Prag 2001, 73–99.
- Schirrmeister, Albert, *Triumph des Dichters. Gekrönte Intellektuelle im 16. Jahrhundert*, Köln 2003.
- Schlegel, Katy, »Müller, Joseph Ferdinand«, in: *Sächsische Biografie*, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V., bearb. von Martina Schattkowsky, in: [http://saebi.isgv.de/biografie/Joseph_Ferdinand_Müller_\(um_1700-1761\)](http://saebi.isgv.de/biografie/Joseph_Ferdinand_Müller_(um_1700-1761)) [19. 12. 2019].
- Schletterer, Daniela, »Die *Verbannung des Harlekin* – programmatischer Akt oder komödiantische Invektive?«, in: *Frühneuzeit-Info* 8 (1997), 161–169.
- Schlienger, Armin, *Das Komische in den Komödien des A. G. Ein Beitrag zu Ernst und Scherz im Barocktheater*, Bern 1970.
- Schlögl, Rudolf, *Anwesende und Abwesende: Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz 2015.
- Schlumbohm, Jürgen, *Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuersleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650–1860*, 2. durchgesehene Auflage, Göttingen 1997.
- Schmiede, Rudi/Schudlich, Erwin, *Die Entwicklung der Leistungsentlohnung in Deutschland. Eine historisch-theoretische Untersuchung zum Verhältnis von Lehn und Leistung unter kapitalistischen Produktionsbedingungen*, 4. Aufl., Frankfurt a. M. u. a. 1981.
- Schmitz, Heinz-Günter, *Das Hofnarrenwesen der frühen Neuzeit. Claus Narr von Torgau und seine Geschichten*, Münster 2004.
- Schneider, Konrad, *Frankfurt und die Kipper- und Wipperinflation der Jahre 1619–1623*, Frankfurt a. M. 1990.
- Schock, Flemming (Hg.), *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit*, Berlin u. a. 2012.
- Schöne, Albrecht, *Kürbishütte und Königsberg. Modellversuch einer sozialgeschichtlichen Entzifferung poetischer Texte. Am Beispiel Simon Dach*, München 1975.
- Schönherr, Hanna (Hg.), *Die Neuberin. Materialien zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1956.
- Schoeps, Hans Joachim, *Philosemitismus im Barock. Religions- und geistesgeschichtliche Untersuchungen*, Tübingen 1952.
- Schörle, Eckart, *Verhöflichung des Lachens. Lachgeschichte im 18. Jahrhundert*, Bielefeld 2007.

- Scholz, Roswitha, *Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die Metamorphose des Patriarchats*, Bonn 2000.
- Schrader, Thomas, »Zur Unehrlichkeit der Leineweber«, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 13 (1908), 67–70.
- Schrickx, Willem, *Foreign Envoys and Travelling Players in The Age of Shakespeare and Jonson*, Wetteren 1986.
- Schubert, Ernst, *Fahrendes Volk im Mittelalter*, Bielefeld 1995.
- Schuck, Gerhard, »Überlegungen zum Verhältnis von Arbeit und Policity in der Frühen Neuzeit«, in: *Ius Commune*, 22 (1995), 121–150.
- Schüppen, Franz, »Bürgerliche Moralistik und adliges Landleben. Zum historischen Ort von Martin Opitz' Gedicht *Zlatna oder von Ruhe des Gemütes* (1623)«, in: Jörg-Ulrich Fechner/Wolfgang Kessler (Hg.), *Martin Opitz 1597–1639. Fremdheit und Gegenwärtigkeit einer geschichtlichen Persönlichkeit*, Herne 2006, 149–193.
- Schüttpelz, Erhard, *Figuren der Rede. Zur Theorie der rhetorischen Figur*, Berlin 1996.
- Schulte, Rolf, *Hexenmeister. Die Verfolgung von Hexenmeistern von 1530–1730 im Alten Reich*, Frankfurt a. M. u. a. 2010.
- Schulte-Sasse, Jochen, *Die Kritik an der Trivialliteratur seit der Aufklärung*, München 1971.
- Schulz, Christoph Benjamin, *Poetiken des Blätterns*, Hildesheim u. a. 2015.
- Schulz, Knut, *Handwerk, Zünfte und Gewerbe. Mittelalter und Renaissance*, Darmstadt 2010.
- Schulze, Winfried, »Eigennutz und Gemeinnutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit«, in: *Historische Zeitschrift* 243 (1986), 591–626.
- Schulze, Winfried, »Die Entwicklung des ›teutschen Bauernrechts‹ in der Frühen Neuzeit«, in: *Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte* 12 (1990), 127–163.
- Schütze, Robert, »Der Schreiber und das Geld. Ökonomien der Einbildungskraft«, in: *Simpliciana* 40 (2018), 243–271.
- Schwanitz, Dietrich, *Systemtheorie und Literatur*, Opladen 1990.
- Schwedes, Hermann, *Musikanten und Comödianten – eines ist Pack wie das andere. Die Lebensformen der Theaterleute und das Problem ihrer bürgerlichen Akzeptanz*, Bonn 1993.
- Schweitzer, Christoph E., »Grimmelshausen, Philarchus Grossus von Tromerheim, und ›Simplicianische Schriften‹«, in: *Monatshefte* 82/2 (1990), 115–122.
- Sczesny, Anke, *Zwischen Kontinuität und Wandel. Ländliches Gewerbe und ländliche Gesellschaft im Ostschwaben des 17. und 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2002.
- Secombe, Wally, *A Millennium of Family Change. Feudalism to Capitalism in Northwestern Europe*, London/New York 1992.
- Sellert, Wolfgang, Art. »Landschädliche Leute«, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd. 3, 2. Aufl., Berlin 2013, 578–582.
- Sengle, Friedrich, »Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur (1963)«, in: Klaus Garber (Hg.), *Europäische Bukolik und Georgik*, Darmstadt 1976, 432–460.
- Shaw, James E., »Market ethics and credit practices in sixteenth-century Tuscany«, in: *Renaissance Studies* 27/2 (2013), 236–252.
- Sheridan, Patricia, »Parental Affection and Self-Interest: Mandeville, Hutcheson, and the Question of Natural Benevolence«, in: *History of Philosophy Quarterly* 24/4 (2007), 377–392.
- Sievers, Detlev, *Die Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus im Spiegel bildlicher Überlieferung*, Kiel 2005.
- Siegert, Bernhart, *Passagiere und Papiere. Schreibakte auf der Schwelle zwischen Spanien und Amerika*, München 2006.

- Siegert, Reinhart, Art. »Volk/Gemeiner Mann/Pöbel«, in: Werner Schneiders (Hg.), *Lexikon der Aufklärung. Deutschland und Europa*, München 1995, 432–434.
- Silber, Karl-Bernhard, *Die dramatischen Werke Sigmund von Birkens (1626–1681)*, Tübingen 2000.
- Simon, Ralf, *Die Idee der Prosa: zur Ästhetikgeschichte von Baumgarten bis Hegel mit einem Schwerpunkt bei Jean Paul*, München 2013.
- Simon, Thomas, *Gute Polickey. Ordnungsleitbilder und Zielvorstellungen politischen Handelns in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 2004.
- Simons, Oliver, *Marteaus Europa oder der Roman, bevor er Literatur wurde: eine Untersuchung des deutschen und englischen Buchangebots der Jahre 1710–1720*, Amsterdam 2001.
- Sinemus, Volker, *Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert*, Göttingen 1978.
- Smith, Jay M., *Nobility Reimagined. The Patriotic Nation in Eighteenth-century France*, Cornell 2005.
- Smith, Pamela, *Business of Alchemy. Science and Culture in the Holy Roman Empire*, Princeton 1994.
- Snyder, Jon R., *Dissimulation and the culture of secrecy in early modern Europe*, Berkeley u. a. 2009.
- Söhn, Gerhart, *Frauen der Aufklärung und Romantik. Von der Karschin bis zur Droste*, Düsseldorf 1998.
- Solbach, Andreas, »Macht und Sexualität der Hexenfigur in Grimmelshausens *Courasche*«, in: *Simpliciana* 8 (1986), 71–87.
- Solbach, Andreas, »Grimmelshausens *Courasche* als unzuverlässige Erzählerin«, in: *Simpliciana* 24 (2002), 141–164.
- Späni, Marc, *Poetische Gärtner und phaetonische Himmelsflieger: Formen poetologischer Reflexion im niederen Roman des 17. Jahrhunderts*, Bern u. a. 2004.
- Spoerhase, Carlos, *Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830*, Göttingen 2018.
- Stackelberg, Jürgen von, *Die Metamorphosen des Harlekin. Zur Geschichte einer Bühnenfigur*, München 1996.
- Stafford, John M. (Hg.), *Private vices, public benefits? The contemporary reception of Bernard Mandeville*, Solihull 1997.
- Stahl, Irene, *Die Meistersinger von Nürnberg. Archivalische Studien*, Nürnberg 1982.
- Stauffer, Hermann, *Sigmund von Birken (1626–1681). Morphologie seines Werks*, Bd. 1, Tübingen 2007.
- Steiger, Johann Anselm, »Oratio Panegyrya versus Homilia soncolatoria. Ein exemplarischer Vergleich zwischen einer römisch-katholischen Trauerrede (Wolfgang Fuchs) und einer lutherischen Leichenpredigt (Johann Gerhard)«, in: *Chloe. Beihefte zum Daphnis* 30 (1999), 103–130.
- Stein, Alexandra, »Die *Hybris der Endgültigkeit* oder der Schluß der Ich-Erzählung und die zehn Teile von »deß Abentheuerlichen Simplicissimi Lebens-Beschreibung«, in: *DVjs* 70 (1996), 175–197.
- Steiner, Harald, *Das Autorenhonorar – seine Entwicklungsgeschichte vom 17. bis ins 19. Jahrhundert*, Wiesbaden 1998, 27–39.
- Steinmetz, Bernd, *Über den Wandel der Arbeit und das Problem der Arbeitslosigkeit*, Münster 1997.
- Stengl, B. K., Art. »Ehrenrede«, *HWR*, Bd. 2, 975–979.
- Stingelin, Martin, Art. »Schreibwerkzeuge«, in: Natalie Binczek u. a. (Hg.), *Handbuch Medien der Literatur*, Berlin u. a. 2013, 99–119.
- Stollberg-Rilinger, Barbara, *Vormünder des Volkes? Konzepte landständischer Repräsentation in der Spätphase des Alten Reiches*, Berlin 1999.
- Stollberg-Rilinger, Barbara, »Rang vor Gericht. Zur Verrechtlichung sozialer Rangkonflikte in der frühen Neuzeit«, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 28 (2001), 385–418, 398.
- Stockhorst, Stefanie, *Reformpoetik. Kodifizierte Genustheorie des Barock und alternative Normenbildung in poetologischen Paratexten*, Tübingen 2008.

- Stöckmann, Ingo, *Vor der Literatur. Eine Evolutionstheorie der Poetik Alteuropas*, Tübingen 2001.
- Stolleis, Michael, *Pecunia Nervus Rerum. Zur Staatsfinanzierung in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1983.
- Strässle, Thomas, »Miscere utile dulci. Zur Poetologie der Stoffe in Texten der Frühen Neuzeit«, in: Barbara Naumann u. a. (Hg.), *Stoffe. Zur Geschichte der Materialität in Künsten und Wissenschaften*, Zürich 2006, 161–182.
- Strässle, Thomas, »Poetologien der Mischung. Textmodelle im Barock«, in: Andreas Gardt u. a. (Hg.), *Buchkultur und Wissensvermittlung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin 2011, 261–274.
- Strobel, Katja, *Wandern, Mäandern, Erzählen. Die Pikara als Grenzgängerin des Subjekts*, München 1998.
- Struwe, Carolin, »Die widerspenstige Feder. Überlegungen zu den drei Erzähleingängen in der *Iustina Dietzin Picara* genannt«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaesken*, Heidelberg 2014, 281–301.
- Struwe, Carolin, *Episteme des Pikaesken. Modellierungen von Wissen in frühen deutschen Pikaroromanen*, Berlin u. a. 2016.
- Stuart, Kathy, *Defiled trades and social outcasts. Honor and ritual pollution in early modern Germany*, Cambridge u. a. 1999.
- Stürmer, Michael, *Herbst des Alten Handwerks. Zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts*, München 1979.
- Sudeck, Elisabeth, *Bettlerdarstellungen vom Ende des XV. Jahrhunderts bis zu Rembrandt*, Straßburg 1931.
- Suter, Andreas, *Der Schweizerische Bauernkrieg von 1653. Politische Sozialgeschichte – Sozialgeschichte eines politischen Ereignisses*, Tübingen 1997.
- Suter, Mischa, *Rechtstrib. Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus 1800–1900*, Konstanz 2016.
- Szyrocki, Marian, *Martin Opitz*, 2. überarb. Aufl., München 1974.
- Telle, Joachim, »Arzneikunst und der ›gemeine Mann‹. Zum deutsch-lateinischen Sprachenstreit in der frühneuzeitlichen Medizin«, in: ders. (Hg.), *Pharmazie und der gemeine Mann. Hausarznei und Apotheke in deutschen Schriften der frühen Neuzeit*, Wolfenbüttel 1982, 43–48.
- Theisohn, Philipp, *Plagiat. Eine unoriginelle Literaturgeschichte*, Stuttgart 2009.
- Thompson, E. P., *The Making of the English Working Class*, London 1963.
- Thompson, E. P., »The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century«, in: *Past & Present* 50 (1971), 76–136.
- Thompson, E. P., *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, hg. von Dieter Groh, Frankfurt a. M. u. a. 1980.
- Till, Dietmar, »Rhetorik der Aufklärung – Aufklärung der Rhetorik«, in: Eric Achermann (Hg.), *Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Philosophie, Poetik und Wissenschaft*, Berlin 2014, 241–250.
- Till, Dietmar, »*Oratio ligata / Oratio soluta*. Zur Genese einer Opposition und den mit ihr entstehenden Normierungslücken in der Poetik der Frühen Neuzeit«, in: Thomas Althaus/Nicola Kaminski (Hg.), *Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Konturen ›ungebundener Rede‹ in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Bern u. a. 2013, 229–245.
- Tomich, Dale/Zeuske, Michael (Hg.), *The Second Slavery. Mass Slavery, World-Economy, and Comparative Microhistories*, Binghamton 2008.
- Toscan, Daniela, *Form und Funktion des Komischen in den Komödien von Andreas Gryphius*, Bern u. a. 2000.

- Trappen, Stefan, *Gattungspoetik. Studien zur Poetik des 16. bis 19. Jahrhunderts und zur Geschichte der triadischen Gattungslehre*, Heidelberg 2001.
- Tribe, Keith, *Governing Economy. The Reformation of German Economic Discourse 1750–1840*, Cambridge u. a. 1988.
- Trunz, Erich, »Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur«, in: Richard Alewyn (Hg.), *Deutsche Barockforschung. Dokumentation einer Epoche*, 2. Aufl., Köln/Berlin 1966, 147–182.
- Trunz, Erich, *Johann Matthäus Meyfart. Theologe und Schriftsteller in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges*, München 1987.
- Tscheer, Rosemarie, *Guzmán des Alfarache bei Mateo Alemán und bei Juan Marti. Ein Beitrag zur Gegenüberstellung der authentischen und apokryphen Fortsetzung*, Frankfurt a. M. 1983.
- Uhlig, Reinhard, »Courasche, die Motte? Das Titelkupfer von Grimmelshausens zweitem Roman als Rezeptionsanleitung«, in: *Simpliciana* 22 (2000), 461–485.
- Ungern-Sternberg, Wolfgang von, »Die Armut des Poeten. Zur Berufsproblematik des Dichters im frühen 18. Jahrhundert«, in: *Text+Kritik* 74/75 (1982), 85–110.
- Urban, Urs, »Tausch und Täuschung. Performative Kompetenz als Grundlage ökonomisch erfolgreichen Handelns im spanischen Pikaro-Roman«, in: ders./Beatrice Schuchardt (Hg.), *Handel, Handlung, Verhandlung. Theater und Ökonomie in der Frühen Neuzeit in Spanien*, Bielefeld 2014.
- Valentin, Jean-Marie, *Französischer »Roman comique« und deutscher Schelmenroman*, Opladen 1992.
- Valjavec, Fritz, *Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa, Band II: Reformation und Gegenreformation*, München 1955.
- Velten, Hans Rudolf, *Scurrilitas. Das Lachen, die Komik und der Körper in Literatur und Kultur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2017.
- Vietta, Silvio, *Der moderne Roman*, München 2007.
- Virno, Paul, *Exodus*, hg. u. übers. von Klaus Neundlinger u. GERAL RAUNIG, Wien 2010.
- Vogel, Martin, *Deutsche Urheber- und Verlagsrechtsgeschichte zwischen 1450 und 1850. Sozial- und methodengeschichtliche Entwicklungsstufen der Rechte von Schriftsteller und Verleger*, Sonderdruck aus: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* XIX, Lieferung 1, Frankfurt a. M. 1978, Sp. 9–76.
- Vogl, Joseph, »Die zwei Körper des Staats«, in: Jan-Dirk Müller (Hg.), »*Aufführung und ›Schrift‹ in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Stuttgart 1996, 562–574.
- Vogl, Joseph, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, Zürich 2002.
- Vogl, Joseph, Art. »Luxus«, in: Karlheinz Barck (Hg.), *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Bd. 3, Stuttgart/Weimar 2008, 694–708.
- Vogl, Joseph, »Das Soziale ist das Irrationale«, in: Christian von Braun/Dorothea Dornhoff/Eva Johach (Hg.), *Das Unbewusste. Krisis und Kapital der Wissenschaften. Studien zum Verhältnis von Wissen und Geschlecht*, Bielefeld 2009, 213–226.
- Vogl, Joseph, *Das Gespenst des Kapitals*, Zürich 2010.
- Vogl, Joseph, *Der Souveränitätseffekt*, Zürich 2015.
- Vogt, Ludgera/Zingerle, Arnold (Hg.), *Ehre. Archaische Momente in der Moderne*, Frankfurt a. M. 1994.
- Voßkamp, Wilhelm, *Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich von Blankenburg*, Stuttgart 1973.
- Voßkamp, Wilhelm, »Gattungen als literarisch-soziale Institutionen«, in: Walter Hinck (Hg.), *Textsortenlehre, Gattungsgeschichte*, Heidelberg 1977, 27–44.
- Voßkamp, Wilhelm, »Historisierung und Systematisierung. Thesen zur deutschen Gattungspoetik im 18. Jahrhundert«, in: Eberhard Lämmert u. a. (Hg.), *Regelkram und Grenzgänge. Von poetischen Gattungen*, München 1988, 38–48.
- Wagner, Alexander, »*Gleichweiß als wasser das feuer, also verlösche almuse die sünd*«. *Frühneuzeitliche Fürsorge- und Bettelgesetzgebung der geistlichen Kurfürstentümer Köln und Trier*, Berlin 2011.

- Wailes, Stephen, *The rich Man and Lazarus on the Reformation Stage. A Contribution to the Social History of German Drama*, London u. a. 1997.
- Waltenberger, Michael, »Zur anonymen Fortsetzung des Lazarillo (1555)«, in: Jan Mohr/Michael Waltenberger (Hg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014, 241–257.
- Walton, Douglas, *Ad Hominem Arguments*, Tuscaloosa/London 1998.
- Wander, Karl Friedrich Wilhelm (Hg.), *Sprichwörter-Lexikon*, Bd. 2, Leipzig 1870.
- Wolfram Washof, *Die Bibel auf der Bühne der Reformation. Exempelfiguren und protestantische Theologie im lateinischen und deutschen Bibeldrama der Reformationszeit*, Münster 2007.
- Watt, Ian, *Der bürgerliche Roman. Aufstieg einer Gattung. Defoe, Richardson, Fielding*, übers. von Kurt Wölfel, Frankfurt a. M. 1974.
- Wegmann, Thomas, »Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Markt. Literarisch*, Bern u. a. 2005.
- Weimann, Barbara, *Eine andere Bürgergesellschaft: Klassischer Republikanismus und Kommunalismus im Kanton Zürich im späten 18. und 19. Jahrhundert*, Göttingen 2002.
- Weiss-Schletterer, Daniela, *Das Laster des Lachens. Ein Beitrag zur Genese der Ernsthaftigkeit im deutschen Bürgertum des 18. Jahrhunderts*, Wien u. a. 2005.
- Wels, Volkhard, »Verborgene Theologie«, *Enthusiasmus und Andacht bei Martin Opitz*, in: *Daphnis* 36 (2007), 223–294.
- Wels, Volkhard, »Der theologische Horizont von Andreas Gryphius' *Absurda Comica*«, in: *Chloe* 40 (2008), 371–402.
- Wels, Volkhard, *Der Begriff der Dichtung in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2009.
- Wels, Volkhard, »Gelegenheitsdichtung« – Probleme und Perspektiven ihrer Erforschung. Einleitung«, in: Andreas Keller u. a. (Hg.), *Theorie und Praxis der Casualdichtung in der Frühen Neuzeit*, Amsterdam 2010, 9–33.
- Wels, Volkhard, *Kunstvolle Verse. Stil- und Versreformen um 1600 und die Entstehung einer deutschsprachigen »Kunstdichtung«*, Wiesbaden 2018.
- Wesche, Jörg, *Literarische Diversität. Abweichungen, Lizenzen und Spielräume in der deutschen Poesie und Poetik der Barockzeit*, Tübingen 2004.
- Wette, Wolfram (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Militärgeschichte von unten*, München u. a. 1992.
- Wetterer, Angelika, *Publikumsbezug und Wahrheitsanspruch. Der Widerspruch zwischen rhetorischem Ansatz und philosophischem Anspruch bei Gottsched und den Schweizern*, Tübingen 1981.
- Weydt, Günther, »Nochmal zum Schreibort Grimmelshausens – das dreifache Publikum«, in: *Simpliciana* 10 (1988), 331–348.
- Widder, Roman, »Der Pöbel als Gespenst des Volks«, in: Ute Holl/Claus Pias/Burkhardt Wolf (Hg.), *Gespenster des Wissens*, Zürich 2017, 417–422.
- Widder, Roman, »Kipper, Wipper, Pikaro. Akkumulation vs. Arbeit in Grimmelshausens *Verkehrter Welt*«, in: *Simpliciana* 40 (2018), 185–206.
- Widder, Roman, Art. »Bettler«, in: *Handbuch Literatur und Ökonomie*, hg. von Burkhardt Wolf und Joseph Vogl, Berlin 2019, 111–114.
- Widder, Roman, Art. »Bürgerliche Gesellschaft«, in: *Handbuch Literatur und Ökonomie*, hg. von Burkhardt Wolf und Joseph Vogl, Berlin 2019, 115–118.
- Widder, Roman, »Streit, Infamie, Hass: Figuren der Kritik im Fragmentenstreit«, in: Jürgen Brokoff/Robert Walter-Jochum (Hg.), *Hass/Literatur. Literatur- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu einer Theorie- und Diskursgeschichte*, Bielefeld 2019, 261–289.
- Widder, Roman, »Erzählen in Stücken: Bogenhonorar, Romanform und kleine Formate in der Frühen Neuzeit«, in: Pauline Selbig/Matthias Müller/Nils Ritter (Hg.), *Barock »en miniature«. Literarische Kleinformen im Barock und ihr Nachleben*, Berlin 2020 (im Erscheinen).

- Wiedemann, Conrad, »Vorspiel einer Anthologie. Konstruktivistische, repräsentative und anthologische Sammelformen in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts«, in: Joachim Bark/Dietger Pforte (Hg.), *Die deutschsprachige Anthologie. Band 2: Studien zu ihrer Geschichte und Wirkungsform*, Frankfurt a. M. 1969, 1–47.
- Wiedemann, Conrad, »Barocksprache, Systemdenken, Staatsmentalität. Perspektiven der Forschung nach Barners ›Barockrhetorik‹«, in: *Internationaler Arbeitskreis für Deutsche Barockliteratur: Vorträge und Berichte*, 2. Aufl. Hamburg 1976, 21–51.
- Wiedemann, Conrad, »Zur Schreibsituation Grimmelshausens«, in: Günther Weydt u. a. (Hg.), *Grimmelshausen. Dichter und Schultheiß*, Renchen 1976, *Daphnis* 5 (1976), 707–732.
- Wierlacher, Alois, *Das bürgerliche Drama. Seine Begründung im 18. Jahrhundert*, München 1968.
- Wiesner, Merry E., *Working Women in Renaissance Germany*, New Brunswick 1986.
- Williams, Raymond, Art. »Popular«; in: ders., *Keywords. A vocabulary of culture and society*, Neuausgabe Oxford 2015.
- Winzen, Kristina, *Handwerk – Städte – Reich. Die städtische Kurie des Immerwährenden Reichstags und die Anfänge der Reichshandwerksordnung*, Stuttgart 2002.
- Wissell, Rudolf, *Des Alten Handwerks Recht und Gewohnheit*, zweite, erweiterte und bearbeitete Ausgabe, hg. von Ernst Schraepfer, Bd. I, Berlin 1971.
- Wittmann, Reinhard, *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*, München 1991.
- Wodick, Wilibald, *Jakob Ayrers Dramen in ihrem Verhältnis zur einheimischen Literatur und zum Schauspiel der englischen Komödianten*, Halle 1912.
- Wohlfeil, Rainer, »Adel und Heerwesen«, in: Helmut Rössler (Hg.), *Deutscher Adel, 1555–1740*, Darmstadt 1965, 315–343.
- Wolgast, Eike, *Der gemeine Mann bei Thomas Müntzer – und danach*, Mühlhausen 2006.
- Wüthrich, Lucas Heinrich, *Matthaeus Merian d. Ä. Eine Biographie*, Hamburg 2007.
- Wood, Ellen Meiksins, *The Origin of Capitalism. A Longer View*, London 2002.
- Woodmansee, Martha »The Genius and the Copyright. Economic and Legal Conditions of the Emergence of the ›Author‹«, in: *Eighteenth Century Studies* 17/4 (1984), 425–448.
- Woodmansee, Martha, *The author, art, and the market. Rereading the history of aesthetics*, New York 1994.
- Wunder, Heide, »Er is die Sonn', sie ist der Mond.« *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992.
- Zappala, Michael, »The Lazarillo: Source – Apuleius or Lucian – and Recreation«, in: *Hispanofila* 97 (1989), 1–16.
- Zbrozchzyk, Markus, *Die preußische Peuplierungspolitik in den rheinischen Territorien Kleve, Geldern und Moers im Spannungsfeld von Theorie und räumlicher Umsetzung im 17.–18. Jahrhundert*, Diss. Bonn 2014.
- Zecevic, Patricia, *The speaking divine woman. López de Úbeda's ›La Pícaro Justina‹ and Goethe's ›Wilhelm Meister‹*, Oxford u. a. 2001.
- Zeiler, Eberhard, »Deutscher und aufrichtiger lieber Leser. Autor, Leser und Lesen des 17. Jahrhunderts im Kontext früher Rezeptions- und Wirkungsüberlegungen«, in: *German Studies in India* 5 (1981), 78–90.
- Zeisberg, Simon, *Das Handeln des Anderen. Pikarischer Roman und Ökonomie im 17. Jahrhundert*, Berlin/Boston 2019.
- Zeisberg, Simon, »Das verschimmelnde Geld des Pharao. Grimmelshausens Poetik zwischen Ökonomie und Natur«, in: Guillaume Garner/Sandra Richter (Hg.), »Eigennutz« und »gute Ordnung«. *Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert*, Wiesbaden 2016, 429–449.
- Zelle, Carsten, »Vernünftige Gedanken von der Beredsamkeit – Bodmers und Breitingers ästhetische Schriften und Literaturkritik«, in: Anett Lütteken/Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.),

- Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Göttingen 2009, 25–42.
- Zeller, Rosemarie, *Spiel und Konversation im Barock*, Berlin u. a. 1974.
- Zeller, Rosemarie, »Rhetorik der Schlachtbeschreibung. Lucan, Tasso, Sidney und Grimmelshausen«, in: *Simpliciana* 33 (2011), 159–180.
- Zeller, Rosemarie, »Nochmals ein Blick auf Erzähler- und Autorfiktionen in den Simplicianischen Schriften und im Pikaro-Roman«, in: *Simpliciana* 37 (2015), 63–81, 77.
- Zerwas, Hans-Jörg, *Arbeit als Besitz. Das ehrbare Handwerk zwischen Bruderliebe und Klassenkampf 1848*, Reinbek bei Hamburg 1988.
- Zeuske, Michael, *Sklavenhändler, Negerros und Atlantikkreolen. Eine Weltgeschichte des Sklavenhandels im atlantischen Raum*, Berlin/Boston 2015.
- Zückert, Hartmut, *Allmende und Allmendeaufhebung. Vergleichende Studien zum Spätmittelalter bis zu den Agrarreformen des 18./19. Jahrhunderts*, Stuttgart 2003.
- Zunhammer, Thomas, *Zwischen Adel und Pöbel. Bürgertum und Mittelstandsideal im Staatslexikon von Karl. v. Rotteck und Karl Theodor Welcker. Ein Beitrag zur Theorie des Liberalismus im Vormärz*, Baden-Baden 1995.
- Zumbusch, Cornelia, *Die Immunität der Klassik*, Berlin 2012.
- Zurbuchen, Simone, »Aufklärung im Dienst der Republik: Bodmers radikal-politischer Patriotismus«, in: Anett Lütteken/Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.), *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Göttingen 2009, 386–409.